

KAROLINA HALBACH

Die Wander sängerin

HISTORISCHER
ROMAN




BASTEI
LÜBBE

Karolina Halbach

DIE
WANDER-
SÄNGERIN

Historischer Roman



Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Originalausgabe

Copyright © 2012 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Textredaktion: Kai Lückemeier

Titelillustration: Woman in Love, 1856,

O’Neil, Henry Nelson / Private Collection /

Photo © Bonhams, London, UK/ Bridgeman Berlin;

View of the Charles Bridge from Krizovnicka Namesti,

from ›Sara Praha‹, Jansa, Vaclav / Private Collection /

Archives Charmet / Bridgeman Berlin

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München

Datenkonvertierung E-Book:

Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-1556-8

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www lesejury.de

MEINEM VATER,
EINEM WAHRLICH EHRENHAFTEN MANN,
DER VIEL ZU FRÜH VON UNS GEGANGEN IST

NOVEMBER 1267

Behutsam legte das Mädchen die Gänsefeder zur Seite und schüttelte das verkrampfte Handgelenk. Sie sah aus dem Doppelbogenfenster, das man schon in wenigen Wochen mit Stroh und hölzernen Läden gegen die Kälte des Winters abdichten würde, hinaus auf die Wahlenstraße. Ein Löwe mit Menschenkopf zierte den Schlussstein, das Wappen der Zandt, des Geschlechts ihrer Mutter. Pater David, eben noch tief über das Leseputz gebeugt und versunken in ein Pergament, hob den Kopf und sah zu ihr herüber. »Nun Arigund, ist es dir gelungen, die Schrift aus dem Griechischen zu übersetzen?«

Das Mädchen atmete tief durch und bemühte sich um einen bescheidenen Tonfall. Ihre Begeisterung für Griechisch und Latein hielt sich ziemlich in Grenzen. Sie mochte lebendige Sprachen, solche, die man auch sprechen konnte: Italienisch, Französisch oder Tschechisch. Die konnte man gut brauchen, wenn der Vater einmal Gäste aus den Städten beherbergte, mit denen er Handel betrieb. Was dagegen sollte sie mit Latein und Griechisch anfangen? Ihr Hauslehrer war in diesen Dingen leider unnachgiebig. Doch vielleicht konnte sie ihn diesmal überlisten?

»Pater, Ihr habt mir doch versprochen, dass wir heute diesen neuen Choral anstimmen – zum Lobpreis Christi.«

Der Prior sah sie aus ernsten blauen Augen an, strich sich die Kutte zurecht und runzelte die Stirn.

»Zum Lobpreis des Herrn, mein Kind, oder weil du erhoffst, der Weisheit des Aristoteles zu entgehen?«

»Ich habe es so gut gemacht, wie ich konnte, doch die Übersetzung war ziemlich schwierig. Nach einem Lied würde es mir bestimmt leichter fallen, mich zu sammeln und die richtigen Worte zu finden.«

Der Mönch lächelte in seinen Bart hinein. Dieses DeCapella-Mädchen blieb selten eine Antwort schuldig. Wäre sie als Junge geboren, stünde ihr gewiss eine große Zukunft im Fernhandel offen. Fragend schaute das Mädchen den Prior an. Diese Augen, diese dunklen, fast schwarzen Augen, umrahmt von einem Kranz ungebüdiger, tief dunkelbrauner Haare, die einer Madonna würdig waren und die kleine, zierliche Statur waren ein Erbe von Arigunds Vater, dem Venezianer. Aber den klugen Kopf hatte das Kind eindeutig von der mütterlichen Seite. Das Geschlecht der Zandts war in Regensburg angesehen. Arigunds Großvater war ein außerordentlich einflussreicher Mann und hatte in seinem Leben wohl so alles erreicht, was ein Bürger Regensburgs mit Gottes Hilfe und einem schnellen Verstand erlangen konnte. Seine Tochter, Arigunds Mutter, hätte dem DeCapella sicher prächtige Söhne geschenkt. Aber leider hatte Gott der Herr in seinem unerforschlichen Ratschluss die Frau Anna Barbara schon kurz nach der Geburt ihrer Tochter zu sich genommen. Was für ein Verlust!

»Na gut«, gab der Priester nach. »Leg die Feder beiseite! Ich werde mir das Pergament später ansehen.«

Seine Sandalen schlurften über den Holzboden, als er zu ihr herüberkam. Für den hübschen Wandteppich und den venezianischen Spiegel hatte er keinen Blick übrig. Als Bettelmönch hatte er

den weltlichen Dingen entsagt, und sie interessierten ihn tatsächlich nicht, außer sie hatten mit der Entwicklung seines Minoritenklosters zu tun. Dies war auch der maßgebliche Grund, warum er sich die Mühe machte, das Patriziermädchen zu unterrichten. Schließlich zählte ihr Vater zu den wichtigsten Förderern seiner ständig wachsenden Bruderschaft.

Pater David von Augsburg liebte jedoch die Musik. Er war davon überzeugt, dass die menschliche Stimme, insbesondere wenn sie geschult und zu seinem Lobpreis angestimmt wurde, Gott den Herrn erfreue. Und hier war er auf eine unvermutete Begabung seiner jungen Schülerin gestoßen! Denn auch wenn natürlich Knabenchöre an Reinheit und Klang nicht zu übertreffen waren, musste er zugeben, dass dieses DeCapella-Mädchen eine angenehme Stimme besaß. Es machte Freude, mit ihr zu singen.

Schon im Gehen stimmte der Pater ein paar Töne an. Er hatte einen volltönenden Bariton, um den ihn viele Brüder beneideten, und er hatte gelernt, seinen ganzen Körper bei der Erzeugung der Töne zu nutzen. Arigund sang zwar noch im hellen Sopran eines Kindes, zart anzuhören und unschuldig wie eine Lerche am frühen Sommermorgen, aber es gelang ihr jetzt schon, die Technik seines Gesangs nachzuahmen. Zudem hatte sie ein gutes Gehör, und so dauerte es auch diesmal nicht lange, bis sie die Melodie erfasste. Gleich in der zweiten Strophe stimmte sie in seinen Gesang ein. Behutsam führte der Mönch das Mädchen durch die schwierigen Passagen des Liedes.

Doch dann hielt Arigund unvermutet inne.

»Pater David, ich bitte um Entschuldigung, aber ich glaube, wenn ich diese Stelle etwas tiefer singe, dann würde sie noch besser klingen. Und vor dem ›Ave Maria‹ sollten wir eine kleine Pause einlegen. Der Lobpreis der Jungfrau fände dann mehr Beachtung.«

Lächelnd nickte der Mönch.

»Nun dann, versuche es. Ich werde lauschen und dir sagen, was ich darüber denke.«

Während Arigund sang, öffnete sich leise die Türe. Ein kleiner Mann trat vorsichtig in den Raum. Obwohl er sich schlicht kleidete, konnte niemand Zweifel an seinem Wohlstand hegen. Das Tuch war von einem Könner gewebt und von feiner Wolle. Und auch das Wohnhaus des Antonio DeCapella zeugte von Reichtum. Erst im letzten Jahr war der neue Turm seiner Residenz in der Wahlenstraße fertiggestellt worden. Fast wagemutig zog er so mit der Familie Zandt auf gleiche Höhe.

Der Kaufmann wartete, bis seine Tochter geendet hatte und begrüßte den Mönch dann freundlich: »Gott zum Gruße, Pater David. Wie ich höre, studiert ihr gerade mit meiner Tochter ein neues Lied ein.«

Der Mönch vernahm den etwas missbilligenden Unterton. In letzter Zeit schien der Kaufmann zunehmend unzufrieden mit den Fortschritten seiner Tochter, so als ginge ihm alles nicht schnell genug. Dabei lernte das Mädchen fleißig. Aber schließlich war sie noch ein Kind.

»Wir sind gerade mit den Übungsstunden fertig geworden. Arigunds Griechisch verbessert sich. Sie liest es flüssig und macht nur noch wenige Fehler beim Schreiben.«

»Das Griechische, aha, und wie steht es mit dem Rechnen?«

Wieder war der Tonfall bohrender, als es der Mönch von DeCapella gewohnt war.

»Eure Tochter, Herr, scheint mir ungewöhnliches Talent fürs Kaufmännische zu haben. Die Anzahl von Regensburger Pfennigen in einem Krug könnte sie allein an seinem Gewicht bestimmen.«

Zufrieden strich der Kaufmann seiner Tochter über den Lockenkopf. »Mia cara, deine Übungsstunden sind für heute beendet. Lass mich kurz mit dem Prior allein.«

Gehorsam packte das Mädchen seine Utensilien zusammen, knickste kurz und schloss dann die Türe hinter sich.

Antonio DeCapella wartete, bis er hörte, wie sich die Schritte seiner Tochter entfernten.

»Mein lieber Pater David«, hob er dann an, »ich möchte Euch um einen Dienst bitten.«

Der Pater runzelte die Stirn. Es kam nicht oft vor, dass ihn einer der reichen Kaufleute um etwas bat. Meistens war es eher umgekehrt.

DeCapella nagte an seiner Unterlippe, studierte fahrig das Pergament, in dem der Pater vorhin gelesen hatte, und meinte dann: »Ich werde mich erneut vermählen und möchte die Einsegnung gern in Eurer Klosterkirche vollziehen.«

Die Falten auf der Stirn des Paters glätteten sich. Eine Hochzeit – wie erfreulich!

»Es soll der Schaden der Bruderschaft nicht sein«, setzte der Kaufmann eilig hinzu.

Das klang nach einer großzügigen Spende. Im Geiste ging der Pater die notwendigen Renovierungsarbeiten an der Kapelle durch. Ihm fiel da so manches ein. »Selbstverständlich, Herr, wenn Ihr den Segen des Herrn wünscht, so werden wir ihn gern für Euch erbitten! Wann soll die Hochzeit denn stattfinden?«

»Im nächsten Jahr.«

»Und darf ich fragen, wen Ihr Euch zur Frau erkoren habt?«

Diesmal schien der Patrizier herumzudrucksen. Der Mönch wunderte sich. Ein Mann wie DeCapella würde sicher keine Ehe eingehen, die nicht standesgemäß wäre. Da gab es andere Möglichkeiten, sich die Gunst einer Frau zu erwerben. Selbst ein Bischof ging ins Frauenhaus, um sich seiner unguten Säfte zu entledigen. Pater David ließ dem Kaufmann Zeit und hob einen

Becher frisches Brunnenwasser an die Lippen. Schließlich stieß DeCapella den Namen hervor: »Katharina Thundorf.«

Der Mönch hätte um ein Haar das Wasser wieder ausgespuckt. Das war wahrlich eine Überraschung.

»Katharina Thundorf?«, wiederholte Pater David ungläubig. Er hätte weit eher angenommen, dass DeCapella sich erneut ein Weib aus der Familie Zandt suchen würde, was aus Sicht des Familienfriedens geschickter gewesen wäre. Eine Thundorferin zu heiraten, das war mutig, nein, waghalsig. Die Zandts und Thundorfs, obwohl beide im Rat vertreten, waren schon seit Generationen verfeindet.

DeCapella knetete nervös seine Finger. »Ja.«

Es entstand eine weitere Pause. »Wisst Ihr, Pater, es ist eine gute Frau, eine Witwe.«

»Sicher. Sie ist das älteste der Thundorf-Kinder und heiratete mit dreizehn einen Fernhandelskaufmann in Augsburg. Im letzten Jahr raffte ihn die Schwindsucht dahin.«

»Das Trauerjahr ist bereits verstrichen.«

»Aber es könnte andere Probleme geben. Die Zandts ...«

»Das lasst meine Sorge sein!«, unterbrach ihn DeCapella hastig. »Ich mache mir Gedanken um Arigund. Was wird sie zu einer Stiefmutter sagen?«

»Es ehrt Euch, Herr, dass Ihr Euch Gedanken um das Wohl Eurer Tochter macht. Andererseits, sie ist ein Mädchen und wird das Haus über kurz oder lang sowieso verlassen.«

»Sie wird vierzehn.«

»Richtig, vielleicht ein wenig zu alt, um sie zur Erziehung fortzugeben.« Der Pater kraulte nachdenklich seinen Bart und fuhr dann fort: »Und noch nicht alt genug für eine Heirat.«

Der Kaufmann nickte. »Selbst wenn: Die Ehe müsste wohlbedacht sein. Der alte Zandt steht ihr sehr nah. Es wird schwierig werden, seinen Ansprüchen zu genügen.«

»Dann lasst ihn doch die Ehe arrangieren.«

»Himmel, nein! Ich habe nur dieses Kind. Die Ehe muss wohlbedacht sein. Falls mir die Thundorferin keinen Sohn schenkt, darf das Haus DeCapella nicht in falsche Hände geraten.«

Unschlüssig wiegte der Pater den Kopf und begann auf und ab zu schreiten. Die Ledersandalen klatschten auf den Holzboden.

»Arrangiert eine Ehe, die über ihrem Stand ist, möglichst mit einem Adelsherrn.«

DeCapella lächelte. »Gegen so eine Hochzeit könnte der alte Zandt tatsächlich kaum Einwände vorbringen. Der Kaufmann kratzte sich am Kinn und fuhr dann nachdenklich fort: »Aber welcher Edelfreie will schon unter Stand heiraten, auch wenn man es mit dem Verlust der Titel und Güter nicht mehr so streng nimmt wie früher?«

»Für einen reichen Fernhandelskaufmann wäre es zu bewerkstelligen, wenn man es geschickt einfädelt. Die Herren Ritter neigen zur Völlerei und haben kein rechtes Verhältnis zum Geld ...«

»Und der Fürstbischof?«, wandte DeCapella ein.

»Ich als Prior könnte ein gutes Wort für Euch einlegen, Herr. Schließlich seid Ihr ein bedeutender Gönner unseres Klosters.«

Ein wohlwollendes Lächeln huschte über DeCapellas Gesicht. Er schien genau auf diese Zusage gehofft zu haben. Doch dann verdunkelte sich seine Miene erneut.

»Wird man sie denn gut behandeln? Die Ritter scheinen mir recht raubeinig. Sie ist ein Stadtkind und an Freiheit gewöhnt.«

Pater David zuckte die Schultern. »Sie ist ein Mädchen und wird sich ihrem Schicksal fügen. Es wäre allerdings von Vorteil, ein Haus zu wählen, mit dem wir Regensburger in Burgfrieden leben.

Nicht, dass aus einer Zwistigkeit der Adelsherren am Ende Euer Fleisch und Blut zu einem Unterpand würde.«

DeCapella winkte ab. Als hätte er vor, seine Tochter einem dieser Raubritter zu geben, die ständig versuchten, seine Agenten zu erschlagen!

»Ich werde einen Gefallen einfordern«, erklärte er dem Abt. »Die Brennberger stehen in meiner Schuld – und meine Tochter ist nicht schlechter als jedes der adligen Mädchen, das an ihrem Hof erzogen wird ...«

»Die Burg der Truchsesse?«, fragte der Mönch streng. »Aber die Herrin der Burg ... führt einen Minnehof!«

DeCapella fuhr auf. »Und was ist daran schlecht? Ich hörte, sie empfängt die berühmtesten Troubadoure. Arigund wird ihren musikalischen Neigungen weiter nachgehen können.«

»Aber ... aber ... sie wird nicht nur singen und die Laute schlagen lernen. Sie wird ... tanzen! Und sie wird mit ... äh ... mit Männern zusammenkommen.«

Pater David druckste herum. Wie viele Kirchenmänner missbilligte er die neue Mode, die Edelfräulein und jungen Ritter an den Fürstenhöfen nicht mehr streng voneinander getrennt aufwachsen und lernen zu lassen. Adelsfreie wie die Herrin von Burg Brennborg unterwiesen Mädchen und Jungen im höfischen – minniglichen – Umgang miteinander. Dazu gehörten der gemeinsame Genuss von Musik, Tanz und Dichtung. An Minnehöfen waren Troubadoure ebenso willkommen wie starke Kämpfer – und das Idealbild des modernen Ritters vereinigte beide Tugenden. Doch DeCapella ließ keinen Einwand gelten.

»Die Herrin von Brennborg wird es wohl schaffen, diese Kontakte im Rahmen schicklicher Formen zu halten«, bemerkte DeCapella streng. »Ihr wollt sicher weder meiner Tochter noch der Edelfrau mangelnde Tugend unterstellen?«

Der Pater schüttelte den Kopf. Die Sache war offensichtlich sowieso schon beschlossen.

»Dann werde ich die Hochzeitszeremonie mit meinen Brüdern besprechen.« Er machte eine segnende Geste und schritt zur Tür. Er hatte sie fast erreicht, als ihm der Kaufmann nachrief: »Prior, ich bin Euch sehr zu Dank verpflichtet, dass ihr Euch in den letzten Jahren so hingebungsvoll der Ausbildung meiner Tochter gewidmet habt, und ich würde – wenn Eure Zeit es erlaubt – sie bis zu Arigunds Abreise, sagen wir zu Mariä Himmelfahrt, auch gerne weiterführen. Danach ..., nun, ich hoffe, ich kann für einen möglichen Erben mit meiner neuen Frau auf Euch zählen?«

»Gewiss«, antwortete der Geistliche knapp. Doch dann wandte er sich noch einmal um: »Ihr müsst mir nicht danken. Ich habe Arigund gern unterrichtet, für ein Mädchen ist sie ein aufgewecktes Kind. Ich hoffe, Gott wird auch weiterhin über sie wachen.«

MÄRZ 1268

Annelies fand Arigund mit hochrotem Kopf in einer Ecke ihrer Kammer kauern.

»Herrin, was ist denn passiert?«, fragte die Zofe besorgt, doch sie ahnte bereits, dass es wieder Ärger mit dem Herrn DeCapella gegeben hatte. In den vergangenen Wochen war er oft ungeduldig mit seiner Tochter und fuhr sie wegen jeder Kleinigkeit an.

»Ich habe mich verrechnet, nur um einen einzigen Pfennig!«, zischte die Patriziertochter gekränkt. »Weißt du, was er gesagt hat?«

Annelies schüttelte den Kopf.

»Fehler können sich nur die Bettler vor dem Dom erlauben. Mach so weiter, und du landest genau da!«

Im nächsten Moment begann das Mädchen hemmungslos zu weinen. Hilflos stand Annelies daneben und wusste nicht, ob sie Trost spenden oder Aufmunterung geben sollte. In letzter Zeit war Arigund schwer einzuschätzen. Die Köchin meinte, das läge daran, dass die junge Herrin zur Frau reifte. Dann hatte Annelies eine Idee. Auf flinken Füßen eilte sie in die Küche hinunter und erbat von der Köchin ein Glas warmer, mit Honig gesüßter Milch. Sie fand Arigund bei ihrer Rückkehr regungslos an derselben Stelle, noch immer in Tränen aufgelöst. Behutsam berührte die Zofe ihre junge Herrin an der Schulter.

»Schaut einmal, was ich Euch gebracht habe. Süße Milch, die mögt Ihr doch so gerne.«

Arigund sah auf. Ihre Augen waren rot und verquollen, aus ihrer Nase lief der Rotz. Die Zofe stellte den Becher neben ihrer Herrin ab, sprang auf und fischte nach einem Stofftaschentuch aus der Truhe neben Arigunds Bettstatt. Sie reichte es ihrer Herrin. Die griff nach dem fein bestickten Leinentuch und schnäuzte zweimal kräftig hinein, dann nahm sie einen tiefen Schluck aus dem Becher. Annelies hockte sich neben sie. Unaufgefordert begann sie Arigunds Haar zu bürsten. Das beruhigte ihre Herrin normalerweise immer.

»Das war so gemein«, flüsterte Arigund nach einer Weile des Schweigens, »und man konnte es bis in die Schreibstube hören. Das hat er mit Absicht gemacht. Bestimmt lachen dort jetzt alle über mich.«

»Aber nein«, versicherte Annelies. »Schaut einmal, der Herr DeCapella liebt Euch mehr als sein Leben. Er will nur Euer Bestes. Deshalb ist er so streng.«

»Aber ich gebe mir wirklich Mühe, und trotzdem mache ich alles falsch«, seufzte Arigund.

»Schaut, Ihr seid doch noch jung. Es ist ganz unmöglich, dass Ihr genauso gut schreibt und rechnet wie die Männer der Schreibstube. Die machen das schon seit vielen Jahren. Zudem höre ich von denen nur anerkennende Worte über Euch.«

»Und Pater David ist auch dauernd unzufrieden mit mir. In der letzten Schrift sind mir drei Fehler unterlaufen. Er war so wütend, dass die Ader auf seiner Stirn ganz dick geworden ist. Ich fürchtete beinahe, sie würde platzen.«

»Pater David gibt Euch aber auch viel zu schwierige Texte.«

Unglücklich schüttelte das Mädchen den Kopf. »Nein, ich habe einfach kein Talent fürs Griechische.«

»Dafür habt Ihr die Stimme einer Nachtigall. Ihr könnt jeden jungen Herren in Regensburg mit Eurem Gesang verzaubern und ins Paradies entführen.«

Sofort begannen Arigunds Tränen zu trocknen und ihre Augen wieder zu leuchten. »Du meinst wie Circe, die Tochter des Sonnengottes, die es vermochte, mit ihrer Stimme Wölfe und Bären zu zähmen?«

Annelies nickte eifrig, auch wenn sie sich schwerlich vorstellen konnte, dass ein hungriger Wolf sich ernsthaft von bloßem Gesang besänftigen ließ. Bei Männern dagegen mochte das Arigund schon gelingen – vorausgesetzt, sie schwenkte dabei ein wenig die Hüften. Das jedenfalls behauptete Annelies' Cousine Magda, die im Hause DeCapella als Küchenmagd diente.

»Ach, ich wünschte, ich würde tatsächlich auf Circes Insel leben, das wäre ein Traum! Du würdest doch mitkommen, oder?«

»Natürlich, wer würde nicht gerne Männer, wenn sie unliebsam werden, in Schweine verwandeln?«

Annelies kannte die Geschichte, die Arigund mit dem Prior studiert hatte. Noch gestern hatten die beiden darüber gekichert. Die Zofe musste bei dem Gedanken wieder schmunzeln und steckte Arigund mit ihrer Fröhlichkeit an.

»Männer können aber auch ganz schön verlockend sein«, meinte das Kaufmannsmädchen. Es zwinkerte Annelies zu, und die wusste genau, auf was – beziehungsweise auf wen – ihre Herrin anspielte. Annelies aber tat ganz unschuldig und meinte: »Das kann ich mir kaum vorstellen. Die meisten Männer, die ich kenne, hätte Circe augenblicklich verzaubert.«

»Also, der Mann, den ich mal heirate, der muss von nobler Gesinnung sein, gerecht und aufrecht. So jemand wie König Artus, ein Ritter. Aber natürlich muss er auch Geld haben.«

»Ich fürchte, da werden wir noch eine Weile warten müssen, bis uns so einer angetragen wird. Und bis dahin könnt Ihr Euch von Eurem Vater verwöhnen lassen.«

Annelies deutete auf das Kleid aus feinstem byzantinischen Tuch, das Herr DeCapella von seinem italienischen Hausschneider für seine Tochter hatte anfertigen lassen. Doch Arigund zeigte sich nach wie vor unversöhnlich. »Das hat er doch nur gemacht, damit ich die Kröte mit seiner Hochzeit schlucke.«

Annelies überlegte, wie viele Kleider sie selbst wohl im Schrank hätte, wenn sie für jede »Kröte«, die sie hatte schlucken müssen, eines bekommen hätte. Vielleicht gar ein solches, wie es da lag. Es war in Meister Pedros Werkstatt angefertigt worden, und der war in ganz Regensburg für sein Geschick mit Nadel und Faden bekannt.

Die Zofe griff behutsam nach der aufwendig gearbeiteten Brüsseler Spitze, die Kragen und Ärmel des Gewandes zierte. Sie war mit Glasperlen bestickt, genug, um den Reichtum des Hauses DeCapella zu bezeugen, aber nicht so viel, um anmaßend zu wirken. Annelies liebte es, mit den teuren Stoffen und Spitzen zu hantieren, und sie hatte Talent dafür, wie man Kleidung geschickt zusammenstellte. Ihre Mutter hatte es sie einst gelehrt, damals, als der Vater noch als Tuchhändler hatte arbeiten können. Das waren gute Zeiten gewesen. Doch dann war der Vater krank geworden und die Familie hatte Hunger gelitten. Schließlich hatte Annelies die Stelle im Haus der DeCapellas angetreten. Seither wurde sie zumindest täglich satt.

»Sei es, wie es sei, Ihr werdet wunderschön darin aussehen, Herrin. Wisst ihr eigentlich schon, wer alles zum Fest kommen wird?«

Im Grunde kannte die Magd die Antwort selbst. Seit Monaten bot die Gästeliste den Bediensteten Gesprächsstoff, wenn sie sich zum Nachtmahl in der Küche versammelten. Annelies, eigentlich ein scheues Mädchen, das nicht gerne im Mittelpunkt stand, wurde von den anderen oft

mit Fragen bedrängt. Wer denn alles käme und ob vielleicht bei dieser Gelegenheit auch nach einem Bräutigam für die Tochter des Hauses Ausschau gehalten werde? Ob Annelies die Zukünftige des Herren DeCapella bereits zu Gesicht bekommen habe und ob sie wirklich so streng sei, wie sich alle erzählten? Normalerweise senkte Annelies dann immer den Kopf und zuckte mit den Schultern. Sie tratschte nicht über ihre Herrschaft – höchstens ein wenig mit Magda, aber da gab es derzeit ein ganz anderes Thema. Annelies lächelte versonnen in sich hinein und hätte fast nicht mitbekommen, dass sich Arigund tatsächlich auf das Ablenkungsmanöver einließ.

»Alle großen Häuser Regensburgs werden da sein und natürlich auch deren Söhne«, verkündete sie.

»Und vielleicht Euer zukünftiger Gatte?«, neckte Annelies.

Arigund kicherte. »Hast du da einen bestimmten im Sinn? Etwa den schielenden Kirschensteiner Buben?«, erwiderte sie keck.

»Ich dachte da mehr an den jungen Herren Schierling«, schlug Annelies vor.

»Bist du wirre? Den müsste ich ja hinter einem Schleier verstecken. Als ich ihn zuletzt sah, hatte er lauter rote Pusteln im Gesicht.«

»Ah, ich verstehe, Euch steht eher der Sinn nach einem aufgeweckten Italiener. Einem Troubadour vielleicht?« Annelies machte eine Bewegung, als schläge sie die Laute.

»Ich fürchte, die Söhne der Venezianer, die mein Vater geladen hat, taugen nicht einmal als Gondoliere.«

»Aber wohlhabend wären sie schon.«

»In der Tat. Das kann man ihnen nicht absprechen.« Arigund nickte desinteressiert. Sie brauchte sich um den Reichtum ihres künftigen Gemahls nicht zu sorgen. In der Bekanntschaft ihres Vaters gab es keine armen Schlucker.

»Ihr solltet auf jeden Fall versuchen, ihnen vorgestellt zu werden, bevor eine Thundorferin Euch den Kavalier wegschnappt.«

Arigund verzog die Lippen zu einem Schmollmund. »Die fehlen ja nie, wenn sie einen fetten Happen riechen.«

»Bei diesem Fest können sie schwerlich fernbleiben«, versuchte die Magd zu scherzen, »wo der Herr DeCapella doch die Herrin Katharina heiratet.«

Arigund schaute drein, als habe sie Zahnschmerzen.

»Diese Thundorferin mit ihrem Pfannkuchengesicht! Wäre sie nicht aus einflussreichem Hause, käme eine Verbindung mit ihr nie in Frage.«

»Natürlich reicht die Frau Katharina nicht im Entferntesten an die Schönheit und Würde Eurer Mutter heran«, beschwichtigte Annelies.

Anna Barbara Zandt war Arigunds Vorbild. In den Handelshäusern Regensburgs wurde der Name ihrer Mutter auch heute noch mit großer Achtung genannt, und in so mancher Gesindeküche munkelte man, dass das Haus DeCapella seinen Aufstieg in Regensburg nicht so sehr dem kaufmännischen Talent des Herrn als vielmehr den Verbindungen und dem Verhandlungsgeschick seiner Gemahlin zu verdanken habe. Von seiner neuen Frau erhoffte sich der Herr DeCapella sicher Ähnliches. Schließlich war die Patrizierburg der Thundorfer in der Gesandtenstraße in den letzten Jahren stetig gewachsen. Die Köchin hatte deshalb gemeint, dass die Katharina Thundorf, auch wenn bereits Witwe und gewiss nicht halb so angenehm wie die Anna Barbara Zandt, eine gute Partie war. Herr DeCapella besäße zweifellos ein glückliches Händchen in Heiratsangelegenheiten.

»Mein Onkel fährt auf einem der Thundorfer Donauschiffe«, meinte Annelies zaghaft. »Er sagt,

man würde sie nur mit erlesenen Waren beladen.«

»Papperlapapp, Dienstbotengeschwätz!«, herrschte Arigund sie an. »Die Thundorfs biedern sich den Wittelsbachern an. So verdienen sie ihr Geld, nicht mit ehrbarem Fernhandel. Ein wahrer Regensburger Kaufmann ist ein freier Bürger, frei im Geist und nur dem Kaiser zu Diensten.«

Annelies zuckte zusammen. Das konnte ja heiter werden. Wenn Arigund sich mit solchen Äußerungen nicht zurückhielt, würde sie sich rasch den Zorn der Katharina Thundorf zuziehen. Schließlich brachte die ihre eigenen Dienstboten mit, und die würden ihrer Herrin so etwas augenblicklich zutragen. Auch Annelies würde in Zukunft noch vorsichtiger werden müssen. Zwar war sie keine Unfreie, doch sie hatte noch einige Jahre als Zofe vor sich, bis sie mit einer angemessenen Aussteuer nach Hause zurückkehren und eine Hochzeit in Erwägung ziehen konnte. Sie hätte es lieber gehabt, wenn bis dahin alles beim Alten geblieben wäre.

APRIL 1268

Kerzengerade verharrte Arigund auf einem Hocker und ließ die langwierige Ankleideprozedur über sich ergehen. Zwei Glockenschläge später, als die Zofe ihr Werk vollendet hatte, war das Mädchen kaum wiederzuerkennen. Gekleidet in dunklen Brokat, mit feinen Strümpfen und Schuhen aus weichem Ziegenleder, wirkte Arigund so nobel wie eine Prinzessin. Die nun zur Raison gebrachten Haare wurden gekrönt von einem Reif aus Ebenholz, dem Schappel, das dem nahezu durchsichtigen Schleier Halt bot. Die feine Spitze bedeckte Arigunds für hiesige Mädchen etwas zu dunklen Haare und ihren braunen Teint. Nur die schwarzbraunen Augen blitzten nach wie vor höchst undamenhaft.

»Herrin, ihr seid wunderschön«, hauchte Annelies.

Arigund zwinkerte ihrer Magd zu. »Sag ich doch!«, kokettierte sie. »Mein Vater wird mit Stolz auf mich blicken.«

Beschwingt stieg Arigund die Treppe zur großen Halle herunter. Im Eingang zum Festsaal entdeckte sie ihren Vater – bereits im Hochzeitsgewand – im eifrigen Gespräch mit zwei hünenhaften Männern. Arigund erkannte die Adelsfreien von Brennborg, Herren der gleichnamigen Burg. Der schwarze Waffenrock mit rotem Blitz kennzeichnete sie als Ritter von hohem Rang. Arigund hatte Pater David gut zugehört, als er ihr die Regensburger Adelshierarchien erklärte. Für ihren Vater musste es eine große Ehre sein, dass der Fürstbischof seinen Truchsess gesandt hatte. Nur selten kam ein Ritter zur Hochzeit eines bürgerlichen Kaufmanns. Arigund hatte nur eine vage Vorstellung vom Leben der Ritter. Hier in der Stadt hielt man sie für unzivilisierte Gesellen, die darauf aus waren, den Kaufleuten Geld und Waren abzunehmen oder sie sogar zu ermorden. Pater David jedoch schilderte sie ihr in den glühendsten Farben. In seinen Geschichten waren Ritter noble Männer mit edler Gesinnung, die den Heiligen Gral bewachten. Arigund näherte sich zögernd, um festzustellen, in welche der beiden Kategorien die Brennborg wohl fielen. Von hier oben war das allerdings schwer auszumachen. Ob es schicklich war, die Ritter zu begrüßen? Andererseits waren die Brennborg seit Langem Kunden des Handelshauses DeCapella. Und so behandelte Arigunds Vater sie nun auch: höflich, aber nicht unterwürfig. Zwar mied der Kaufmann den direkten Blickkontakt zu den Rittern, aber er hatte sich immerhin auf die zweitunterste Treppenstufe gestellt. Der kleine Mann befand sich somit nur knapp unter Augenhöhe der Hünen, und er sprach laut und gestikulierte lebhaft – auch dies nicht unbedingt angemessen im Umgang mit Adeligen.

»So leid es mir tut, Euer Gnaden, aber ich muss darauf bestehen, dass die Außenstände umgehend ausgeglichen werden«, hörte das Mädchen ihren Vater sagen. »Über der Schwertleite Eures Sohnes ist bereits der Winter vergangen, und kein einziger Regensburger Pfennig wurde unserem Hause übergeben.«

»Ihr werdet doch wohl auf das Ehrenwort eines Ritters vertrauen«, grollte der Brennborg. »Ihr werdet Euer Geld schon bekommen.«

»Ich bedauere außerordentlich, aber auch ich stehe in der Pflicht. Die Venezianer überlassen mir den Brokat nicht für gute Worte, sondern nur gegen klingende Münze. Wir rüsten zum

Marienfeiertag ein Schiff. Bis dahin kann ich Euch Frist gewähren, danach jedoch müsste ich mich an den Fürstbischof wenden.«

Die Schwerthand des Ritters zuckte. Arigund unterdrückte einen Aufschrei und trat zurück in den Gang. Dabei stieß sie gegen eine Vase, die klirrend zu Boden fiel. Ihr Vater sah zu ihr hoch. Der Ausdruck auf seinem Gesicht, eben noch angespannt, änderte sich sofort. Ein Strahlen ließ seine dunkelbraunen Augen leuchten. Er breitete die Arme aus und kam seiner Tochter entgegen.

»Madonna, mia cara«, raunte er. »Du blendest uns mit deiner Schönheit.« Er deutete einen Handkuss an und geleitete sie dann die Stufen hinunter.

»Hohe Herren, darf ich Euch meine Tochter Arigund vorstellen. Arigund, verneige dich vor dem Truchsess des Bischofs, Herrn Reimar von Brennborg, und seinem Sohn Wirtho.«

Das Mädchen beugte den Nacken und versank in einem angemessen tiefen Knicks. Der Geruch von Pferdeschweiß und Bier stieg ihr in die Nase. Zwischen den Wimpern hindurch blinzelte sie die beiden Ritter an. Mächtige Gestalten waren das, Furcht erregend mit ihren seitlich gegürteten Schwertern. Niemand sonst in Regensburg würde ihrem Vater in seinem eigenen Haus derart herrisch gegenüberreten. Der Truchsess musste in der Tat ein mächtiger Mann sein. Es war mutig von ihrem Vater, so unnachgiebig auf seinen Forderungen zu beharren. Arigund bemerkte den abschätzenden Blick des Burgherren.

»Ein wenig kleinwüchsig, das Mädchen. Wie alt bist du, Kind? Acht? Neun?«

Arigund versank noch mehr. Ja, sie war von kleiner, schwächerer Gestalt, genau wie ihr Vater. Aber das konnte doch noch werden!

»Sie vollendete im Februar das vierzehnte Lebensjahr und ist unserem Haus bereits eine große Stütze im Kontor«, pries DeCapella seine Tochter an.

»Im Kontor? So wird sie von einem Schreiber unterrichtet?«

»Ihr Lehrer ist Bruder David von Augsburg, der Prior des Minoritenklosters. Sie kann hervorragend rechnen und ist dabei, sich in die Bücher einzuarbeiten.«

»Ach, sind das die Aufgaben der Damen in einem städtischen Kaufmannshaus?«

»Je früher man den Wert des Geldes schätzen lernt, desto weniger leichtfertig gibt man es später aus.«

Wenn auch in Demut vorgetragen, so war dies eindeutig eine Spitze gegen den Truchsess, dessen schlechtes Zahlungsverhalten in Patrizierkreisen legendär war. Kaum ein Kaufmann gab ihm noch Kredit.

Der Truchsess zog entsprechend die buschigen Augenbrauen hoch. »Nun, hat sie denn auch weibliche Qualitäten?«

»Gewiss, sie kann nicht nur mit der Feder zaubern. Euer Gnaden werden in ganz Regensburg niemanden mit einer schöneren Stimme finden. Ihr Gesang ähnelt dem einer Nachtigall im Sommerwind.«

Reimar von Brennborg antwortete mit etwas, was genauso gut ein Husten- wie ein Lachanfall sein konnte. Arigund knirschte mit den Zähnen und ballte die kleinen Fäuste. War sie eben noch ganz aufgeregt gewesen, einem echten Ritter zu begegnen, so machte sich in diesem Moment ihr italienisches Temperament bemerkbar. Mochte der alte Schwarzbart sich über ihre Figur lustig machen, aber ihren Gesang ließ sie von niemandem in Abrede stellen. Sie dachte gerade noch darüber nach, ob es unzüchtig wäre, das Wort an den Ritter zu richten, als ein Bediensteter am Hauseingang erschien und meldete, dass die Kutschen zur Kirche bereitstünden. Der Truchsess nickte unwillig und verabschiedete sich. Arigunds Vater griff nach den Mänteln und warf seiner Tochter einen liebevollen Blick zu. Sie würde heute in einer anderen Kutsche sitzen.

Als Arigund die Karosse bestieg, bemerkte sie verwundert, dass sich bereits eine Person darin befand. Das helle Haar und die füllige Figur zeichneten sie als eine Thundorferin aus. Und tatsächlich: »Hildegard, deine neue Stiefschwester«, stellte die Fremde sich vor. »Du musst Arigund sein.«

Überrascht musterte Arigund ihre Gesellschaft. Sie hatte nicht erwartet, so schnell ihrer neuen Verwandtschaft gegenüberzustehen. Sie zögerte einen Moment zu lange, bevor sie Hildegard die Hand reichte.

»Sei willkommen – und richtig, ich bin Arigund, Tochter der Anna Barbara Zandt.«

Arigund setzte sich Hildegard gegenüber in die Kutsche und beäugte ihre zukünftige Stiefschwester neugierig. Katharina Thundorf, die zukünftige Gemahlin ihres Vaters, brachte drei Kinder in die Ehe, ein Mädchen und zwei Söhne. Arigund hatte das wohl gewusst, aber es war eine Sache, davon zu erfahren, dass man eine zwei Jahre ältere Schwester bekommen würde, eine andere war es, ihr gegenüberzusitzen. Was um Himmels willen sollte sie mit ihr reden?

»Gar nichts!«, würde ihr Großvater Zandt wahrscheinlich brummen. »Mit Thundorfern spricht man nicht!« Aber der war jetzt nicht hier. Arigund knetete verlegen ihre Finger. Glücklicherweise nahm Hildegard mit einem unverfänglichen Thema die Unterhaltung auf.

»Ganz schön warm für April.« Sie wedelte sich frische Luft zu.

»Ja«, bestätigte Arigund lahm.

Hildegard zupfte an ihren Handschuhen aus feinem weißen Kalbsleder herum.

»Wir sind uns noch nicht begegnet«, versuchte es Hildegard noch einmal. »Ich war in den letzten Jahren in Italien.«

»Ähm, ja«, meinte Arigund lediglich, »habe ich gehört. Ich war noch nie aus Regensburg heraus.«

»In unserem Haus ist es üblich, dass die Kinder ihr Elternhaus früh verlassen. Venedig ist zudem sehr angenehm. Ich spreche jetzt fließend Italienisch. Das ist sehr wichtig, wenn man einmal einem Handelshaus vorstehen soll.«

»An dieser Sprache wird es auch bei mir nicht scheitern.«

»Sicher, am Italienisch nicht.«

Hildegard warf einen vielsagenden Blick auf Arigunds winzige Brüste. Im Vergleich zu Hildegards waren sie eigentlich gar nicht vorhanden.

Was für ein gemeines Biest!, dachte sich Arigund und begann bereits Pläne zu schmieden, wie sie den anstrengenden Familienzuwachs wieder loswerden könnte. Da erinnerte sie sich an die letzte Bemerkung ihrer zukünftigen Stiefschwester. »Du hast die Strapazen einer langen Reise auf dich genommen, um an dieser Hochzeit teilzunehmen. Hattest du wenigstens eine angenehme Begleitung?«

»Mein Verlobter Eduardo Caprilli war an meiner Seite. Er hätte mich sowieso niemals ohne Schutz reisen lassen.«

Ein Sonnenstrahl am Wolkenhimmel! Vielleicht verschwand das Luder ja von selbst wieder.

»Wie nobel von ihm!«

Zum ersten Mal huschte ein Lächeln über Hildegards Gesicht. »Gewiss, es ist nur schade, dass er so bald wieder zurückmuss. Ich werde mich vor Sehnsucht nach ihm verzehren.«

»Wieso? Fährst du nicht mit?« In Arigunds Stimme schwang fast so etwas wie Verzweiflung.

»Meine Mutter wünscht, dass ich an ihrer Seite bleibe. Ich werde ihr natürlich gehorchen.«

»Dann wirst du den Herrn Caprilli nicht wiedersehen?«

»Gewiss doch!« Hildegard betrachtete Arigund, als hätte sie ein dümmliches Hausmädchen vor sich. »Sobald unsere eigene Hochzeit arrangiert ist.«

»Und was tust du bis dahin?«

»Meine Mutter im Kontor unterstützen.«

»Aha, dann wohnst du also im Hause deiner Großeltern?«

»Ich bitte dich, was würde es für einen Eindruck machen, würde ich jeden Tag zwischen den Häusern hin und her laufen wie ein Diensthote! Und was würde mein zukünftiger Gatte dazu sagen? Es wird ja wohl im Hause DeCapella ein angemessenes Zimmer für mich geben.«

Arigund schwankte zwischen Wut und Verzweiflung. Diese Hildegard würde ihr in Zukunft das Leben zur Hölle machen. Warte nur ab, dachte sie, so leicht gebe ich mich nicht geschlagen!

Glücklicherweise endete die Fahrt zum Minoritenkloster just in diesem Augenblick. Die Kutsche hielt an, und Arigund streckte sich eine wohlvertraute Hand entgegen. Es war Großvater Zandt, der sie in Empfang nahm. Er warf Hildegard Thundorf lediglich einen abschätzigen Blick zu, half seiner Enkelin aus dem Wagen und strahlte sie an.

»Geschätzte Herrin, würdet ihr einem alten Mann die Ehre Eurer Gesellschaft gönnen.«

»Nichts, was ich lieber täte, mein Herr!«

Arigund legte nicht weniger würdevoll ihre Hand in die seine und schwebte davon, ohne Hildegard auch nur noch einen Blick zuzuwerfen. Großvater und Enkelin erreichten das Portal des Minoritenklosters unbelästigt. Hier und da warf der alte Mann Bettlern Geld zu, die ihre Gebrechen offen zur Schau stellten. Betteln war in Regensburg ein einträgliches Privileg, das per Bettelbrief genehmigt werden musste. Arigunds Vater befand sich bereits vor Ort. In seinen prächtigen Kleidern wirkte der Kaufmann vor der hölzernen Kirche fast fehl am Platz. Als Arigund hörte, wie vom Turm des Marktplatzes aus die Hochzeit angeblasen wurde, verfiel sie ins Grübeln. Wer würde wohl der Nächste sein, den die Bläser ankündigten? Patrizierhochzeiten waren auch im reichen Regensburg nicht an der Tagesordnung. Sie sah zu ihrem Großvater herauf, der, obwohl ihn das Alter bereits gebeugt hatte, sie dennoch um zwei Köpfe überragte. »Wenn ich einmal heirate, Großvater, dann möchte ich es auf den Schwellen des Domes tun, und ich will, dass die Bläser so fest in ihre Instrumente stoßen, dass man es bis in den Himmel hinauf hören kann.«

Der alte Mann sah sie liebevoll an. »Das wird so sein, meine Schöne, ganz bestimmt. Aber jetzt sei still, denn da kommt dieses Weib, das die Nachfolge meiner Anna Barbara antreten soll.«

Er hustete und spuckte auf den mit Stroh ausgelegten Boden vor der Kirche.

»Das wird sie niemals können, Großvater«, raunte Arigund ihm zu.

Der alte Zandt tätschelte wohlwollend ihre Hand, trat einen Schritt zurück, sah sie an und stellte nüchtern fest: »Wenn mich meine alten Augen nicht täuschen, bist du jetzt schon schöner, als diese Thundorferin es jemals sein wird, und klüger bist du auch. Es wird langsam Zeit, dass wir einen gut aussehenden und wohlhabenden Gatten für dich ausfindig machen, bevor dein Vater dich verscherbelt.«

»Ich habe mein Herz schon verschenkt.« Arigunds Augen blitzten. Ihr Großvater zog die Augenbrauen zusammen.

»An dich, Großvater.«

Arigund strahlte den alten Mann an. Mit gespielter Empörung machte er eine abwehrende Geste. »Mein liebes Fräulein, ich kann Euch keineswegs zur Frau nehmen, obwohl es mir eine Ehre wäre.«

Verschmitzt zwinkerte er ihr zu. »Ich bin bereits verheiratet, und zwar mit der besten Frau, die der Herrgott auf dieser Erde hat wandeln lassen.«

Arigund spielte die unglücklich Verliebte. »Das bricht mir das Herz, und ich werde wohl ins Kloster gehen müssen, aber wenn ihr dieser Frau in echter Liebe zugetan seid, mein Herr, so muss ich wohl zurücktreten.«

»Ich liebe sie mehr als mein Leben«, versicherte der alte Zandt ernsthaft. »Ich verehere deine Großmutter, und nicht nur der wunderbaren Söhne und Töchter wegen, die sie mir geschenkt hat. Mögen uns noch viele schöne Jahre vergönnt sein.«

»Ich wünsche mir, dass ich das auch einmal von meinem Gatten sagen kann, wenn ich so alt bin wie du. Verrate mir euer Geheimnis!«

»Am Glück einer Ehe muss man ständig schmieden, Kleines.« Missmutig blickte der Großvater zur Kirchenpforte hoch, wo gerade in diesem Augenblick Katharina Thundorf an der Hand ihres Vormunds ihrem zukünftigen Gatten entgegenschritt. Sie war in ein prächtiges weißes Kleid gewandet, mit reich besticktem Kragen und Saum. Ernst stellte sich das Brautpaar nebeneinander auf.

»... und man muss natürlich auch edle Metalle miteinander verbinden«, murmelte der alte Zandt bei ihrem Anblick, allerdings so leise, dass nur Arigund ihn hören konnte. Gemeinsam beobachteten sie, wie DeCapella nach den sieben Paar Handschuhen griff, die ihm ein Diener auf einem Tablett darbot. Er reichte seiner Braut je eines mit den Worten: »Hiermit verspreche ich Euch den rechten Schutz, den sicheren Schutz, den vollen Schutz, nach Regensburgischer Gewohnheit, nach bayrischem Recht, wie es von Rechts wegen ein freier Regensburger einer freien Regensburgerin gegenüber tun soll, mir zu meinem Recht, Euch zu Eurem, mit meiner Standeswürde gegen Eure Standeswürde.« Der Vormund der Thundorferin, den Arigund nicht kannte, nickte. Dann griff er nach dem Schwert an seiner Seite. Er steckte den Hut auf das Schwert und den goldenen Ehering auf den Schwertgriff und übergab beides dem Bräutigam.

»Hiermit übergebe ich Euch mein Mündel zu Euren Treuen und Gnaden und bitte Euch der Treue willen, mit der ich sie Euch anvertraue, dass Ihr ihr ein rechter und ein wohlwollender Vormund seid und dass ihr kein schlechter Vormund seid noch werdet. So empfangt sie und habt sie.«

Von Rechts wegen galt die Ehe nun als geschlossen. Bei der sich anschließenden Messe wurde lediglich der Segen Gottes erfleht. Ein Lächeln huschte über das Gesicht der Thundorferin. Sie schien mit dem Bund mehr als zufrieden zu sein. Arigund dagegen hatte ein mulmiges Gefühl. Sie sah zu ihrem Großvater hoch, der die Stirn in tiefe Falten gezogen hatte. Behutsam zupfte sie ihn am Ärmel.

»Großvater?«

Doch dann wurde sie von einem unüberhörbaren Furzen unterbrochen, gefolgt von bestialischem Gestank. Arigund, Zandt und die anderen Gäste wandten sich indigniert um ...

»Bella gerant alii, tu mercator nube«, kommentierte der Truchsess. Sein Sohn, der den Lateinunterricht meistens geschwänzt hatte, sah ihn verständnislos an.

Reimar von Brennborg seufzte. »Das heißt, dass unser guter DeCapella keine Schwertkämpfe bestreiten muss, um an Einfluss zu gewinnen«, erklärte er. »Er heiratet einfach die richtige Frau.«

»Aha«, meinte Wirtho mit mäßigem Interesse. »Wie lange dauert's jetzt wohl noch bis zum Hochzeitsmahl? Ich hab ordentlich Hunger, und zwar auf mehr als nur die klägliche Bohnensuppe, die unser Koch Tag für Tag zusammenbraut. Die macht nicht satt und verursacht böse Blähungen.«

Zur Bestätigung entließ der junge Ritter einen ordentlichen Furz aus seinen Beinlingen, der sich sofort geruchvoll verteilte.

»Bist du von Sinnen!«, fauchte sein Vater und versuchte sich unauffällig Luft zuzufächeln. Auch die anderen Gäste begannen bereits die Nase zu rümpfen. Reimar bemerkte, dass der alte Zandt und seine kleinwüchsige Enkelin sich umwandten.

Wirtho jedoch grinste nur und begann sich umzusehen, als würde er selbst nach dem Übeltäter Ausschau halten. Sein Vater zog ihn am Ärmel die Stufen zur Kapelle hoch. »Komm schon!«

Sie hatten gerade den Eingang der Kirche erreicht, als der Kirchenchor einen Choral anstimmte. Zwei Diener warteten auf den Truchsess und seinen Sohn und geleiteten sie zu einem bevorzugten Platz. Erleichtert ließ sich der von Brennborg nieder.

»Untersteh dich, noch einmal die Luft zu vergiften, die ich atme!«, herrschte er Wirtho an. »Und benimm dich nachher bitte wie ein Ritter und nicht wie ein Stallbursche!«

»Das tu ich doch stets, Vater«, maulte Wirtho. »Wenn die nur bald einmal mit dem Gejaule aufhören würden. Es bereitet meinen Ohren Qual.«

Der junge Mann deutete nach oben zum Chor. Von Brennborg verdrehte die Augen. Wenngleich an einem Minnehof groß geworden, zeigte sein Sohn nicht das geringste musikalische Talent. Sogar ein Maultier traf besser den Ton. Als Vater tat von Brennborg dies in der Seele weh, weil die Sangeskunst in jedem Fall für eine höfische Karriere von Vorteil war. Auch in anderer Hinsicht ließ Wirtho mit seinen neunzehn Lenzen noch viel zu wünschen übrig. Der Truchsess versuchte seit Jahren, dem Burschen ritterliche Tugenden einzubläuen, aber so richtig fruchtete nichts. Nicht einmal vor dem Burgkaplan hatte Wirtho Respekt. Neulich hatte sich Pater Anselm beschwert, er habe den Sohn des Truchsess dabei erwischt, wie der sich das Geld der Kollekte unter den Nagel reißen wollte. Und was den Dienst an Frauen anging, wusste der Waffenmeister zu berichten, er habe den jungen Herren kürzlich mit der Tochter des Stallmeisters im Heu erwischt, wobei sich das Mädchen des zukünftigen Herren von Brennborg mit dem Reisigbesen erwehrte und ihm ein blaues Auge schlug. Zweifellos hatte der Waffenmeister dem Wein schon reichlich zugesprochen, als er die Zote zum Besten gab, und vermutlich hatte er schamlos übertrieben. Aber Wirtho hatte wenige Wochen zuvor tatsächlich ein blaues Auge gehabt – angeblich von einem Schwertkampf, bei dem das Visier nicht ordentlich geschlossen gewesen war. Reimar von Brennborg hatte seinem Sohn die Geschichte abgenommen, denn wenn man bei Wirtho ritterliche Talente suchen wollte, so entdeckte man diese am ehesten auf dem Turnierplatz. Dort konnte er, das Schwert fest in der Hand, mit erstaunlicher Ausdauer auf seinen Gegner eindreschen. Sein Ruf als Haudegen eilte dem jungen Brennborg bereits jetzt voraus.

»Wenigstens etwas«, dachte sich der Burgherr. »Mit etwas Glück kann der Bub sich auf dem Turnierplatz bewähren.«

Die Küche des Hauses DeCapella war an sich schon ein geschäftiger Ort, am heutigen Tag jedoch wimmelte sie nur so von Menschen. Jedes Paar Hände wurde für die Vorbereitung des Festmahls benötigt, und die meisten halfen gerne. Schließlich wurden im Raum neben der Küche auch die Kutscher und sonstigen Bediensteten der Gäste verköstigt. Dadurch war die Küche der Mittelpunkt für Geschichten und Neuigkeiten. Ohne Zweifel lieferten die Geheimnisse, die hier im Laufe der Festlichkeiten von Mund zu Mund gingen, den Gesprächsstoff der nächsten Monate. Jeder wollte der Erste sein, der sie zu hören bekam und weitergeben konnte. Das Gesinde der DeCapellas brauchte deshalb von der Köchin nicht erst gerufen zu werden, sondern fand sich – sobald sich die Gelegenheit ergab – ganz von selbst ein.

Annelies hatte noch einen weiteren Grund, weshalb sie – sobald ihre Herrin Arigund in die Kutsche gestiegen war – die Dienstbotentreppe herab zur Küche eilte. Sie wollte Magda treffen, die sie insgeheim beneidete. Auch wenn es angesehener war, als Zofe zu arbeiten, so brachte eine Stellung in der Küche doch viele Vorteile. Als Köchin musste man nie darben und konnte ungestraft von den besten Speisen kosten. Auch das Essen, das die Herrschaft zurückgehen ließ, landete auf den Tellern der Küchenmannschaft. Konstantia, die Köchin, verteilte es dann nach Gutdünken weiter. Mit Konstantia war nicht gut Kirschen essen. Und frech kommen durfte man ihr schon gar nicht. Annelies hatte selbst erlebt, wie sie mit Peter umgesprungen war, als er gescherzt hatte, Konstantia wäre nur deshalb so sauerböfisch, weil sie zu viel Kraut in sich hineinstopfe – und die Köchin just in diesem Moment um die Ecke gekommen war. Drei Tage hatte sie den armen Peter darben lassen, und bestimmt wäre der Bub verhungert, hätten ihm nicht Annelies und Magda heimlich von ihrer eigenen Ration abgegeben. Doch während Annelies die Treppen heruntersprang, dachte sie weder an Konstantia noch an Peter. Vielmehr hoffte sie, mit Magdas Hilfe jemanden zu sehen – oder wenigstens Neuigkeiten über ihn zu erfahren. Annelies schwärmte schon seit geraumer Zeit für Matthias, den Reitknecht der Brennberger. Der Feuerkopf war der Zofe ins Auge gestochen, als er und sein Herr zu Wirthos Schwertleite Salz und Gewürze erstanden hatten. Matthias war der schönste Junge, den Annelies je gesehen hatte. Er war stattlich wie ein Ritter, besaß ein sinnliches Kinn und starke Hände, die selbst den wilden Hengst des Herrn Wirtho mühelos bändigen konnten. Annelies hatte Matthias einmal sogar ganz nahe sein können. Herr DeCapella hatte ihr aufgetragen, den Bediensteten des Truchsess mit Wasser verdünnten Wein zu reichen. Matthias hatte sie angelächelt und gesagt: »Eine Erfrischung aus Euren Händen labt mehr als Ambrosia, schöne Jungfrau.«

Dann hatte er ihr den Becher aus den Händen genommen und dabei ganz nebenbei ihre Finger berührt. Sie war feuerrot geworden, und wenn sie sich die Szene in Erinnerung rief, bekam sie auch jetzt noch eine Gänsehaut, und ein angenehmes Kribbeln durchlief ihren Körper.

Arigund dagegen hatte gemeint: »Wo der Junge nur solche Sprüche herhat? Klingt arg danach, als hätte er sie bei irgendeinem Ritter erlauscht.«

Annelies war das egal. Für sie gab es keinen Zweifel: Matthias war der Mann ihrer Träume, mochte Arigund auch noch so sehr darüber scherzen. Leider war es bei diesem einen Satz zwischen ihnen geblieben. Der Truchsess hatte im Haus des Bischofs Residenz bezogen und die Ware später von anderen Männern abholen lassen. Heute jedoch blieben die Brennberg'schen Pferde im Stall der DeCapellas, und somit musste auch Matthias hier sein. Annelies merkte, wie

ihre Hände vor Aufregung feucht wurden. Sie wischte sie rasch an der Schürze ihres Dirndls ab, fuhr sich einmal durchs Haar und atmete tief ein. Sie stieß die schwere Holztür zur Küche auf. Eine Dampf Wolke quoll ihr entgegen, Gerüche von Pfannkuchen, frisch gebackenem Brot und einem ganzen Ochsen, der sich auf dem Bratspieß drehte. Dann drückte jemand die Tür wieder energisch zu. Annelies öffnete sie erneut und schlüpfte nun augenblicklich hindurch, nur um der Köchin direkt in die Arme zu laufen. Eine große Rührschüssel in Konstantias Arm begann bedenklich zu schwanken. Annelies griff danach und spürte im selben Moment den Ellbogen der Köchin in ihren Rippen.

»Nichts da, freches Ding!«, schnaubte die Köchin. »Finger weg vom Teig.«

Sie schubste die Zofe zur Seite und walzte an ihr vorbei, während sie quer durch die Küche grölte: »Eier, Magda, ich brauche Eier!«

Schon im nächsten Augenblick wirbelte Konstantia herum und musterte Annelies mit ihren wässrigen Schweinsäuglein, während sie auf die weißliche Masse in der Schüssel mit dem Kochlöffel eindrosch, als stecke ein Dämon darin. »Und du, Mädchen! Steh da nicht rum! Schäl die Steckrüben.«

Annelies quetschte sich an den dicht gedrängt arbeitenden Küchenmägden und -jungen vorbei, bis sie zu dem Tischchen kam, auf dem der Korb mit den Rüben stand. Die Zofe griff nach dem Messer und angelte nach einer Wurzel. Das Gemüse war so frisch, dass sich die Erde daran noch klebrig anfühlte, und es duftete, dass ihr das Wasser im Mund zusammenlief. Annelies fragte sich, wo man um diese Jahreszeit so frisches Gemüse herbekam, aber es blieb ihr keine Zeit, um nachzufragen. Magda schlüpfte atemlos neben sie. Das Mädchen wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Was ist los?«, flüsterte Annelies.

Magda wies mit dem Kinn zur Köchin. »Heute ist sie besonders unausstehlich.«

»Das wird schon, wenn die Herrschaften das Essen loben.«

»Hoffentlich.« Magda zeigte Annelies ihre rot verquollenen Hände. Ein tiefer Schnitt zog sich quer über den Daumen. »Sie hat mir eine Kopfnuss verpasst, weil sie der Meinung war, ich würde die Schale zu großzügig herunterschneiden. Da rutschte das Messer aus.«

»Arme Magda«, tröstete Annelies. »Und – hast du ihn schon gesehen?«

Magda tat so als habe sie keine Ahnung, von wem ihre Freundin sprach. »Wen?«

»Du weißt schon, Matthias. Seine Herrschaft stand vorhin im Saal, im eifrigen Gespräch mit dem Herrn DeCapella.«

»Na, was die wohl zu bereden hatten? Vielleicht bezahlt der Truchsess endlich seine Schulden? Fragt sich nur, wovon?«

»Was redest du da? Die Brennberger sind reiche Leute, Lehnsherren des Bischofs. Die holen es sich doch von ihren Bauern.«

»So ein schlaues Mädchen und weiß doch nicht, dass das Land der Brennberger karg ist und ihre Leibeigenen kaum genug haben, um selbst über den Winter zu kommen. Tja, und die Erlaubnis, die Wälder zu nutzen, verwehrt ihnen der Bischof bislang.«

»Woher weißt du das?«, fragte Annelies misstrauisch. »Hast du's von ihm?«

»Vielleicht, vielleicht auch von einem anderen. Ich an deiner Stelle wäre nicht so scharf auf einen Umzug nach Burg Brennberg.«

»Ach, ich bräuchte nicht viel, wenn ich nur mit Matthias zusammen sein könnte. Jetzt sag schon, Magda, weißt du, ob er hier ist?«

»Natürlich. Und ich hab auch dafür gesorgt, dass du ihn zu Gesicht bekommst. Wir beide

werden nachher die Speisen für die Kutscher auftragen, was sagst du dazu?«

Annelies stieß einen Jauchzer aus, was sofort die Köchin auf den Plan rief. »Was habt ihr da zu tuscheln, törichte Trakken? Schaut lieber, dass das Gemüse flugs im Topf landet. Sonst geht ihr heute mit hungrigen Mägen ins Bett.«

Die Mädchen zogen die Köpfe ein und machten sich eifrig an die Arbeit. Und die ging ihnen nicht aus, bis den Herrschaften die Nachspeise aufgetragen wurde. Wenigstens besserte sich die Laune der Köchin mit jedem Gang.

»Warte, Schätzchen«, hielt sie Annelies zurück, als sie nach einer der Schüsseln für die Stallknechte greifen wollte. Sie drückte dem Mädchen die Reste der Süßspeise in die Hand, gab einen großzügigen Löffel Honig darüber und zwinkerte der Zofe verschwörerisch zu.

»So schindest du bei deinem Hübschen Eindruck, meine Süße!«

Die Zofe senkte verlegen den Blick und huschte Richtung Küchenausgang. Offenbar hatte sich Annelies' Schwärmerei für Matthias bereits herumgesprochen.

»Magda, kannst du nicht einmal etwas für dich behalten?«, raunte sie ihrer Freundin wütend zu, die einen Krug Bier schleppte. Die grinste und erwiderte: »Lass uns tauschen. Nach allem, was ich bis jetzt mitbekommen habe, findet flüssige Nahrung besseren Anklang bei den Knechten. Ich bring das zu Peter und den anderen Jungen.«

»Meinst du nicht, die Männer wollen auch ein bisschen Süßkram?«

»Pass lieber auf, dass die Kerle dich nicht vernaschen!«

In der Stube für die Rossknechte und Kutscher wurde Annelies mit großem »Hallo« empfangen.

»Was kommt denn da für ein niedliches Füllen!«, grölte ein dunkelhaariger Koloss am Ende des Tisches und stieß einen Pfiff aus.

»Hier herüber, meine Hübsche!«, lallte ein ergrauter Kutscher in zerknautschter Livree. »Schenk mir ein!«

Annelies zwängte sich an den hölzernen Schemeln vorbei, während sie vergeblich nach Matthias Ausschau hielt. Einige Male spürte sie eine Hand, die plump nach ihren Schenkeln tastete. Der Kutscher streckte ihr seinen Becher entgegen. Sie hob den Krug und beugte sich nach vorn, um das Gefäß zu füllen. In diesem Moment packten sie zwei raue Hände an den Hüften. Annelies kreischte auf, und um ein Haar wäre ihr der irdene Krug entglitten.

»Lass mich los, du ungehobelter Klotz!«, fauchte sie und versuchte sich zu befreien. Der Kerl dachte jedoch gar nicht daran, seinen Fang preiszugeben. »Was für ein schlankes Stütchen. Bist du denn schon zugeritten?«

Annelies knallte den Krug auf den Tisch und das Bier schwappte über den Rand.

»Haltet euch besser an das Bier, wenn ihr nicht Ärger mit meiner Herrschaft bekommen wollt.«

Mit diesen Worten kniff sie den Kerl in den Arm, dem das aber nichts auszumachen schien. Die Knechte pfften noch lauter. Der Dunkelhaarige schien wenig beeindruckt. »Oho, hört, hört, mit ihrer Herrschaft bekommen wir Ärger. Da haben wir aber Angst, nicht wahr?«

»Jetzt lass sie schon laufen, Trunkenbold«, brummte der alte Kutscher und schaute den Kerl streng an. »Du kannst heut Nacht eh keine Peitsche mehr schwingen.«

Annelies bekam einen Schubs und einen höchst unanständigen Klaps auf den Po. Erleichtert versuchte sie zu entkommen, aber die Reitknechte waren gerade erst in Fahrt geraten. »Genau!«, schallte es vom anderen Ende des Tisches. »Komm zu mir Mädchen! Ich zeig dir nachher die Kutsche meiner Herrschaft!«

Ein anderer erhaschte ihre Schürze und trällerte: »Ich bring dir ein Ständchen, du süßes Täubchen. Ich singe fast so gut wie unser Herr Wirtho.«

Die Männer lachten. Annelies setzte ihre Ellbogen ein und erwischte den Sänger am Auge. Sofort ließ er los. Doch schon verstellte ihr ein schmalbrüstiger, dürrer Kerl mit Zahnlücke den Weg. »Ich kann zwar nicht singen, hätte aber anderes zu bieten.«

Rüde zog er sie an sich, sodass sie seine Lenden spüren konnte. Empört trat ihm die Magd gegen das Schienbein. Der Dürre jaulte auf und taumelte zurück. Die anderen lachten und klatschten. Bierkrüge klirrten gegeneinander. Dann war der Knecht mit der Zahnlücke wieder auf den Beinen und kam drohend auf sie zu. Plötzlich war aus den derben Scherzen Ernst geworden. »Warte nur, du Luder!«

Annelies erschrak und hob schützend die Arme. Jemand packte sie am Handgelenk und zog sie zurück. Die Zofe schrie auf. Dann erkannte sie jedoch Matthias. Er stellte sich schützend zwischen das Mädchen und den Angreifer.

»Genug! Ist das die Art, wie man das Gastrecht ehrt?«, rief er in die Menge. »Ihr führt Euch auf wie Bauerntölpel.«

Im Raum entstand eine peinliche Stille, nur unterbrochen von einem lauten Rülpsen des Livrierten. »Na dann, prost«, meinte er, und im nächsten Moment brach schallendes Gelächter los. Auch Matthias griff nach einem Humpen, hob ihn an und leerte ihn bis auf den letzten Tropfen. Erst nachdem die Gespräche wieder aufgeflammt waren, wandte er sich entschuldigend an Annelies: »Verzeih die derben Worte meiner Gesellen. Es ist das ungewohnte Starkbier, das ihre Zunge löst, und kein böser Wille.«

Sanft zog er das verblüffte Mädchen aus dem Raum. Sie wollte widersprechen, aber die Stimme versagte ihr. Matthias war da. Er war gekommen, um sie zu retten. Er hatte sich vor den ganzen Haufen betrunkenen Rossknechte gestellt, um ihre Unschuld zu verteidigen. Annelies konnte vor Aufregung kaum einen klaren Gedanken fassen. Ihre Wangen glühten, und sie folgte dem Rotschopf willenlos. Dann waren sie draußen auf dem Hof. Der süßliche Geruch der Pferde drang zu ihnen herüber, und aus dem hohen Haus hörten sie fröhlichen Gesang und lautes Lachen. Matthias ließ ihre Hand los, doch nicht ohne einen Kuss auf die Fingerspitzen zu hauchen.

»Annelies, so sehe ich dich wieder«, flüsterte er.

»Du kennst meinen Namen?«, erwiderte sie erstaunt. »Und du erinnerst dich an mich?«

»Wie hätte ich dich vergessen können, deine Anmut und dein liebliches Gesicht!«

Bei diesen Worten streichelten seine Finger ihre Wangen, berührten ihre Augen, ihren Mund. »Nur um dich wiederzusehen bin ich mit der Herrschaft hierher gereist.«

Er beugte sich über sie. Seine Lippen waren nun dicht an ihren Ohren, und seine Hände umschlangen sie. »Eigentlich hätte ich auf der Burg bleiben sollen. Arithmea, die Stute meines Herrn, wirft in diesen Tagen. Doch das Schicksal war mir wohlgesonnen. Der Oberstallmeister verstauchte sich den Knöchel, und es war an mir, den herrschaftlichen Tross zu begleiten. Nichts, was ich lieber getan hätte, denn so wagte ich auf eine Gelegenheit zu hoffen, mit dir sprechen zu können. Jetzt ist sie da, und es ist mir wie ein Traum.«

Es fühlte sich wundervoll an, als seine Zunge wie zufällig ihr Ohrläppchen berührte.

»Nur um dich zu sehen bin ich zu den Knechten in die Stube gegangen«, flüsterte die Siebzehnjährige.

Matthias' Griff wurde fester. Eine Hand glitt hinunter zu ihrem Gesäß. »So hast du dich ebenfalls nach mir gesehnt?«

»Jeden Tag, jede Stunde brannte Sehnsucht in mir, aber nie hätte ich vermutet, dass es dir genauso ergeht. Mein Herz steht in Flammen!«

Suchend sah sie sich um. Hier mitten auf dem Hof wollte sie mit keinem Burschen gesehen

werden. Auch als Zofe konnte man rasch ins Gerede kommen. Matthias schien zu verstehen und hatte sofort eine Lösung parat. Er legte den Arm um ihre Schulter und zog sie Richtung Stall. Aber nun begann Annelies das Ganze Spaß zu machen. Sie beschloss, ihn zu necken, und blieb stehen.

»Das sagst du nur so, in Wirklichkeit ...«

Der Rotschopf schien einen Augenblick verwirrt, ließ sich dann aber auf das Spiel ein. »Wie kannst du nur zweifeln!«, erwiderte er scheinbar gekränkt. »Schon als ich dich im Marienmonat das erste Mal mit deiner Herrin Arigund sah, bist du mir aufgefallen, aber ich wagte nicht, dich anzusprechen. Heute aber sah ich, dass deine Augen geleuchtet haben wie die Sterne einer Sommernacht, als dein Blick auf mich fiel, und jetzt, lass mich genauer hinsehen ...« Seine Hände umfassten Annelies' Gesicht. Er küsste sie sanft auf die Lippen. Nie, niemals würde sie diesen ersten Kuss vergessen. Er schmeckte salzig, ein bisschen nach Bier und doch süßer als jeder Honig. Sie hatte nur noch das Bedürfnis, in die Arme dieses Mannes zu gleiten. Sie wollte sich an ihn schmiegen, doch diesmal war er es, der sie warten ließ. Er trat einen Schritt zurück und betrachtete sie.

Dann hob er sie einfach hoch und trug sie zum Stall. Sie legte die Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn. Matthias' Gesicht war ganz dicht an ihrem. Sie roch seine Nähe, fühlte seine Wärme, ein Prickeln an ihren Wangen, das in ihren ganzen Körper ausstrahlte. Erst im Stall setzte er sie ab, aber los ließ er sie nicht mehr. Seine Lippen strichen behutsam über ihre Schultern, ihren Hals und tasteten sich in Bereiche vor, die zu berühren sie keinem Mann vorher erlaubt hatte.

»Annelies! Annelies!«, klang es von irgendwoher, aber es war nicht Matthias' zärtliches Flüstern, sondern ein lauter, fordernder Ruf. Magda, eindeutig Magda.

»Rasch hier hinein!«, raunte Matthias.

Er schlang seine Arme um Annelies' Hüften und zog sie ins Heu. Scheinbar zufällig fuhr dabei seine Hand unter ihren Rock. Überrascht bemerkte das Mädchen, dass ihrem Mund ein lustvoller Laut entwich. Im nächsten Moment sah sie sich selbst, wie sie dicht an Matthias gepresst lag, kurz davor etwas zu tun, was sie eventuell teuer bezahlen musste. Eine freie Zofe, die schwanger wurde, schickte man in Regensburg sofort zu ihrer Familie zurück, und die brachte sie postwendend ins Frauenhaus, wo sie sich für Geld verkaufen musste. Außer – ja außer Matthias nahm sie zur Frau, aber das wäre schwierig. Ein Knecht konnte gewöhnlich keine Frau ernähren und benötigte vor der Vermählung auch die Erlaubnis seines Herrn. Mit einem Ruck befreite sie sich. Matthias versuchte, sie zurückzuhalten.

»Was ist denn? Annelies, schöne, wundervolle ...«

Die Magd legte ihm rasch die Hand auf den Mund.

»Pst, still!«, flüsterte sie, doch der von Leidenschaft gepackte Reitknecht küsste lediglich die dargebotenen Finger und hielt sie noch fester. Magdas Rufe wurden lauter. Annelies befreite sich, ordnete hastig ihre Schürze, klopfte sich das Heu aus dem Rock und trat aus dem Torbogen heraus.

»Ja, was ist?«, antwortete sie deutlich zu atemlos.

»Deine Herrin ruft nach dir!«, erklärte Magda.

Jetzt schien auch Matthias zu bemerken, dass sie nicht allein waren. Er verbarg sich taktvoll im Schatten, griff aber rasch noch einmal begehrlisch nach Annelies Fingern. »Ich warte auf dich.« Doch das Mädchen rannte schon über den Hof, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Arigund zergelte ungeduldig an ihren Ärmeln, als Annelies eintrat. »Wo warst du denn?«, herrschte sie das Mädchen an, als es endlich durch die Tür zu ihrer Stube huschte. »Rasch, ich muss mich umziehen.«

»Verzeiht, Herrin«, hauchte die Zofe und begann an Arigunds Haar herumzuzupfen. Die schüttelte unmutig den Kopf.

»Nicht doch das Haar, Annelies. Ich brauch ein neues Kleid. Dieses ist hinüber. Bring mir das hellblaue, das mit dem bestickten Saum.«

»Entschuldigt, das Kleid, natürlich.« Die Magd begann ziellos in Arigunds Kleidertruhe herumzukramen.

»Diese Thundorfs sind wirklich unerträglich«, echauffierte sich Arigund. »Sie fressen wie die Schweine und saufen wie die Rossknechte, und dann kippt mir mein neuer Stiefbruder auch noch Rotwein über das teure Kleid. Schämen muss man sich, so etwas jetzt in der Familie zu haben. Das sagt übrigens auch mein Großvater.«

»Der muss es ja wissen«, entfuhr es Annelies, die in diesem Augenblick die Thundorfer nicht weniger hasste, hatte ihr doch das Missgeschick des Jungen das Schäferstündchen mit Matthias vermässelt.

»Such nicht in der Truhe!«, wies Arigund das Mädchen an. »Du hast es doch heute Morgen schon herausgelegt. Stell dir vor, diese Hildegard mit ihrem ›Herren Caprilli‹ hat sich heute, auf der Hochzeit meines Vaters, verlobt. Das macht die doch nur, um Aufmerksamkeit zu erringen. Sie ist ein Rabenaas, das sage ich dir.«

Annelies interessierte sich für Hildegards Verlobung im Augenblick herzlich wenig. Sie wollte zurück in den Stall. Oder sollte sie lieber nicht ...? Doch, sie wollte! Sehr sogar. In ihrem Kopf wirbelte alles durcheinander, während sie das vermaledeite Kleid suchte, und ihr Herz pochte bei der Erinnerung an Matthias' Hände auf ihrem Körper wie verrückt. Sie glaubte noch immer seinen Geruch an ihrem Dirndl riechen zu können und sein wunderschönes Gesicht vor Augen zu sehen, während sie ziellos nach dem Gewand ihrer Herrin suchte.

»Auf dem Bett!«, half Arigund, und warf das Schappel auf den Boden. »Was ist denn nur los mit dir?«

Normalerweise hätte Arigund die Sache kaum auf sich beruhen lassen. Sie merkte es sofort, wenn mit Annelies etwas nicht stimmte. Heute jedoch war die Herrin viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. In Windeseile stand die Bürgerstochter im Unterkleid vor Annelies. Die Magd half ihr in das himmelblaue Gewand.

»Du solltest diese eingebildeten Ritter einmal hören, Annelies. Die tun so, als wären sie die Herren der Welt. Gut, sie sind schon hochgestellte Persönlichkeiten, aber arm wie die Kirchenmäuse. Und dieser Wirtho ist vielleicht widerlich. Vorhin hat er einem seiner eigenen Jagdhunde einfach den Kopf abgeschlagen, nur weil der Fleisch von den Tellern stahl. Das war vielleicht eine Schweinerei. Sogar sein Vater schien verärgert, obwohl ich das Gefühl hatte, dass er eher den Verlust des Hundes beklagte als das Benehmen seines Sohnes. Er hat ihn des Saals verwiesen. Natürlich nicht so direkt, aber im Grunde dann doch. Schöne Minneherren sind das, sag ich dir. Au!«

»Verzeiht, Herrin, meine ungeschickten Hände.« Annelies zog die Fibel aus dem Kleid, mit der sie Arigund eben gestochen hatte, und setzte noch einmal an, den Faltenwurf über der Schulter

gefällig zu arrangieren und festzustecken.

»Annelies, irgendetwas stimmt doch nicht mit dir? Du wirkst so zerstreut.«

Die Zofe hielt den Atem an. »Nein, doch, ach, es ist heute so ... aufregend«, antwortete sie ausweichend.

Arigund musterte das Mädchen kurz, sagte jedoch nichts dazu. »Wusstest du eigentlich, dass diese Katharina bei uns einzieht?«, erkundigte sie sich dann.

»Ja Herrin«, Annelies nickte, erfreut über den Themenwechsel. »Emma musste die Kammer zum Hof hinaus herrichten.«

»Was, das ist ja gleich neben meiner!« Aufgebracht sprang Arigund vom Hocker, auf dem sie sich eben erst niedergelassen hatte.

»Himmel, ich hoffe, dieser Caprilli entführt sie morgen, schwängert sie und sorgt dafür, dass sie für immer in Italien bleibt. Sie ist derart unerträglich! Wie sie mich ansieht! Und dann diese zuckersüß herablassende Art – schwesterlich soll das wohl klingen: ›Arigund, da ist ein Fleck auf deinem Kleid! Ich empfehle dir, dich umzuziehen‹, ›Arigund, nimm nicht so viel von den Süßigkeiten, das schadet deinen Zähnen‹. Es ist ..., es ist ...!« Das junge Mädchen rang nach Worten, um seiner Empörung Luft zu machen. Dann gab sie es jedoch auf.

»Ach, egal ...«, meinte Arigund abschließend und setzte sich wieder. Ihr war zum Heulen zumute. Vielleicht konnte sie Großvater Zandt überreden, dass sie im Löwenhaus wohnen durfte. Ja, das war ein ermutigender Gedanke. Und was Annelies wohl haben mochte? Vielleicht war sie ja ebenfalls beunruhigt und deshalb so zerstreut! Ob sie auch schon daran gedacht hatte, dass ihre Herrin zu ihrem Großvater fliehen könnte? Und befürchtete sie womöglich, dann dieser unmöglichen Hildegard dienen zu müssen? Aber das würde Arigund ihr natürlich nicht antun. Sie würden gemeinsam zu Großvater Zandt ziehen! Geradezu erleichtert stand Arigund auf, als Annelies ihr Werk beendet hatte.

»Na, wie sehe ich aus?«, fragte sie launig. »Wie eine perfekte Stiefschwester? Vorzeigbar selbst in Thundorfer Augen?«

Wirtho von Brennborg hatte sich keineswegs geirrt, als ihn der Vater anhielt, sich von der Hochzeitsgesellschaft zu entfernen. Sein Magen war gut gefüllt, und er hatte sowieso keine Lust gehabt, noch länger bei diesem bürgerlichen Pack auszuharren. Er konnte auch ohne Spielleute und Gaukler Spaß haben. Gemeinsam mit Sigurd und Waldemar, zwei anderen unverheirateten Rittern aus seinem Tross, hatte er sich an einem für die Gäste im Hof bereitgestellten Tisch niedergelassen, um dort dem Wein und dem Würfelspiel zuzusprechen. Fortuna schien ihm heute hold. Er hatte schon an die einhundert Regensburger Pfennige – ein kleines Vermögen – vor sich liegen und seine beiden Saufrumpen begannen zu murren, während sie nach versetzbaren Stücken in ihrem Hab und Gut kramten. Als Wirtho unterdessen nach dem Weinkrug griff, stellte er fest, dass dieser fast leer war. Gerade wollte er Waldemar, seinen rechten Nachbarn, anhalten, sich um Nachschub zu kümmern, da entdeckte er die Gestalt einer jungen Frau, die im Schatten des Gemäuers Richtung Pferdeställe huschte. Wirtho kniff die Augen zusammen, um sie besser erkennen zu können. Eine Zofe, der Kleidung nach gehörte sie zum Haushalt dieses prahlerischen DeCapella. Die kam gerade recht. Da musste er keinen seiner Männer bemühen.

»He, du da!«, rief er. »Komm her!«

Die Magd blieb zögernd stehen und sah sich um, unschlüssig, ob die Worte an sie gerichtet gewesen waren.

»Ja, du. Eil dich! Der Krug ist leer. Wir haben Durst.«

Die Angesprochene sah sich noch einmal zum Stall um, als sehe sie dort jemanden. Dann kam sie vorsichtig und gesenkten Blickes näher. Es war ein junges, gut genährtes Ding mit dunkelblonden Haaren. Ihre Brüste wölbten sich unter dem Dirndl wie reife Äpfel. Irgendwie kam sie dem jungen Ritter bekannt vor, aber er konnte sich nicht erinnern, wo er sie schon einmal gesehen hatte. Egal. Rasch ließ Wirtho die gewonnenen Münzen in einer Falte seines Gewands verschwinden. Das Spiel hatte seinen Reiz sowieso bereits verloren. Die Zofe knickte artig und bückte sich nach dem am Boden stehenden Weinkrug, da schlug Waldemar ihr kräftig auf den Hintern, sodass sie mitten zwischen den Männern mit dem Oberkörper auf dem Tisch landete. Klirrend zerbarst der tönernen Krug. Die letzten Weinreste ergossen sich über Wirthos Wams. Waldemar lachte grölend. Wirtho aber sprang wutentbrannt auf.

»Ungeschicktes Ding!«, brüllte er. »Das wirst du bezahlen!«

Grob stieß er das Mädchen zu Boden. Vor Schreck und Schmerz schrie es auf. Schützend hob es die Arme vors Gesicht, als er den Fuß hob, um zuzutreten, dann rollte es zur Seite, raffte sich auf und versuchte zu flüchten. Das brachte Wirtho noch mehr in Rage. Mit zwei Sprüngen war er der Magd nach. Er packte sie an den Haaren und zerrte sie zum Tisch zurück. Dort drückte er ihr Gesicht in die Weinlache, die sich über den Tisch verbreitet hatte. »Glaubst du, wir räumen den Dreck hier selber weg!«, herrschte er sie an.

»Nein, Herr«, winselte das junge Ding, »ich kümmere mich drum, und ich bringe auch neuen Wein.«

Der Druck von Wirthos Händen ließ nach. Ein zischender Laut entfuhr seinen Lippen. Er begann sich etwas zu beruhigen. Das Mädchen lag immer noch bäuchlings vor ihm auf dem Tisch. Deutlich waren ihre prallen Schenkel zwischen seinen Beinen zu spüren. Er beugte sich dichter über sie, fühlte das Beben ihres Körpers, hörte den raschen Atem und fühlte sich mit einem Mal unglaublich mächtig. Es war ein berauschendes Gefühl, besser als Wein, besser als das Spiel, fast

besser sogar als den Gegner im Tjost den Sand des Turnierplatzes kosten zu lassen. Hier bestimmte er die Regeln. Dieses Ding war nichts. Kein Hahn würde danach krähen, wenn er sich ein wenig mit ihm amüsierte. Er kostete den Gedanken aus und drängte seine Lenden, fast ohne nachzudenken, noch stärker an die Magd, griff nach ihren Brüsten. Ja, da waren sie, frisch, rund und fest!

»Bitte, Herr, bitte, lasst mich gehen!«

Ihr inständiges Flehen war kaum mehr als ein Flüstern. Die junge Zofe winselte, sie kroch vor ihm im Staub.

Ja, er könnte sie gehen lassen. Er hatte die Macht dazu. Er konnte gnädig sein. Aber da war eine Stimme in seinem Kopf, die sagte: »Nimm sie, hier und jetzt! Sie hat es verdient.«

Ein Räuspern riss Wirtho in die Wirklichkeit zurück. Er drehte den Kopf und erkannte Matthias, den Reitknecht, der ehrerbietig mit dem Hut in der Hand nur wenig entfernt stand.

»Verzeiht, edler Herr!«

»Was ist denn, Bursche«, erwiderte der Ritter unwirsch und richtete sich auf, sorgsam darauf bedacht, dass er zwischen dem Knecht und der Zofe stand.

»Ich würde nicht wagen, Euch zu stören, aber ich bin in Sorge um Euren Hengst.«

Der Ritter verlor sofort das Interesse an dem Mädchen. Der Rapphengst war sein Ein und Alles. Matthias trat einen Schritt vor.

»Er scharrt schon geraume Zeit mit den Hufen, am Ende war ihm das städtische Futter nicht zuträglich. Ich bitte Euch, kommt und seht nach ihm.«

»Eine Kolik? Himmel hilf! Du hast doch darauf geachtet, dass man ihm nur das Beste zu fressen gab?«

»Gewiss, Herr. Ich selbst war es, der ihm das Heu vorlegte, aber es ist eben nicht unser vorzügliches Bergwiesenheu.«

»Ich komme, Matthias, lass mich nur dies zu Ende bringen! Führe ihn so lange hinaus und achte, dass er sich nicht hinlegt.«

»Ja, Herr, das werde ich sofort tun, ich hoffe, ich kann ihn beruhigen, so wie Ihr das vermögt. Er ist sehr aufgebracht.« Mit einer knappen Verbeugung zog sich der Bursche langsam zurück, wobei er eindeutig versuchte, einen Blick auf das Mädchen zu werfen. Wirtho war hin- und hergerissen. Matthias hatte tatsächlich besorgt gewirkt. Was, wenn der Rappe ernsthaft krank war? War dieses Gör es wert, dass dem wertvollen Hengst etwas zustieß? Keinesfalls. Vielleicht ergab sich ja später noch einmal die Gelegenheit.

»Teufel auch!«, rief er aufgebracht und stampfte mit dem Fuß auf wie ein zorniges Kind. »Ich komme.«

Das Mädchen ließ er einfach liegen. Auch seine beiden Freunde, die dem Ganzen gebannt gefolgt waren, erhoben sich. Waldemar konnte es nicht lassen, der Zofe noch einmal kräftig in den Hintern zu kneifen.

»Wart auf mich, Süße!«, zischte er ihr ins Ohr. Doch die Zofe duckte sich unter ihm durch, schürzte die Röcke und floh in Richtung Haus, so schnell sie nur konnte. Die beiden Ritter lachten grölend und folgten dann Wirtho in den Stall.

Arigund eilte die Treppe des Geschlechterturms, des repräsentativsten Teils des DeCapella-Hauses, hinauf in den ersten Stock, wo sich die Feststube befand. Obwohl die Flügel der massiven Holztüre weit geöffnet waren, hing in dem Saal der schwere Geruch von Wein und Braten. Im letzten Moment zügelte das Mädchen die Schritte. Sein Vater würde es nicht gutheißen, wenn seine Tochter atemlos und mit roten Wangen in den Saal stürmte, ganz zu schweigen von den missbilligenden Blicken, mit denen Hildegard sie bedenken würde. Langsam und würdevoll trat sie also über die Schwelle. Die Gaukler, die eben ihre Vorstellung beendet hatten und von dem Kaufmann reich für ihre Künste belohnt worden waren, traten hochachtungsvoll zur Seite und verabschiedeten sich unter zahlreichen Verbeugungen. Arigund beobachtete, wie die Hand eines Knaben im Narrenkostüm nach einem der silbernen Löffel griff und diesen in einer Falte seines Gewandes verschwinden ließ. Sie sah sich nach einem Bediensteten um, der den Burschen stellen und das Eigentum der DeCapellas sichern könnte, vergaß aber ihr Vorhaben, als sie die Stimme ihres Vaters vernahm. Breitbeinig stand er vor dem aufwendig verzierten Wandteppich, die Hand mit dem Becher erhoben, und bemühte sich mit leicht lallender Stimme um Aufmerksamkeit.

»Werte Gäste, ich erbitte einen Augenblick der Ruhe, um einer weiteren Darbietung zu folgen.«

Arigunds Blick traf auf den ihres Vaters, und wieder entdeckte sie dieses Strahlen in seinen Augen. Er winkte sie in die Mitte des Saales.

»Meine geliebte Tochter wird uns die Freude machen, für uns zu singen.«

Mit einer großen Geste, die ausgestreckte Rechte erhoben, wies er auf Arigund. Das Mädchen hatte zwar erwartet, dass ihr Vater es zum Singen auffordern würde, jedoch hatte es auf einen besonderen Augenblick gehofft, etwa kurz bevor das Brautpaar sich zurückzog. So jedoch wirkte es auf Arigund, als wäre sie nur eine Nummer unter Gauklern. Doch es blieb ihr wenig Zeit zum Nachdenken. Jemand drückte ihr die Laute in die Hand. Verwirrt griff sie die Saiten. Welches Stück sollte sie singen? Dann atmete sie tief durch. Warum nicht einfach das wunderschöne Lied, das sie mit dem Prior die letzten Wochen geübt hatte? Sie nickte, sich selbst zustimmend. Ja, ein Lobpreis der Jungfrau Maria war schließlich nie fehl am Platz. Nach den ersten Strophen schloss sie die Augen, stellte sich vor, selbst das Jesuskind in ihren Armen geborgen zu halten. Klar und rein sammelten sich die Töne in ihrer Brust, um dann samtend aus ihrer Kehle zu strömen.

»Gepriesen seist du, Jungfrau, gebenedeit dein Leib.«

Sie ließ sich forttragen von der Melodie an einen Ort der Liebe und Geborgenheit, an einen Ort, von dem sie niemand verjagen konnte, schon gar keine Hildegard aus dem Geschlecht der Thundorf. Als sie ihn gerade erreicht hatte, wurde sie jäh vom Applaus und der weinseligen Stimme ihres Vaters unterbrochen.

»Das war wunderschön, Kind, aber, weißt du ...« Ihr Vater unterbrach sich kurz und rang um die passenden Worte. »Arigund, ich würde mir etwas Fröhliches von dir wünschen, etwas, was die Stimmung dieses Festes mehr widerspiegelt. Ein Trinklied vielleicht?«

Arigund schluckte den bissigen Kommentar herunter, der ihr auf den Lippen lag, fragte sie sich doch, wer hier in Feierlaune war. Ganz gewiss nicht sie. Widerstrebend packte sie den Hals der Laute fester. Trinklieder waren nicht gerade ihre Spezialität. So etwas hätte der Prior nie mit ihr geübt. Glücklicherweise hatte sie einige dieser Stücke zuweilen gemeinsam mit Annelies gesungen. Sie spielte erst ein Lied, dann ein zweites und nahm verwundert zur Kenntnis, dass es ihr langsam Spaß zu machen begann. Die Gäste prosteten sich zu und blickten sie aufmunternd an. Zuletzt

stimmte sie noch ein »Küchenlied« an, in dem es um die kleinen Missgeschicke der Liebe ging. Die männlichen Festgäste begannen zu schmunzeln. Als sie schließlich die Laute beiseitelegte, bemerkte sie erstaunt, dass ihre Stiefmutter purpurrot angelaufen war. Verwirrt sah das Mädchen zu ihrem Großvater, dann zurück zu ihrem Vater, an dessen Seite seine neue Frau sich erhob. Sie griff mit langen, spitzen Fingern nach ihrem Becher, hob ihn hoch und meinte: »Auf Arigund DeCapella, die beim heutigen Fest den krönenden Abschluss der Reihe von Gauklern und Spielleuten bildete, die uns amüsieren sollten.«

Es wurde totenstill. Alle starrten die neue Frau DeCapella an. Arigund auf eine Stufe mit Gauklern und Spielleuten zu stellen war ein Schlag ins Gesicht. Zwar waren die Schausteller auf Festivitäten gern gesehen, aber im Grunde hielten die Bürger sie für Gesindel, das noch weniger geachtet war als die unfreien Bediensteten. Hilfesuchend wanderte Arigunds Blick zu ihrem Vater, doch der stand schweigend da, dann hinüber zu ihrem Großvater, dem die Zornesröte ins Gesicht gestiegen war. Nur ein Gast behielt die Fassung, nämlich ihre Großmutter. Die fasste sich ein Herz und applaudierte einfach. Erleichtert taten es die anderen Gäste ihr gleich. Arigund wartete das Ende der Beifallsbekundungen nicht ab. Sie stürzte aus dem Festsaal, rannte zurück in ihre Kammer und warf die Tür wütend ins Schloss.

Sie hatte gerade das dritte Kleid aus ihrer Truhe gezerzt und auf den Boden geworfen, als sich die Tür zu ihrer Stube öffnete und ihr Vater eintrat. Der blickte verwundert auf den Kleiderhaufen am Boden und fragte: »Willst du dich umziehen und kannst dich nicht entscheiden?«

Arigund starrte ihn an. Konnte es sein, dass er wirklich nicht merkte, wie sehr sie sich gekränkt fühlte? Ungeschickt angelte er nach einem Kleid aus rotem Brokat.

»Das da fände ich sehr hübsch. Zieh es an und komm dann wieder herüber.«

»Keine zehn Pferde bringen mich zurück in den Festsaal«, erwiderte Arigund zornig. »Nicht nach dem, was diese Frau vor den Gästen über mich gesagt hat.«

Ihr Vater runzelte die Stirn. »Diese Frau ist deine Stiefmutter, und ich erwarte von dir, dass du sie mit Achtung behandelst.«

»Ich werde sie genau so behandeln, wie sie mit mir umspringt!« Arigunds Stimme wurde schrill. »Wenn sie mich eine Gauklerin heißt, so heiße ich sie eine Närrin!«

»Kind, du vergisst dich!«, herrschte ihr Vater sie an.

Einen Augenblick starrten sich die beiden an, zwei Paar italienische Augen funkelten im Schein der Kienspäne.

»Schau doch mal, Ari, Liebes«, lenkte ihr Vater ein, »so wie du das aufgefasst hast, war das doch gar nicht gemeint. Das hat sie doch bloß im Spaß gesagt.«

»Ach, dann hat sie einen eigenartigen Humor. Außer ihr und dir fand das wohl so ziemlich niemand Spaßig.«

DeCapella bemühte sich um Gleichmut. Doch seine Füße scharren ungeduldig auf den hölzernen Dielen. »Nun reg dich doch nicht so auf! Du hast doch gar keinen Grund dazu? Du hast doch erst eine Ratsaffäre daraus gemacht, indem du mit hochrotem Kopf davongerannt bist. Warum hast du nicht einfach gelächelt und ihr zugeprostet?«

»Ach, dann bin ich jetzt an allem schuld?« Arigund musste ihre gesamte Willenskraft aufbieten, um ihren Vater nicht anzubrüllen. Wer hatte denn die unglaubliche Idee mit den Trinkliedern. Sie selbst etwa?

»Nun beruhige dich doch, Kind.« Beschwichtigend versuchte DeCapella einen Arm um seine Tochter zu legen, doch sie wies ihn zornig ab. Gekränkt zog sich der Kaufmann zurück.

»Na gut«, meinte er, und auch seine Stimme bebte nun. »Arigund, ich habe das Gefühl, dass es in letzter Zeit hier für dich zu aufregend war. Ich denke, ein wenig Ruhe täte dir gut, ein Aufenthalt auf dem Lande. Das wäre das Richtige für dich. Ich werde mich darum kümmern.«

Es war, als würden die Wände der Stube über ihr zusammenbrechen. Waren das die Worte ihres Vaters? Erfüllte er auf diese Art seine Schwüre, er würde immer für sie da sein.

Hätte er sie ins Gesicht geschlagen, hätte er sie nicht härter treffen können. So also waren Männer. Kaum hatte man eine neue Frau im Bett, schickte man die Tochter der alten weg! Arigund schluckte. Ihre Stimme klang eisig, als sie fragte: »Und woran habt Ihr gedacht, Herr Vater?«

»Ein Minnehof wäre durchaus passend für dich, Arigund.«

Er machte eine kurze Pause. »Brennberg«, meinte er dann, machte auf dem Absatz kehrt und rannte beinahe Annelies über den Haufen, die kreidebleich und mit zerrissenem Dirndl in der offenen Tür stand. DeCapella würdigte sie – ganz im Gegensatz zu all den anderen Männern, mit denen sie es heute Nacht zu tun gehabt hatte – keines weiteren Blickes. Arigund jedoch starrte ihre Zofe entgeistert an. »Was ist denn mit dir passiert?«, wollte sie wissen. »Dein Kleid ist ja ganz

zerrissen, und du siehst aus, als wärst du gerade der Hölle entkommen.«

Ihre Zofe schien zu keiner Antwort fähig. Mit geweiteten Augen starrte sie Arigunds Vater hinterher.

»War das etwa Matthias?«, flüsterte Arigund weiter und hoffte, sich getäuscht zu haben.

Annelies schüttelte energisch den Kopf, rannte dann jedoch ohne ein weiteres Wort davon. Verwirrt sah ihr Arigund nach. »Was für ein Tag!«, fluchte sie leise, als sie die Tür zu ihrer Kammer zudrückte.

MAI 1268

Die Luft stand in den Gassen. Das Frühjahr war mit einer nicht enden wollenden Schlechtwetterfront über Regensburg hereingebrochen. Es goss in Strömen, während es für die Jahreszeit viel zu warm war. Die Schwüle ließ jede Tätigkeit zur Qual werden, doch Arigund war sowieso die Lust an der Arbeit vergangen. Seit ihre Stiefmutter samt Tochter im Haus das Regiment führte, gingen sich Vater und Tochter aus dem Weg, deshalb mied Arigund das Kontor. Großvater Zandt hatte versucht, die Wogen ein wenig zu glätten, doch das hatte alles nur noch schlimmer gemacht. Eifersüchtig wachte seither die Thundorferin darüber, dass sich für Arigund keine Gelegenheit bot, den alten Mann zu treffen. Auch Hildegard belauerte sie mit Argusaugen und schaffte es stets zu verhindern, dass sie in die Nähe des Zandthauses gelangte. Während der gemeinsamen Mahlzeiten stocherte Arigund nur noch lustlos im Essen herum, oder sie brachte es Annelies, die seit der Hochzeit nicht weniger bedrückt wirkte.

»Warum isst du nichts?«, fragte Arigund ihre Magd. »Schlägt dir der Liebeskummer auf den Magen?«

Annelies antwortete nicht.

»Du wirst ihn ja demnächst wiedersehen, deinen Rotschopf«, versuchte Arigund das Mädchen aufzumuntern, aber es klang wenig überzeugend und schien auch keinerlei Wirkung auf die Zofe zu haben.

»Annelies, was ist denn los? Seit der Hochzeit wirkst du bedrückt, sobald Brennborg erwähnt wird. Habt ihr euch gestritten? War es doch er, der dein Kleid zerriss?«

»Nein, niemals würde Matthias so etwas tun. Er hat gesagt, dass er mich lieb hat, aber ...« Die Magd schluckte und verstummte.

»Aber was?«, insistierte Arigund. »Dann ist doch alles gut. Irgendwann sind wir auf Burg Brennborg, und du kannst ihn so oft sehen, wie du möchtest.«

Jetzt war es mit Annelies' Fassung gänzlich vorbei. »Aber ich ..., ich will da nicht hin. Dieser Herr Wirtho, er ist einfach schrecklich.«

»Er ist ein ungehobelter Klotz, aber was werden wir schon mit ihm zu schaffen haben!«

»Ich fürchte mich vor ihm, und wenn wir erst dort sind, dann sind wir ihm schutzlos ausgeliefert.«

Stockend erzählte Annelies von ihrer Begegnung mit Wirtho. Nachdem Arigund von den empörenden Ereignissen erfahren hatte, kaute sie nachdenklich auf ihrer Unterlippe.

»Dieser Schuft! Und dann auch noch in unserem Haus! Das werde ich meinem Vater ...« Arigund stockte, dann nahm sie wortlos ihre Zofe in die Arme, die leise zu schluchzen begann.

»Annelies, du musst doch gar nicht mit nach Brennborg«, meinte Arigund mit belegter Stimme. »Du kannst hierbleiben, wenn du willst.«

Die Zofe sah ihre Herrin eine Weile nachdenklich an. Dann streckte sie die Hand aus: »Kommt, Herrin, gebt mir das Brot! Ich bringe es zu den Armen. Die haben im Augenblick noch weniger als sonst, wo doch wegen der Feuchtigkeit das Getreide im Speicher verschimmelt.«

Arigund öffnete schon den Mund, um zu widersprechen. Es war nicht üblich, dass die Patrizier

die Bedürftigen mit Nahrungsmitteln versorgten. Das übernahm das Spital, das allerdings von den Patriziern mit Geldspenden unterstützt wurde. Doch plötzlich hatte Arigund eine Idee.

»Das ist es«, platzte Arigund heraus. »So könnte es gehen.«

»Was könnte so gehen?«, fragte Annelies wenig begeistert.

»Du bringst einen Korb mit Nahrungsmitteln zum Spital. Gegen einen solchen Akt christlicher Nächstenliebe wird nicht mal die alte Hexe etwas sagen können. Auf dem Rückweg bringst du einen Brief zu Großvater. Der würde niemals wollen, dass wir auf Brennborg so einer Gefahr ausgesetzt werden. Bestimmt können wir zu ihm ins Zandthaus ziehen.«

In Annelies' Augen kehrte neues Leben zurück. Ein Plan, und gewiss einer, der sich durchführen ließ. Der Brief an Großvater Zandt war rasch geschrieben. Annelies verbarg ihn sorgsam unter ihrem Hemd.

»Geh jetzt in die Küche, und lass dir einen Korb mit Vorräten füllen. Wenn dich jemand aufhält, sag, du gehst im Auftrag des Hauses DeCapella.«

Als Annelies aus dem Zimmer huschte, pochte ihr das Herz bis zum Hals. Am liebsten wäre sie gerannt, aber ihre Schritte hallten auch so schon laut genug auf dem Dielenboden. Prompt öffnete sich die Tür zu Hildegards Zimmer und die kräftige Gestalt der jungen Frau schob sich in den Türrahmen. Als sie die Zofe erkannte, zog sie wortlos die Augenbrauen zusammen. Annelies wusste von Magda, dass die Thundorferin und ihre Tochter versuchten, das alte Gesinde loszuwerden und durch ihr eigenes zu ersetzen. Jede kleinste Verfehlung wurde als Kündigungsgrund genutzt. Annelies stand ganz oben auf der Liste. Lediglich die Aussicht, dass sie ohnehin in einigen Wochen gemeinsam mit Arigund das Haus verlassen würde, hatte sie bislang geschützt. Rasch senkte das Mädchen den Blick, ohne jedoch die Schritte zu verlangsamen. Keinesfalls sollte Hildegard Verdacht schöpfen. Die junge Herrin musterte das Mädchen. Ihre Augen glitten zu dem Tablett, auf dem sich die kaum angerührten Speisen befanden. Annelies trat der Schweiß auf die Stirn. Nur noch wenige Schritte trennten sie von Hildegard. Gerne hätte die Zofe kurz nach dem Brief an ihrer Brust gefasst und sich davon überzeugt, dass er ganz bestimmt nicht zu sehen war. Ihre Finger verkrampften sich um das Tablett. Dann war sie auch schon an Hildegard vorbei. Die Blicke der neuen Herrin verfolgten sie bis zur Treppe. Annelies konnte erst wieder atmen, als sie die Küche erreicht hatte.

Doch der schwierigste Teil ihres Auftrags kam erst jetzt. Sie musste mit dem Brief aus dem Haus und damit an Konstantia vorbei. Die hatte beschlossen, mit dem Strom zu schwimmen und sich den Wünschen der neuen Herrin anzupassen. Ging etwas schief, so schob sie es ohne Skrupel einem der Küchenhilfen in die Schuhe. Die Hälfte der Küchenmägde hatte auf diese Art schon das Haus verlassen müssen. Magda gehörte zum Glück nicht dazu. Doch Annelies konnte ihre Freundin unmöglich ins Vertrauen ziehen. Es war zu gefährlich. Man würde sie gewiss in Schimpf und Schande aus dem Haus werfen, käme ans Licht, dass sie diesen geheimen Botengang unterstützt hatte. Seufzend beschloss Annelies, sich direkt an die Köchin zu wenden. Sie fand sie im Vorratsraum, wo sie wie immer schimpfte und lamentierte.

Es galt, überzeugend zu sein. »Was für eine Katastrophe! Die Hälfte des Brotes ist schimmelig! Wenn die Herrin das sieht, ist der Teufel los.« Konstantia rang die Hände. »Und Bier gibt es auch keines mehr, weil die Keller der Brauereien allesamt abgesoffen sind. Herr im Himmel! Wir werden verhungern.«

Ein fernes Grollen kündigte ein neues Gewitter an. Jedes barg die Gefahr, dass wertvolle Stadthäuser von einem Blitz in Brand gesetzt und ganze Wachten, wie man die Stadtteile Regensburgs nannte, von der Feuersbrunst bedroht wurden. Die Dächer kapitulierten vor dem

Hagel und Dauerregen, auch die Wohnungen wurden feucht. Mücken, sonst um diese Jahreszeit nur vereinzelt zu sehen, waren allgegenwärtig, störten die Nachtruhe, hinterließen juckende Pusteln oder trugen sogar das Fieber in die Häuser. Wenn Annelies nicht bald fortkam, würde sie nass bis auf die Knochen werden und vielleicht würde die Tinte auf dem Brief, auf dem ihre letzten Hoffnungen ruhten, verschwimmen.

»Heizt den Backofen ein! Rasch! Und bringt mir Mehl!« Die Köchin klatschte in die Hände. Dann entdeckte sie Annelies. »Was willst du?«, herrschte sie die Magd an.

»Ich soll Essen ins Spital bringen, für die Bedürftigen.«

Konstantia legte den Kopf schief.

»Wer hat das angeordnet?«, Konstantia beäugte sie misstrauisch.

»Der Herr DeCapella«, log Annelies.

Einen winzigen Augenblick lang hatte das Mädchen das Gefühl, ihr Plan würde scheitern. Dann allerdings sah Konstantia die Möglichkeit, das verdorbene Brot rasch verschwinden zu lassen. Mit ihren mächtigen Armen fegte sie das Regal leer. Die Laibe purzelten in einen Weidenkorb.

»Hier hast du's, und nun troll dich!«, knurrte die Köchin.

Hastig griff Annelies nach dem Korb, packte ihn bei den Henkeln und eilte auf die Straße hinaus. Dort versank sie sofort knöcheltief im Schlamm. Annelies hielt sich, was sie sonst tunlichst vermied, dicht an den Fassaden der Häuser. Normalerweise blieb man besser in der Mitte der Straße, denn man konnte leicht einmal mit Unrat überschüttet werden, den die Bewohner gewöhnlich einfach aus dem Fenster in die Feuergässchen kippten. Doch der Stadtbach, sonst ein sanft plätscherndes Bächlein, war gewaltig angeschwollen und hatte die Straßenmitte gänzlich überflutet. Annelies watete hastig durch den Schlamm, bis der Wohnturm der DeCapellas außer Sicht war. Jetzt würde sie gewiss niemand mehr aufhalten. Auf der glitschigen Straße hielt sich ohnehin nur auf, wer unbedingt musste. Selbst der Marktplatz, auf dem das Leben normalerweise pulsierte, war wie leer gefegt. In dem Sumpf aus Stroh und Erde tummelten sich nur noch umherstreunende Schweine.

Ihr Weg führte sie hinab zur Donau. Sie erschrak, als sie bemerkte, welchen Raum sich der große Fluss bereits verschafft hatte. Die hafennahen Wachten standen schon zur Hälfte unter Wasser, viele Straßen waren unpassierbar. Das Spital war nur noch über Stege erreichbar, die auf Annelies wenig vertrauenerweckend wirkten. Unter ihnen schob ein bestialisch stinkender Fluss Nachttöpfe, Geschirr und Unrat beiseite. Zweimal kam das Mädchen ins Straucheln und fürchtete, in die Fluten zu stürzen. Ein erster, grell-weißer Blitz durchzuckte den Himmel, als sie endlich die Pforte des Spitals erreichte. Eine hagere Nonne mit tief liegenden Augen öffnete auf ihr Klopfen hin, griff mit einem »Vergelt's Gott!« nach dem Korb mit dem Brot und verschwand sofort wieder hinter den dicken Mauern.

Annelies sah hinunter zum Hafen. Zahlreiche Handelsschiffe dümpelten unnütz an den Kais, sehr zum Ärger der Fernhandelskaufleute. Die Hochwasser legten die Schifffahrt auf Naab und Donau still und machten die Handelsstraßen unpassierbar. Zwar kannte man die Launen der Donau und zog sie ins Kalkül, doch in diesem Jahr schien sie ihre Possen besonders toll zu treiben. Kein Schiff wagte sich in die Untiefen des erbosten Flusses, und so lagen sie, statt sich mit Silber und Honig beladen auf die Reise gen Osten zu begeben, in der Stadt vor Anker und kosteten Geld, statt welches einzubringen.

Ein weiterer Blitz zuckte über den Himmel, gefolgt von einem dumpfen Grollen. Jetzt wurde es wirklich Zeit. Über wackelige Stege hastend, erreichte das Mädchen die höher gelegenen Straßen der Donauwacht. Völlig atemlos und halb durchnässt gelangte sie zum Zandthaus. Ihrem

energischen Klopfen wurde sofort entsprochen. Ein Diener öffnete, und sie schlüpfte herein. Das Erste, was Annelies auffiel, war die Stille im Haus, das Zweite waren die ernsten Augen des Mannes, der ihr geöffnet hatte. Annelies griff nach dem Schriftstück in ihrem Hemd.

»Ich habe einen Brief an den Herren Zandt, von seiner Enkelin Arigund.«

Der Diener nahm das Schriftstück wortlos in Empfang, schien ihm aber keine Bedeutung beizumessen.

»Ich soll ganz sichergehen, dass der Brief den Herren Zandt auch erreicht.«

»Komm erst mal in die Küche, und lass dir einen Becher Würzwein geben.«

»Aber der Brief ...«, beharrte Annelies.

Der Diener schob das Mädchen stumm vor sich durch den Gang. Auch in der Küche fehlte das geschäftige Durcheinander, das Annelies gewohnt war. Irgendetwas war passiert, daran gab es keinen Zweifel. Sie wandte sich zu dem Diener um. »Du wirst dem Herren Zandt doch den Brief geben?«

»Gewiss doch, sobald es möglich ist.«

»Warum sollte es nicht möglich sein?«, fragte Annelies ängstlich.

»Der Herr ist krank, das Fieber ...«

Annelies war es, als zöge ihr jemand den Boden unter den Füßen weg. Natürlich hatte sie schon davon gehört, dass das Fieber umging. In den ärmeren Wachten wurden bereits viele Tote beklagt. Meist wurden Kinder als Erste von Fieber und Durchfall getroffen. Doch dass die Krankheit nun auch die Patrizierburgen erreichte, war neu. Plötzlich wurde Annelies klar, was es für sie und Arigund bedeuten würde, wenn der alte Zandt dem Fieber erlänge. Mit ihm würden all ihre Hoffnung begraben werden. Selbst wenn sich der Kaufmann von der Krankheit erholen sollte, würden Wochen vergehen, eh er die Kraft finden würde, Herrn DeCapella zur Rede zu stellen. Annelies wurde schwach. Sie sackte auf den Hocker, den ihr eine der jungen Köchinnen hinschob. »Setz dich erst mal! Du bist Annelies, nicht wahr? Ich kenne dich.«

Sie schob ihr einen Becher Würzwein hin. »Trink!«, forderte sie das Mädchen auf. »Du bist ja ganz blass geworden.«

Wie in Trance nippte Annelies an dem Becher. »Steht es denn schlimm um den Herrn Zandt?«, fragte die Zofe.

»Der Medicus war gerade da und hat ihn zur Ader gelassen. Man muss die Nacht abwarten, hat er gesagt.«

»Aber wie konnte das nur geschehen?«

»Der Medicus meint, es käme vom Wasser. Ich kann das aber nicht glauben. Unser Wasser stammt nicht aus der Donau. Wir haben einen eigenen Brunnen, gleich neben der Versatzgrube.« Annelies nickte mechanisch. Dann fiel ihr ein, dass Herr DeCapella genau dies stets bemängelte. Er hatte darauf bestanden, dass Versatzgrube und Brunnen möglichst weit voneinander entfernt lagen.

»Ich muss gehen«, hauchte Annelies, »sonst vermisst man mich noch.«

»Kein einfaches Leben mit der neuen Herrin, was?« Die Köchin schaute sie mitleidig an. Arigund starrte eine Weile auf ihren Becher, dann erhob sie sich, ohne weiter von dem Wein gekostet zu haben.

»Man hört ja so dies und das«, versuchte die Köchin noch einmal, Annelies eine Bemerkung zu entlocken.

»Danke für den Wein«, meinte das Mädchen nur und wandte sich zum Gehen.

Im Hause DeCapella in der Wahlenstraße stand Katharina DeCapella, vormals Thundorf, vor dem Spiegel und kostete ihren Triumph aus. Ihre Monatsblutung war ausgeblieben, und da die sonst zuverlässig war wie der Vollmond und sie sich zudem seit einigen Tagen mit morgendlicher Übelkeit herumplagte, konnte das nur eines heißen: Sie war schwanger. Das würde ihr Ansehen im Haushalt vermehren. Es würde keine Tuscheleien mehr geben, ob sie überhaupt noch fruchtbar oder ihr Leib nicht etwa schon verdorrt wäre. Der Geist der Anna Barbara Zandt wäre endgültig gebannt, hielte ihr Gatte erst einmal den ersehnten Erben in seinen Armen. Sorgfältig steckte sie ihre Haare zusammen, die zu ihrem größten Ärger von einigen grauen Strähnen durchzogen waren. Genau wie ihrer Mutter, die bereits mit Mitte dreißig komplett ergraut war, hatte Gott ihr das Schicksal auferlegt, schnell zu verwelken. Katharina erfüllte das mit Sorge. Jedermann wusste, dass sich Männer gerne jungen Weibern zuwandten, waren die Brüste ihrer Ehefrauen erst einmal erschlaft und das Haar silbern. Energisch zog Katharina die Haube aus gebleichtem Leinen über den Kopf. Heute, wenn sie ihrem Gatten von ihrer beginnenden Mutterschaft erzählte, wollte sie jung aussehen.

Sie entdeckte ihn in der Halle – mit seiner Tochter. Arigund hatte den Kopf eng an die Schulter ihres Vaters geschmiegt, und er streichelte zart ihren Rücken. Katharina gab es einen Stich. Eine plötzliche Welle der Übelkeit stieg in ihr hoch. Dieses kleine Luder! Versuchte es doch eins ums andere Mal, den Vater zu verführen, und er ließ sich darauf ein, nur weil das Gör seiner Mutter glich wie ein Ei dem anderen. Wusste doch jeder, dass die Zandt des Herren große Liebe gewesen war. Es wurde allerhöchste Zeit, das unleidige Mädchen anderweitig unterzubringen und damit die Geschichte »Zandt« endgültig abzuschließen. Gebieterisch schritt Katharina die Treppe herunter.

»Es ist ja gut, Ari, so beruhige dich doch«, hauchte DeCapella seiner Tochter gerade in die dunkle Lockenpracht. »Alles kommt wieder in Ordnung. Wichtig ist doch nur, dass wir uns wieder vertragen.«

Katharina schluckte. Eine Versöhnungsszene. Das fehlte gerade noch. Sie biss die Zähne zusammen, entschlossen, zum bösen Spiel eine gute Miene aufzusetzen.

»Natürlich, liebes Kind«, mischte sie sich in das Gespräch zwischen Vater und Tochter. »Wir sind doch eine Familie und müssen zusammenhalten.«

Arigund hob den Kopf, und ihre Augen sprachen Bände: »Du gehörst ganz bestimmt nicht dazu!«, blitzten sie zu ihr herüber.

Als er die Stimme seiner Gattin vernahm, rückte DeCapella etwas von seiner Tochter ab. Es schien ihm unangenehm, dass ihn Katharina in so vertrauter Pose mit Arigund gesehen hatte.

»Ich glaube, wir können jetzt alle einen Würzwein brauchen«, schlug der Kaufmann vor und löste sich gänzlich von Arigund.

»Ich werde es sofort veranlassen.« Katharina gab einem Diener ein Zeichen und wandte sich dann wieder Arigund zu. »Kind, möchtest du dich nicht eben wieder zurechtmachen?«

»Eigentlich wollte ich gerade mit meinem Vater sprechen«, fauchte das Mädchen. »Allein!«, setzte sie noch nach.

»Kein Grund, so ungehalten zu sein, meine Liebe«, säuselte Katharina. »Das steht dir doch jederzeit frei.«

»Übe heute Nachsicht mit Ari«, mischte sich DeCapella ein. »Sie hat gerade erfahren, dass ihr Großvater am Fieber erkrankt ist.«

»Ach, welch eine Tragödie«, erwiderte Katharina, doch ihrer Stimme fehlte es an aufrechter Anteilnahme. Arigund knetete ihre Finger vor Wut. Den Thundorfs war es wahrscheinlich gerade Recht, dass Großvater Zandt vorübergehend die Zügel aus der Hand legen musste. Arigund wollte eine bissige Bemerkung machen, doch ihre Stiefmutter kam ihr zuvor:

»Trotzdem wäre es gut, wenn du dich zurückziehst, bis du dich beruhigt hast«, meinte sie. »Man muss dich nicht so aufgelöst bei Tisch sehen.«

Arigunds Blick ging zu ihrem Vater. Der nickte leicht. Ein bitterer Geschmack erfüllte Arigunds Mund. So war das also: In diesem Haus war es wichtiger, die Haare zu kämmen und das Gewand zurechtzupfen, als sich um das Wohl eines so guten Menschen wie ihres Großvaters zu sorgen. Das Mädchen schluckte und richtete sich zu seiner ganzen Größe auf. Dann meinte es mit blitzenden Augen: »Klar, natürlich. Ich werde euch mit meiner ›Aufgelöstheit‹ nicht weiter belästigen. Ich fürchte allerdings, bis zum Nachtmahl werde ich mich nicht mehr beruhigen.«

Mit diesen Worten fuhr sie herum und stürzte die Treppe hoch. Antonio DeCapella seufzte. Was hatte er denn nun schon wieder falsch gemacht? Da spürte er eine warme Hand an seiner Schulter. »Sie ist in einem schwierigen Alter, aber das wächst sich aus.«

Ergeben nickte der Kaufmann und stimmte seiner Gattin halbherzig zu: »Wahrscheinlich hast du Recht: Sie wird sich schon beruhigen. Spätestens, wenn sie Hunger hat, kommt sie herunter.«

»Das kann ein wenig dauern, denn diese Zofe versorgt sie laufend mit Naschereien.«

»Annelies ist Arigund eben treu ergeben und von Herzen zugetan. Die beiden sind fast wie Milchswestern miteinander.«

»Eine Kinderfrau, die dem Mädchen Demut und Gehorsam beigebracht hätte, wäre angebrachter gewesen als eine Bürgerstochter aus verarmtem Hause, die Arigunds Flausen noch unterstützt. Lass uns hoffen, dass es sich nicht herumspricht, wie eigenwillig Arigund ist. Es würde eine passende Heirat für sie erheblich erschweren.«

»Das lass getrost meine Sorge sein. Ich habe feste Pläne mit meinem Kind.«

»Und die Zofe? Sie ist bereits sechzehn. Die Verlobte von Alfons Meier, dem Sohn des Webers, ist gestern verstorben. Der junge Mann wird die Werkstatt einmal erben, und Annelies wird gewiss nicht ewig Zofe bleiben wollen.«

DeCapella runzelte nachdenklich die Stirn. »Es wäre schon eine gute Partie, und der Vater wäre von der Tochter eines Tuchhändlers sicherlich angetan. Andererseits habe ich gehört, der Junge hätte ein recht aufbrausendes Temperament und er spricht dem Bier in reichem Maße zu. Zudem würde ich Annelies schon gerne Arigund nach Burg Brenenberg mitgeben. Wer weiß, vielleicht findet sich da ja ein passender Mann für sie!«

»Ich bitte dich, wer sollte das denn sein«, wehrte Katharina ab. »Irgendeinen Unfreien kann sie nicht zum Gatten nehmen, und ein Mann von Stand ist ausgeschlossen.«

»Das steht auch nicht zur Debatte, Frau. Annelies soll es einmal gut haben. Ich stehe bei ihrer Mutter im Wort, dem Mädchen eine ordentliche Mitgift auf den Weg zu geben, wenn sie bei uns ausgedient hat. Zudem war Annelies' Vater ein aufrechter Mann. Als Geschäftspartner hat er mich nie geprellt.«

Katharina seufzte geflissentlich: »Es war eine Tragödie für die Familie, als er an Schwindsucht erkrankte.«

»Und Annelies ist ein liebes, fleißiges Ding«, spann der Kaufmann seine Gedanken fort. »Nein, sie verdient eine gute Partie, eventuell den Sohn eines meiner Kapitäne.«

»Auch so eine Hochzeit muss gut angebahnt werden«, entgegnete Katharina.

»Wenn es dir so wichtig ist, dann halte doch ein wenig Ausschau.«

»Und da wir gerade davon reden: Wen hast du eigentlich für Arigund im Auge?«

»Das ist eine Überraschung, ich sage nur, sie wird es einmal weit bringen, und die Hochzeit wird für unser Haus von großem Vorteil sein!« Der Handelsherr blinzelte übermütig. Katharina strich enttäuscht ihr Kleid glatt.

»Nun, ich fürchte, dass uns im nächsten Jahr nicht allzu viel Zeit bleiben wird, ein so großes Ereignis wie eine Hochzeit vorzubereiten, wo doch zum nächsten Weihnachtsfest unser Kind das Licht der Welt erblicken wird.«

DeCapella schaute seine Gattin überrascht an. Sein Blick wanderte zu Katharinas Bauch, als ob da schon etwas zu sehen wäre. »So bald schon? Du bist dir sicher?«

»Ja, zum Christfest wird unser Sohn geboren werden!«, wiederholte Katharina mit Bestimmtheit.

»Ob Bub oder Mädels, das Wichtigste ist, es kommt gesund zur Welt.«

Ein Lächeln entspannte Katharinas Züge. DeCapella war so ein guter Mann. Alles könnte wunderbar sein, wenn nicht Arigund ständig versuchen würde, Unfrieden zu stiften. »Es wird ein Junge«, erklärte sie feierlich. »Das spüre ich, mein Herr Gemahl, und er wird die Linie der DeCapellas fortführen.«

»Das würde mich mit großer Freude erfüllen, liebste Katharina, so wie deine Anwesenheit mich mit Freude erfüllt, seit du das Bett mit mir teilst.« DeCapella streichelte sanft Katharinas Hand. Er fühlte sich in dieser Ehe zunehmend wohl. Trotz der Schwierigkeiten mit Arigund hatte er seine Entscheidung noch an keinem Tag bereut und gewiss nicht in den Nächten. Katharina war eine erfahrene Frau, die wusste, wie man einen Mann glücklich macht. DeCapella sah sich kurz um, ob sie auch allein waren. Dann legte er seine Hände auf ihren prallen Busen und drängte sich dichter an sie heran. Sie ließ es nur zu gerne geschehen, als er leidenschaftlich ihre Lippen suchte. Katharina seufzte leise: Das war doch etwas anderes als die Umarmung, die sie vorhin zwischen ihrem Gatten und Arigund beobachtet hatte. Zufrieden glitten ihre Hände zu seinem Gesäß, massierten die Schenkel und fanden den Weg über die Hüftknochen zu seinen Lenden. DeCapellas Atem beschleunigte sich.

»Frau, du machst mich verrückt«, keuchte er.

Statt einer Antwort kniete sich seine Gattin nieder und streichelte den Leinenstoff, der seinen Unterleib verhüllte. Sie fand, was sie suchte und – zu ihrer Zufriedenheit – auch in dem Zustand, in dem sie es erhoffte. Geschickt massierte sie weiter, bis ihr Gatte vor Lust aufstöhnte.

»Wir hätten noch etwas Zeit bis zum Nachtmahl, mein Herr DeCapella. Wir könnten uns in unser Schlafgemach zurückziehen.«

Energisch drückte er ihren Kopf in seinen Schoß, während er mit der anderen Hand seinen Gürtel löste.

»Mach weiter, Frau, genau hier und jetzt!«

Katharina wollte etwas einwenden, beherrschte sich aber. Wenn sie ihr Vorhaben durchsetzen wollte, tat sie gut daran, ihn freundlich zu stimmen, auch wenn dies bedeutete, etwas zu tun, was ihr nicht gefiel. Sie hoffte nur, dass nicht gerade jetzt jemand durch die Tür stürmte. Doch es blieb ihr auch keine Zeit mehr, die Dinge abzuwägen, denn DeCapellas Lust duldeten keinen Aufschub. Widerwillig gehorchte sie den Wünschen ihres Gatten.

Es war nicht Arigunds Absicht gewesen zu lauschen. Eigentlich hatte sie auf der Treppe nur kehrtgemacht, um den Brief, den ihre Großmutter Annelies mitgegeben hatte, von der Kommode zu holen. Doch als sie ihren Vater mit seiner neuen Frau über Annelies reden hörte, hatte sie einfach zuhören müssen. Heiß und kalt war es ihr über den Rücken gelaufen, als sie von Katharinas Plänen erfuhr. So also stellte sich die Thundorferin – denn das würde sie in Arigunds Augen immer bleiben – das vor. Sie plante, das lästige Stiefkind und Annelies zu verheiraten, und zwar so schnell wie möglich.

»Gut zu wissen!«, hatte Arigund sich gedacht, doch dann war die Sache mit der Schwangerschaft gekommen. Arigund hielt die Behauptung für eine glatte Lüge. Wie sollte das denn passiert sein? Ob da dem Vater eventuell ein Bankert, gezeugt in Sünde und wer weiß von wem, untergeschoben werden sollte? Ihr Vater war aber auch zu gutmütig. Wie sie ihn kannte, würde er das Kind sogar in seine Familie aufnehmen, eventuell als seines anerkennen. Empört verließ Arigund ihr Versteck hinter dem Treppenabsatz. Ihr Blick fiel auf ihren Vater in enger Umarmung mit dieser Frau. Was dann geschah, ließ ihr den Atem stocken. Die Thundorferin kniete vor dem Handelsherren. Der stand mit zuckenden Lenden, die Augen halb geschlossen, das Gesicht gerötet. Er stöhnte und flüsterte der Thundorferin Liebesschwüre zu. Arigund war wie vom Donner gerührt. Sie wollte weglaufen, aber ihre Beine gehorchten ihr nicht. Jemand zupfte an ihrem Ärmel, und Annelies flüsterte »Komm!« in ihr Ohr. Seite an Seite huschten die Mädchen die Stufen hoch und hasteten in Arigunds Stube.

»Sie wird nicht herunterkommen«, stellte DeCapella fest, während er Katharina fürsorglich ein leckeres Stück Hühnchenfleisch in den Mund steckte. Seine Augen hatten noch immer einen glasigen, aber höchst zufriedenen Ausdruck. Seine Frau – inzwischen wieder perfekt gekleidet und frisiert – nickte.

»Nein, wird sie nicht.« Katharina kaute bedächtig, bevor sie fortfuhr. »Nun, vielleicht ist es auch ganz gut, wenn sie sich in nächster Zeit in ihr Zimmer zurückzieht, jetzt, wo das Fieber die Wahlenstraße erreicht hat.«

DeCapella erschrak. »Du meinst, sie könnte eventuell auch daran erkranken.«

Katharina seufzte. »Schon so viele sind daran gestorben.«

»Aber doch nur Alte und Kinder.«

»Mein Vater berichtete, die Hälfte seiner Belegschaft sieche dahin.« Sie machte eine Pause, blickte hinauf zu den Schlafstuben und wandte sich dann ihrer Tochter Hildegard zu.

»Ich meine, es wäre besser, mein Kind, wenn du Regensburg verlässt. Dein Onkel Theobald wird morgen zu seinem Landsitz in die Berge aufbrechen, und ich möchte, dass du ihn begleitest.«

»Wie Ihr wünscht, Frau Mutter«, antwortete das Mädchen mit gesenkten Lidern.

DeCapella starrte nachdenklich auf seinen Teller. Auf einmal schmeckte ihm das Essen nicht mehr. Sorgenvoll runzelte er die Stirn.

»Vielleicht sollten wir auch Arigunds Abreise ein wenig beschleunigen«, meinte er schließlich leise.

Ein kurzes Lächeln schlich sich in Katharinas Gesicht. »Ganz wie du wünschst, mein Gemahl. Ich werde das Notwendige veranlassen.«

DeCapella schluckte. »Aber ich werde es ihr eröffnen.«

KAPITEL 6

Die Nachricht von Großvater Zandts Tod erreichte Arigund am Mittag des nächsten Tages. Das Mädchen war wie vom Donner gerührt, und nicht einmal Annelies konnte sie in den nächsten Stunden beruhigen. Am Abend klopfte ihr Vater vorsichtig an die Tür der Mädchenstube. Er fand seine Tochter völlig aufgelöst auf ihrer Bettstatt sitzen. Sie wirkte so blass, als litte sie bereits selbst am Fieber. Der Kaufmann erschrak bei dem Gedanken. Nicht auszumalen, wenn ihr etwas zustieße. Annelies wollte sich stumm zurückziehen, doch DeCapella gebot ihr zu bleiben.

»Was ich zu sagen habe, geht euch beide an«, meinte er mit sanfter Stimme. »Ich bin in Sorge um euer Wohl. Das Fieber rafft immer mehr Menschen dahin, nun sogar deinen Großvater, der doch so ein stattlicher Mann gewesen ist. Ich selbst bin hier durch meine Geschäfte gebunden, aber dich, Arigund, möchte ich in Sicherheit wissen. Deshalb habe ich veranlasst, dass du deine Reise nach Brennborg etwas früher antrittst. Einer meiner Agenten bricht bald nach Passau auf. Ihr werdet unter seinem Schutz bis Burg Werd reisen. Von dort soll euch vom Brennbürger Geleit gegeben werden. Bleibe auf der Burg, Arigund, bis der Herbst Einzug hält! Du, Annelies wirst deine Herrin begleiten. Es soll dein Schaden nicht sein.«

Erschrocken sah Arigund zu Annelies, die an der Wand Halt suchte. Das Mädchen schluckte und zischte dann: »Großvater hätte niemals zugelassen, dass Annelies und ich zu diesen ..., diesen Barbaren in die Provinz geschickt werden.«

»Warum sollte er nicht?«, fragte ihr Vater verwundert. »Es ist eine Ehre, dass euch beiden Zugang zu einem Adelshaus gewährt wird. Ich bin sicher, er hätte sich darüber gefreut.«

»Niemals, nie, niemals«, erwiderte Arigund trotzig. »Das ist ein Sündenpfehl.« Tränen traten in ihre Augen.

DeCapella runzelte die Stirn. »Ich glaube, Pater David hat dir da ein paar dumme Flausen in den Kopf gesetzt, aber glaube mir, Kind, nichts davon stimmt. Vielleicht sind die Brennbürger in Geldangelegenheiten etwas leichtfertig, aber ehrenhaft sind sie, Truchsesse des Bischofs immerhin. Bedenke einfach: Pater David ist ein Mann der Kirche und sieht die Welt mit anderen Augen.«

»Ehrenhaft, nennst du diese Menschen? Ehrenhaft? Gibt es das überhaupt, einen ehrenhaften Mann? Ihr habt doch alle nur das Eine im Sinn ...« Um ein Haar wäre Arigund herausgerutscht, dass sie ihren Vater mit seiner neuen Frau in sündigem Verlangen beobachtet hatte. Im letzten Moment biss sie sich auf die Zunge, auch weil sie den gekränkten Blick ihres Vaters wahrnahm.

»Es sprechen Trauer und Zorn aus dir«, sagte er mit mühsam beherrschter Stimme. »Umso mehr hoffe ich, dass du in der Sicherheit der Burg genügend Ruhe hast, wieder zu dir zu finden.«

»Du hältst Brennborg für sicher?«, bellte Arigund. »Dann frag mal Annelies, wie sicher man sich dort als Mädchen fühlen kann.«

DeCapella wandte sich erstaunt der Zofe zu. Annelies drückte sich in eine Ecke und hielt den Kopf gesenkt.

»Nun?«, wandte sich der Kaufmann an das Mädchen. »Gibt es da etwas, das ich wissen sollte.«

Annelies ballte die Hände. Einen Moment überlegte sie, von dem Zusammenstoß mit Wirtho zu erzählen. Doch würde der Kaufmann nicht wissen wollen, was sie in der Nacht bei den Pferdeställen zu suchen hatte? Müsste sie dann nicht preisgeben, dass sie nur deshalb in diese unangenehme Situation geraten war, weil sie zu einem nächtlichen Stelldichein unterwegs gewesen war? Sie senkte den Kopf noch weiter und flüsterte: »Nein, Herr, es gibt nichts dergleichen.«

DeCapella nickte zufrieden. »Nun denn, so macht Euch reisefertig. In zwei Tagen fährt eure Kutsche.«

Erneut traten Arigund die Tränen in die Augen. »Doch dann kann ich Großvater nicht einmal die letzte Ehre erweisen«, wandte Arigund schwach ein.

»Glaub mir, Kind, könnte er selbst bestimmen, würde er mich einen Narren heißen, dich an seinem Grabe stehen zu lassen, statt dich in Sicherheit zu bringen.«

»Aber was werden die Leute sagen?«, versuchte es Arigund ein letztes Mal.

»Deine Hochachtung wird niemand in Zweifel ziehen, weiß doch ein jeder, wie nah ihr euch gestanden habt.«

Das Mädchen schnaufte resigniert. Der Kaufmann seufzte und ließ sich neben seiner Tochter nieder. »Ach, Ari, mein Mädchen. Ich tu das alles doch nur für dich. Ich mache mir solche Sorgen, dass dir etwas zustößen könnte, und ein Minnehof! Denk einmal! Welches bürgerliche Kind bekommt so eine Gelegenheit? Der Brennberger hat bloß deshalb eingewilligt, weil er mir einen Gefallen schuldet. Mach das Beste daraus! Du wirst es gewiss nicht bereuen. Wer weiß, vielleicht bist du eines Tages Burgherrin. Wäre das nicht unglaublich? Dann hielte meine kleine Prinzessin Hof, fast wie eine Königin.«

Aber das Leuchten in Arigunds Augen blieb aus. Stattdessen drehte sie sich zu ihrer Bettstatt um und schwieg. Die Hand des Handelsherren zuckte, als wollte sie unbewusst über Arigunds dunkle Locken streichen, aber dann erhob sich DeCapella und verließ ohne ein weiteres Wort die Kammer.

Annelies setzte sich wortlos auf den Boden vor Arigunds Bett. Stumme Tränen rannen über ihre Wangen.

»Es tut mir leid, dass ich nichts gesagt habe«, entschuldigte sie sich leise, »aber ich konnte es einfach nicht. Ich hatte Angst, der Herr würde mir die Schuld geben für alles, und man würde mich davonjagen, so wie all die anderen, seit der Hochzeit. Was würde dann aus mir werden? Ich bin ja nur ...«, die Stimme brach Annelies fast, »... eine Zofe.«

Arigund sah auf sie herunter und fasste ihre Hand. »Du bist viel mehr als das, Annelies. Du bist meine Freundin, meine allerbeste Freundin. Niemals würde ich zulassen, dass man dir etwas antut.«

Im nächsten Moment lagen sich die beiden Mädchen in den Armen.

»Wir werden unser Glück schon machen«, flüsterte die Zofe schließlich tapfer, aber mit wenig Überzeugung in der Stimme. Vorsichtig löste sie sich aus Arigunds Umarmung. Die strich ihr Kleid sorgfältig zurecht.

»Das will ich doch meinen!«, erwiderte sie schließlich kämpferisch und voller Zorn. »So schnell lassen wir uns nicht unterkriegen.«

»Die Herrin der Burg ist eine edle Dame und weiß Eure schöne Stimme gewiss zu schätzen.«

»Wir werden unseren Spaß haben. Angeblich soll es auf Minnehöfen immer lustig zugehen. Gaukler und Sänger sind gern gesehene Gäste.« Arigunds Stimme überschlug sich.

»Und bestimmt gibt es dort auch ansehnliche Ritter ...«, meinte Annelies schon deutlich munterer.

»Du hörst dich an wie mein Vater.«

»Warum nicht? Ihr könntet so ein Anwesen bestimmt einträglich verwalten, Herrin. Schließlich stammt Ihr aus einem Handelshaus.«

Arigunds Miene verdunkelte sich schlagartig. »Das mich gerade verstößt! Ich hasse diese Thundorferin und ihre ganze Bagage«, brach es aus dem Mädchen heraus. »Der Zorn des Herren soll über sie kommen! Über sie und diesen Bastard, den sie in ihrem Leib trägt.«

Annelies bekreuzigte sich erschrocken. »So etwas dürft Ihr nicht sagen, Herrin Arigund, nicht einmal denken. Es ist gewiss nur der Schmerz über den Verlust Eures Großvaters, der Euch solche Worte in den Sinn hat kommen lassen.«

»Und du hoffst nur, deinen Rotschopf wiederzusehen!«, erwiderte Arigund bissig. Annelies zuckte zusammen. Im nächsten Moment tat ihrer Herrin die Bemerkung leid. »Entschuldige, bitte entschuldige, Annelies, wie gemein von mir. Ich wollte das wirklich nicht sagen. Es ist ... nun, es ist nur irgendwie ... es bricht alles über mir zusammen. Ich weiß überhaupt nichts mehr.«

Annelies zerknautschte ihre Schürze. »Ganz ehrlich, natürlich bin ich aufgeregt bei dem Gedanken, Matthias wiederzusehen«, gestand die Zofe, »aber ich habe schreckliche Angst vor dem jungen Truchsess.«

Arigund legte erneut den Arm um die Zofe. »Zugegeben, ich kann diesen Wirtho und seinen Vater nicht ausstehen und die Aussicht, den Sommer auf so einer Burg auf dem Lande zu verbringen, ist alles andere als verlockend, aber: Mit Katharina und Hildegard unter einem Dach, das ist die Hölle. Vielleicht ist es gar nicht so schlecht, von hier wegzugehen. Soll mein Vater doch selber sehen, wie er mit diesen Thundorfern klarkommt.«

Als der kleine Tross zwei Tage später den ersten der drei Türme der Steinernen Brücke erreichte, rauschte die Donau zornig unter ihnen durch. Hellbraune Schaumkronen tanzten auf den Strudeln, die der Nix täglich neu erschuf. Während der Brückenmeister den Zoll kassierte, schaute Arigund hinab in die Fluten des gewaltigen Flusses und überlegte, wie es sich wohl anfühlen würde, in seinen kalten Armen zu liegen.

DeCapella schloss seine Tochter zum Abschied in die Arme. Seit dem Tod ihres Großvaters hatte das Mädchen kaum noch ein Wort mit ihm gewechselt und war auch zu den Malzeiten nicht mehr bei Tisch erschienen. Der Kaufmann schwankte zwischen Verärgerung und Trauer, doch seine Frau hatte ihm Mut gemacht und zur Geduld gemahnt. Arigund, so meinte sie, ließe sich nicht drängen. Sie würde von selbst wieder zu ihm finden, sobald es ihr besser ginge. Doch während der letzten zwei Tage schien sich Arigund nur noch weiter von ihm zu entfernen. Jetzt, als es hieß Lebewohl zu sagen, fehlten Vater und Tochter die geeigneten Worte, und so verpassten sie die Gelegenheit zur Versöhnung.

DeCapella hob das zierliche Mädchen schweren Herzens auf einen der Planwagen mit wertvollen Tuchballen. Der Karren war eigentlich nicht als Reisegefährte für Damen ausgerichtet und sollte anschließend auch gleich weiter Richtung Passau fahren. Um den beiden Mädchen ein wenig Bequemlichkeit zu verschaffen, hatte man die Plätze hinter dem Kutscher mit Kissen und Decken ausgekleidet und so eine bequeme Sitzgelegenheit vorbereitet.

»Mach unserem Hause Ehre, Arigund«, verabschiedete sich der Herr, und zu Annelies sagte er: »Sei deiner Herrin ergeben.«

Dann gab er dem Kutscher das Zeichen zur Abfahrt. Die Peitsche knallte über den Ohren der Maultiere, woraufhin sich die beiden Braunen energisch in Bewegung setzten. Der Wagen holperte über das Pflaster.

»Leb wohl, mein Kind!«, rief DeCapella seiner Tochter nach, und tatsächlich hob diese zaghaft ihre Hand zum Abschied, aber einen Blick zurück warf sie nicht.

Arigund hatte sich innerlich längst vom Haus ihres Vaters verabschiedet. Dennoch mischten sich Trauer und Unsicherheit in ihre Abenteuerlust, als sie die drei Türme der Brücke hinter sich ließ. Was würde sie auf dieser Reise erwarten, und wie würde es ihr und Annelies auf Burg Brennborg ergehen? Konnte es ihr gelingen, die Anerkennung der Burgherrin zu erlangen? Und war es möglich, sich gegen dieses Ekelpaket von Wirtho durchzusetzen? Tausend Gedanken jagten durch Arigunds Kopf, als die Reisegesellschaft sich in Stadthof donauabwärts wandte. Die Dirnen, die ihrem Gewerbe außerhalb der Stadtmauern nachgehen mussten, musterten die Mädchen aus hohlen Augen, einige der Freier grinsten frech zum Wagen herauf. Doch schon bald waren sie alleine auf der Handelsstraße. Die war gut ausgebaut, und an manchen Stellen lugten sogar Pflastersteine aus dem Morast. Es hieß, die Steine seien von den Römern hergebracht worden, die die Route von Passau kommend bereits genutzt hätten. Arigund hielt das für ein Gerücht. So lange konnte eine Straße nicht Bestand haben, vor allem, wenn sie täglich von so vielen Fahrzeugen genutzt wurde. Die eisenbeschlagenen Reifen mussten die Steine innerhalb kurzer Zeit zermalmen. Ihr Vater hatte ihr erzählt, dass die Regensburger Straße eine wichtige Verbindung nach Nürnberg sei, von wo man bequem innerhalb weniger Wochen nach Prag reisen könne. Und Herr Ittlinger, einer der Agenten ihres Vaters, hatte von einer direkten Verbindung von Regensburg gen Osten berichtet, die über Hermsdorf nach Frauenpriefnitz führte und dort in die Salzstraße mündete. Das Handelshaus kaufte oft das »weiße Gold« im Böhmisches und verkaufte es in Regensburg oder Kelheim. Arigund wollte gerade den Kutscher fragen, wo sich die Abzweigung denn befände, da schnalzte er mit der Zunge, und die Maultiere setzten sich in Trab. Die Mädchen kuschelten sich zusammen und versuchten eine möglichst bequeme Sitzposition einzunehmen.

»Jetzt geht unser Abenteuer also los.« Arigund deutete mit dem Finger auf die Berge, die in einer Dunstglocke verhangen in der Ferne lagen. »Dort hinauf müssen wir.«

Annelies nickte und blickte munter drein. »Zum Glück haben wir die Maultiere und müssen nicht zu Fuß gehen.«

»Und zum Glück regnet es gerade mal nicht«, ergänzte Arigund. Dann stimmte sie eines der Küchenlieder an. Annelies klatschte im Takt, und sogar der Kutscher brummte mit.

»Jetzt habe ich aber Hunger«, meinte Arigund am Ende ihrer Gesangsdarbietung.

Annelies sah sie erleichtert an. Scheinbar hatte ihre Herrin beschlossen, die Trauer hinter sich zu lassen, und entwickelte wieder Appetit. Sie kramte nach dem Vesperkorb, in den Magda feinste Köstlichkeiten gepackt hatte. Obenauf lagen, in ein sauberes Tuch gehüllt, ein paar frische Krapfen, deren Duft einem das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ.

Einen Augenblick sah ihre Herrin das Backwerk an, als wollte sie es sich doch wieder anders überlegen. Dann jedoch griff sie zu: »Hoffen wir, dass es nicht unsere Henkersmahlzeit ist«, versuchte sie zu scherzen. »Wer weiß, was die auf dem Lande so außer Dünnbier auf den Tisch bringen.«

»Herrin, das sind Adelige«, wandte Annelies ein.

»Na, wir haben ja gesehen, wie die sich den Wanst vollschlagen, wenn sie an eine reich gefüllte Krippe kommen. Bei der Hochzeit haben sie gefressen, als hätten sie seit Tagen nichts zum Beißen gehabt. Aber sag, was glaubst du? Wird dein Matthias in dem Trupp sein, der uns abholen soll?«

»Er ist nicht ›mein Matthias‹«, grummelte Annelies. »Aber schön wäre es.«

»Dein Ritter!«, meinte Arigund mit gespielter Theatralik. »Und er hebt dich in glänzender

Rüstung auf sein weißes Pferd. Ihr galoppiert in die untergehende Sonne, einem glücklichen und freien Leben entgegen.«

»Na, dann muss er mich aber gut festhalten. Ich kann nämlich nicht reiten!«

»Das wird der Rotbart gewiss mit größtem Vergnügen tun.« Arigund zwinkerte ihrer Zofe verschwörerisch zu. »Und wenn Wirtho dir wieder zu nahe tritt, könnte Matthias ihn fordern. Ein Kampf um die Ehre einer Jungfrau. Wie aufregend!«

»Oh, ich weiß nicht, ob das so gut für Matthias wäre. Wirtho ist angeblich ein ziemlich guter Schwertkämpfer.«

»Sagt man das?«

»Ja, schon. Vor ihm muss man sich in Acht nehmen.«

»Wenn du meine Meinung hören willst, ist er ein Gockel, der viel kräht, sich aber nur an Schwächere wagt«, lästerte Arigund und erinnerte sich an das Gespräch zwischen den Truchsessen und ihrem Vater. Der Kaufmann jedenfalls schien keine Angst vor den Brennbergern gehabt zu haben.

»Ich frage mich, warum der Herr Wirtho so gemein ist? Ich meine, seine Mutter ist doch eine edle Dame, und sie steht einem Minnehof vor. Ich dachte immer, dass dort die Herren Ritter besonders vornehm wären ...«

»Wahrscheinlich war die Milch seiner Amme sauer«, mutmaßte Arigund. Annelies wusste nicht, ob ihre Herrin das im Spaß gesagt hatte oder an so etwas tatsächlich glaubte. Sie jedenfalls hatte reichlich jüngere Geschwister und noch nie erlebt, dass aus den Brüsten ihrer Mutter anderes als reinste süße Muttermilch geflossen wäre.

Arigund betrachtete versonnen die hohen Weiden, die die Ufer der Donau säumten. Die Maultiere hatten einen gemütlichen Zuckelschritt eingelegt, sodass der Wagen sanft schaukelte. »Also, wenn die Brennberger besonders vornehm sind«, meinte Arigund gähnend, »dann möchte ich die anderen Ritter lieber gar nicht erst kennenlernen.« Sie lehnte ihren Kopf an Annelies Schulter und schloss die Augen.

Je weiter sie sich von Regensburg entfernten, desto beschwerlicher gestaltete sich die Reise. Arigund wünschte, sie könnte reiten, nur leider hatte sie das genauso wenig wie Annelies gelernt. Im Grunde ihres Herzens fürchtete sie sich vor diesen riesigen, unberechenbaren Tieren, und deshalb hatte sie stets abgelehnt, wenn ihr Vater ihr ein Pony hatte schenken wollen. Zu allem Überfluss begann es wieder zu regnen. Die Mädchen verkrochen sich unter die Plane und waren froh, als sie die Herberge in Stufo erreichten, in der sie die Nacht verbrachten.

Am nächsten Tag brachen sie früh auf. Der Nebel klebte zäh an den Donauufern. Begleitet wurden sie nun von gedungenen Wachleuten, die mit gelockertem Waffengürtel misstrauisch das Gestrüpp beobachteten, welches links und rechts die Straße säumte. Es dauerte fast bis zum Mittag, bis es aufklarte. Kaum aber hatte sich die Sonne ihren Weg durch den Nebel gekämpft, stellte sie ihre Kraft unter Beweis. Es wurde für die Jahreszeit ungewöhnlich warm, selbst die starken Maultiere freuten sich über die stündlichen Pausen. Kaum wieder angeschrirrt, brüllten sie mürrisch und schlugen mit den Köpfen, geplagt von den Mücken, die in Schwärmen über sie herfielen. Der aufgeweichte Weg führte die Reisegesellschaft zunächst weiter an der Donau entlang, sodass sie während der Pausen die Füße in das frische Wasser strecken und die Mückenstiche kühlen konnten.

Schließlich rückten die Berge von links stetig näher. Hoch und unheimlich ragten sie über ihnen auf. An die gerodeten Hänge klammerten sich struppige Weinreben. Bislang kannte Arigund die Rebstöcke nur als herbstlichen Tischschmuck. Da hatten die Pflanzen viel mächtiger ausgesehen und waren mit wohlschmeckenden Trauben behangen. Diese braunen, holzigen Gewächse dagegen fristeten ein kümmerliches Dasein. Trotzig wurden sie von ihren Eigentümern umsorgt, beharkt und die ersten grünen Blättchen begutachtet. Die Winzerburschen hielten kurz in ihrer Arbeit inne, um den beiden Mädchen zuzuzwinkern, aber auch, um zu sehen, welcher Handelsherr seine Waren hier entlangschickte und wie gut sie bewacht waren. Arigund wusste, dass ihr Vater den Weinbauern das eine oder andere Fass abkaufte, wobei ihn weniger ein kaufmännisches Interesse leitete. Der Wein dieser Region war von minderer Qualität und brachte auf dem Markt nur wenige Pfennige ein. Viel wichtiger war Herrn DeCapella, dass seine Agenten dadurch unbeschadet reisen konnten und seine Schiffe sich seltener gegen Donaupiraten zur Wehr setzen mussten. Denn die meisten der hiesigen Strauchdiebe stammten von eben diesen Weinbauern ab, es waren Söhne, die auf dem heimischen Hof kein Auskommen hatten.

Sein eigentliches Geschäft machte Arigunds Vater mit Fernhandelsreisen nach Byzanz oder Venedig, wo er kostbare Tuche, Gewürze und andere Orientwaren erwarb, die er dann entweder vor Ort verkaufte oder weiter nach Prag exportierte. Die meisten seiner Handelszüge nutzten diese Straße und kamen zwangsläufig hier an den Weinhängen vorbei. Die teuren Waren waren eine große Verlockung für Räuber. Im Grunde gab es nur zwei Möglichkeiten, einem Überfall vorzubeugen: Entweder man musste eine bedeutende Anzahl Bewaffneter mieten, oder man bestach die Winzer. Herr DeCapella setzte bevorzugt auf Letzteres, da es auf die Dauer günstiger kam. Er hatte im Zuge seiner Reisen regelmäßig die Weinbauern aufgesucht, mit ihnen getrunken und so manches Fass zu überteuertem Preis gekauft. Das hatte das Handelshaus im hiesigen Raum beliebt gemacht, und es gab fast nie Probleme mit den Wegelagerern.

Seit der Heirat mit der Thundorferin ging DeCapella nicht mehr selbst auf Handelsreisen, sondern beauftragte Agenten mit diesen Angelegenheiten. Arigund war nicht wohl dabei. Sie fand

es unverantwortlich vom Vater, sein Geld und Gut fremden Händen anzuvertrauen, selbst wenn es sich um bewährte Angestellte handelte. Das Mädchen seufzte tief. Nun, er würde den Rat und die Loyalität seiner Tochter schon noch vermissen.

Sie erreichten die Veste Werd gerade rechtzeitig vor dem nächsten Regenschauer. Die trutzigen Mauern der Burg tauchten aus der Wolkenwand und wurden kurz danach wieder von ihr verschlungen. Die Bischofsresidenz erhob sich hoch über der Donau. Zum ersten Mal war Arigund tatsächlich beeindruckt, was den Besitz des Adels anging. Dieses Bauwerk übertraf an Mächtigkeit und Baukunst alles, was das Mädchen je zu Gesicht bekommen hatte. Die Maultiere – bereits müde von der Hitze und dem Schlamm – protestierten in ihren Geschirren, als der Kutscher sie in die steile, felsige Straße zu lenken versuchte. Den beiden Mädchen – Stadtkindern, denen schon das Donauufer gefährlich vorgekommen war – wurde mulmig, als sich der Weg immer stärker wand. Annelies fasste verstohlen nach dem Kreuz an ihrer Brust, Arigund wurde wortkarg. Fünf Ave Maria später erreichten sie unversehrt die Wehrmauer. Die Tore standen offen, bewacht von zwei jungen Wachknechten mit bischöflichem Wappen. Ihre Aufgabe nahmen die beiden Jungspunde jedoch nicht sonderlich ernst. Ohne auch nur genauer hinzusehen, winkten sie die Reisegesellschaft durch.

»Warum weht keine Fahne auf den Zinnen?«, wollte Annelies wissen.

»Der Hausherr, unser Fürstbischof, ist wohl noch immer auf seiner Wallfahrt.«

»So sind wir heute Nacht bischöfliche Gäste? Was für eine Ehre!«

Arigund winkte ab. »Wollen erst einmal sehen, wie sie ausfallen wird, diese Gastfreundschaft, und ob unser guter Truchsess schon da ist. Vielleicht lässt er uns ja auch bis zum Frühjahr hier sitzen.«

»Das glaub ich kaum!«, widersprach Annelies und deutete auf eine Gruppe von Pferden, deren abgenutzte Schabracken das Wappen der Brennberger trugen. »Schaut, Herrin!«

Aufgeregt sprang das Mädchen aus dem Gefährt. Vielleicht konnte sie Matthias erspähen. Arigund streckte die Glieder und krabbelte ebenfalls aus dem Wagen. Eine sauertöpfisch blickende Frau begrüßte sie und wies ihnen den Weg in eine einfache, unbeheizte Kammer, in der sich die beiden Mädchen einen Strohsack und den Raum selbst mit den weiblichen Bediensteten teilen mussten. Arigund hielt das zunächst für ein Missverständnis, bekam aber von einem ziemlich hochnäsigen Hofmarschall zur Auskunft, dass man aufgrund der zahlreichen Gäste derzeit keine anderen Gemächer zur Verfügung stellen könne, schon gar nicht für Weibslaut.

»Nun ja, für eine Nacht, wird das schon gehen«, meinte sie resigniert zu Annelies.

»Ich kann auf dem Boden schlafen«, bot die Zofe an.

Arigund fröstelte. Die Winterkälte steckte noch in den mächtigen Mauern. Es würde eine kühle Nacht werden. Ganz sicher würden sie beide weniger frieren, wenn sie sich aneinanderkuschelten.

»Lass gut sein, Annelies, aber vielleicht könntest du dafür sorgen, dass unser Gepäck vollständig hier hereinkommt. Ich würde mir nach der Schüttelei im Wagen gerne ein wenig die Füße vertreten.«

Annelies nickte und machte sich geschäftig an ihren Auftrag. Arigund zog es hinaus zum Burgfried. Sie erhoffte sich einen überwältigenden Blick von der Burgmauer über die Donau – vorausgesetzt, sie wurde nicht von den Zinnen geweht, denn die ersten Böen eines Gewitters zerrten bereits an ihren Haaren. Das Mädchen schlängelte sich durch ein Gewirr von Tieren: Pferde, Ochsen, Schafe, ja sogar Hühner drängten alle gleichzeitig in die Ställe, um Zuflucht vor dem aufziehenden Unwetter zu finden. Alles drängte sich im ohnehin engen Burgfried. Riesige graue Hunde versuchten laut kläffend Ordnung zu schaffen, was das Weidevieh aber lediglich dazu

brachte, vor Aufregung noch lauter zu blöken, die Schwänze zu heben und sich zu erleichtern. Arigund rümpfte die Nase. Was für ein Gestank! Prompt tappte sie mit ihren teuren Schuhen in eine tierische Hinterlassenschaft. Angeekelt versuchte sie das klebrige Zeug an einem Stein abzustreifen. Einige Knappen, die sich bemühten, trotz des Windes Kienspäne zu entzünden und in die dafür vorgesehenen Halterungen zu stecken, begafften das Mädchen lachend und machten sich eindeutig über sein Missgeschick lustig. Der Wind trug Fetzen ihrer Tuscheleien herüber: »Eine Bürgerstochter, ... zu den Brennbergers.«

»... Kosten kommen.«

»Gold ...«

»... reicher selbst als der Bischof.«

»Und jetzt kauft er ihr einen Mann von Stand.«

Hastig drehte Arigund sich weg. Der Sprecher, ein dürrer, narbengesichtiger Bursche, hatte eindeutig gewollt, dass sie diese Worte hörte.

»Bald werden wir von Kaufleuten regiert«, murrte er.

»Die Zeiten ändern sich eben«, meinte ein anderer.

Arigund floh zur Burgmauer. Was die Burschen wohl damit gemeint hatten, ihr Vater wolle ihr einen Mann von Stand kaufen? Sie war gewiss kein Burgfräulein und verspürte auch keine Lust, eines zu werden. Ein Stadtkind, das war sie. Sie liebte es, hinter sicheren Mauern zu leben, wo sie sich nicht vor Raubrittern fürchten musste und als ein Spross der Zandt mit Achtung behandelt wurde. Sie genoss es, durch die Gassen zu streifen oder den Markt zu besuchen. Sie amüsierte sich auf Festen und lästerte für ihr Leben gern mit Annelies über die unbeholfenen Annäherungsversuche der Patriziersöhne. Selbst die täglichen Pflichten im Kontor hatten sie mit Genugtuung erfüllt. Und sie hatte darauf gehofft, irgendwann gemeinsam mit dem Vater das Handelshaus zu führen. Wenn das schon nicht möglich sein sollte, weil sich bei ihm die Thundorferin eingenistet hatte, so wollte sie doch wenigstens als Ehefrau einem angesehenen Handelshaushalt vorstehen. Das Leben auf einer Burg – und was war ein Minnehof schon anderes –, das war nichts für sie.

Arigund ließ den Blick schweifen. Was war eine Burg schon anderes als ein Misthaufen mit Mauern drum rum, den man als Frau ohne Gefahr für Leib und Leben nicht verlassen konnte. Innen drin wimmelte es von Hinterwäldlern, die nach Schweiß und Gäulen stanken, und von Bauern, denen Erde an Haaren und Händen klebte. Arigund gefiel es schon hier, am fürstbischöflichen Hofe, nicht. Wie sollte es erst in Brennborg werden, wo sich Fuchs und Hase »Gute Nacht« sagten? In diesem Moment hasste Arigund Katharina Thundorf aus tiefster Seele, und nicht einmal ihr Vater fand vor ihrem geistigen Auge Gnade. Seine Worte hallten noch in ihren Ohren: »Es ist eine Ehre für ein Bürgermädchen, an einem Minnehof erzogen zu werden. Außerdem kannst du da deine musikalische Erziehung vollenden.« Welch ein Hohn!

Von wegen Singen. Ihr Hals war jetzt schon rau. Sie würde sich erkälten, vermutlich an der Schwindsucht erkranken und halb tot nach Regensburg zurückkehren. Wie würde ihr Vater weinen, wenn er sein sterbendes Kind in den Armen hielt. Und Vorwürfe würde er sich machen! Seine Tochter, dem Tode nahe! Wehe, wehe ...

Doch dann erinnerte sich Arigund, dass die Thundorferin schwanger war. Womöglich hatte der Vater gar kein Interesse mehr an ihr, falls er zum Christfest einen Erben in den Armen hielt. Er würde sie vergessen. Sie würde nie mehr nach Regensburg zurückkehren. Ein tiefer Schluchzer entwich ihrer Kehle. Nein! So weit wollte sie sich nicht gehen lassen. Entschlossen hob sie einen Stein auf. Mit aller Kraft schmettete sie ihn über die Mauern hinab in die Tiefe. Es dauerte lang,

bis sie hörte, wie er am Fuße der Burg zersprang, doch beim Klang des Aufpralls schwor sie sich, es allen zeigen zu wollen. Sie war aus dem Geschlecht der Zandt, und deren Wappen war der Löwe! Entschlossen stapfte das Mädchen zurück zu ihrer Kemenate.

Überrascht erfuhr Arigund, dass Annelies ihr das Nachtmahl nicht aufs Zimmer bringen konnte, weil die anwesenden Frauen gemeinsam im »Frauenzimmer« speisen würden. Annelies hatte die Truhe ihrer Herrin bereits hereinbringen lassen. Sie machte sich daran, Arigund mit flinken Fingern aus ihrer Reisekleidung zu helfen, sie neu anzukleiden und ihr das Haar zu ordnen.

»Das Essen am fürstbischöflichen Hof soll gut und reichlich sein«, versuchte die Zofe ihre Herrin aufzumuntern. Arigunds traurige Miene war ihr nicht entgangen.

»Na dann sollten wir zugreifen«, erwiderte Arigund bissig, »und auf das Wohl der Brennberger trinken.«

Eigentlich hatte Arigund überhaupt keine Lust auf Gesellschaft, aber ihr Magen knurrte schon wieder. Reisen machte hungrig. Zudem war sie doch ein bisschen neugierig auf die Bewohner der Burg. Zügigen Schrittes suchte sie sich den Weg zu besagtem Zimmer. Eine edelfreie Hofdame, Reinhild von Straubing, erwartete sie bereits und begrüßte sie höflich: »Mein Kind«, wandte sie sich an Arigund, »ich hoffe, du hattest keine allzu beschwerliche Reise. Man hört, die Reichsstraße sei noch immer unpassierbar.«

»In der Tat war das Durchkommen zuweilen schwierig. Wir besitzen glücklicherweise einen tüchtigen Kutscher und ein gutes Gespann.«

»Das ist erfreulich. Nun denn, hier ist dein Platz, gleich neben dem Edelfräulein Kunigunde von Falkenstein und Gundula von Cham.«

Die Angesprochenen erhoben sich, als sich die Hofdame näherte und knicksten artig. »Willkommen, Arigund von ...?« Kunigunde hob fragend die Brauen.

»DeCapella.«

Das Edelfräulein schaute Arigund dümmlich an, zog dann die Augenbrauen zusammen und resümierte. »Tut mir leid, von diesem Geschlecht habe ich noch nie etwas gehört. Es klingt fremd. Hieß es nicht, du kämest aus Regensburg?«

»Italienisch«, meinte Arigund.

»Verzeihung?«

»Das Geschlecht meines Vaters.«

»Nun, ich denke, ihr kommt zurecht«, mischte sich die Frau Reinhild ein. »Es gibt noch andere Gäste, um die ich mich kümmern muss.«

Neugierig sah sich Arigund im Raum um. Es war ihr erstes »Rittermahl«. Im »Frauenzimmer«, in dem sich die Damen tagsüber vorwiegend aufhielten, tummelten sich rund zwanzig Menschen. Was die Sitzordnung anging, hielt man sich offensichtlich an die üblichen Gepflogenheiten. Die höher gestellten Adelsfrauen speisten an einem mit weißem Leinen gedeckten, etwas erhöhten Tisch. Die anderen mussten sich mit blanken Holztischen begnügen. Das Essen war für alle gleich: Hühnchen, Braten, Brot und Gemüsebrei. Alles duftete verführerisch. Gundula griff bereits herzhaft zu. Als sie sah, dass Arigunds Teller noch leer war, beugte sie sich zu ihr herüber und sagte irgendetwas. Die Worte klangen vernuschelt und seltsam guttural.

»Wie bitte?«, fragte Arigund.

Gundula sah sie an, als wäre ihre Tischnachbarin geistig zurückgeblieben, und wiederholte den Satz in derselben Weise. Diesmal erhaschte sie ein Wort, das wie »Brot« klang.

»Das arme Ding hat einen schlimmen Sprachfehler«, dachte Arigund und lächelte gütig. Sie würde versuchen, das Gespräch auf das Nötigste zu beschränken. Wenn sie ständig nachfragte,

würde sich das Edelfräulein noch gekränkt fühlen.

»Ich hätte lieber von dem Braten«, erwiderte Arigund.

Nach Gundulas Reaktion zu urteilen, war das nicht die erwartete Antwort gewesen. Sie musterte das Bürgermädchen und machte sich dann an ein Hühnerbein, das vor ihr auf dem Tisch lag, griff beherzt nach dem Wein in ihrem Becher und prostete Arigund zu. Die Bürgerstochter, der bislang Wein nur bei besonderen Anlässen kredenzt worden war – blutroter Wein aus Italien, der nach Sonne und Erde duftete und den man nicht mit Gewürzen verbessern musste –, tat es ihr gleich und hob ihren Becher. Beide Mädchen nahmen einen Schluck, Gundula einen tiefen, Arigund nippte zum Glück nur. Ihr zog sich das Gesicht zusammen. Fast hätte sie ihre Erziehung als Patrizierin vergessen und das saure, viel zu stark gewürzte Gesöff wieder ausgespuckt. Sie schielte zu Kunigunde herüber, aber der schien der Wein genauso gut zu schmecken wie Gundula. Tranken die beiden Edelfräuleins etwas anderes? Nein, der Wein stammte aus derselben Karaffe.

»A Kruckenberga«, meinte Gundula mit breitem Grinsen. »Wird gar nicht weit von hier angebaut«, erklärte Kunigunde. »Eigentlich müsstet ihr an den Weinbergen vorbeigekommen sein.«

Arigund nickte und erinnerte sich an die kümmerlichen braunen Gewächse. Wer um Himmels willen trank freiwillig ein solches Gesöff? Da war ja das bittere Bier der Bettelmönche noch besser. Sie spähte zum Tisch, an dem die hohen Damen saßen. Auch die schienen an dem Getränk nichts auszusetzen zu haben. Gundula trank indes mit kräftigen Schlucken, wobei es ihr blendend zu gehen schien, nur ihre Wangen röteten sich verdächtig. Sie hatte sich kichernd ihrer anderen Tischdame zugewandt, mit der die Verständigung offenbar gut klappte. Wenn man genauer hinhörte, dann kauderwelschte die ganz ähnlich.

»Ist das etwa die Sprache der hiesigen Adeligen?«, wandte sich Arigund verwundert an Kunigunde.

Die prustete prompt los. »Glücklicherweise nicht«, gluckste sie zwischen zwei Lachern. »Unsere gute Gundula kommt von einer eher abgelegenen Burg, aus dem Wald, wie wir zu sagen pflegen.«

»Sollten sie sich nicht etwas, nun, gebildeter ausdrücken?«

»Für die dortigen Verhältnisse tut sie das durchaus. In diesem Sinne ...« Kunigunde griff erneut nach ihrem Becher. Verdrossen legte Arigund das Hühnerbein weg, an dem sie gerade genagt hatte. Es schmeckte trocken und zäh und war ohne jedes Salz. Mit Todesverachtung griff die Kaufmannstochter erneut nach dem Glas und prostete ihrer Tischdame zu.

»Auf Gundulas Sprachkünste!«

Kunigunde lachte noch einmal herzlich. »Auf die Woidler!«

Seufzend nahm Arigund einen tiefen Schluck des »Kruckenbergers«. Merkwürdig, mit jedem Mal schmeckte er besser. Es sollten noch viele werden, zu viele. Als sie sich später zurückzog, schwankte sie bedenklich, und ohne Annelies' Hilfe hätte sie womöglich Mühe gehabt, den eigenen Strohsack zu finden.

»Hast du deinen Matthias schon entdecken können?«, erkundigte sich Arigund mit schwerer Zunge und schon halb im Schlaf.

»Gesehen hab ich ihn nicht«, flüsterte Annelies, »aber ich hab gehört, es sei ein Rotschopf bei Herrn Wirthos Männern.«

»Na dann ist ja alles gut«, seufzte die Kaufmannstochter. »Schlaf gut, Annelies!«

»Schlaft auch gut, Herrin!«

KAPITEL 7

In Arigunds Kopf brummte ein ganzer Hornissenschwarm, als sie am nächsten Morgen die Augen aufschlug. Beim ersten Versuch, sich aufzurichten, stieg Übelkeit in ihr hoch, sodass sie sofort wieder niedersank.

»Wartet, Herrin, ich helfe Euch.« Annelies' Arm glitt fürsorglich unter Arigunds Schulter.

»Was ist passiert?«, flüsterte die Patriziertochter.

»Ich fürchte, Ihr habt ein wenig zu viel von dem Wein genossen. Das ist Euch nicht so gut bekommen.«

Arigund verspürte einen schalen Geschmack im Mund. »Aber der war doch grottenschlecht.«

»Das war er in der Tat«, bestätigte die Zofe. Sie griff nach einem Becher und reichte ihn ihrer Herrin. »Hier, trinkt!«

Arigund zog angewidert den Kopf weg.

»Es ist klares Brunnenwasser«, erklärte Annelies. »Es wird Euch guttun.«

Vorsichtig nippte das Mädchen an dem Becher. Tatsächlich sagte ihr die Kühle des Wassers zu. Wenn nur ihr Kopf nicht so brummen würde!

»Ihr müsst Euch reisefertig machen. Herr Wirtho möchte in Bälde losreiten.«

»Was?«

Annelies versuchte ihr weiter aufzuhelfen. Arigunds Magen rebellierte. »Ich kann nicht reisen, Annelies, ich sterbe«, jammerte das Mädchen.

»So schnell stirbt man nicht, Herrin«, erwiderte Annelies gelassen. Sie hatte nach den rauschenden Festen im Hause DeCapella schon so manchen Herren, der dem Wein über die Maßen zugesprochen hatte, im Katzenjammer erlebt.

»Ihr müsst nur den Lobpreis Gottes singen und fleißig Wasser trinken.«

»Mir wird gewiss der Kopf platzen, wenn ich jetzt auch nur einen einzigen Ton von mir gebe.«

Annelies hatte ihre Herrin mittlerweile in eine sitzende Position gebracht. Plötzlich änderte sich Arigunds an sich schon ungesunde Gesichtsfarbe von Weiß zu Grün. Schwankend kam das Mädchen auf die Füße und stürzte noch im Nachtgewand nach draußen. Arigunds Mantel in den Armen, rannte ihr die Zofe nach. Im letzten Moment schaffte es die Bürgerstochter bis zur Burgmauer. Dann ergoss sich ein Schwall aus ihrem Mund.

Erstaunlicherweise ging es ihr danach tatsächlich besser. Sie richtete sich auf und sah sich suchend nach Annelies um. Statt ihrer stand sie jedoch Wirtho gegenüber. Der maß sie mit spöttischem Blick: »Na, Jungfer Arigund, gestern der Völlerei gefrönt?«

Das Mädchen wurde purpurrot.

»Was geht's Euch an?«, fauchte sie und drängte sich an dem jungen Ritter vorbei.

»Seht einfach zu, dass Ihr nicht vom Wagen fallt!«, rief er ihr spöttisch nach und lachte dröhnend.

Wirtho von Brennborg trommelte mit den Fingern auf den Knauf seines Schwertes. Er hasste es, wenn er warten musste. Schon das Packen der Pferde hatte seiner Meinung nach viel zu lange gedauert. Ungeduldig hatte er die Knechte zur Eile gemahnt, und manch einer hatte die Reitpeitsche zu spüren bekommen, weil er in Wirthos Augen bummelte. Endlich waren die Pferde gesattelt, die Maultiere angeschirrt und das Gepäck verstaut. Nun hätten sie eigentlich losreiten können, doch das Fräulein DeCapella ließ sich Zeit. »Verwöhnte Gören!«, fluchte Wirtho zu Waldemar, der neben ihm auf seinem Pferd saß. »Saufen, aber nichts vertragen.«

»Soll ich einen Knappen nach den Damen schicken?«, bot Waldemar an, doch da kam Arigund über den Hof geschlichen. Sie stützte sich auf ihre Zofe und wirkte nicht weniger blass als vorhin. »Halten einfach nichts aus, diese Stadtmenschen«, raunte Waldemar. Wirtho nickte. Der junge Truchsess gab seinem Rappen die Sporen und begann, die Reisegesellschaft aufzuteilen. Der Agent des Kaufmannes würde mit einem Großteil der gemieteten Panzerreiter Richtung Prag weiterziehen. Nur zwei Mann blieben als Eskorte bei den beiden Gören. Sie sollten das Gespann später nach Regensburg zurückfahren. Wirtho selbst hatte neben den Stallburschen und einer Hofdame, die als »Anstandswauwau« für die Mädchen fungierte, noch vier Ritter dabei, sodass sie einen ganz ordentlichen Trupp bildeten, den das Gesindel am Wegrand nicht ungeschoren angreifen würde. Ein wenig wünschte sich der junge Herr sogar ein kleines Scharmützel. Damit konnte man später auf der Burg prahlen und den beiden Weibern aus der Stadt einen tüchtigen Schrecken einjagen. Ansonsten waren die beiden einfach nur lästig. Sie hielten den Tross auf, weil sie unbedingt mit dem Karren reisen sollten. Frauenzimmer waren ein Klotz am Bein.

Dann konnte es endlich losgehen. Mit wehendem Banner trabte Wirtho vom Hof, gefolgt von seinen Mannen. Sobald sie die Burgtore hinter sich gelassen hatten, parierte der Brennborg allerding wieder durch. Der Berg war steil. Es war besser, behutsam herunterzureiten. Wirtho blieb Zeit, seinen Reisetrupp zu mustern. Sein erster Blick galt den Maultieren. Das Gespann vor der Kutsche wirkte erstaunlich frisch. Es waren gut gebaute Tiere, zwar keine Pferde, aber von nicht minderer Qualität. Zu schade, dass sie wieder zurück in die Stadt geschickt werden sollten. Solch ein Gespann hätte man auf Burg Brennborg wohl brauchen können, vor allem während der Ernte. Eventuell fiel ihm ja eine Möglichkeit ein, wie man sie dem Kaufmann abluchsen konnte. Regensburg war fern, und auf Brennborg verkörperte sein Vater das Gesetz.

Wirthos zweiter Blick galt der Zofe. Irgendwie kam sie ihm bekannt vor. Dann war es Waldemar, bei dem der Groschen fiel: »Das ist doch die Kleine von der Hochzeit«, raunte er Wirtho zu.

»Richtig«, bestätigte der und trieb seinen Hengst dichter an den Karren heran. Von oben herab ließ er seinen Blick über das Mädchen gleiten, während sich auf seinem Gesicht ein anzügliche Grinsen breitmachte. Die Zofe versuchte, den Ritter zu ignorieren und umsorgte inbrünstig ihre Herrin. Doch Wirtho sah genau, dass ihre Hände zitterten. Das gefiel ihm.

»Wie nennt man dich, Magd?«, richtete er das Wort an sie.

»Annelies, hoher Herr«, antwortete sie leise.

Nun war auch das Bürgermädchen, Arigund, aufmerksam geworden und blickte mit hohlen Augen zu ihm auf.

»Sie ist keine Magd«, mischte sie sich ein, »sondern eine freie Bürgerin Regensburgs!«

Wirtho bog sich vor Lachen. Arigund hingegen verzog schmerzhaft das Gesicht. Ihr dröhnte der

Kopf.

»Nun, freie Bürgerin Regensburgs, warst du es nicht, die mein bestes Gewand mit Rotwein versaute?«

»Und wart Ihr es nicht selbst, der dafür sorgte, dass das geschehen konnte?«, fuhr Arigund dazwischen.

»Pah!«, zischte Wirtho und spuckte auf den Boden. »Ungeschickt war sie, und ich hoffe, dass sie sich auf Brennberg besser anstellt und sich ihrer Herrschaft gegenüber gefällig verhält.«

Wirthos Blick wanderte ungeniert über Annelies' Ausschnitt. Die Zofe raffte keusch ihr Tuch zusammen und verbarg ihre weiblichen Rundungen.

»Annelies ist meine Zofe«, meinte Arigund bestimmt. »Zudem, Herr Ritter, kann ich mir nur wenig Grund vorstellen, weshalb Ihr die Dienste einer Zofe benötigt.«

Waldemar brach in Lachen aus und ertete sofort einen giftigen Blick von Wirtho, dem die Zornesröte ins Gesicht stieg. Dieses Bürgermädchen wusste offensichtlich nicht, wo ihr Platz war. Was bildete die sich eigentlich ein, ihm, dem Erben von Burg Brennberg, frech zu kommen? Kind eines Krämers! Energisch gab der Ritter seinem Hengst die Sporen und setzte sich an die Spitze des Zuges.

Von nun an ging die Straße stetig bergauf, hinein in den Vorwald. Die Pferde der Brennberger schritten munter aus. Schließlich wussten sie, dass man stallwärts hielt. Sie hatten jedoch noch nicht einmal die Hälfte der Anhöhe geschafft, als der Kutscher die Maultiere plötzlich zügelte. Kaum dass sie standen, sprangen die beiden Mädchen aus dem Wagen heraus und schlugen sich in die Büsche.

»Was ist los?«, herrschte Wirtho die Anstandsdame mürrisch an, während er den beiden Mädchen nachsah.

»Der Herrin Arigund ist nicht wohl«, bekundete Maria zu Reichenegg, eine verwitwete Hofdame seiner Mutter, an der sein Vater vor längerer Zeit einmal Gefallen gefunden hatte.

Wirtho drehte sich herum und machte das Handzeichen für »Trinken« zu seinen Männern, woraufhin diese in schallendes Gelächter ausbrachen. Es dauerte eine Weile, bis die beiden jungen Frauen wieder auftauchten. Wirtho ritt zu ihnen, wobei er seinen Hengst dicht an die Zofe herantrieb. Als diese erschrocken zur Seite sprang, begegneten sich ihre Blicke für einen Moment. Annelies hatte blaugrüne Augen und ein niedliches Stupsnäschen, übersät mit zahlreichen Sommersprossen. Der Ritter stellte sich vor, wie es wäre, dieses Gesicht zu berühren. Ein unbändiges Verlangen überkam ihn. Was gäbe er dafür, hätte ihn der Knecht damals bei der Hochzeit nicht gestört. Ein Entschluss wuchs in dem jungen Ritter. Er würde sich schon noch holen, was ihm gehörte. Dieses Fohlen sollte von ihm zugeritten werden. Kein anderer sollte es vor ihm haben. Mühsam zwang Wirtho seinen Blick zur Krämerstocher herüber.

»Na, Fräulein Arigund, ist Euch wohler?«, fragte er mit süffisanten Grinsen, aber seine Augen schwenkten immer wieder zu Annelies. Vom Pferd aus ließ sich der Inhalt ihres Dirndls vorzüglich mustern. Das Mädchen spürte seinen schamlosen Blick und zog sich hastig am Wagen hoch, wodurch sich Wirtho die Aussicht auf ihre schlanken Knöchel eröffnete. Rasch rückte Annelies züchtig ihre Kleidung zurecht.

»Kann es dann endlich weitergehen?«, herrschte der Ritter die Hofdame Maria zu Reichenegg an. »Ich wollte noch bei Tageslicht auf der Burg eintreffen.«

Die Bürgerstochter nickte. Doch sie waren kaum die nächste Anhöhe herauf, als Arigund erneut anhalten ließ und zu den Büschen wankte. Als sich das Ganze zum fünften Mal wiederholte, war Wirthos Geduld am Ende.

»Sie wird sich jetzt zusammenreißen, ja!«, fauchte er zur Anstandsdame herüber. »Wir fahren nun in einem Stück nach Burg Brennbrennberg, und wenn es ihr den Darm zerreißt.«

Arigund, die die Worte wohl gehört hatte, wurde glutrot, sagte aber keinen Ton. Sie ließ auch nicht wieder halten, doch gelegentlich hörte er sie im Wagen stöhnen. Als sie endlich – es dämmerte bereits – auf Burg Brennbrennberg einritten, schien es ihr jedoch besser zu gehen. Noch immer totenblass, aber auf ihren eigenen Füßen verließ sie die Kutsche, ja sie ließ sich nicht einmal mehr von ihrer Zofe stützen, als sie der Burgherrin, Kunigund von Brennbrennberg, gegenübertrat. Wirthos Mutter hieß den Gast willkommen und warf ihrem Sohn einen prüfenden Blick zu. Er überließ seinen Hengst einem Stallknecht und versuchte, sich in den Wehrgang zu den Männern zu verziehen.

»Wirtho von Brennbrennberg!«, hielt ihn die strenge Stimme der Burgherrin auf. Missmutig machte der junge Ritter auf dem Absatz kehrt. Er fand es schrecklich, im Beisein der Männer so vor einer Frau kuschen zu müssen, aber andernfalls wäre es ihm schlecht ergangen.

»Ja?«

»Was ist mit diesem Mädchen passiert?«, wollte sie wissen. »Du hast doch auf sie aufgepasst ...? Oder ist sie krank. In Regensburg soll ja das Fieber umgehen.«

»Keiner meiner Männer hat sie auch nur angesehen. Und auch sonst sei unbesorgt: Sie hat sich auf Werth mit Wein volllaufen lassen und spürt jetzt die Folgen.«

Frau Kunigund runzelte missbilligend die Augen und seufzte: »Ich frage mich, mein Sohn, welchen Anteil du daran hattest?«

»Was für eine Unterstellung! Nicht im Traum würde mir einfallen ...!«

Seine Mutter unterbrach ihn mit einer barschen Handbewegung: »Von allein ist dieses Kind ja wohl kaum auf den Gedanken gekommen. Ist wenigstens die Magd brauchbar? Wir benötigen dringend ein paar fleißige Hände.«

»Dann sollten wir sie besser nicht zur Bewirtung einsetzen«, meinte Wirtho bissig. »Die Karaffe, die ich zuletzt in ihren Händen sah, landete auf meinem Festgewand.«

»Heilige Jungfrau, was habt ihr Männer in Werth bloß getrieben. Ich ahnte schon Schlimmes, als dein Vater beschloss, dich alleine reiten zu lassen. Du bringst mir ein verkatertes Kind und eine Magd, die den Wein des Bischofs verschwendet hat.«

Wirtho kam nicht mehr dazu, die Sache richtigzustellen. Seine Mutter rang mit den Händen. »Pater Anselm!«, rief sie laut und sah sich suchend um. »Wo ist er nur?«

Eine zaundürre Gestalt in brauner Mönchskutte löste sich aus dem Schatten der Burgmauer. Der Hofprediger neigte sein Haupt vor der Burgherrin.

»Ihr nehmt Arigund zunächst einmal in eure Obhut. Meine Damen müssen sie nicht gleich in diesem Zustand sehen. Das gibt nur Gerede«

Sie schüttelte erneut den Kopf. »Und diese Magd, die bei ihr ist, die haltet mir bloß von unserem Geschirr fern!«

Demütig, aber mit blitzenden Augen senkte der Priester sein Haupt noch tiefer. »Ich werde tun, was in meiner Macht steht.«

Doch die Hausherrin hatte sich bereits umgedreht und entschwand mit wehenden Röcken.

Arigund hatte den letzten Teil der Reise in einer Art Dämmerzustand durchlebt und war einfach nur froh, angekommen zu sein. Die kurz gehaltene Begrüßung kam ihr gerade Recht, denn sie hätte es keine Minute länger ohne einen Abtritt ausgehalten. Wie durch ein Wunder fand sie ihn auf Anhieb und ließ sich auf den Donnerbalken sinken. Die Beine drohten unter ihr nachzugeben, und ihr war immer noch fürchterlich übel. Wenigstens war ihr Magen leer wie eine Stadtkasse nach dem Besuch des Kaisers. Was ihren Körper verließ, war dünn wie Wassersuppe und stank bestialisch. Zudem pochte ihr Kopf, als wollte er zerspringen. Arigund schwor sich, in Zukunft vom Wein zu lassen, zumindest von dem, was die heimischen Keltereien feilboten. Sie verweilte lange im »heimlichen Gemach«. Als das Rumoren in ihrem Bauch endlich nachließ, schleppte sie sich aus der Tür. Verwundert sah sie sich einem dünnen Mönch gegenüber, der offensichtlich auf sie gewartet hatte.

»Wie geht es dir, meine Tochter?«, fragte er freundlich.

»Danke, Vater, etwas besser.«

»So bist du sicher stark genug, deine Sünden zu bereuen.«

Als ob ich das nicht schon seit dem Aufwachen täte!, dachte Arigund, senkte jedoch nur den Kopf. Was kam denn jetzt schon wieder?

»Es ist der Wille der edlen Kunigund, dass du dich erst morgen in die Gesellschaft der Damen begibst und stattdessen heute in gottgefälliger Weise dem Herren in der Kirche Abbitte leistest.«

»Gut«, seufzte Arigund. »Ich nehme ein Bad und komme dann in die Kapelle.«

»Ein solches Vorhaben duldet keinen Aufschub. Ich denke, es wird genügen, wenn du dich nur angemessen kleidest. Ich habe schon etwas Passendes für dich.«

Er reichte ihr ein graues Hemd, das so rau war, dass man es unmöglich tragen konnte.

»Und vergesst nicht, dass man als Büsser barfuß vor den Herrn tritt.«

»Das ..., das könnt Ihr nicht im Ernst meinen. Es ist unschicklich ...«

Der Mönch würgte sie mit einer Handbewegung ab.

»Lästere nicht, Mädchen! Unschicklich ist es, der Völlerei zu frönen, sich wie ein Stallknecht zu besaufen und den Männern den Kopf zu verdrehen. Glaub bloß nicht, dass auf Burg Brennborg solches Verhalten geduldet wird. Du solltest einen Minnehof nicht mit einem Sündenpfuhl verwechseln. Auch hier lebt man gottgefällig.« Seine Stimme war laut und zornig geworden.

Im nächsten Augenblick schien er sich wieder zu besinnen und erklärte zuckersüß: »Wenn du ausreichend Buße getan hast, werde ich dir selbstverständlich Absolution erteilen. Den Weg zur Kapelle wirst du ja wohl alleine finden. Lass den Herrn nicht unbotmäßig warten!«

Er machte sich fast geräuschlos davon, doch dann wandte er sich noch einmal um.

»Es ist dir gestattet, dich dem Herrn, unserem Schöpfer, auf Knien zu nähern.«

Arigund war fassungslos. Sie sah sich nach Annelies um, die in letzter Zeit die Gewohnheit entwickelte, sich von einem Augenblick zum nächsten unsichtbar zu machen. Sie trat hinter einem Mauervorsprung hervor.

»Hast du das gehört?«, brach es aus Arigund heraus.

»Das kann dieser Priester unmöglich von Euch verlangen, Herrin«, empörte sich Annelies. »Der behandelt Euch ja wie eine unzüchtige Novizin. Ihr müsst Euch bei der Burgherrin beschweren!«

»Und ich dachte, auf einem Minnehof ginge es unterhaltsam zu!« Arigund schüttelte den Kopf.

»Ich hatte da auch andere Vorstellungen«, bestätigte Annelies. »Obwohl, wenn ich mir den

Herrn Wirtho als Richtmaß nehme ... Allein wie der mich angestarrt hat, als wollte er mich mit seinen Augen ausziehen. Ganz heiß ist mir geworden.«

Arigund sah ihre Zofe erstaunt an. »Ehrlich? Davon hab ich gar nichts mitbekommen. Ich dachte, nachdem ich ihm Bescheid gegeben habe, würde er dich nicht weiter belästigen.«

»Er scheint sich nicht drum zu scheren. Hier auf Brennberg ist er der Herr.«

»Irrtum. Du gehörst zu mir. Er hat dir gar nichts zu befehlen!«, meinte Arigund bestimmt. »In jedem Fall habe ich das Gefühl, Frau Kunigund wird mich heute nicht mehr empfangen, also gehe ich besser zur Kapelle und bringe die Buße hinter mich. Heute kann ich sowieso nichts mehr essen. Ich habe immer noch das Gefühl, jeden Bissen sofort wieder von mir geben zu müssen.«

»Aber in diesem abscheulichen Ding«, Annelies wies mit dem Kopf auf das Büßerhemd, »könnt ihr keinesfalls durch die halbe Burg laufen.«

Nachdenklich spielte Arigund mit ihren braunen Locken. »Weißt du was, ich werde dieses Hemd einfach über mein Baumwollkleid ziehen. Aber was soll ich mit den Schuhen machen? Ich werde gewiss nicht barfuß wie eine Unfreie dorthin gehen.«

»Ich habe eine Idee: Ich begleite Euch hinunter in die Burgkapelle. Ihr zieht Eure Sachen erst kurz vorher aus – in der Kirche sieht Euch ja doch niemand. Und wenn Ihr sie wieder verlasst, werde ich da sein und sie euch wiedergeben.«

»So machen wir das. Ach, Annelies, was für ein schrecklicher Tag!«, jammerte Arigund.

»Es werden wieder bessere kommen«, versuchte die Magd ihre Herrin zu trösten, aber es klang nicht wirklich überzeugend.

Arigund schluckte. Sie reinigte sich rasch, zog sich frisches Unterzeug an, warf sich ihr einfachstes Kleid über und zog dann das graue Büßergewand darüber. Annelies spähte in den mit Kienspänen beleuchteten Gang. Niemand war zu sehen. Vermutlich befanden sich alle schon beim Nachtmahl.

»Rasch!«, raunte die Zofe und winkte. »Hier entlang.«

Flink rannten die beiden Mädchen los. Die Hauskapelle befand sich am unteren Ende der Burg. Groß war sie nicht, jedenfalls nicht zu vergleichen mit der Kirche des Minoritenklosters. Eine einfache Holzpforte diente als Eingang. Annelies hielt den Finger auf den Mund und bedeutete ihrer Herrin, nun Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Hastig streifte die junge Patrizierin die Sachen ab. Dann sank sie auf die Knie. Gerade rechtzeitig. Knarrend öffnete sich die hölzerne Kirchenpforte, und der Priester stand drohend über ihr. Er warf einen verächtlichen Blick auf Annelies, dann auf sein neues Schäflein, dessen Wolle noch rabenschwarz war. Aber er war willens, alle seine Kräfte aufzubieten, es vor den sündigen Versuchungen, mit denen es auf dieser Burg konfrontiert werden würde, zu bewahren. Allerdings waren die meisten seiner Versuche, die jungen Herrschaften auf gottgefälligen Pfaden zu halten, fehlgeschlagen. Doch seinen missionarischen Eifer hatte das nicht gebremst. Jede gerettete Seele lohnte den Einsatz. Mal schauen, wie es ihm mit dieser hier erging.

Er musterte das Mädchen streng. Es war knabenhaft schlank, und sein Körper entbehrte noch so gut wie jeder weibischen Ausprägung. Nur sein Haar war lang und fiel in gefälligen Locken über die Schultern. Irgendwie erinnerte es ihn an jemanden, und plötzlich überkam ihn eine Vision. Arigunds Gesicht verschmolz mit den Zügen der unschuldigen Madonna, bevor Gott der Herr sie erwählt hatte. Der Pater meinte sogar, in ihrem Haar einen Strahl vom Licht des Heiligen Geistes zu erkennen. War dieses Mädchen etwa auserwählt und er, Pater Anselm, berufen, sie auf dem Pfad der Unschuld zu begleiten? Ein warmes Gefühl durchströmte den Gottesmann. Der Herr machte ihn zu seinem Werkzeug. Doch hier, in diesem Sündenpfuhl, würde seine Aufgabe nicht

einfach sein. Er musste behutsam vorgehen. Dann schossen ihm mehrere Gedanken gleichzeitig durch den Kopf. Zum einen zog die Liste passender Frauenklöster vor seinem geistigen Auge vorbei, es blieb bei Eichstätt haften. Zum anderen kalkulierte er kurz, welch reiche Mitgift die Tochter eines angesehenen Kaufmanns erhalten würde, die dann dem Kloster zuflösse. Zuletzt überlegte er, welche Vorteile das Ganze für ihn, den einfachen Mönch, bringen würde. Eventuell würde ihn der Bischof an seinen Hof berufen? Vielleicht stand ihm eine politische Karriere bevor? Pater Anselm atmete tief durch. Er bemerkte, dass sein Blick schon viel zu lange auf dem Mädchen ruhte. Streng mahnte er sie: »Es ist verboten, während der Buße zu sprechen, weder mit Worten noch mit Gesten. Betrete nun das Haus des Herren, mein Kind, und entsage deinem sündigen Tun!«

Mühsam kämpfte sich Arigund auf den Knien vorwärts, begleitet vom monotonen Gesang des Mönches. Zumindest traf er den Ton. Sie hatte die Hälfte des Weges hinter sich gebracht, als sie eine Gestalt auf dem Kirchenboden liegen sah. Sie erschrak. Nicht, dass sie noch keinen Toten gesehen hätte. Die Besuche im Hospiz, das ihr Vater großzügig unterstützte, brachten einen solchen Anblick unweigerlich mit sich. Aber normalerweise wurden die Toten gesalbt und aufgebahrt. Dieser Jüngling jedoch lag in der Haltung des Gekreuzigten am Boden. Auch war abgesehen vom Priester niemand in der Nähe, der Totenwache hielt oder den Verlust beklagte. Angst kroch in Arigunds Nacken. Was, wenn dieser Priester besessen war und sie umbringen wollte? Ihre Lippen formten ein Ave Maria, und sie sprach es zum ersten Mal von Herzen. Niemand konnte sie nunmehr beschützen, außer der Jungfrau selbst.

KAPITEL 8

Der nächste Morgen begrüßte Arigund mit ein paar freundlichen Sonnenstrahlen. Sie fühlte sich deutlich besser und beschloss, vor dem Frühstück einen Rundgang durch ihr neues Zuhause zu unternehmen. Annelies half ihr beim Ankleiden und ordnete das Haar ihrer Herrin. Ganz nebenbei tuschelten die Mädchen über Arigunds nächtliches Abenteuer. Im Nachhinein war alles gar nicht so schlimm gewesen. Der »Gekreuzigte« hatte sich als harmloser Junge herausgestellt, der wohl in etwa in Arigunds Alter war. Um wen es sich handelte, hatte Arigund nicht herausbekommen können, schließlich wachte der Burgkaplan eisern über das Schweigegebot. Auch hatte er die beiden Kinder nicht gemeinsam gehen lassen.

»Im Grunde ist der Kaplan gar nicht so schlimm«, meinte Arigund. »Er hat mit mir gebetet und mir heiliges Wasser angeboten, das mein Bauchgrimmen kurierte. Schau her, ich fühle mich wie neu geboren und auch die Kopfschmerzen sind weg.«

Die Zofe verkniff sich die Bemerkung, dass der vom Wein verursachte Kater vermutlich auch ohne Pater Anselms Gebete und Wässerchen verschwunden wäre. Es war einfach nur eine Frage der Zeit.

»Und nach Virgil will mir Pater Anselm die Burg zeigen. Und was wirst du heute Morgen tun?«

»In der Küche werden helfende Hände gebraucht«, erklärte die Zofe.

Arigund sah sie verwundert an. »Aber du musst das nicht, Annelies. Du bist keine Magd.«

Das Mädchen zuckte mit den Schultern. »Ach, es macht mir nichts aus, und in der Küche ist stets viel zu erfahren.«

»Also, ich bin jedenfalls gespannt auf den Rundgang und natürlich, wann ich den anderen Mädchen vorgestellt werde. Hoffentlich ist keine Gundula dabei, mit der Sprache einer aufgeblähten Kuh.«

»Fertig«, meinte Annelies. Arigund sprang vom Hocker auf und sah an sich herab. Sie trug ein hellblaues Kleid aus weicher Wolle, züchtig bis oben hin geschlossen und mit nur wenig Tand verziert. Über ihre Schultern hatte die Zofe ein fein gewebtes dunkles Tuch gelegt, das in langen Fransen auslief, ein Geschenk ihres Vaters zum letzten Weihnachtsfest. Annelies hatte auch die Schuhe vom Unrat der Tiere auf Werth gereinigt. Alles in allem fühlte sich Arigund stadtfein. Zufrieden strahlte sie ihre Zofe an. »Dann will ich sie mir mal ansehen, diese Burg.«

Mit leichten Sprüngen verließ sie den Wohnturm, hüpfte die steinernen Stufen hinauf und erreichte eine Art Aussichtsplattform. Der Blick über die dunkelgrünen Buchenwälder war atemberaubend. Ein feines Gespinst aus Nebelschwaden hing über dem Tal, und aus den Tiefen der Wälder erscholl ein Choral, gesungen von unzähligen Vogelkehlen. Arigund tat einen tiefen Atemzug. Kein Geruch nach ausgeschütteten Nachttöpfen und Küchenabfällen, sondern nur frische, herrlich klare Morgenluft.

»Nun, mein Kind, findest du Gefallen an Gottes Werk?«, vernahm Arigund eine Stimme. Sie wandte sich um und entdeckte die hagere Gestalt von Pater Anselm.

»Oh ja, es ist wunderschön und wie die Vögel jubilieren. Man möchte fast miteinstimmen.«

Der Mönch machte eine wohlwollende Geste, wie sie Arigund auch von Pater David kannte. »Wenn es dem Lobpreis des Herrn dient.«

Das ließ Arigund sich nicht zweimal sagen. Sie wusste auch schon, welches Lied sie auswählen würde: Pater Davids Choral. Kein anderes Lied brachte die Stimmung dieses Morgens so gut zum

Ausdruck. Rasch fand sie in die Melodie hinein, es gelang ihr sogar eine kleine Variation des Grundmotivs. Der Burgkaplan hörte ihr mit großem Wohlwollen zu.

»Deine Stimme ist wahrhaft eine Gottesgabe, Arigund«, lobte der Mönch erstaunt. »Wer hat dich bislang unterrichtet?«

»Pater David von Augsburg«, erklärte Arigund.

»Der Abt selbst?«

»Richtig.«

»Und unterrichtete er dich auch in anderen Dingen?«

»Oh ja, er lehrte mich die Bibel auf Lateinisch und die Philosophie des Aristoteles. Zudem kann ich schreiben und rechnen.«

»Ganz erstaunlich, vor allem für ein Mädchen. Du scheinst mir über die Maßen klug zu sein.«

Endlich jemand, der ihre Fähigkeiten erkannte. Arigund strahlte angesichts des Lobes.

»Wie schade, dass auf diesem Hof hier kaum jemand das alles zu schätzen weiß. Hier sieht man die Damen lieber nähen und den Rittern verführerische Blicke zuwerfen.«

Arigunds Lächeln erstarrte. »Aber ich werde doch weiter unterrichtet werden?«

»Oh ja, sicher, nur nicht in diesen Dingen. Frau Kunigund legt Wert darauf, dass sich ihre Damen im minniglichen Benehmen üben und die Herren Ritter natürlich auch. Du wirst alles lernen, das dazu dient, deinen späteren Gatten zu erfreuen, ihm, nun ...«, der Pater räusperte sich kurz, »... das Leben angenehm zu machen.«

»Aber ich bin keine Magd!«, empörte sich Arigund und sah auf den Hof, wo die jungen Frauen am Brunnen Wasser schöpften. Sie schäkerten mit den Stallburschen, die sich große, hölzerne Eimer unter den Arm geklemmt hatten.

»Gewiss nicht, gewiss nicht«, wehrte der Geistliche ab. »Man nennt ihn übrigens Münchstein – den Brunnen, meine ich.«

»Und Bildung ist doch wichtig. Wie soll man sich sonst mit seinem Gatten unterhalten können.«

Der Pater lachte kurz auf. »Unterhalten? Mit einem Ritter? Wenn die einem Weib unter den Rock greifen, halten sie sich nicht mit tiefsinnigen Gesprächen auf. Die prahlen höchstens mit ihrem letzten Schwertkampf. Ihre Wissbegier geht kaum über die neueste Lanzentechnik hinaus. Bildung, so wie wir sie verstehen, ist denen fremd. Viele müssen sich schon plagen, wenn sie ihren Namen schreiben wollen. Falls sie ein Buch besitzen, dann nur, weil es mit Gold aufgewogen wird. Der Einzige, der hier auf der Burg einen grammatikalisch richtigen Satz in Latein zusammenbringt, ist mein Schüler Reimar. Doch statt ihn für seine Bemühungen zu loben, bringt sein Vater ihm nur Hohn und Spott entgegen. Wen es nach tieferem Wissen und Weisheit drängt, Arigund, der ist in einem Kloster besser aufgehoben als auf einem Minnehof.«

»Aber die Herrin Kunigund ...«

Pater Anselm winkte ab und wechselte das Thema. »Nun will ich erst einmal mein Versprechen einlösen, dich herumzuführen und dir alles zu erklären.«

Seite an Seite schritten sie hinab zum Münchstein. Gleich daneben gab es einen Turm.

»Möchtest du hinaufsteigen, Arigund?«, fragte Pater Anselm.

»Oh ja, gerne.«

»Es führen aber keine Stufen, sondern nur hölzerne Leitern nach oben.«

»Das macht mir nichts aus. Wir haben auch einen Turm in unserem Haus.«

»Nun denn, so lass mich voransteigen.«

Etwas atemlos erreichten die beiden die Aussichtsplattform. Der Pater musterte das Mädchen kurz. Sie wirkte durch den Ausblick vollkommen überwältigt. Eine frische Brise zupfte an ihrer

Cotte. Ganz sicher hatte der Vater den wollenen Mantel aus einer Gegend mitgebracht, wo man sich vor Kälte zu schützen wusste. Arigund schlang den wärmenden Umhang fest um sich. Übermütig fegte eine weitere Böe durch ihr Haar, das sie in aller Unschuld offen trug, und wirbelte es durcheinander. Wie schade, wenn sie es später abschneiden würde, doch der Herr Jesus verlangte ein solches Opfer. Pater Anselm stellte sich an Arigunds Seite und wies mit der Hand auf die umliegenden Hügel. »Das alles ist bischöfliches Lehen«, erklärte er.

»So weit das Auge reicht?«, fragte Arigund ungläubig.

»So weit das Auge reicht«, bestätigte der Kaplan.

»Und der Bischof hat es dem Truchsess anvertraut?«

»So ist es. Von dieser Burg aus verwaltet Reimar von Brennberg das Eigentum des Bischofs.«

Beeindruckt ließ das Mädchen den Blick schweifen. Das Land schien kein Ende zu nehmen. Berg reihte sich an Berg, bedeckt mit scheinbar endlosen Wäldern. Die Weite machte ihr Angst. Was, wenn man sich hier verlief? Niemals würde man zurückfinden.

Ihr Blick wanderte zur Burg. Östlich vom Münchstein befand sich der Palas, das Hauptgebäude der Burg, das durch eine Treppe und eine Terrasse mit den Wohngebäuden verbunden war.

»Den großen Turm auf dem Felssockel nennen wir Wartturm. Er ist ständig mit Wachen besetzt, sodass Feinde oder ausbrechende Waldbrände rasch bemerkt werden.«

»Gibt es denn oft Angriffe?«

»Nein, eigentlich nicht. Viel mehr Probleme haben wir mit Feuern, vor allem in trockenen Sommern. In den Wäldern leben Köhler, die zuweilen recht nachlässig handeln. So mancher Brand wird aber auch mit Vorsatz gelegt. Verbotene Rodungen. Du musst dich aber nicht fürchten, mein Kind. Hier herauf dringt das Feuer nicht.«

Arigund nickte wenig beruhigt. In Regensburg brannte es oft, und die Auswirkungen waren stets verheerend. Andererseits war diese Burg aus Stein gebaut, wie das Haus ihres Vaters, und Steinen konnten Flammen nichts anhaben. Verstohlen musterte Arigund den Pater. Er gab sich jetzt so ganz anders als bei ihrer ersten Begegnung. Es schien fast, als wäre er besorgt um sie. Waren die Ritter tatsächlich derart wilde Gesellen? Sie dachte an Wirtho. Wenn alle so waren wie der, würde sie tatsächlich Schutz benötigen. Ein Schauer durchlief sie. Pater Anselm bemerkte es und bedachte sie mit einem väterlichen Blick.

»Komm, Kind, lass uns wieder herabsteigen. Es ist windig hier oben. Am Ende erkältest du dich. Zudem will der Tross deines Vaters, der dich hergebracht hat, die Burg in Kürze verlassen. Ich nehme an, du möchtest eine Botschaft an deine Familie mitgeben.«

Arigund lag eigentlich nichts ferner, doch sie wollte keinen schlechten Eindruck bei Pater Anselm hinterlassen. So senkte sie die Augen und nickte bloß.

Inzwischen war der kleine Burghof brechend voll. Ziegen, Schafe und Geflügel drängten ans Licht der Sonne. Hirten versuchten mit lautem Geschrei, sie in die gewünschte Richtung zu dirigieren. Pferde wurden herausgeführt und mit weichen Bürsten gestriegelt. Der Schmied schürte seine Esse, um da und dort ein lockeres Hufeisen zu ersetzen. Zwei Männer kamen laut streitend aus dem Stallgebäude. Neugierig spähte Arigund herüber. Sie erkannte den Kutscher ihres Vaters, der mit hochrotem Gesicht die Fäuste gegen einen kleinwüchsigen, aber nicht minder kräftigen Burschen erhoben hatte, und ihn nun vor sich hertrieb.

»Dieb, Betrüger!«, schimpfte der Kutscher. »Ungeschoren kommst du mir nicht davon.«

Arigund rannte zu den Streithähnen.

»Was ist denn los?«, stellte sie den Fuhrmann ihres Vaters zur Rede. Doch statt Antwort zu geben, packte er seinen Kontrahenten und schüttelte ihn durch wie einen jungen Zwetschgenbaum.

Der Stallbursche trat wild um sich. Doch der Kutscher war nicht nur kräftig, sondern auch geschickt.

»Ich habe deine Mulis nicht!«, japste der Junge.

»Du wirst schon noch mit der Sprache herausrücken!«, grollte der Kutscher und zerrte den anderen Richtung Viehtränke. Die Gänse, die eben noch ihr Morgenbad im Trog genommen hatten, stoben protestierend auseinander. Kurzerhand hob der Kutscher das Bürschlein am Gürtel hoch und tauchte es kopfüber in das Becken. Dabei landete der Knecht doch noch einen Treffer. Der Kutscher schrie auf und ging in die Knie. Prustend tauchte der Stallbursche auf. Weiße Daunenfedern klebten in seinem nassen Haar. Flugs kletterte er aus dem Wasser und suchte sein Heil in der Flucht. Aber das Glück war ihm nicht hold. Er prallte mit einer Küchenmagd zusammen, die auf ihrem Kopf einen Krug Wasser balancierte. Klirrend ging das Geschirr mitsamt der Magd zu Boden, und augenblicklich war der Kutscher wieder über seinem Gegner. Die umstehenden Knechte johlten und klatschten Beifall. Mittlerweile hatte sich der Kutscher von dem Schlag erholt und warf sich nun mit seinem ganzen Gewicht auf den Stallburschen.

»Da, meine Faust wird dich lehren, deine Finger von anderer Leute Pferden zu lassen!«

Knirschend brach das Nasenbein des anderen. Schaulustige drängten sich um die Kämpfenden. Erste Wetten wurden abgeschlossen. In diesem Moment schob sich ein stämmiger, drahtiger Mann in den Kreis der Zuschauer. »Auseinander!«, herrschte er die Streithähne an.

Der Kutscher war jedoch noch nicht bereit, von seinem Opfer abzulassen, und versetzte diesem erst noch einen Hieb in den Magen.

»Im Namen des Truchsess! Auseinander, habe ich gesagt! Was ist denn überhaupt los?«

Schwer atmend und mit immer noch geballten Fäusten gab der Kutscher den Stallburschen frei und richtete sich auf. Er war fast einen Kopf größer als der Mann, der ihn zur Rede stellte, und um einiges schwerer. Wütend stierte er den Kerl an, erkannte dann aber in ihm den Stallmeister.

»Mein Gespann ist verschwunden«, erklärte der Kutscher zwischen zwei schweren Atemzügen.

»Der Kerl«, mischte sich der Stallbursche ein und deutete auf den Kutscher, »behauptet, wir hätten die Maultiere geklaut, aber das stimmt nicht. Der hat die Gäule nicht richtig festgebunden, und jetzt schiebt er uns die Schuld in die Schuhe.«

Sofort holte der Kutscher wieder mit der Faust aus. »Sag noch einmal, dass ich lüge, armseliger Wicht!«

»He, he, ruhig, Kutscher!«, fuhr der Stallmeister dazwischen. »Das ist eine schwere Anschuldigung, die du da vorbringst. Hast du denn irgendwelche Beweise?«

Der Kutscher senkte verwirrt die Faust.

»Beweise? Ist es nicht genug Beweis, dass die Tiere fort sind und kein Schweifhaar mehr zu sehen?«

In diesem Augenblick teilte sich die Menge. Einige der Knechte und Mägde verdrückten sich sogar rasch. Der Truchsess war herangekommen, neben ihm Wirtho. Beide hatten leichte Jagdröcke angelegt, die zwar in sauberem Zustand, aber doch deutlich abgenutzt aussahen. An Wirthos Gürtel baumelte zudem der lederne Handschuh für einen Jagdfalken. Die Gelegenheit für Arigund, sich weiter nach vorne zu schieben, war günstig. Sofort wurde es mucksmäuschenstill. Die Umherstehenden grüßten den Adelsherren ehrerbietig. Dann fasste der Stallmeister kurz zusammen, was er wusste.

»Wessen Aufgabe war es, die Maultiere zu betreuen?«, hakte der Reimar von Brennborg nach.

»Meine«, gestand der Stallbursche, »aber der da hat sie angebunden.« Er deutete auf den Kutscher.

»Und das tat ich mit der gebotenen Sorgfalt.«

»Wurden der Hof und die Umgebung abgesucht?«, wollte der Truchsess wissen.

»Ja, Herr«, bestätigte der Kutscher.

»Fehlt sonst noch etwas aus deiner Habe?«

»Wagen und Waren sind unberührt, aber die Tiere sind wie vom Erdboden verschluckt.«

»Vielleicht hat der Gehörnte sie geholt?«, mutmaßte der Stallknecht, wobei er jedoch zu Wirtho blickte, der gleichmütig neben seinem Vater stand.

»Ach was«, winkte sein Herr ab. »Losgerissen haben sie sich und zertreten jetzt unser

wertvolles Gras. Gebt dem Manne ein anderes Gespann, damit er weiterreisen kann.«

»Aber es sind teure Tiere«, versuchte der Kutscher einzuwenden.

»Wenn er nicht zufrieden ist, dann mag er seinen Karren selber ziehen!«, fertigte ihn Reimar

von Brennberg ab und wandte sich zum Gehen.

Arigund kam es vor, als hätte sie zwischen Wirtho und dem Stallknecht ein einvernehmliches Grinsen bemerkt. Das Mädchen drängte sich nach vorne, um ihren Kutscher zu unterstützen, doch eine Hand legte sich auf seine Schulter. Ärgerlich sah es sich um.

»Das ist Sache der Männer, Arigund«, raunte ihr Pater Anselm zu. »Aber hab keine Angst um dein Gespann. Ich gehe jede Wette ein, dass es sich heute Abend wieder im Stall befindet, und dann kannst du Anspruch darauf erheben.«

»Wirtho steckt dahinter, nicht wahr?«

Der Pater hob seinen Finger an den Mund und hüllte sich in Schweigen.

Kunigund von Brennborg war eine Frau, deren Blüte bereits welkte. Obwohl sie – wie es sich für eine Dame von Stand gebührte – auf ihr Äußeres achtete, war von ihrem einstigen Glanz wenig geblieben. Das ursprünglich honigfarbene Haar wurde längst von Grautönen dominiert, ihre vollen, weichen Lippen umsäumte ein Faltenkranz, und ihren Konturen sah man an, dass sie sechs Kindern das Leben geschenkt hatte. Nur dreien hatte der Herrgott vergönnt, dem Kindesalter zu entwachsen. Liliana, die Älteste, hatte die Burg vor zwei Jahren verlassen. Sie hatte Friedrich Auer geheiratet, einen streitbaren jungen Mann mit großem Vermögen und politischem Weitblick. Wirtho, der Stammhalter, hatte im vergangenen Jahr seine Schwertleite gefeiert, und Reimar, der Jüngste, würde dies wohl im nächsten Jahr tun.

Alles in allem hätte Frau von Brennborg zufrieden auf ihr Lebenswerk blicken können, hatte sie doch als Minneherrin viel Glanz auf Burg Brennborg gebracht. Aber die ruhmreichen Tage wurden nun überschattet von drängender Geldnot. Die reiche Mitgift für Liliana und das Turnier zu Wirthos Schwertleite hatte die Schatz- und Speisekammern der Brennborgers arg strapaziert. Zudem war der Winter ungewöhnlich hart gewesen. Seit April wärmten wieder Sonnenstrahlen die Burgmauern, aber der beständige Regen hatte bislang die Aussaat auf den Feldern verhindert. Erst seit ein paar Tagen trocknete eine nun ungewöhnlich heiße Sonne die Erde, und die Ankunft der Schwalben verhieß einen frühen Sommer. Gemeinsam mit ihrer ersten Hofdame, Maria zu Reichenegg, einer Schwester der Herrin von Burg Heilsberg, schritt Kunigund mit erhobenem Haupt – so wie es sich für eine Adelsfreie gehörte – die Treppe zum Burghof hinunter, während ihr wacher Blick über das rege Treiben schweifte. Er blieb an einer Gruppe arg zerlumpter Kinder mit von Hunger geblähten Bäuchen hängen. Maria zu Reichenegg bemerkte den Blick.

»Gesindel«, zischte sie und machte eine Bewegung, als wollte sie ein paar lästige Fliegen verscheuchen.

»Lass gut sein«, gebot Kunigund. »Mich dauern die armen Würmer. Gewiss wurden sie von ihren Müttern geschickt, um von der Armenspeisung zur Mittagsstunde zu holen. Es ist traurig genug, dass wir ihnen wieder nichts anderes als wässrige Linsensuppe und einen Kanten Brot anbieten können.«

»Eure Mildtätigkeit in Ehren, Frau Kunigund, aber die da sind wie Schmeißfliegen: Füttert man eine, schwirren bald hunderte heran und hauen erst wieder ab, wenn die Vorratskammern leer sind. Diese Leute könnten langsam anfangen, wieder von ihrer Hände Arbeit zu leben!«

»Unseren Leibeigenen geht es wie uns: Der Winter hat die Vorräte aufgezehrt, und – Mai oder nicht – draußen wächst noch kaum etwas. Es ist einfach zu nass. Viele arme Leute haben ihre einzige Ziege schlachten müssen, weil das Futter nicht reichte und sie ihnen ohnehin verendet wäre. Jetzt fehlt die Milch.«

»Genau wie uns. Allerdings hätten wir für die Kühe eigentlich genug Futter gehabt – nur das bekamen die stolzen Rösser unserer verehrten Ritter.«

Maria starrte verdrießlich auf die im Hof bereits angebundenen Pferde. Kunigund seufzte. Auch sie hätte den Pferdebestand gern ausgedünnt, doch stieß sie da sowohl bei ihrem Gatten als auch bei Wirtho auf taube Ohren. Stattdessen hatte ein Drittel der wertvollen Schafe sein Leben lassen müssen. Die Herde war Frau Kunigunds ganzer Stolz, gab es doch weit und breit keine Tiere mit so feiner Wolle. Nach dem Christfest hatte sie um jedes Gerstenkorn für die Tiere bitten müssen, und als der Winter mit Schnee so hoch kam, dass die Männer nicht mehr zur Jagd hatten ausreiten

können, waren die Schafe reihenweise in den gefräßigen Mündern der Burgmannen gelandet. Nur die wertvollsten Muttertiere hatte die Burgherrin vor dem Zugriff ihres Herrn Gemahls retten können. Doch der viele Streit hatte sich gelohnt: Inzwischen tobten kerngesunde Lämmer munter blökend im Stall herum. Leider waren nur zehn weibliche Jungtiere dabei. Sie vermochten die Lücke, die der Winter und der Mutwill ihres Gatten in den Bestand gerissen hatte, nicht zu füllen. Weitere Tiere standen zum Lammen an, darunter Löckchen, der Burgherrin liebstes Schaf, mit einem Fell, das so seidig war, dass seine Wolle nur den besten Spinnerinnen in die Hand gegeben wurde.

»Wir werden bald wieder genug Milch haben«, vertröstete Kunigund ihre Hofdame.

»Aber wie sieht es mit Brot aus?«, lamentierte Maria weiter. »Der Kornspeicher ist so gut wie leer.«

»Wenn wir uns wie bisher darauf beschränken, nur einmal die Woche zu backen, wird es uns schon bis Juni reichen.«

In diesem Moment durchmaß der Truchsess mit seinem Gefolge den Hof. Er hatte seinen Jagdrock an und hielt den Speer fest in Händen. Kunigund lächelte stolz und beugte sich zu ihrer Hofdame herüber.

»Und wenn unseren Männern heute das Jagdglück hold ist«, flüsterte sie in ihr Ohr, »werden wir genug Fleisch auftischen können.«

»Ja, wenn ...«, unkte Maria. »Vielleicht finden sie aber auch nur das, was die räudigen Wölfe übrig gelassen haben, so wie beim letzten Mal.«

Kunigund winkte ab und machte sich auf den Weg, ihrem Gatten Glück zu wünschen. Sie teilte die Skepsis ihrer Hofdame nicht. Der üppige Buchenwald bot reichlich Platz und Futter für Wildschweine und Rehe. Zugegeben, die Wölfe hatten sich in diesem Winter weit vorgewagt, und allzu oft war von stolzen Platzhirschen nur noch der Kadaver übrig geblieben, sehr zum Verdruss des Burgherren. Zudem waren viele Jungtiere zu schwach gewesen, im hohen Schnee der geifernden Rotte zu entkommen. Leider war auch manches Kind der Dörfler vom Holzsammeln nicht zurückgekehrt. Die Ritter hatten die Wölfe erbittert gejagt, aber vertreiben ließen sich die Rudel nicht. Immerhin hatten die Männer, wenn sie ausreiten konnten, oft dafür gesorgt, dass etwas zu essen auf die Tafel kam. Sie würden auch diesmal nicht mit leeren Händen heimkehren. Als Kunigund ihren Gatten erreichte, führte ihm gerade Matthias, der rothaarige Knecht, einen stämmigen und jagderfahrenen Braunen vor.

Reimar von Brennborg lächelte der Burgherrin kurz zu. Sie nahm seine Hand und drückte sie gerade fest genug, dass er es durch die Lederhandschuhe spüren konnte.

»Wünsch uns Jagdglück«, meinte der Truchsess, überzeugt, dass ihm dies ohnehin zuteil werden würde.

Kunigund nestelte nach einem Tuch. »Passt auf Euch auf, mein Gemahl! Die Sauen sind gefährlich um diese Zeit. Sie wollen ihre Jungen beschützen.«

Ein Knappe war herangeeilt und half seinem Herren in den Sattel. Ohne sofort auf die Bemerkung seiner Gattin einzugehen, saß Reimar auf.

»Sei unbesorgt«, wiegelte der Burgherr selbstbewusst ab. »Eine Sau holt keinen Brennborg aus dem Sattel!«

Die Burgherrin wandte sich ihrem Sohn zu, der wie stets an der Seite seines Vaters ritt.

»Gib auch du auf dich Acht, mein Sohn«, meinte sie und reichte ihm die Hand. Doch der junge Ritter ignorierte die Geste.

»Ich werde Euch einen Eber bringen, groß wie ein Haus, Mutter«, prahlte er.

»Uns Damen dünkt eher nach Fasanen oder Hasen«, versuchte Kunigund seinen Übermut zu besänftigen. »Die Eber sind ausgezehrt und schmecken zäh.«

Wirtho machte eine abwehrende Geste. Mit einer dramatischen Geste wendete der junge Ritter sein Pferd und sprengte an die Spitze des Zuges. Stolz und Sorge mischten sich in Kunigunds Herz. Ihr Sohn war ein wackerer Bursche, allerdings kannte er keine Grenzen. Sie würde eine Kerze anzünden, sobald sie die Zeit dazu fand. Jetzt aber musste sie zunächst einmal ihren Haushalt ans Laufen bringen.

»He, du da!«, rief sie der Gänsemagd zu.

Die knickte artig.

»Halt die Augen offen, und pflück uns reichlich jungen Löwenzahn, damit wir heute Abend etwas Frisches auf dem Tisch haben und junge Brennesseln. Das übergib dem Koch beizeiten.«

Kunigund sah sich nach ihrer Hofdame um, doch die war verschwunden. Also musste sie allein zu den Stallungen herübergehen, um die Eiererte des Tages zu überwachen. Sie hatten zum Glück im letzten Jahr eine gute Brut gehabt. Die Junghennen legten um diese Jahreszeit sehr ordentlich.

Kunigund von Brennborg zählte die Eier ab und seufzte. War dies eine Arbeit für eine Minneherrin? Früher hatte sie nicht selbst in den Stall gehen müssen. Was war nur aus ihrem stolzen Hof geworden? All die Musikanten und Gaukler, die ihre Sinne erfreuten, hatte ihr Gatte nach dem Turnier weggeschickt und auch so manch eine lieb gewordene Hofdame. Und nun konfrontierte er sie – noch vor der neuen Ernte – mit diesem Kaufmannskind, ein weiteres Maul, das nach Brot gierte, und gewiss ein verwöhntes, denn es stammte aus reichem Hause. Es würde all das Elend sehen und womöglich nach Regensburg an den Bischofshof und nach Landshut zum Herzog berichten, auf Brennborg litte man Not und ließe die Hörigen verhungern. Wäre das Mädchen wie vereinbart im Sommer gekommen, hätte es volle Speisekammern und gut genährte Leibeigene vorgefunden. Einen ganz anderen Eindruck hätte das Mädchen vom Hause Brennborg erhalten.

Die Burgherrin dachte an Arigunds Ankunft. Ärger keimte in ihr hoch. Warum hatte ihr Sohn nicht besser auf das Kind aufgepasst? Es hatte sterbenselend ausgesehen, als es ankam. Zudem hatte Wirtho ganz offensichtlich wieder gespielt, denn er hatte noch am selben Abend bei seiner Mutter um eine größere Summe Geld nachgefragt, angeblich, um Schulden aus der Reise zu begleichen. Dabei hatte der Truchsess seinem Sohn eine gefüllte Geldkatze mitgegeben. Kunigund hatte ihren Gatten gewarnt, Wirtho alleine loszuschicken. Der aber hatte alle Einwände vom Tisch gefegt. Schließlich könne man Arigund DeCapella nicht von irgendwelchen Wachknechten abholen lassen. Schließlich stünde er beim Kaufmann im Wort, dass das Mädchen bestens geschützt werde. Zudem würde es mehrere Ellen feines Leinentuch und seltene Gewürze als Gastgeschenk mitbringen. Sollte man riskieren, dass dies alles Raubgesindel anheimfiele? Wirtho habe zwar seine Fehler, aber er sei ein zuverlässiger und wackerer Streiter, der sich gewiss nicht die Butter vom Brot stehlen ließe. Für Arigunds Sicherheit gäbe es keine Alternative, außer er selbst würde reiten, doch dies wäre dann doch dem Anlass nicht angemessen. Diesen Argumenten hatte Frau Kunigund nichts entgegenzusetzen. Zudem sah sie einem Mitbringsel aus dem kaufmännischen Gewürzbestand freudig entgegen. Ihr eigenes Kästchen, für das sie persönlich den Schlüsselbund an ihrem Busen trug, konnte das Nachfüllen gut brauchen. Insbesondere das Salz ging zur Neige, ebenso wie die Nelken für den Würzwein. Und vielleicht hatte das Kind sogar Pfeffer dabei? Es wurde Zeit, das Mädchen offiziell zu begrüßen.

Doch jetzt zählte sie erst einmal die Eier. Siebenundzwanzig. Sehr gut. Vorsichtig legte sie die Ausbeute in den Korb. Sie würde sie eigenhändig in die Küche bringen. Dort herrschte bereits Hochbetrieb. Mit hochrotem Kopf kneteten die Bäcker Teig für die wöchentliche Fladenbrotration. Zwei Mägde zerstißen eifrig Hirse. Die eine davon war die Zofe der Regensburgerin, ein hübsches Ding mit blonden Zöpfen und Sommersprossen im Gesicht. Sie war gut genährt, hatte aber auch geschickte Hände. Kunigund ging zu ihr hinüber. Die Mägde erhoben sich augenblicklich und erwarteten die Anordnungen ihrer Herrin.

»Nun, wie ich sehe, machst du dich nützlich«, lobte die Burgherrin die Zofe. Prüfend fuhr sie mit zwei Fingern in die zerstoßene Hirse. Ihr Gesicht nahm einen wohlwollenden Ausdruck an. »Wie heißt du?«, fragte sie.

»Annelies«, antwortete das Kind mit gesenktem Haupt.

»Seht gut, Annelies, sieht so aus, als könntest deine Hände mehr als Zöpfe flechten. Es ist lobenswert, dass du dir für die Küchenarbeit nicht zu schade bist. Sei also willkommen auf Burg

Brennberg!«

Das Mädchen lief rot an und versank in einem noch tieferen Knicks. »Danke, Herrin.«

Manieren besaß das junge Ding, immerhin. Wie erfreulich. Die Burgherrin sah nach dem Koch, um mit ihm die Speisen des Abends zu besprechen und noch einmal einen abschätzenden Blick in den Getreidespeicher zu werfen. Das war rasch erledigt. Der letzte Teil ihres Rundgangs führte sie in den Garten. Bauernsöhne, die den Frondienst ableisteten, waren dabei, die Beete für die Aussaat des Gemüses vorzubereiten und reichlich Mist darunterzuheben. Der größte Teil des Gartens diente dem Anbau von Gemüse und Kräutern, in einigen kleinen Beeten wurden aber auch Heilkräuter für Tees und Aufgüsse gezogen. Auch Apfel- und Kirschbäume wuchsen dort. Im hinteren Bereich aber, der eine schöne Aussicht über das Land bot, hatte Kunigund ihrem Gatten ein Stückchen Land für einen Rosengarten abgerungen. Um diese Jahreszeit waren die Stöcke zwar noch teilweise braun, aber die ersten grünen Blätter und Knospen hatten schon hervorgetrieben und gezeigt, dass die Stöcke den tiefen Schnee unbeschadet überstanden hatten. Kunigund freute sich bereits auf den Sommer, wenn süßlicher Duft aus den rosafarbenen Blüten strömen würde. Es war die Zeit der Besuche von Freundinnen und Verwandten, die sich vom anstrengenden Ritt hier im Rosengarten bei einem Glas Fruchtsaft und dem Lautenspiel eines Musikers erholten. Während der nächtlichen Gelage wurden Hochzeitspläne geschmiedet und sich bei Met oder Bier amüsiert. Kunigund begann zu träumen. Ja, wenn erst der Sommer im Land wäre, dann würde es allen wieder besser gehen.

Die Stimme von Pater Anselm riss die Burgherrin aus ihren Gedanken. Sie entdeckte den Kaplan in trautem Gespräch mit der Kaufmannstochter, die ihm ehrfürchtig lauschte. Sie erwiderte etwas, und – meine Güte! – es sah tatsächlich so aus, als würde der alte Griesgram von Pater lächeln. Verwundert runzelte die Burgherrin die Stirn. Was für einen Zauber hatte die kleine DeCapella gewoben, um sich so schnell das Wohlwollen des gestrengen Sittenhüters dieser Burg zu versichern? Kunigund musterte das Mädchen. Ein Kind fürwahr, schwächling wie ein Junge, klein für ihr Alter und mit dem dunklen Teint ihrer italienischen Vorfahren. Es sah deutlich besser aus als am Vortag. So war es wohl doch nur der Wein gewesen, der es aufs Lager geworfen hatte. Kunigund atmete auf. Das Fieber hätte ihnen auf der Burg gerade noch gefehlt. Ruhig wartete sie ab, bis die beiden sie entdeckt hatten und herangekommen waren. Das Mädchen knickte, wie es sich gehörte. Kunigund nickte Pater Anselm zu und wandte sich dann an die kleine DeCapella: »Ich freue mich, dass du dich von den Strapazen der Reise erholt hast, mein Kind. Pater Anselm hat dir alles gezeigt?«

»Ja, hohe Herrin«, antwortete die Kaufmannstochter. Sie hatte eine helle Stimme, die jedoch klar und ohne Furcht war.

»Ich hoffe, du wirst dich bei uns wohl fühlen. Ich erwarte dich in Kürze im Frauenzimmer, um dich den anderen Damen vorzustellen. Wir sticken gerade gemeinsam an einem Altartuch für unsere Kapelle. Du kannst doch mit Nadel und Faden umgehen?«

»Gewiss«, bestätigte das Mädchen.

»Nun gut, wir werden ja sehen.«

Kunigund von Brennberg wandte sich um

»Auf ein Wort, edle Dame«, hielt der Abt sie auf.

Kunigund hob fragend die Augenbrauen.

»Möchtest du nicht schon vorausgehen, Arigund?«

Die Kaufmannstochter verstand, dass Pater Anselm unter vier Augen mit der Burgherrin zu sprechen wünschte. Sie knickte und zog sich zurück.

»Es geht um das Gespann der DeCapellas«, hörte Arigund im Fortgehen. Zu gerne hätte sie nun gelauscht, aber leider gab es hier im Garten keine Möglichkeit, sich zu verstecken. Also kehrte sie in die Burg zurück. Der gute Pater würde ihr schon noch berichten, was er hatte ausrichten können. Arigund war froh, einen Fürsprecher gefunden zu haben. Mit leichten Schritten eilte sie in ihre Kemenate, wo sie Annelies traf, die gerade die Naht eines der Gewänder ihrer Herrin richtete. Der kleine Raum war inzwischen fast gemütlich geworden. Ein von zu Hause mitgebrachter Wandteppich verbarg die grauen Mauern. Ihre Bettstatt war mit dicken wollenen Decken und bunten Tüchern ausgestattet worden, und in dem Leuchter steckten frische Kerzen.

»Stell dir vor, was passiert ist!«, plapperte Arigund drauflos und erzählte ausführlich ihre morgendlichen Erlebnisse. Annelies wiegte den Kopf. »Ich weiß nicht, ich finde diesen Sinneswandel der Paters merkwürdig«, merkte die Zofe an. »Gestern war er streng und unnahbar, verlangte solch schlimme Dinge von Euch, und heute soll er Euer Freund und Beschützer sein? Das kommt mir seltsam vor.«

»Er hat mich jetzt eben besser kennengelernt«, rechtfertigte Arigund.

»Oder er hat erfahren, dass Euer Vater ein reicher Kaufmann ist, und erhofft einen wohlgefüllten Beutel, wenn ihr von des Paters Freundlichkeit berichtet.«

Arigund hob mahnend den Zeigefinger. »Aber, Annelies, Pater Anselm ist ein Mann der Kirche, ein Mönch, der den irdischen Dingen entsagt.«

»Genau wie Pater David, und der hat die Spenden der DeCapellas stets gern genommen.«

»Doch nicht für sich. Er ist der Abt und muss wie ein Kaufmann denken. Aber Pater Anselm hat das nicht nötig. Er hat mich einfach ins Herz geschlossen. Stell dir vor, er will mich sogar weiter im Lateinischen unterrichten.«

»Aha!« Annelies biss den Faden ab und sah das Kleid weiter durch. Sie wusste, es hatte keinen Sinn mit Arigund weiter zu debattieren.

»Und wie ist es dir so ergangen an deinem ersten Tag?«, erkundigte sich Arigund. »Matthias schon gesprochen?«

»Oh, es gab zu viel zu tun. Aber ich war in der Küche und habe die Ohren gespitzt.«

Sofort war Arigunds Interesse geweckt. Sie wusste zwar, dass es sich für ein Fräulein nicht ziemte, dem Dienstbotengeschwätz zu lauschen, aber man erfuhr doch so manches Interessante. Neugierig setzte sie sich auf ihre Truhe, wo sie Annelies näher war, und wackelte aufgeregt mit ihren Zehen. »Und? Erzähle!«, forderte sie ihre Zofe auf.

Annelies vertiefte sich in die Inspektion des Kleides.

»Jetzt spann mich doch nicht so auf die Folter!«, beschwerte sich die Kaufmannstochter.

Annelies sah sich kurz um. Die Tür war verschlossen. Es würde schon niemand sein Ohr daran haben. Trotzdem senkte sie vorsichtshalber die Stimme. »Also, die Herrin Kunigund, so sagt man, führt den Haushalt mit strenger Hand. Sie ist gerecht, im Gegensatz zu ihrem Gatten, der zum Jähzorn neigt. Dann ist es besser, seinen Weg nicht zu kreuzen. Wirtho kommt ganz nach ihm.«

»Was du nicht sagst«, meinte Arigund.

»Es gibt noch einen anderen Bruder, nach seinem Vater Reimar genannt.«

»Ja, Pater Anselm hält große Stücke auf ihn. Angeblich ist Reimar der einzige Kerl auf diesem Hof, der halbwegs gebildet ist.«

»Das weiß ich nicht, aber er soll die Stimme eines Engels haben.«

»Na, wenn da nicht übertrieben wird.«

»Pater Anselm würde ihn gerne für das Kloster gewinnen. In Regensburg gibt es einen Knabenchor, der selbst beim Papst in hohem Ansehen steht. Es ist eine große Ehre, dort singen zu

dürfen.«

»Davon hab ich schon gehört. Und warum schickt man ihn nicht dorthin, wenn er doch so begnadet ist?«

»Der Truchsess lässt es nicht zu. Er will seinen Sohn zum Ritter schlagen lassen. Schließlich steht er in der Erbfolge an zweiter Stelle.«

»Ich schätze eher, für ihn zählt nur jemand, der ein Schwert ordentlich zu führen weiß. Bildung ist ihm egal.«

»Nun ja, verdenken kann man es dem Burgherren nicht: Mit Latein alleine hält man seine Feinde nicht in Schach.«

»Gebildete Menschen haben es nicht nötig, sich zu prügeln. Sie lösen Streit zivilisiert und schließen danach bindende Verträge. Aber dazu müsste man ja erst einmal schreiben können.« Arigund lächelte mit leisem Spott. Die Zofe ignorierte die Spitze und redete einfach weiter.

»Wie ich gehört habe, soll Reimar als Vasall an den Hof des bayrischen Herzogs. Schlimm ist bloß, dass der Bub keine rechte Lust zum Kämpfen hat. Reimar schwänzt regelmäßig die Übungsstunden und musiziert stattdessen mit seiner Mutter im Rosengarten. Der Waffenmeister ist schon ganz verzweifelt. Schließlich soll Reimar nächstes Jahr endlich seine Schwertleite feiern. Er ist immerhin schon siebzehn. Da wird's langsam Zeit.«

»Na, diesen Schaukampf wird er schon überstehen, und wenn er erst einmal Ritter ist, kann er ja Höfling werden. In direkter Nähe des Fürstbischofs sieht man einen klugen Kopf lieber als ein blankes Schwert, meint jedenfalls Abt David.«

»Dasselbe sagt seine Mutter wohl auch. Ansonsten gilt Reimar als der Gefälligere der beiden jungen Truchsesse.«

Arigund biss sich auf die Unterlippe. Schwer vorzustellen, dass Wirtho einen Schöngeist als Bruder hatte, aber Pater Anselm behauptete das auch. Langsam wurde Arigund neugierig auf diesen Jungen.

»Hat der alte Brennberg denn sonst keine männlichen Nachkommen?«, fragte Arigund weiter.

»Oh doch, mehr als genug, nur leider nicht von seiner Gattin.« Annelies zwinkerte verschwörerisch. Arigunds Wangen röteten sich leicht, aber die Neugierde war nicht zu bezwingen. »Von einem Kebweib?«

»Es ist wohl eher so, dass der Truchsess höchstselbst dafür sorgt, dass ihm die Leibeigenen nicht ausgehen. Keine Magd, der er nicht unter den Rock geschaut hat, und auch so manche der Edeldamen ist nach einem Besuch des Burgherren zur alten Resl, der Kräuterfrau, geschlichen.«

»Das wird der Burgherrin nicht gefallen.«

Annelies rollte mit den Augen. Zuweilen war ihre Herrin wirklich ein bisschen einfältig. »Nun ja, er wird sie nicht um Erlaubnis fragen, und sie trägt es wohl gelassen.«

Die beiden Mädchen kicherten. Arigund sah kurz zum mit Pergament bezogenen Fenster. Hell schimmerte die Sonne hindurch.

»Wie die Zeit vergeht«, stellte sie fest. »Ich muss zur Burgherrin, Altartücher besticken und Geschenke abgeben.«

»Ich habe die Truhe bereits herüberbringen lassen. Hoffentlich ist der Inhalt noch vollzählig. Die Leute stehlen hier wie die Raben.«

»Wem sagst du das«, seufzte Arigund und dachte an die Maultiere ihres Vaters.

Geschwind zog sie sich ein nobleres Gewand über. Schließlich wollte sie in ihrem neuen Haushalt Eindruck machen. Annelies hatte die hübschen Schuhe aus Ziegenleder geputzt. Man sah ihnen den intimen Kontakt mit dem Kuhmist nicht mehr an. Die Kaufmannstochter schlüpfte

hinein, während ihre Zofe Schappel und Haarnetz adrett anordnete und den Schleier aus Brüsseler Spitze behutsam feststeckte.

»Nun aber los! Ich bin schon richtig gespannt auf die anderen Mädchen.«

Annelies sah ihrer Herrin kurz nach, dann huschte sie in die Dienstbotenkammer. Unentschlossen stand sie vor ihren bescheidenen Reichtümern. Endlich! Endlich ergab sich eine Gelegenheit, ihren Rotbart zu treffen. Zwar hatte Annelies bemerkt, wie Matthias' Wangen geglüht und seine Augen gestrahlt hatten, als er sie in der Reisegesellschaft erkannte, aber sie hatten bislang kein vertrauliches Wort wechseln können. Während der Fahrt nach Brennborg war Arigund krank gewesen, und danach hatte Matthias im Stall alle Hände voll zu tun gehabt. Jetzt aber, nachdem die hohen Herren zur Jagd ausgeritten waren – so hatte der Knecht es vom Lukki, dem jüngsten Stallburschen ausrichten lassen –, wartete er im Schafstall auf Annelies.

Zunächst war sie zögerlich. Sie wollte sich keinesfalls am helllichten Tag mit einem Mann einlassen. Das wäre ja ein schöner Einstieg auf der Burg, wenn sie jemand dabei ertappte. Andererseits war es gewiss weniger unzüchtig, als sich nachts aus der Kammer zu schleichen. Die Zofe überlegte hin und her: Sie könnte ja – rein zufällig natürlich – einfach mal am Schafstall vorbeigehen und, falls Matthias dort sein sollte, ein wenig mit ihm reden. Ohne länger zu zaudern, griff sie nach den hellblauen Seidenbändern, die sie vorhin oben auf ihre Sachen gelegt hatte – ein Weihnachtsgeschenk von Arigund. Hurtig flocht sie die Bänder in ihren dicken blonden Zopf. Natürlich tat sie das nicht, um Matthias zu gefallen. Sie wollte einfach hübsch aussehen. Auch eine Zofe hatte das Recht, sich fein zu machen. Rasch zog Annelies noch mit etwas Asche die Augenbrauen nach. Dann schlüpfte sie hinaus auf den Hof.

Obwohl sich dort nicht mehr ganz so viele Menschen tummelten wie am Morgen, herrschte immer noch reger Betrieb. Alle waren geschäftig. Niemand achtete auf die Zofe, die über Pfützen sprang und den Hunden auswich, bis sie schließlich vor dem Schafstall stand. Starker Tiergeruch drang in ihre Nase. Annelies kniff die Augen zusammen und lauschte in die Dunkelheit.

»Pst, hierher!«, hörte sie eine Stimme. Ihr Herz setzte einen Augenblick aus, nur um dann noch schneller zu schlagen. Hastig sah sich die Zofe erneut um, aber niemand schien sich um sie zu kümmern. Sie schlüpfte durch das Tor.

»Bist du es, Matthias?«, fragte sie in die Dunkelheit hinein. Da hielt ihr plötzlich jemand von hinten die Augen zu.

»Dreimal darfst du raten.«

Diese Stimme würde sie überall erkennen. »Matthias, Matthias und noch einmal Matthias.«

Der junge Mann gab ihre Augen frei und wirbelte sie herum. »Richtig ..., richtig ..., richtig ...« Nach jedem Wort gab er ihr einen Kuss, zuerst auf die Fingerspitzen, dann auf den Ellbogen und zuletzt auf den Hals. Die Zofe musste kichern, weil sein Bart kitzelte. Matthias bemerkte es und strich mit seinem Kinn über ihren Nacken. Annelies versuchte, sich ihm zu entwinden, und schon kugelten sie lachend in eine Heuraupe. Glucksend krabbelten sie wieder heraus. Annelies klopfte sich die Grashalme von der Schürze. Inzwischen hatten sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt. »Da siehst du, was du angerichtet hast«, jammerte sie gekünstelt. »Wie ich nur aussehe!«

»Entschuldigt, mein Fräulein«, neckte sie Matthias, »lasst mich nur rasch behilflich sein.« Schon begann er an ihrem Dirndl herumzuzupfen. Mit einem Mal hielt er inne, stellte sich auf die Zehenspitzen und inspizierte ihren Ausschnitt. »Was sehe ich denn da, ein Hälmmchen zwischen diesen stattlichen Früchten des Paradieses.«

Und ehe sich Annelies versah, fasste er ihr einfach zwischen die Busen. Energisch klopfte sie ihm auf die Finger.

»He, nicht so dreist«, schimpfte Annelies. »Diese Früchte kann man nicht so einfach pflücken.«

Matthias machte ein enttäuschtes Gesicht. »Aber sie sind herrlich anzusehen, da kann ich nicht widerstehen. Schau doch nur, wie sie sich mir entgegenrecken. Sie wollen geherzt werden.«

Entschlossen zog der Rotbart das Mädchen an sich. Ein wohliger Schauer ließ Annelies erbeben. Was für ein herrliches Gefühl!

»Oh, Annelies«, flüsterte Matthias an ihrem Hals, »ich konnte mein Glück kaum fassen, als ich hörte, dass du mit deiner Herrin hierherkommen würdest.«

Er fasste nach ihren Hüften und presste sie an seine. Annelies fühlte, wie etwas zwischen seinen Beinen hart und groß wurde. Plötzlich wurde ihr bange. Er war so ein stattlicher Mann, und sie hatte schon so viel davon gehört, wie es sich anfühlte, wenn ... Magda hatte ihr anvertraut, bei ihr hätte es ganz schön wehgetan, und Karli, ihr Verlobter, war viel schwächer als Matthias. Matthias verjagte ihre Sorgen mit kleinen Küsse, mit denen er ihren Hals bedeckte.

»Wunderbare, schöne Annelies«, murmelte der Stallknecht. Seine Zunge fuhr zwischen ihre Lippen und liebte ihre kleinen, weißen Zähne. Er schmeckte nach Dünnbier und Zwiebelfleisch. Sie öffnete ihren Mund und trank seinen Atem, der rasch und heftig ging. Seine Hände wurden fordernder. Sie griffen nach ihrem Gesäß und vergruben sich zwischen ihren Schenkeln. Annelies wusste, sie sollte jetzt gehen. Wenn es sich nur nicht so gut anfühlen würde!

Scheinbar mühelos hob er sie hoch und trug sie hinüber ins Heulager. Vorsichtig legte er sie auf eine Woldecke. Ihre zaghaften Einwände erstickte er mit einem weiteren Kuss. Dann war er auch schon über ihr. Seine Hände schoben ihren Rock nach oben, und seine Lippen platzierten kleine Küsse auf ihre Brüste. Ein Schauer durchlief das Mädchen. Sein Körper vibrierte. Es hörte sich aufstöhnen. Das also war es, wovon die anderen Mädchen immer verstohlen berichtet hatten. So fühlte sich Lust an. Welche Wonne! Sie musste es auskosten! Matthias schien nicht mehr von dieser Welt zu sein. Seine Augen leuchteten, seine Haut fühlte sich heiß an. Energisch drückte er mit seinen Knien ihre Beine auseinander. Er begann an dem Gürtel herumzureißen, der seine Hose zusammenhielt, während er mit der anderen ihrer Röcke habhaft zu werden versuchte. Und dann sah Annelies, was sein Tuch verborgen hatte. Sie riss vor Schreck die Augen auf. Ein kleiner Schrei entfuhr ihrem Mund. Verängstigt wollte sie sich wegrehen, doch es gelang ihr nicht. Matthias schien zu bemerken, dass mit ihr etwas nicht stimmte, denn plötzlich hielt er inne.

»Was ist?«, fragte er verblüfft. Dann bemerkte er ihren Blick. »Hast du noch nie ...?«

Annelies schüttelte den Kopf. Behutsam streichelte er über ihr Haar.

»Du musst dich nicht fürchten, meine süße Annelies. Ich werde ganz vorsichtig sein. Ich liebe dich doch so sehr.«

Er beugte sich zu ihr herab und suchte erneut ihren Mund. Annelies' Rücken versteifte sich. »Entspann dich!«, sprach sie sich selbst Mut zu, aber es klappte nicht. Sie musste immer nur an dieses riesige Horn denken, das gleich in ihren Körper fahren würde. Keine Frage, sie würde vor Schmerz zerspringen. Alle Lust war dahin, obwohl Matthias sie weiterhin küsste und liebte. Sobald seine Hand tiefer ging, zuckte das Mädchen zusammen, schließlich rannen ihm sogar Tränen die Wangen herunter. Matthias kniete sich verwirrt vor Annelies hin. »Oh nein, meine Schöne, wein doch nicht«, flüsterte er. »Wir, ich, also ... Wir müssen das nicht machen. Ich hatte nur gehofft, es würde dir gefallen ... und das würde es bestimmt auch, ganz sicher.«

Annelies rutschte ein Stückchen von ihm weg und zog fahrig den Rock wieder übers Knie. Ach, würde sie doch nur der Erdboden verschlucken. Sie schämte sich, weil sie so ein Hasenfuß war. Was er jetzt wohl von ihr dachte? Verstohlen linste sie zu seinen Lenden hinüber, aber was sie eben noch so erschreckt hatte, war unter Matthias' Hemd verschwunden.

»Möchtest du«, er schluckte, »möchtest du mich vielleicht streicheln?«

Annelies zog scharf die Luft ein. Dann nickte sie scheu. Behutsam nahm er ihre zitterige Hand und führte sie. Das Mädchen schloss die Augen. Sie fühlte den groben Leinenstoff und dann weiche, heiße Haut. Es war ganz anders, als sie es erwartet hatte. Aber was hatte sie denn erwartet?

»Oh, Annelies«, murmelte Matthias und verdrehte merkwürdig die Augen, »wie schön das ist!«

Er führte ihre zitterigen Finger. Nach einer Weile verstand das Mädchen, was es tun sollte, und offensichtlich bereitete es Matthias Freude. Alle Enttäuschung war aus seinem Gesicht gewichen. Sein Atem ging schneller, er keuchte und stöhnte und flüsterte Annelies Koseworte zu. Besitzergreifend zog er sie erneut an sich heran. Seine Hände fuhren unter ihren Rock. Einen Moment befürchtete das Mädchen, er könnte wieder versuchen, ihren Schoß zu öffnen, dann jedoch stieß er einen kurzen Schrei aus. Etwas Feuchtes, Klebriges floss über Annelies' Hand, und im nächsten Moment schloss Matthias sie so fest in seine Arme, dass ihr kurz die Luft wegblieb. Er vergrub sein Gesicht in ihrem Hals. »Was für eine Wonne!«, keuchte er atemlos und fiel mit ihr im Arm ins Stroh. Gleich danach war er eingeschlafen. Annelies starrte ihn fassungslos an. Was war denn jetzt wieder los? Wie konnte er denn jetzt einfach die Augen zumachen. Tausend Fragen brannten auf ihren Lippen. Vorsichtig versuchte sie den Rotschopf wach zu machen, doch vergeblich. Enttäuscht befreite sie sich aus Matthias' Armen und schlich aus dem Stall.

KAPITEL 9

Die Damen in Frau Kunigunds Gesellschaft bekamen rote Wangen, als Arigund die mitgebrachten Kostbarkeiten der Burgherrin übergeben ließ. Frau Kunigund selbst nickte äußerst wohlwollend angesichts des Säckchens mit Salz und der Döschen mit Gewürzen. Die kleine Gemeinschaft, die den Minnehof der Kunigund von Brennberg bildete, umfasste drei Mädchen – alle ungefähr in Arigunds Alter – und ebenso viele Hofdamen. Alle hatten sich im Frauenzimmer versammelt, eine jede war mit Handarbeit beschäftigt. Die Burgherrin saß mit dem Rücken zum offenen Fenster und bestickte gemeinsam mit Maria zu Reichenegg, die Arigund auf der Fahrt begleitet hatte, ein Altartuch. Die Adelige war hager und hatte eine gelbliche Gesichtsfarbe. Sie nickte der Kaufmannstochter mit verkniffenen Lippen zu. Die Schwestern Magdalena und Eustancia von Rabenstein duckten sich hinter ihre Spinnräder und kicherten vorwitzig, als sie Arigund vorgestellt wurden. Unter Marias strengen Blicken verstummten sie jedoch augenblicklich und verkrochen sich hinter ihren Garnspulen. Das dritte und älteste Mädchen saß an einem Webstuhl. Arigund musste sich zügeln, es nicht ungebührlich anzustarren. Berta von Eckmühl war eine Schönheit. Ihre Augen waren vom Blau der Glockenblumen, ihre Haare flossen wie ein goldener Wasserfall über ihre Schultern, und ihre Haut wirkte wie Milch und Honig. In feinen blauen Linien zeichneten sich an ihren Schläfen die Adern ab. Sie hatte ihre Brauen leicht mit Kohle nachgezogen und das Rot der Lippen mit Kirschsaft unterstrichen. In ihrem Schleier funkelten winzige Steine, die das Sonnenlicht einfingen und an den grauen Granitstein der Wände warfen. Im Halbdunkel des Frauenzimmers wirkte Berta von Eckmühl wie eine schimmernde Perle im dunklen Flussbett der Donau.

Arigund fühlte einen Stich in ihrer Brust. Sie konnte nicht anders: Neben Berta fühlte sie sich klein und hässlich mit ihrer viel zu braunen Haut, ihren winzigen Brüsten und ihrer knabenhaften Figur. Im selben Augenblick schalt sie sich eine Närrin. Sich mit einer jungen Frau wie Berta zu vergleichen war sinnlos. Da stand man immer im Schatten. Berta ihrerseits ließ einen wohlwollenden Blick über Arigunds Kleid schweifen, das vorne – nach neuester Mode – mit zwei Knöpfen aus Hirschhorn verziert war. »Ich sehe, du verstehst etwas von edlen Stoffen«, richtete Berta das Wort an sie, und selbst ihre Stimme hörte sich samtig an. Sie war tief für eine junge Frau und klang geheimnisvoll. In ihre Aussprache schlich sich nicht ein Hauch des hier allgegenwärtigen, leicht nuscheligen Dialekts. Berta machte eine einladende Handbewegung zu Arigund und fragte: »Magst du einen Blick auf diesen bescheidenen Versuch werfen, ein Leinentuch für meine Aussteuer zu entwerfen?«

Die Kaufmannstochter trat näher an den Webstuhl heran und staunte nicht schlecht. Das war ohne Zweifel mehr als nur ein Versuch. Das Stoffstück war gleichmäßig gewebt und vom Weiß des Mondlichts. In den Rand des Tuchs hatte Berta eine kunstvolle Bordüre mit verschlungenem Muster eingewebt. Solches Tuch kostete auf dem Markt ein kleines Vermögen. Nie hätte Arigund vermutet, dass adelige Hände in der Lage wären, eine solche Qualität auf dem Webstuhl zu erzeugen.

»Eine wunderbare Arbeit«, lobte Arigund und wurde durch ein strahlendes Lächeln von Berta belohnt.

»Das Fräulein von Eckmühl ist sehr geschickt im Umgang mit Kettfaden und Schiffchen«, bemerkte Maria zu Reichenegg. Arigund kam es vor, als würde sie hinter den wohlmeinenden

Worten einen feindseligen Unterton vernehmen. Berta zuckte unmerklich zusammen, wandte sich dann aber wieder Arigund zu: »Kannst du weben, Arigund von Regensburg?«

Berta zog hoffnungsfroh die Augenbrauen hoch. Arigund schüttelte bedauernd den Kopf.

»Tut mir leid, aber wenn es der Herrin Kunigund genehm ist, würde ich gerne beim Besticken des Altartuchs behilflich sein.«

Frau von Brennberg nickte ihr wohlwollend zu. »Nimm Platz, Kind. Du kannst dieses Tuch besäumen.«

Arigund kam der Aufforderung nach und griff nach dem Stoff. Eine Seite war bereits mit feinen Stichen gesäumt worden. Arigunds Mut sank. Sie konnte mit Griffel und Schiefertafel weit besser umgehen als mit Nadel und Faden. Sie hegte Zweifel, ob es ihr gelingen würde, die Stiche so gleichmäßig zu führen wie ihre Vorgängerin. Angestrengt fädelte sie den Faden in das Nadelöhr und begann mit der Arbeit. Eine Weile sagte keiner ein Wort. Von draußen klangen gedämpft die Stimmen der Männer herein. Ein kleiner gelber Vogel setzte sich frech auf den Fenstersims und zwitscherte lauthals los. Zwischen den Strophen schüttelte der kleine Sänger sein gelb-schwarzes Gefieder und sah sich neugierig im Zimmer um, als erwartete er eine Belohnung. Frau Kunigund blickte zu dem kleinen Sommerboten hinüber und begann ein Lied anzustimmen. Schon nach der ersten Strophe fielen die anderen Frauen in den Gesang ein. Arigund kannte es nicht. Es ging über eine Vogelhochzeit, zu der allerlei gefiederte Gäste eingeladen wurden. Die Melodie jedoch war so eingängig, dass sie es im Nu mitsummen konnte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als die Burgherrin endlich das Stickzeug zur Seite legte und sich erhob. Die anderen Frauen taten es ihr nach und streckten die Rücken.

»Wir wollen einen solch wunderbaren Sonnentag nicht gänzlich im Dunkeln der Stube verbringen«, meinte die Burgherrin. Ihr Blick wanderte von einem zum anderen. »Mein Spielmann ließ mir ausrichten, er habe ein neues Stück für uns Damen einstudiert. Ich denke, der Rosengarten wäre ein geeigneter Ort, es uns einmal anzuhören.«

Augenblicklich begannen die Gewänder zu rauschen. Handarbeiten wurden sorgfältig weggepackt, und Füße scharren auf dem Boden. Die Burgherrin winkte den Mädchen zu, um sie zu entlassen. Doch als Arigund sich den anderen anschließen wollte, wurde sie von Maria von Reichenegg aufgehalten.

»Das da ist eine Beleidigung für unseren Herrgott und eine Vergeudung von Fäden«, blaffte die Hofdame und deutete auf Arigunds Nähwerk. »Bei uns reicht es nicht, sich in teures Tuch zu kleiden und ein wenig zu tirilieren. Du glaubst doch nicht im Ernst, dass du das so lassen kannst.«

Arigund schluckte schuldbewusst und fragte mit gesenktem Blick: »Was wünscht Ihr, edle Dame?«

»Trenn es auf, mach es neu, und gib dir diesmal mehr Mühe. So etwas vermag jede Magd besser als du.«

Schon wollte das Mädchen antworten, dass sie sich bereits alle Mühe gegeben habe, doch ein kurzer Blick auf das Gesicht der Hofdame ließ sie lieber wortlos nach dem Tuch greifen. Maria von Reichenegg schnaufte verächtlich und stampfte mit wallenden Gewändern aus dem Raum.

Arigunds Kiefer knackten vor Wut und Enttäuschung. Tapfer unterdrückte sie die Tränen. Noch nie hatte jemand so abfällig mit ihr gesprochen. Aber was blieb ihr anderes übrig, als zu tun, was die alte Krähe von ihr verlangte. Ergeben griff das Mädchen nach einem zierlichen Messer und löste den Faden, wobei sie sorgsam darauf bedacht war, ihn nicht zu zerreißen. Sie hatte gerade die ersten Stiche gemacht, als Berta in die Kammer zurückkehrte. Sie erfasste die Situation mit einem Blick. »Versucht die alte Hexe, dich zu gängeln?«, fragte sie und klimperte wissend mit den Augen. »Mach dir nichts draus, das versucht sie mit jedem.«

Berta setzte sich neben die Kaufmannstochter und sah ihr mit gerunzelter Stirn beim Nähen zu. Arigund wurde nun auch noch nervös. Ihre Hände begannen zu schwitzen. Ständig rutschte sie mit der Nadel ab. Wut stieg in ihr hoch. Sie fühlte sich versucht, das Altartuch samt Nähzeug in hohem Bogen aus dem Fenster zu schleudern.

»Warte mal, so wird das nichts«, meinte Berta schließlich.

»Ach, tatsächlich?«, zischte Arigund.

»Das hast du noch nicht oft gemacht, stimmt's? Gib mal her, ich zeige dir, wie es geht.«

Die junge Adelige nahm ihr das Tuch aus der Hand, legte es sich im Schoß zurecht und begann zu nähen. Die Nadel flog leicht über den Stoff. »Lockere den Griff um die Nadel, und beachte den Verlauf der Webkante am Tuch. Schau, so musst du es machen.«

Wortlos beobachtete Arigund, wie in kürzester Zeit ein gleichmäßiger Saum entstand.

»Willst du es jetzt mal selbst versuchen?«, fragte Berta. »Es ist wirklich nicht schwer.«

»Für mich schon«, gestand Arigund.

Berta schaute sie mit ihren großen Kulleraugen an und lauschte nach draußen. Aus der Ferne war der Klang von Hörnern zu vernehmen. Berta sprang aufgeregt auf und kletterte auf einen

Hocker, um besser aus dem Fenster sehen zu können.

»Die Männer, sie kehren von der Jagd zurück!«, rief sie mit viel zu hoher Stimme und wedelte mit dem halbfertigen Tuch zum Fenster hinaus. Schon war sie wieder vom Hocker herunter und schleuderte das Tuch in Arigunds Schoß.

»Weißt du was, lass das Tuch doch von deiner Zofe fertig machen. Dann können wir gemeinsam zum Burghof hinab, um die Ritter zu begrüßen.«

»Aber das merkt die Frau von Reichenegg doch«, wandte Arigund ein.

»Na und? Hauptsache fertig.«

Berta grinste verschwörerisch und war schon halb aus der Tür.

»Annelies ist perfekt mit Nadel und Faden«, meinte die Kaufmannstochter nachdenklich, »aber sie wird anderes zu tun bekommen haben.«

»Ach was. Die schafft das schon. Los, ich warte unten auf dich.«

Dann war Berta verschwunden. Arigund war hin- und hergerissen. Einerseits hatte sie wirklich keine Lust auf das »blöde« Altartuch, andererseits widerstrebte es ihr, Annelies eine Aufgabe zuzuschustern, die sie eigentlich selbst erledigen sollte.

»Ach was«, dachte sie schließlich, »nur dies eine Mal!«

Mit wehenden Röcken rannte Arigund durch die Gänge und ließ Annelies von einer unterwegs getroffenen Magd ausrichten, sie solle sich in der Kammer ihrer Herrin einfinden.

Arigund musste nicht lange warten. Sie drückte ihrer Zofe kurzerhand das Altartuch in die Hand, übersah deren verträumte Augen und murmelte, schon halb in der Tür, Annelies möge bitte aufpassen, damit der Stoff nicht schmutzig würde. Dann eilte die Patriziertochter in den Flur hinaus, um ihre neue Freundin im Hof zu treffen.

»Wohin so eiligen Schrittes, mein Kind?«, hielt sie die Stimme von Bruder Anselm auf. Die Kaufmannstochter bremste und sah sich um. Der Mönch hatte die Kapuze seiner Kutte tief ins Gesicht gezogen. Seine Hände barg er unter den weiten Ärmeln.

»Gott zum Gruße, Pater.« Das Mädchen senkte den Blick und knickte artig. »Die Hörner kündigen an, dass die Männer von der Jagd kommen, und ich wollte sie gemeinsam mit den anderen begrüßen.«

»Männer sind es also, denen du entgegeneilst, Arigund?« Die Missbilligung in Pater Anselms Stimme war nicht zu überhören. Arigund wurde verlegen.

»Nun, ich wollte lediglich sehen, ob das Jagdglück ihnen hold war.«

»Auf das Glück sollte man sich besser nicht verlassen, Kind. Besser ist es, sich Gottes leitenden Händen anzuvertrauen. Er sorgt für uns, wenn wir ihm nur rechtschaffen dienen.«

»Gewiss, Pater Anselm, gewiss, aber ohne Speere wird es wohl trotzdem nicht gehen. Schließlich springen die Wildschweine dem Koch nicht freiwillig in den Topf.«

»Wenn dies Gottes Wille wäre, würden sie es tun, denn so war es einst im Paradies, aus dem die Menschen durch Evas sündiges Handeln vertrieben wurden.«

Arigund verknipte sich die Bemerkung, dass Adam freiwillig vom Apfel gebissen hatte. Schließlich war Pater Anselm heute Morgen so freundlich zu ihr gewesen, und überhaupt war er im Augenblick der Einzige, der sie eventuell vor diesen langweiligen Handarbeitsnachmittagen retten konnte. Also schwieg sie lieber und wartete ab, was der Priester von ihr wollte.

»Wie ich hörte, hat Frau Kunigund dir für die nächsten Stunden frei gegeben«, kam Pater Anselm auch gleich zur Sache. »Was hältst du davon, mir deine Lateinkenntnisse unter Beweis zu stellen. Du sagtest ja, Pater David von Augsburg hätte dir beigebracht, die Bibel zu lesen?«

Arigund fluchte innerlich: Kleine Sünden bestrafte Gott offensichtlich rasch. Das hatte sie nun

davon, Annelies ihre Arbeit aufgehalst zu haben. Geschah ihr recht.

»Gern, Pater«, meinte Arigund geknickt und ertete ein wohlwollendes Kopfnicken. Auf dem Hof trommelten die Hufeisen der Pferde, und aufgeregtes Rufen drang durch die dicken Mauern.

Die Sonne hatte längst an Kraft verloren, als Arigund endlich aus Pater Anselms Studierzimmer herauskam. Der Geistliche hatte sie genauestens geprüft und nicht nur die Bibel, sondern auch Philosophen wie Cicero und Seneca lesen lassen. Die meisten Aufgaben hatte Arigund sehr gut gemeistert, und wenn sie doch einmal Schwierigkeiten hatte, manövrierte der Priester sie mit der Geschicklichkeit eines Donauschiffers durch die Klippen und Strudel der Texte hindurch. Er war ein sehr geduldiger Lehrer, der mit Lob nicht geizte. Alles in allem hatte es Spaß gemacht, mit ihm zu lernen. Nun aber rauchte Arigund der Kopf, und sie musste unbedingt noch einmal frische Luft schnappen, bevor man zum Nachtmahl rief.

Arigund beschloss, zum Rosengarten zu gehen, auch wenn dort gewiss keine der Damen mehr sein würde, um dem Spielmann zu lauschen. Das Mädchen staunte nicht schlecht, als sie dort Berta tändelnd in Gesellschaft eines Ritters antraf. Die stämmige Gestalt mit den breiten Schultern und dem Nacken eines Stieres kam ihr nur allzu bekannt vor. Zudem war seine laute Stimme unüberhörbar, und wenn Arigund nicht alles täuschte, prahlte er gerade mit einem Eber, den er fast erlegt hätte. In jedem Fall wäre er, Wirtho, dem Tier bereits Auge in Auge gegenübergestanden, welches sofort die Flucht ergriffen habe, als es seiner ansichtig wurde. Das Fräulein Berta nickte ehrfürchtig und winkte die Kaufmannstochter heran. Wirtho von Brennborg drehte sich um und entdeckte ebenfalls, dass sie nicht allein waren. Arigund knickte höflich.

»Mein Ritter, kennt Ihr schon Arigund von Regensburg?«, fragte sie mit strahlendem Lächeln.

Wirtho schien wenig erbaut von Arigunds Gesellschaft, bemühte sich aber um ein freundliches Nicken. »Ich hatte die Ehre und das Vergnügen, das junge Fräulein hierher geleiten zu dürfen.«

Arigund stutzte. Von Ehre oder gar Vergnügen hatte sie auf der Reise nicht viel bemerkt. Der zukünftige Burgherr hatte die beiden Mädchen doch wohl eher als Klotz am Bein empfunden.

»Dann warst du ja in den besten Händen, Arigund«, meinte Berta, wobei sie Wirtho mit einem unvergleichlichen Augenaufschlag bedachte. Der schmolz geradezu dahin.

»Wer mit mir reist, braucht Gesindel nicht zu fürchten«, gurrte der Ritter und griff nach seinem Schwert.

»Werden wir denn morgen früh das Vergnügen haben, Euch bei den Schwertübungen im Sattel zu bewundern?«

»Selbstverständlich, meine Dame. Ich werde dem Stallburschen Anweisung geben, den Hengst zu satteln.«

»Dass Ihr so ein wildes Tier zu reiten wagt«, hauchte Berta. »Mir jagt allein sein Anblick einen Schrecken ein.«

»Er ist seinem Herrn treu ergeben und folgt ihm gehorsam überall nach.«

»Vorausgesetzt, man gibt ihm dabei die Sporen«, ergänzte Arigund trocken.

Wirtho warf ihr einen Blick zu, der Wasser in Eis verwandeln könnte und konterte abfällig: »Solltet ihr gar etwas von Pferden verstehen?«

»Wohl eher etwas von Maultieren und wenn mich meine Augen nicht täuschen, kommen mir diese beiden da unten im Burggraben sehr bekannt vor. Mich dünkt, ich hätte sie schon einmal im Stall meines Vaters gesehen.«

Wirthos Hände ballten sich. Seine gute Laune war von einem Augenblick zum nächsten verflogen. Er hatte sichtlich Mühe, sich zu beherrschen. Doch dann warf er einen kurzen Seitenblick auf Berta und meinte betont lässig: »Es bedarf schon der Augen eines Falken, um aus

dieser Höhe ein Maultier vom anderen zu unterscheiden.«

Dann wandte er sich wieder Berta zu: »Hingegen erkennt der Ritter eine edle Dame sofort.«

Wirtho machte eine Verbeugung, was bei ihm irgendwie steif aussah. Berta reichte ihm geziert ihre Hand. »Und eine Dame einen wackeren Streiter«, meinte sie.

Der Ritter nickte zufrieden. »Gestattet, dass ich mich jetzt zurückziehe. Mein Vater möchte noch einige wichtige Dinge mit mir besprechen.«

Arigund wartete, bis Wirtho außer Hörweite war, und flüsterte Berta dann ins Ohr. »Was ist denn in den gefahren? Der balzt ja wie ein Pfau!«

»Wieso?«, fragte Berta verwundert, »Herr Wirtho ist stets von ausgesuchter Höflichkeit.«

»Also mir gegenüber nicht.«

»Naja, du warst ja auch nicht gerade minniglich.«

»Das fällt mir bei seinem Anblick tatsächlich schwer. Der Kerl war Gast in unserem Haus und wollte meiner Zofe Gewalt antun. Um ein Haar wäre es ihm geglückt.«

Berta sah Arigund verständnislos an. »Du machst so ein Theater wegen einer Unfreien? Was ist schon dabei, wenn sich die Männer ein wenig vergnügen.«

Arigund trat einen Schritt zurück. »Annelies ist keine Leibeigene. So etwas gibt es in der Stadt nicht.«

»Ach ja, Stadtluft macht frei. Doch das ist widernatürlich. Ist es etwa nicht Gottes Wille, dass es niedrigere Menschen gibt und edle?«

»An welcher Stelle soll das denn in der Bibel stehen? Ich jedenfalls habe es bislang nicht gelesen.«

Berta musterte sie ungläubig. »Willst du etwa behaupten, du wärest in der Lage, die Heilige Schrift besser zu verstehen als unser Fürstbischof?«

Ihrem Blick nach zu urteilen, hielt Berta die Kaufmannstochter für eine blasierte Angeberin. Arigund wollte eben entgegnen, dass sie das könne, als die Adelige abwinkte.

»Der sagt das nämlich, und er wird es ja wohl wissen. Gesinde bleibt Gesinde. Setz einen Habenichts aufs Ross, und kein Teufel kann ihn mehr halten. Es ist zum Besten aller, wenn der Herr dem Hörigen die Richtung weist und ihn zur Ordnung ruft. Das ist doch klar. Und was sollte das mit den Maultieren?«

»Nun, unsere waren merkwürdigerweise heute Morgen spurlos verschwunden, und, Wunder über Wunder, da unten entdeckte ich sie wieder.«

»Siehst du! Da hast du den Beweis. Es war die Nachlässigkeit eines Stallburschen, die deiner Familie fast Schaden zugefügt hätte. Ich werde Wirtho bitten, den Kerl die Peitsche spüren zu lassen.«

Arigund winkte ab. Nichts lag ihr ferner, als zu wollen, dass irgendjemand ausgepeitscht wurde.

»Vielleicht hat er ja auf das Geheiß seines Herrn gehandelt?«, gab sie zu bedenken.

Berta trat einen Schritt zurück, als müsste sie sich überzeugen, ob Arigund noch bei wachem Verstand sei. Dann entgegnete sie spitz: »Wirtho würde sich niemals unrechtmäßig bereichern. Zumal er das auch gar nicht nötig hat. Die Brennberger züchten seit vielen Generationen Pferde, weit edlere als deine Maultiere. Selbst der Herzog kauft in diesem Stall.«

»Wenn du das sagst«, wiegelte Arigund ab.

Hier fand sie keine Verbündete gegen Wirtho. In Bertas Augen war der Burgerbe offensichtlich ein Ritter ohne Fehl und Tadel, geradezu ein Heiliger.

»Weißt du was, lass uns ganz einfach zum Saal hinuntergehen«, schlug die Kaufmannstochter vor. »Gewiss ist es schon Zeit zum Abendessen.«

KAPITEL 10

Arigund schlief in dieser Nacht wie ein Murmeltier. Zunächst hatte sie die Stille irritiert. Keine lärmenden Kutscher und quietschenden Eisenräder, keine wiehernden Pferde und kein Nachtwächter, der stündlich die Runde machte. Durch das hohe Fenster drangen ganz andere Geräusche: das gleichmäßige Rauschen des Waldes, die langgezogenen Klagelaute eines Käuzchens und hin und wieder die Rufe der Wächter. Schließlich war die Kaufmannstochter in einen tiefen und erfrischenden Schlaf gesunken. Sie erwachte voller Tatendrang und berichtete, während sie sich ihr Kleid überzog, Annelies von ihrem Plan, heute Morgen gemeinsam mit Berta den Wehrübungen der Ritter zuzusehen. Annelies schien ebenfalls bester Laune zu sein und gab ihrer Herrin noch ein paar Küchenzoten mit auf den Weg.

Die Wehrübungen fanden auf einer nahe gelegenen Wiese statt. Arigund entdeckte Berta vor einem extra für die Damen errichteten Zelt. Die junge Adelige hatte ganz offensichtlich nach ihrer neuen Gefährtin Ausschau gehalten, denn sie winkte aufgeregt zu ihr herüber. Arigund hob ebenfalls die Hand und schlängelte sich durch gewaltige Haufen von Pferde- und Schafdung.

Berta zog die Kaufmannstochter ins Zelt, wo Arigund rasch die anderen Damen begrüßen musste. Die gestrenge Maria von Reichenegg verlor kein Wort über das Altartuch, sondern wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Spielmann zu, der an seiner Leier drehte.

»Sie haben schon mit den Schwertübungen angefangen«, erklärte Berta. »Bestimmt kommen bald die Pferde. Das ist ein Spaß! Der dicke Quirin dort drüben wurde beim letzten Mal von Herrn Wirthos Lanze getroffen und hat sich dabei das Nasenbein gebrochen. Er hat geblutet wie ein Schwein.«

»Er war selbst schuld«, meinte Magdalena fachmännisch. »Man muss eben sein Visier fest geschlossen halten.«

Arigund fand den Gedanken an den Unfall ziemlich abstoßend, schwor sich aber, diesmal den Mund zu halten. Stumm spähte sie auf das Gewusel, das ihr zunächst vollkommen planlos erschien. Männer schlugen sich mit Holzschwertern gegenseitig auf den Kopf. Fein – und was war daran so bemerkenswert? Nach einer Weile erkannte die Kaufmannstochter immerhin, dass die Ritter und Knappen in Übungsgruppen eingeteilt waren. Die Ritter trugen ihren Waffenrock und ein Kettenhemd, die Knappen beschränkten sich auf ein derbes, ledernes Wams. Der Waffenmeister ging von einer Gruppe zur nächsten, gab dort Ratschläge, verbesserte hier die Handhabung von Schwert und Schild. Er war ein großgewachsener Kerl mit breiten Schultern und Armen wie Baumstämmen. Irgendwie erinnerte er Arigund an den alten Truchsess. Andererseits sahen hier die Menschen alle ziemlich gleich aus, vor allem wenn sie einen Waffenrock trugen. In diesem Moment bekam sie Bertas Ellbogen zwischen die Rippen. »Schau, schau!«, rief sie aufgeregt und deutete zu der Gruppe der Knappen hin. »Es liegt einer am Boden.«

Arigund kniff die Augen zusammen, konnte aber wenig erkennen, weil sich ein Knäuel aus Knappen um den verletzten Burschen gebildet hatte. Der Wundarzt eilte mit einer Bahre und zwei Trägern heran und bahnte sich seinen Weg. Die Damen reckten neugierig die Hälse. Minuten später schleppte man einen hoch aufgeschossenen Buben mit dunkelblonden Locken vom Übungsplatz. Arigund erkannte ihn sofort. Es war der Junge, der wie ein Gekreuzigter in der Kirche gelegen hatte. Ein kleiner, spitzer Schrei entfloh der Herrin Kunigund: »Reimar!«

Mit wehendem Rock stürzte sie den Trägern entgegen.

»Das hab ich mir schon gedacht«, raunte Berta in Arigunds Ohr.

»Warum?«, fragte Arigund. Die beiden Geschwister kicherten wieder einmal und rollten wissend mit den Augen.

»Reimar«, belehrte sie Berta, »der tut sich doch dauernd weh, manchmal sogar einfach so.«

»Ein Schwächling«, ergänzte Magdalena, »der Zuflucht unter Mutters Rockzipfel sucht.«

»Die singt ihm dann was vor«, meinte Eustancia und verdrehte die Augen. Ihre Schwester nickte: »Reimar wird niemals ein Ritter.«

»Und wenn, überlebt er seinen ersten echten Kampf nach der Schwertleite wohl kaum«, meinte Magdalena.

»Zum Glück erbt ja Wirtho die Burg und den Titel«, stellte Berta fest. »Der ist ein Kämpfer! Sein Schwert saust durch die Luft, und die Hufe seines Hengstes sprühen Feuer. Da, schau!« Berta wies mit der Hand zum Ende des Übungsplatzes. Hufgeklapper und schrilles Wiehern schallten über die Wiese. Arigund schirmte die Augen gegen die Sonne ab. Wirthos Rüstung war auf Hochglanz poliert. Aus dem Maul seines Hengstes, der nervös tänzelte, troff weißer Schaum, und die Schultern des Pferdes waren schweißnass. Unbändig stieg der Rappe mit den Vorderhufen auf und legte ärgerlich die Ohren an. Berta klatschte vor lauter Aufregung in die Hände und erntete einen strengen Blick von Maria. Hoch aufgerichtet lenkte der junge Truchsess sein Streitross zum Zelt der Frauen. Die Farbe seines Gesichts unter dem hochgeklappten Visier ähnelte der eines gekochten Hummers. Er musste sich bei der Hitze unter dem Helm mit Kinnschutz und Halsberge ebenso fühlen. Doch seine Miene hätte nicht entschlossener sein können, wenn er kurz vor einer Schlacht stünde. In gebührendem Abstand parierte Wirtho durch und senkte – wie in einem richtigen Turnier – seine Lanze vor den Damen. Allerdings war für jeden erkennbar, dass sein Gruß eigentlich nur einer einzigen Anwesenden galt: Berta. Die errötete prompt und senkte artig die Augen.

In den nun folgenden Übungskämpfen fegte Wirtho – begleitet von Bertas Begeisterungsrufen – so gut wie jeden vom Pferd oder zerbrach dessen Lanze, wobei er sich allerdings lediglich jungen, kaum in den Ritterstand erhobenen Gegnern zum Kampf stellte. Den alten Haudegen ging er wohlweislich aus dem Weg. Sobald diese die Lanzen gegeneinander hoben, wurde Arigund auch klar, warum: Gegen solche Mannen hätte Wirtho – trotz seiner Körperkraft – schlecht ausgesehen. Allerdings fand endlich sogar Arigund Gefallen am Zusehen. Diese Männer ritten nicht einfach drauflos oder droschen aufeinander ein. Die Kämpfer waren geschickt und wendiger, als Arigund vermutet hätte. Die Gegner versuchten sich mit Scheinmanövern auszutricksen, Ausdauer und Kraft gaben hier nicht immer den Ausschlag. Der Truchsess selbst nahm an den Übungen nicht teil. Berta flüsterte Arigund zu, der Herr habe beim Jagdausflug statt eines Hirschen einen Wilderer aufgegriffen, dessen Zunge er nun im Kerker zu lösen gedachte. Morgen würde man den dreisten Burschen wahrscheinlich am nächsten Baum aufknüpfen. Als der Schweißgeruch, der von den Rittern ausströmte, unerträglich wurde, löste sich die Gesellschaft der Damen auf, und Arigund erfuhr von Berta, dass die Mädchen zu den Burghängen gehen sollten, um Blumen für die Tische im Saal zu pflücken und zu dekorativen Girlanden zu winden. Arigund atmete auf. Keine Handarbeitsstunden. Dem Himmel sei Dank!

Pater Anselm blickte mürrisch drein, als er Arigund eifrig mit den anderen Mädchen tuscheln sah. Vor allem diese Berta war dem Burgkaplan ein Dorn im Auge. Die Evastochter ließ den Männern den Saft in die Lenden schießen. Sie war die Sünde selbst. Die Ritter schlugen sich gegenseitig die Köpfe ein, nur um Bertas Aufmerksamkeit zu erhaschen. Sie brauchte nur mit den Fingern zu schnippen, und zehn Adelsherren küßten den Saum ihres Gewandes, bereit, ihr jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Dabei begann sich ihre Schönheit gerade erst zu entfalten. Wie würde es in ein bis zwei Jahren aussehen? Auch Pater Anselm hatte feststellen müssen, dass er vor der Sünde der fleischlichen Lust nicht gefeit war. Zwar gelang es ihm tagsüber, seine verruchten Gedanken zu zügeln, nachts aber schlich sich Berta in seine Träume wie ein Dämon und ließ ihn stöhnend auffahren. In seiner Verzweiflung wandte sich der Pater dann an die Dorfhure, die klug genug war, über die nächtlichen Besuche des Kaplans Stillschweigen zu bewahren. Am nächsten Morgen pflegte sich Pater Anselm selbst zu züchtigen. Berta von Eckmühl war jedoch wie ein Brombeerstachel: einmal eingedrungen, bohrte er sich immer tiefer ins Fleisch.

Als der Priester seinen Schützling Arigund in so vertrautem Gespräch mit Berta sah, versetzte es ihm einen Stich. Am liebsten wäre er dazwischengefahren wie eine Furie, als sich Bertas wollüstige Lippen Arigunds Ohr näherten und ihr vermutlich sündige Dinge zutrugten. Diese Teufelin wollte seinem Engel die Unschuld rauben! Als der Pater schließlich sah, wie die Eckmühlerin Arigund in Richtung der Bergwiesen zog, wurde ihm klar, dass er sich etwas einfallen lassen musste, um Arigund für den Herrn Jesus zu retten. Ihr reines Herz durfte keinesfalls mit diesem Schmutz in Berührung kommen, dem sie dort ausgesetzt war. Schließlich wusste der Pater, dass dort unten, unter den Eichen, die Burschen mit den Mädchen Unzucht trieben.

Dem Priester war klar, dass die Mädchen Blumen pflücken gehen sollten und auch, dass die Knappen sich ihnen unter dem Vorwand anschlossen, sie zu beschützen. In Wahrheit aber hegten sie sündige Gedanken. Sie balzten wie Gockel um die Mädchen herum, und die ermutigten sie mit verführerischen Blicken, angestachelt von Berta von Eckmühl. Wenn es nur möglich wäre, die loszuwerden! Vielleicht würden dann auch seine sündigen Träume aufhören? Pater Anselm pirschte an den Zinnen der Burgmauer entlang wie ein gefangener Bär. Die Sandalen an seinen Füßen klatschten zornig auf den festgestampften Lehm, und seine Hände rupften an der mit Perlen geschmückten Kette seines fein gearbeiteten Kreuzes.

»Herr Jesus, was kann ich tun?«, flehte der Kaplan.

Er versuchte sich zu beruhigen, indem er leise Psalmen rezitierte, als ihm die wohlbekannte Gestalt des nur wenige Schritte entfernten Wirtho auffiel. Der zukünftige Burgherr war in höchst sündiges Tun vertieft, während er die Mädchen lüstern mit den Augen verschlang.

»Berta, süße kleine Berta«, seufzte der junge Ritter und verdrehte die Augen, »wann wirst du mich erhören?«

Pater Anselm sog die Luft scharf durch die Nasenlöcher ein. Auch Wirtho schlich also der rolligen Katze hinterher. In diesem Moment wurde Pater Anselm klar, dass der Burgerbe in der Tat ein passender Werber für die Teufelin sein könnte und dass man die Eckmühlerin in einem solchen Falle nie mehr loswerden würde. Das wäre das Ende!

Schon allein Wirtho war eine Plage, und der Gedanke, er könnte einmal das Zepter auf Burg Brennborg schwingen, schien unerträglich. Gemeinsam mit einer Frau wie Berta von Eckmühl würde sich Brennborg in Sodom und Gomorra verwandeln. Die Tochter des Stallmeisters hatte die

Vorkommnisse im Stall bei der Beichte doch genauestens geschildert. Und sie war nicht die Einzige, die sich in letzter Zeit der Zudringlichkeiten des jungen Ritters hatte erwehren müssen – ganz abgesehen von all jenen Weibern, die sich ihres sündigen Treibens nicht einmal schämten. Wirtho und Berta, ein Teufel und eine Teufelin. Gemeinsam würden sie das Lehen des Fürstbischofs in den Abgrund der Hölle reißen! Pater Anselm kratzte sich vor Wut den blanken Schädel blutig.

»Gott zum Grube, Vater«, riss ihn Wirtho aus den dunklen Gedanken. »Sucht Ihr Entspannung oder eine Anregung für die Sonntagspredigt? – Ach, ich vergaß, das Thema steht ja seit Jahren fest. Es wird, nun lasst mich raten, um die Sünde der fleischlichen Lust und der Völlerei gehen.«

Pater Anselm schwieg. Wirtho von Brennberg war keine Entgegnung wert. Er musste andere Wege finden, die Geschicke der Burg in eine bessere Richtung zu lenken. Der junge Ritter würde schon noch merken, dass das Wort Lehen von »leihen« kam und dass Land und Burg nicht sein Eigentum waren, sondern bischöfliches. Wirtho deutete das Schweigen fälschlich als Zustimmung.

»Nun, dann will ich Euch nicht weiter in der Meditation stören«, meinte er, wandte sich um und eilte zu den Ställen hinüber.

Annelies faltete das Altartuch sorgfältig und legte es auf Arigunds Truhe, damit die es später der Burgherrin überreichen konnte. Sie hatte geduldig die Arbeit übernommen, während sie sich vor Sehnsucht nach Matthias verzehrte. Das Hochgefühl, mit dem sie am Morgen erwacht war, verflog von Stunde zu Stunde. Zweifel peinigten sie. Einerseits jagte ihr jede Begegnung mit dem Knecht einen heißen Schauer über den Körper, andererseits fürchtete sie sich davor, ihn wiederzusehen. Wer weiß, vielleicht würde er sich ganz von ihr abwenden und sich ein Mädchen suchen, das weniger zimperlich war? Ihre Angst und ihr Weinen mussten kindisch gewirkt haben. Wie gern hätte sich Annelies mit Magda ausgetauscht, die ja schon Erfahrung in dieser »Angelegenheit« besaß, aber die war weit weg. Ihrer Herrin Arigund konnte und wollte sich die Zofe nicht offenbaren. Und so blieb sie mit ihren Zweifeln allein.

Immerhin war das Altartuch fertig. Eine Weile betrachtete Annelies ihr Werk. Obwohl die Stiche sauber und gleichmäßig wirkten, war die Zofe nicht zufrieden. Dreimal strichen ihre Finger über den Saum. Sie war schon fast so weit, alles wieder aufzutrennen und noch einmal zu beginnen, doch dann warf sie es wütend auf Arigunds Bett und griff nach dem Wasserkrug. Doch der erwies sich als leer. Obwohl das eigentlich eine Aufgabe der Mägde war, beschloss die Zofe, selbst zum Münchstein zu gehen.

Der Hof war voll von Menschen und vom Geruch schweißnasser Pferde, denen man den Hafersack vor die Mäuler gebunden hatte. Annelies' Herz klopfte schneller. Der Geruch der Tiere erinnerte sie an den Knecht und ließ sie nach einem roten Haarschopf Ausschau halten. Einmal entdeckte sie einen, doch er gehörte nicht Matthias. Enttäuscht eilte Annelies weiter, wobei sie den umtriebigen Stallburschen ständig ausweichen musste und wie von unsichtbarer Hand gelenkt immer näher zum Pferdestall gelangte. Die Tür stand weit offen. Ein Pferd kreischte schrill, und der Stallmeister brüllte: »Verdammt, nun schaff den Hengst in den Stall, Bursche! Oder willst du den Ochsenziemer selbst fühlen?«

Das Wiehern ging in ein wütendes Schnauben und Stampfen über. Eine Tür schlug zu, ein Huf knallte dagegen. Annelies drehte sich um und wollte davonhuschen. Prompt prallte sie gegen einen Harnisch. Sie murmelte eine Entschuldigung und wollte sich vorbeidrücken, wurde jedoch von harter Hand am Arm gepackt. Sie sah auf und blickte direkt in die funkelnden Augen des jungen Truchsess.

»Pass doch auf, du Trampel!«, fauchte der und stieß sie grob beiseite. Die Zofe schwankte und rettete den wertvollen irdenen Krug nur, indem sie ihn fest an sich drückte. Der junge Ritter musterte sie.

»Sieh an ...«, brummte er spöttisch, »die freie Bürgerin Regensburgs. Warst du auf der Suche nach mir, kleines Luder?«

»Nein, hoher Herr«, stammelte Annelies, »verzeiht, ich wollte bloß Wasser holen.«

»Wasser, ach ja? Im Pferdestall?«

Das Mädchen senkte den Kopf. Ihr Herz pochte wild. Die Röte stieg ihr purpurn ins Gesicht. Ihre Lüge war so offensichtlich, doch was hätte sie sonst hier wollen können? Wirthos Blick veränderte sich. Ein böses Glitzern trat in seine Augen. Geschickt trieb er sie vor sich her, bis sie in einer Ecke stand und nicht mehr entkommen konnte. Drohend trat er dichter an sie heran.

»Was treibst du dich hier herum?«, grollte er. »Spionierst du für deine Herrin, oder verführst du mir meine Knechte?«

Trotz des Dämmerlichtes erkannte der junge Ritter, wie das Mädchen noch röter anlief. Er lag also mit seiner Vermutung richtig. Drohend hob Wirtho die behandschuhte Rechte und schlug zu. Das Mädchen duckte sich geschickt unter seiner Hand weg und entging der Züchtigung. Nun wurden auch andere auf die beiden aufmerksam. Wirtho musste handeln, um nicht das Gesicht zu verlieren. Er packte die Zofe bei den Haaren und zerrte sie zu dem nächsten Zuber. Mit einem Griff hatte er ihn hochgehoben und über Annelies ausgekippt. Das kalte Wasser drang in ihre Nase. Sie begann zu husten. Ein paar Knechte in der Nähe lachten. Wirtho drückte das Mädchen zu Boden und zischte: »Richte deiner Herrin aus, sie soll sich von meinen Pferden fernhalten. Was die Maultiere angeht, so soll sie sich gefälligst mit dem bescheiden, was ihr zuteil wurde! Und du, kleines Miststück, wenn's dich gar so unter dem Rock juckt, will ich mich gern um dich kümmern – sobald ich Zeit dafür finde.«

Wirtho trat einen Schritt zurück, musterte sie mit einem eindeutigen Blick. Dann drehte er sich abrupt herum, kickte einen weiteren Wassereimer um, sodass dieser mehrere Fuß weit flog, und verschwand im Stall. Hastig sprang Annelies auf. Die Tränen standen ihr im Gesicht. Sie zog den Kopf ein und rannte los.

»Annelies, warte!«, hallte Matthias' Stimme hinter ihr her. Sie aber blieb nicht stehen. Erst kurz vor dem Eingang zum Palas gelang es ihm, sie einzuholen. Er hielt eines ihrer blauen Bänder in der Hand, klitschnass und triefend vor Schmutz.

»So halt doch an, Liebes.« Sanft nahm er sie am Arm. Die Tränen rannen ihr jetzt in Strömen übers Gesicht.

»Lass mich«, schluchzte sie, »ich muss mich umziehen.«

Seine raue Hand wischte ihr die Wange trocken und strich eine Strähne ihres strohblonden Haares aus ihrer Stirn. Dann küsste er einen letzten Wassertropfen von ihrer Nase.

»Annelies, bist du wegen mir zum Stall gekommen?«

Das Mädchen antwortete nicht. Matthias nahm das als Bestätigung.

»Ich habe auch Sehnsucht nach dir und hab die ganze Zeit an dich denken müssen, aber höre zu, zum Pferdestall darfst du nicht kommen! Da herrscht der Herr Wirtho, und dem geh besser aus dem Weg.«

Annelies nickte mechanisch.

»Es ist besser für uns beide, weißt du«, setzte der Rotschopf noch nach. Dann schenkte er ihr einen liebevollen Blick. »Aber ich würde dich wirklich gern wiedersehen, heute Nacht vielleicht?«

»Matthias!«, scholl Wirthos Stimme ungeduldig aus dem Stall.

»Nachts ist es schlecht ...« Annelies wich seinen Augen aus. »Die Herrin ruft oft nach mir. Sie wird ungehalten, wenn ich nicht gleich komme.«

Enttäuschung machte sich auf Matthias' Gesicht breit, und erneut drang die Stimme seines Herren über den Hof. »Ein andermal vielleicht?«, fragte er hoffnungsvoll.

Das Mädchen nickte und wollte sich losmachen, aber er ließ es nicht los. »Wann?«, beharrte er.

»Vor dem Nachtmahl, wenn die Herrin Arigund von Pater Anselm unterrichtet wird.«

»Heute?«

Annelies nickte.

»Im Schafstall?«

»Nein, besser auf der Bergwiese, wo die jungen Pferde grasen.«

Matthias wirkte noch enttäuschter, dort war man nicht wirklich ungestört. Andererseits gab es überall verschwiegene Plätze und er konnte Vorsorge treffen.

Wirthos mächtige Gestalt erschien auf dem Hof. Sofort entdeckte er seinen Knecht bei dem

Mädchen.

»Also gut«, gab Matthias hastig nach und drückte Annelies das Band in die Hand. »Morgen am Vormittag. Ich werde schon einen Grund finden, weshalb ich zu den Jährlingen muss.«

Mit raschen Sprüngen war der Rotschopf bei seinem Herrn. Der zog ihm zum Dank die Reitgerte über den Rücken. Annelies zuckte zusammen, als hätte der Ritter sie selbst getroffen. Eine Pfütze hatte sich unter Annelies gebildet. Sie blickte an sich herab, dann zurück zum Pferdestall. »Eines Tages ...«, dachte sie.

Arigund war erbost, als sie von dem Zusammentreffen ihrer Zofe mit Wirtho erfuhr, wobei Annelies allerdings einige sie und Matthias betreffende Details verschwieg.

»Was bildet dieser Kerl sich eigentlich ein!«, wütete sie. »Jetzt reicht es. Wir müssen uns nicht alles gefallen lassen. Erst stiehlt er unsere Maultiere, und dann vergreift er sich an dir. Ich werde augenblicklich mit seiner Mutter sprechen. Wirtho muss sich entschuldigen.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das so eine gute Idee ist.«

Doch Arigund hörte ihr gar nicht mehr zu, sondern stürmte aus dem Zimmer. Sie wusste die Burgherrin um diese Zeit im Garten, begleitet von ihren Hofdamen. Arigund verbeugte sich hastig. »Herrin«, begann die Kaufmannstochter.

Kunigund von Brennborg hatte gerade die Saatreihen inspiziert. Sie waren schnurgerade, ganz so wie es sein sollte. Die Adelsfrau erhob sich und musterte Arigund. »Was gibt es, Kind?«, fragte sie.

Mit einem Mal fehlten dem Mädchen die Worte. Sie war so erbost über Wirtho, dass sich ihr regelrecht die Kehle zuschnürte. Frau Kunigund wartete und hob leicht die Brauen.

»Nun, Arigund?«

»Es ist ... wegen Wirtho.«

Frau Kunigunds Brauen zogen sich noch ein Stück weiter zusammen, und ihre Hofdame Marie machte ein Gesicht, als hätte man ihr Essig eingeflößt.

»Hast du eine Beschwerde gegen den jungen Herrn vorzubringen?«, hakte die Burgherrin nach. Ihr Ton blieb gleichmütig. Arigund dagegen hatte das Gefühl, jeden Augenblick platzen zu müssen.

»Er hat meiner Zofe Wasser über den Kopf gegossen.«

Einige Hofdamen glucksten hinter vorgehaltener Hand.

»Gab es einen Grund dafür?«

»Er hat behauptet, Annelies würde in den Ställen herumspionieren.«

Frau Kunigund strich sich mit der Hand über das Kinn. »Nun, in der Tat wundere ich mich, was eine Zofe bei den Pferden zu schaffen hat. Hast du ihr denn den Auftrag erteilt, dorthin zu gehen?«

Arigund schluckte. Das Gespräch lief anders, als sie erhofft hatte. Sie schüttelte den Kopf.

»In diesem Fall, muss ich leider sagen, hat mein Herr Sohn mit großer Milde gehandelt: Wäre es meine Magd gewesen, hätte sie die Rute zu spüren bekommen – er hat ihr nur den Kopf gewaschen.«

Arigund öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, doch die Burgherrin erstickte den Einwand mit einem strengen Blick.

»Diese Zofe soll nicht die Hüften schwenkend im Stall herumspazieren und den Stallburschen den Kopf verdrehen. Wir sind hier nicht auf dem Jahrmarkt. Der Umgang mit den Pferden ist gefährlich. Die Männer müssen Augen und Gedanken bei der Arbeit haben und nicht irgendwelchen Weiberröcken hinterhergaffen. Sieh zu, dass so etwas in Zukunft nicht mehr vorkommt!«

Die Burgherrin wandte sich um und ließ das Mädchen einfach stehen.

»Du kannst sie ja weiterhin deine Näharbeiten machen lassen«, zischte ihr Maria zu Reichenegg im Vorübergehen zu.

Arigund stand mit hängenden Schultern da. Sie fühlte sich blamiert bis auf die Knochen. Kaum

waren die anderen außer Sichtweite, rannte sie bis ans hinterste Ende des Gartens und verkroch sich in der Laube.

Reimar von Brennborg rieb sich die schmerzenden Rippen. Nicht einmal die Laute konnte er vernünftig halten. Der gewölbte Bauch des Instruments drückte genau auf die Stelle unter seiner Armbeuge, die mit dem Holzsword seines Übungspartners Bekanntschaft geschlossen hatte. Der Waffenmeister kommentierte diese Verletzung lediglich mit der Bemerkung, dass ein echtes Schwert die Brust durchbohrt und Reimar getötet hätte. Doch noch viel mehr als die Rippen schmerzte der Spott seines Bruders Wirtho. Der meinte, sein kleiner Bruder sei ein Schwächling und würde nie ein ehrenhafter Ritter werden. Schämen müsse man sich, einen solchen Versager in der Familie zu haben! Reimar verabscheute Wirtho, Bruder hin oder her! Als würde er jemals sein Glück im Tjost suchen. Reimars Wunsch war es, zu singen. Es sollte ihm gelingen, Menschen zu verzaubern, sie lachen und weinen zu machen. Pater Anselm hatte erzählt, dass man im Kloster gute Stimmen zu schätzen wisse, und ihm die Annehmlichkeiten des Ordenslebens gepriesen.

Reimar blieb skeptisch, wenn der Burgkaplan das Dasein hinter Klostermauern verherrlichte, aber in einem hatte er sicher Recht: Ein Schwert würde Reimar nicht mehr führen müssen. Andererseits würde er aber nur noch Choräle singen dürfen, dabei liebte er doch Balladen so sehr. Im letzten Sommer hatte die Burg einen Ritter Troubar, einen Troubadour, aus dem fernen Frankreich beherbergt. Der hatte Verse über die Heldentaten des Ritters Artus rezitiert und eine Serenade über die Schönheit und Güte von Reimars Mutter geschrieben. Vielleicht würde man ja einmal Reimars Verse singen? Damit würde er viel mehr Ruhm ernten, als Wirtho mit seinem blöden Schwert! Der Junge schüttelte den Kopf und seufzte, er würde schon gerne auch Heldentaten vollbringen, doch dazu fehlten Reimar Mut und Muskeln. Seine Heldentaten fanden in seinen Träumen statt. Ganz von selbst wurden sie zu Versen, sobald seine Finger über die Saiten der Laute strichen. Doch abgesehen von seiner Mutter wusste das hier niemand zu schätzen.

Unglücklich begann der junge Adelige sein Instrument zu stimmen, als er plötzlich ein herzerreißendes Schluchzen vernahm. Reimar hielt inne und lauschte. Erneut hörte er das tiefe Wehklagen. Der Junge erhob sich. Vorsichtig tastete er sich an der Mauer entlang, darauf achtend, dass er kein Geräusch von sich gab. Wer ließ hier hinter den schweren Mauern der Burg seinem Herzeleid freien Lauf? Reimar schaute sich im Garten um und entdeckte die Kaufmannstochter zusammengekauert hinter einer Hecke, den Kopf auf die Knie gelegt. Sie hatte ihn nicht kommen hören. Verlegen stand Reimar kaum zwei Meter entfernt und trat von einem Bein aufs andere. Was tun? Was entsprach der Schicklichkeit? Weggehen und so tun, als hätte er nichts gesehen? Aber das brachte Reimar nicht über sich. Stattdessen ließ er sich zu Boden gleiten, griff nach seiner Laute und schlug die Saiten. Wie von selbst kam ihm ein Lied in den Sinn, das er kürzlich erst gelernt hatte.

»Weh mir, du holde Jungfrau, die du mir dein Lächeln versagst ...«

Seine Stimme zitterte bei den ersten Strophen, und beinahe hätte er einen Fehlgriff getan. Doch als er Arigunds freundlichen Blick auf sich spürte, wurde ihm leichter ums Herz, und die Worte flossen wie von selbst aus seinem Mund.

»Man mag es nicht für möglich halten, dass Wirtho und er Brüder sind«, schloss Arigund aufgeregt ihre Erzählung. Sie nippte mit bebenden Lippen an der warmen Milch, die Annelies ihr als Nachttrunk gebracht hatte.

»In der Tat, Herrin«, bestätigte Annelies, doch sie schien gar nicht richtig zuzuhören.

»Reimar ist so liebenswürdig und gebildet, ein richtiger Minneritter eben. Ich finde, er passt gar nicht in diese Familie.«

»Wirklich?« Annelies klang skeptisch, aber davon bemerkte Arigund in ihrer Begeisterung nichts. Sie war einfach nur froh, dass es auf dieser Burg scheinbar doch einen freundlichen, zivilisierten Menschen gab – einmal abgesehen von Pater Anselm. Der aber war ja ein Priester und kam insofern als Freund und Vertrauter nicht in Frage.

»Wir haben uns über Platos Höhlengleichnis ausgetauscht, und Reimar meint übrigens – genau wie ich –, dass das alles Blödsinn ist. Unsere Welt kann nicht bloß aus Schatten bestehen, wo wir doch den zarten Hauch der Seide fühlen, den verlockenden Duft der Hyazinthe riechen und den Gesang der Nachtigall hören können.«

»Aha«, merkte Annelies an, obwohl sie den Ausführungen ihrer Herrin nicht wirklich zu folgen vermochte.

»Und schwächlich, so wie Magdalena behauptet hat, ist Reimar schon gar nicht. Er hat starke Arme und wäre bereit, sein Leben für seine Dame und Minneherrin zu lassen.«

»Er sollte nur aufpassen, dass ihm dieser Wunsch nicht allzu schnell gewährt wird«, warf Annelies ein.

»Vorher muss er ja erst noch zum Ritter geschlagen werden, aber das wird bald der Fall sein, im Herbst vielleicht. Deshalb nimmt ihn der Waffenmeister auch hart ran. Du solltest mal den riesigen blauen Fleck sehen, den der Schwerthieb am Vormittag auf Reimars Brust hinterlassen hat. Aber er erträgt die Schmerzen, ohne mit der Wimper zu zucken. Er ist wirklich tapfer.«

Arigund nahm einen erneuten, diesmal sehr tiefen Schluck aus dem Becher, und Annelies fragte sich, bei welcher Gelegenheit ihre Herrin diese ominöse Verletzung zu Gesicht bekommen hatte. Sie selbst hatte bei ihrem Schäferstündchen jedenfalls von Matthias' Oberkörper nichts gesehen. Dafür waren ihr andere Einblicke gewährt worden ... Sie spürte, wie ihr das Blut ins Gesicht schoss. Arigund deutete diese Reaktion falsch. Sie hielt sich ertappt die Hand vor den Mund.

»Nicht doch, Annelies, was denkst du. Wir haben nichts Verwerfliches getan, nur geredet. Weißt du, es tut gut, mal wieder ein vernünftiges Gespräch zu führen, so wie früher mit Großvater Zandt.«

Da musste Annelies dann doch ein wenig kichern. Dieser Vergleich hinkte in jeder Weise.

»Verzeiht mir, Herrin, aber ich glaube gar, Ihr seid verliebt.«

Unwirsch winkte die Kaufmannstochter ab. »Unsinn!«

Gleichzeitig warf sie einen kritischen Blick in den Spiegel. »Glaubst du, man kann meine Hautfarbe irgendwie ein bisschen heller bekommen? Es ist schlimm, kaum streift mich ein Sonnenstrahl, sehe ich aus wie eine Sarazenin.«

Die Zofe biss sich auf die Lippen, um nicht laut herauszuprusten, schlug dann jedoch ernst vor: »Ihr könntet ein wenig Puder verwenden, aber ich weiß nicht, was Pater Anselm davon halten wird. Ihr denkt doch noch an die Lateinstunde vor dem Nachtmahl?«

»Oh nein ... ich meine, ja. Mist, ich habe vergessen, den Text zu übersetzen, den er mir gab.«

Hektisch kramte Arigund in ihrer Truhe. Endlich hatte sie das Pergament gefunden. Sie sah aus dem Fenster. Die Sonne senkte sich gen Westen. Es blieb vermutlich nicht genug Zeit, die Übersetzung zu Papier zu bringen.

Sie sah noch einmal zu Annelies hoch, die sich gerade verabschieden wollte. »Übrigens«, begann Arigund, »versuche doch, deine Tändelei mit Matthias etwas zurückhaltender auszuleben. Du bist doch wegen ihm bei den Pferdeställen gewesen, oder?«

Annelies wurde purpurrot und biss sich auf die Lippe.

Arigund seufzte. »Annelies, ich will deinem Glück weiß Gott nicht im Wege stehen, aber wir sind hier nicht in Regensburg. Und bedenke: Matthias ist ein Höriger, er ist unfrei.«

Erstaunt stellte Arigund fest, dass sich auf Annelies' Gesicht so etwas wie Trotz abzeichnete. Ging die Sache zwischen ihrer Zofe und dem Stallknecht tiefer, als sie annahm? Die Patriziertochter runzelte die Stirn. Hoffentlich wusste Annelies, auf was sie sich da einließ. Ein Leben mit einem Unfreien auf dem Land war etwas gänzlich anderes als das, was sie bei einer standesgemäßen Ehe in der Stadt erwartete. Doch jetzt war nicht Zeit und Ort, darüber zu reden.

»Halt dich einfach von den Ställen fern«, riet Arigund ihrer Zofe, »denn da läufst du unweigerlich Wirtho von Brennberg in die Arme.«

Die Zofe nickte schuldbewusst. »Tut mir leid«, presste sie zwischen den Zähnen hervor.

Aber Arigund hatte sich bereits in ihre Übersetzung vertieft. Sie schaffte es gerade noch rechtzeitig, fertig zu werden, doch als sie an Pater Anselms Studierstube klopfte, öffnete lediglich ein Knecht. Der Pater sei fortgeritten und würde erst in ein paar Tagen zurückerwartet, gab dieser dem Mädchen Bescheid. Arigund trollte sich verwundert.

Annelies' Holzschuhe flogen in weitem Bogen davon, als sie den Teppich aus jungem Gras erreichte. Immer schon hatte sie sich gewünscht, barfuß über eine Wiese zu laufen. In der Stadt war das nicht möglich. Die Straßen stakten von Schmutz und Unrat. Pflanzenbewuchs gab es höchstens in den Gärten der Herrschaften, aber die sahen es nicht gern, wenn das Gesinde darüberlief. Hier aber krähte kein Hahn danach. Ganz im Gegenteil. Lukas, der jüngste aller Stallburschen, hockte wie ein Gänschen inmitten der jungen Pferde und rupfte Blüten, die er dann aussaugte. Als er Annelies entdeckte, öffnete er seinen Mund und grinste sie an, wobei er die Zahnlücken entblöste, die sein ausfallendes Milchgebiss hinterlassen hatte.

»Gott zum Gruße, Jungfer Lisl«, lispelte er zwischen ihnen hindurch. »Hast ein paar Schuhe für mich übrig?«

»Brauchst keine, die Schmutzschicht zwischen deinen Zehen ist Sohle genug.« Annelies grinste. Der Knabe wackelte mit seinen Zehen und lachte zurück.

»Was nuckelst du denn an den Blumen. Bist doch keine Biene?«

»Schmeckt süß. Willste auch mal?« Lukki bückte sich und rupfte Weißklee ab. Dann zupfte er eine der Blüten heraus und reichte sie Annelies.

»Musst nur dran saugen«, ermutigte sie der Kleine. »Wie beim Küssen an der Zunge deines Schatzes.«

Annelies drohte ihm scherzhaft mit dem Zeigefinger. »Was weißt du denn davon, Bursche? Du willst mich nur reinlegen mit der Blüte. Die schmeckt gewiss nicht süß.«

»Bei meiner Seele, Jungfer, ich schwör's. Wenn ich lüg, kriegst einen Kuss von mir, wenn ich Recht hab, gibst du mir einen.«

»Bankert!«, schimpfte Annelies und versuchte sein Ohr zu erwischen, doch Lukki hatte reichlich Erfahrung darin, sich nicht erwischen zu lassen. Flugs duckte er sich unter Annelies' Hand hindurch und machte ihr eine lange Nase.

»Warte, ich krieg dich schon!«, rief die Zofe und stürmte hinter ihm her. Doch ihre Füße waren nicht ans Barfußlaufen gewöhnt. Sie trat auf einen herausragenden Stein und purzelte mitten ins Gras. Die Pferde erschrecken und hoppelten aufgeregt ein Stück den Hang hinunter. Lukki hielt sich den Bauch vor Lachen.

»Ihr scheint euch ja prächtig zu vergnügen.«

Annelies sah sich um. Eine stämmige Gestalt warf ihren Schatten auf sie. Das Mädchen schirmte sich die Augen mit der Hand ab und erkannte Matthias.

»Ich wollte ihr gerade zeigen, wie küssen geht!«, rief Lukki und hüpfte auf einen der schwarzgrauen Felsen, die aussahen, als hätte ein Riese auf dem Rasen Murmeln gespielt und sie dann im Gras liegen lassen. »Sie weiß nämlich noch nicht, wie das geht!«

»Aha, so eine bist du«, brummte der Knecht. »Kaum lässt man dich allein, suchst du dir schon einen neuen Verehrer. Aber glaub nur nicht, dass ich dich so einfach wieder freigebe. Du gehörst mir!«

Mit diesen Worten fasste er Annelies um die Hüften, klemmte sie wie einen Sack Hafer unter den Arm und trug sie quer über die Wiese. Annelies wehrte sich quietschend und schlug halbherzig mit ihren Fäusten auf Matthias' Oberschenkel, während Lukki aufgeregt um die beiden herumhüpfte und Matthias anspornte. Der Knecht bog die Äste einer der großen Eichen beiseite, die dicht am Rande des Waldes standen.

»Jetzt troll dich«, rief der Knecht dem Jungen zu, »und halt die Augen offen!«

Der hob abwehrend die Hände. »Schon gut, schon gut!« Zu Annelies raunte er: »Also wenn du von dem da«, er wies mit dem Kinn zu Matthias, »genug hast, komm zu mir, damit du Honig saugen lernst.« Damit sprang er lachend davon.

Annelies schlüpfte unter Matthias' Arm durch. Verwundert stellte sie fest, dass sie dabei seine Hitze spüren konnte. Allein das ließ ihr Herz schneller schlagen. Sie sah sich um. Unter dem Stamm war genug Platz für zwei. Ein weicher Teppich aus Frauenhaarmoos bildete ein angenehmes Lager. Matthias ließ sich auf das weiche Polster fallen und zog Annelies zu sich herab, bis sie auf ihm saß wie auf einem Pferd. Annelies wurde wieder rot und hasste sich dafür. Belustigt kitzelte Matthias sie mit einem langen Grashalm am Kinn. Er blinzelte in die Sonnenstrahlen, die trotz des dichten Blattwerks ihr Lichtspiel veranstalteten, und griff nach ihren Hüften. Ihr wurde heiß und kalt zugleich. Verlegen ließ sie sich neben dem Rotbart zu Boden gleiten. Der schlang die Arme um sie und schloss verträumt die Augen. Sie beschloss, erst einmal nur neben ihm im Gras zu liegen. Er duftete nach Löwenzahn und Pferdestall.

»Ich hatte schon Angst, du würdest nicht kommen«, flüsterte der Knecht. Erleichtert atmete Annelies auf. Er mochte sie also immer noch.

»Mir ging es genauso«, seufzte sie.

Stürmisch suchten Matthias' Lippen die ihren. Seine Zunge umspielte ihre kleinen, elfenbeinernen Zähne und bahnte sich den Weg in ihren Mund. Ihre Zweifel, Matthias könnte sie weniger begehren, weil sie ihm im Schafstall nicht zu Willen gewesen war, trug der Frühsommerwind davon. Seine Begierde war eher noch größer als beim letzten Mal, aber er drängte sie nicht. Er beschränkte sich darauf, ihren Körper zu erforschen, und weckte auf diese Art auch ihre Neugierde. Zögerlich glitt ihre Hand unter sein Hemd aus grauem Leinen, das für einen ledigen Stallburschen erstaunlich gepflegt war, und begann seinen Körper zu umspielen. Erstaunt stellte sie fest, dass er viel mehr Haare auf seinem Körper hatte als sie. Seine Haut fühlte sich auch ganz anders an als ihre. Anerkennend strich sie über die Muskeln, die sich am ganzen Körper fest und gefällig abzeichneten.

Der Knecht beobachtete ein wenig amüsiert, wie Annelies verschämt ihre Hand am Gras abwischte.

»Das ist der Saft des Lebens, meine Schöne«, meinte er versonnen lächelnd, »und er zeugt von meiner Liebe zu dir.«

Annelies sah ihn zweifelnd an.

»Glaubst du das nicht?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Der Domprediger sagt, es sind die unguten Körperflüssigkeiten, die der Mann regelmäßig ausstößt. Bei uns Frauen passiert das auch, aber nur bei Neumond, und sie sind blutrot.«

Matthias lachte schallend. »Dann hat der keine Ahnung. Man braucht doch nur zuzusehen, wie der Hengst die Stute bespringt. Das sind dieselben Säfte. Ohne sie gäb's im nächsten Jahr kein Fohlen!«

Das Mädchen machte große Augen. »Ich glaube kaum, und überhaupt: Das kann man doch nicht vergleichen.«

»Gewiss, in jedem Fall.«

»Du meinst, ...« Annelies wurde blass. »Bekomme ich jetzt ein Kind?«

Matthias lachte noch mehr. Die Zofe wurde purpurrot und verwendete ihre gesamte Konzentration darauf, Kleeblüten zu suchen und daran zu saugen, wie eben Lukki. Überrascht stellte sie fest, dass sich tatsächlich ein honigsüßer Geschmack auf ihrer Zunge breitmachte. Matthias schien einen Moment verwirrt.

»Weißt du das wirklich nicht, oder willst du mich auf den Arm nehmen?«

Annelies wurde noch röter. Wütend warf sie die Kleeblüten weg. Am liebsten wäre sie, so schnell es geht, unter der Eiche hervorgekrochen und weggelaufen, aber dann hätte sie sich nur noch mehr blamiert. Belustigt fuhr Matthias ihr durch die Haare, so wie man es bei einem kleinen Kind macht. Unwirsch schüttelte das Mädchen seine Hände ab. »Lass das, ich bin kein Säugling.«

Matthias dachte gar nicht daran, seinen Schatz entkommen zu lassen. Er zog sie an sich, knabberte an ihrem Ohr und flüsterte dann: »Nein, nein, du bekommst jetzt ganz sicher kein Kind. Das könnte höchstens passieren, wenn ...« – diesmal geriet der Knecht ins Stocken – »... also wenn, mein ..., nun wenn ... Weißt du was, ich zeige es dir, wenn demnächst die Stuten zum Hengst gebracht werden.«

Annelies nickte. »Ja, mach das, denn schwanger darf ich auf keinen Fall werden, weißt du.«

Jetzt wirkte Matthias verwundert. »Warum nicht? Kinder sind doch ein Segen. Ich würde dir furchtbar gerne ein Kind machen. Oder bist du krank oder so?«

Annelies strich die Reste der Blüten von der Schürze ihres Dirndls. »Herr DeCapella duldet es nicht, wenn unverheiratete Mädchen seines Haushalts schwanger werden. Ich würde meine Stelle verlieren. Jedenfalls ist das letztes Jahr bei Hanne so gewesen, der Küchenmagd. Dabei soll der Bankert sogar sein eigener gewesen sein – sagt Magda.«

»Magda?«

»Meine Base. Die hat jetzt Hannes Anstellung bei den DeCapellas.«

»Und was ist mit dem schwangeren Mädchen geschehen?«

Annelies zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Ins Frauenhaus ist sie nicht gegangen, jedenfalls wurde sie dort nicht gesehen und bei den Straßendirnen auch nicht. Eigentlich wurde sie

überhaupt nicht mehr gesehen.«

Matthias begann erneut, Annelies' Fußgelenke zu streicheln. Ein wohliger Schauer durchlief das Mädchen.

»Also, das ist merkwürdig. Der Truchsess würde niemals auf die Idee kommen, eine Magd wegzuschicken, die ein Kind von ihm erwartet, na ja, dann hätte er auch bald keine mehr.« Der Knecht lachte laut auf. »Im Gegenteil, die Mägde sind stolz, wenn der Herr sich für sie interessiert. Es geht ihnen besser. Sie erhalten Geschenke und Vergünstigungen, und solange sie dem Kind die Brust geben, müssen sie nie hungern.«

Annelies wehrte Matthias' Hände mit einem leichten Klaps ab, als sie sich allzu frech weiter nach oben wagten. »Du meinst, dein Herr treibt es mit seinen Bediensteten, und einige der Kinder hier auf der Burg sind seine?«

»Ja, sicher.«

»Und wenn die Frauen verheiratet sind?«

»Der Truchsess kann tun und lassen, was er will. Gesetz und Anstand gelten nur für uns kleine Leut'. Zudem ist es ja sogar niedergeschrieben.«

»Dass er jedes Mädchen haben kann?«

»Genau. Das Recht der ersten Nacht. Nun ja, zuweilen nimmt er sich sein Recht schon früher, oder er dehnt es so lange aus, bis sich die Ankunft eines neuen Untertans ankündigt ...« Matthias deutete mit der Hand bei Annelies einen Schwangerschaftsbauch an. »Dann sucht er sich eine Neue. Laufen ja genug rum.«

»Und ist das immer so?«

»Bei den Hübschen gewiss. Da lässt er niemals einen Ritt aus. Obwohl, in letzter Zeit, seit ihn das Rheuma plagt, ist er ein wenig ruhiger geworden. Dafür übt Wirtho fleißig. Neulich ist er über die Tochter des Stallmeisters hergefallen. Den Vater hättest du sehen sollen. Ein Gesicht, rot wie ein Gockel! Ist ja kein Höriger, der Stallmeister und seine Tochter auch nicht. Die ist dem Schmied fest versprochen, und der wollt sie gern ungeritten.«

Keck fasste Matthias der Zofe an die Brüste. Prompt fing er sich einen unsanften Stoß in die Rippen ein. »He, das darfst du beim Truchsess aber nicht machen, du kleines Wildpferd!«, schimpfte der Rotschopf.

»Der soll mir nur kommen. Sein Rheuma kann er in einem anderen Bett auskurieren.«

Matthias lachte. »Der Truchsess kann von seinen Hörigen einfordern, was er möchte.«

»Ich bin aber keine seiner Unfreien.«

»Nein, kleine Wildkatze, das bist du nicht, im Gegensatz zu mir.« Annelies lehnte nachdenklich den Kopf an Matthias' Schulter.

»Was wäre, wenn wir heiraten wollten, Matthias?«, fragte die Zofe.

»Nun, so einfach ginge das nicht. Wir müssten die Herrschaft um Erlaubnis fragen.«

»Und, würde der Truchsess zustimmen?«

Matthias grinste über das ganze Gesicht und fuhr mit seinen Händen Annelies' Körperumrisse nach. »Nun, ich denke, nach eingehender Prüfung würde er gewiss nicht nein sagen.«

»Du meinst«, flüsterte sie nach einer Weile, »er würde seinen Preis von mir fordern.«

»So wie ich ihn kenne, ja.«

»Und der junge Herr, Wirtho?«, hakte Annelies mit ängstlicher Stimme nach.

»Der Truchsess kann das Recht der ersten Nacht einem anderen gewähren, auch seinem Sohn.«

Annelies wurde blass. »Das ist ja schrecklich.«

»Aber Liebes, es ist eine Auszeichnung, obwohl ...« Matthias unterbrach sich.

»Obwohl was?«, hakte Annelies sofort nach.

»Na ja, der Herr Wirtho benötigt wohl noch etwas Schliff im Umgang mit Frauen, aber die Herrin von Eckmühl wird ihm den schon geben.«

Entschlossen richtete sich Annelies auf: »Also, ich möchte mit dem Herrn Wirtho weder mit noch ohne Schliff eine Nacht verbringen müssen.«

»Dann solltest du besser nicht länger seine Blicke auf dich ziehen«, riet Matthias. Unbewusst fuhr seine Hand hinauf zu dem roten Striemen auf seiner Wange, den der Gertenhieb vom Vormittag hinterlassen hatte. Annelies nahm die Hand weg und besah sich die Verletzung.

»Ich bringe dir morgen Arnikasalbe. Die streichst du darüber. Sonst bleibt eine Narbe. – Es tut mir leid, ich bin schuld daran.«

Matthias zog das Mädchen erneut an sich. »Das ist nichts, da ich dich dafür sehen konnte, meine Liebe.«

Sanft knabberte er an ihrem Ohrläppchen, leckte an ihrem Hals und entblößte ihre Schultern. Annelies räkelte sich in seinen Schoß. Es war herrlich, Matthias so nahe zu sein. Ein greller Pfiff riss sie aus ihren Träumen hoch, Matthias zuckte zusammen.

»Ich muss gehen, der Herr sucht nach mir.«

Pferdegetrappel erschütterte die Erde. Die jungen Stuten wieherten ängstlich. Eilig stopfte sich der Reitknecht das Hemd zurück in die Hose und setzte seine Mütze auf. Dann trat er vor den Felsen. Wirtho hielt seinen Hengst genau auf ihn zu. Matthias nahm die Mütze ab, senkte den Blick, blieb aber ruhig stehen. Der junge Truchsess ließ seinen Hengst unmittelbar vor dem Knecht aufbäumen. Unwirsch knirschte das Tier mit den Zähnen und scharrte mit den Vorderhufen, nachdem diese den Boden wieder berührt hatten.

»Hier also steckst du, Bursche. Was treibst du?«

»Ich habe nach den Pferden gesehen, Herr«, log Matthias. »Lukki meinte, eines davon ginge lahm. Es hatte aber nur einen Stein im Huf. Den habe ich entfernt.«

»Einen Stein, so, so. Welches soll das denn gewesen sein?«

Matthias deutete auf eine Braune mit breiter Blesse, die ein wenig abseits stand. »Die da vorne, Herr.«

»Und unter der Eiche hast du ihn begraben, oder was? Willst du mich für dumm verkaufen?« Wirtho lachte kalt.

»Nein, Herr, ich habe mich erleichtert.«

Der Adelige stieß die Luft mindestens ebenso laut aus wie sein Hengst, der sehnsüchtige Blicke zu der Herde hinüberwarf. Die ein- und zweijährigen Stuten äugten neugierig zu ihm herüber, hielten aber gebührenden Abstand.

Wirtho beugte sich zu Matthias herab und schnüffelte wie ein Jagdhund. »Erleichtert«, wiederholte er mit wissender Miene. »Fragt sich nur, wovon.«

Er trieb seinen Hengst vorwärts, sodass Matthias zur Seite treten musste, um nicht umgestoßen zu werden, und umritt die Eiche. Matthias biss sich auf die Unterlippe.

»Annelies, bitte halt dich versteckt!«, betete er und folgte seinem Herrn. Der bog die tief hängenden Äste des Baumes beiseite. Matthias hielt den Atem an. Gleich würde Wirtho das Mädchen entdecken. Das bedeutete Ärger für ihn und Annelies. Doch der Platz, an dem er die Zofe eben noch in den Armen gehalten hatte, war leer. Nur ein blaues Band baumelte verloren an einem Ästchen. Wirtho wirkte enttäuscht. Er räusperte sich.

»Nun denn. Du scheinst ja mit dem Wasserabschlagen fertig zu sein, also komm jetzt! Man braucht dich im Stall. Die Dreijährigen müssen beschlagen werden.«

Dann wandte er sich zum Wald um und fuhr so laut fort, dass man es bis zur Burg hören konnte. »Und, Matthias, das Bespringen der Stuten überlässt du in Zukunft meinem Maestoso!« Er klopfte dem Hengst mit dem italienischen Namen den Hals. »Der hat nicht nur edleres Blut, der kann es auch besser.« Dann gab er dem Tier die Sporen und galoppierte davon.

Matthias sah sich vorsichtig zum Wald um. Er glaubte eine Bewegung zwischen den Büschen auszumachen. Erleichtert machte er sich auf den Rückweg.

Annelies ist ein kluges Mädchen, dachte er.

Kunigund von Brennborg beobachtete ihren Ältesten beim Nachtmahl mit Sorge. Die Veränderungen an Wirtho, wenn sein Blick den der Berta von Eckmühl einfing, waren unverkennbar. Ihr Sohn war auf Brautwerbung. Frau Kunigund wünschte dem Buben nur das Beste, und an sich war es begrüßenswert, wenn sich sein Interesse endlich auf passende Damen verlagerte. Nur schoss er diesmal weit über das Ziel hinaus. Dieses Mädchen zu erlangen würde schwierig werden. Berta war ohne Zweifel für »Höheres« geboren. Leider ermutigte das junge Ding ihren Sohn. Ihre Blicke waren mehr als bloße Tändelei. Obwohl sie gerade mal neunzehn Lenzte zählte, wusste Berta, wie man einen Jüngling in Versuchung führt. Frauen wie sie konnten Männer um den Verstand bringen, aber nur selten glücklich machen. Kunigund hätte sich eher eine Schwiegertochter gewünscht, die ihren Sohn ein wenig an die Kandare nahm. Schon der Gedanke an Enkelkinder, die sich an ihren Schoß schmiegen, ließ ein wohliges Gefühl in ihr aufkommen. Ausgerechnet Berta. Wie konnte man es schaffen, Wirtho diese Braut ins Bett zu legen? Die Eckmühls wussten den Wert dieses Edelsteins wohl zu schätzen, sonst hätten sie das Kind schwerlich zur Erziehung an einen Minnehof geschickt. Es gab Gerüchte, dass der alte Eckmühl sie an den Hof des Herzogs verheiraten wollte. Aber Kunigund kannte die Männer von Brennborg. Wenn die sich etwas in den Kopf gesetzt hatten, waren sie nur schwer davon abzubringen. Und außerdem: War da nicht auch in Bertas Augen dieses leidenschaftliche Glimmen, wenn sie Wirtho betrachtete?

Kunigund lächelte still in sich hinein, pickte ein besonders zartes Stück Fleisch vom Teller, tunkte es in die Sauce und bot es ihrem Gemahl an. Mit der anderen Hand streichelte sie den Schenkel ihres Gatten, der sich ihr mit einem verblüfften Blick zuwandte. Eine so eindeutige Aufforderung, sich in die Gemächer zurückzuziehen, hatte seine Gattin schon lange nicht mehr ausgesprochen. Die Eheleute tauschten einen eindeutigen Blick, woraufhin sich zunächst Kunigund, kurze Zeit danach der Burgherr von der Tischgesellschaft verabschiedete.

»Ich denke, unser Sohn wird erwachsen«, stellte Kunigund fest, nachdem sich ihr Gatte stöhnend von ihr getrennt hatte. Das Rheuma hatte ihn trotz der sommerlichen Wärme noch nicht aus seinem Würgegriff entlassen. Kunigund deckte Herrn Reimars verschwitzten Körper behutsam zu. Sie hatte die Decke selbst im vergangenen Sommer aus der Wolle ihrer besten Schafe gewebt. Der alte Truchsess ließ die fürsorgliche Geste seiner Gattin duldsam zu. »In der Tat wird er das, und ich bin froh darum«, meinte er. »Es wird Zeit, ihm einen Teil der Bürde zu übertragen, die die Verwaltung der Burg mit sich bringt. Langsam sollte er sich die Hörner abgestoßen haben.«

»Er ist ein starker junger Mann. Es wird ihm wohl gelingen, vor allem mit der rechten Frau an seiner Seite, die den Fortgang des Geschlechtes Brennberg sicherstellt.«

Reimar musterte seine Frau. Das also war der Grund, weshalb sie die Zweisamkeit mit ihm gesucht hatte. Nun ja, eigentlich hätte er es wissen müssen. Ihre fruchtbare Zeit gehörte der Vergangenheit an, und stets war es nur der Wunsch nach Kindern gewesen, der sie die körperliche Nähe ihres Gatten hatte suchen lassen. Er setzte sich auf.

»Wie ich dich kenne, meine Liebe, hast du da bereits jemanden im Sinn«, stellte der Truchsess fest.

Sie nickte bestätigend. »Hast du nicht die Blicke bemerkt, die Wirtho der jungen Berta von Eckmühl zuwirft?«

Reimar gähnte. »Berta? Die ist doch noch ein Kind.«

Kunigund lächelte eine Spur zu überheblich. »Das ist sie schon lange nicht mehr. Kaum ein Ritter, der ihr nicht begehrlische Blicke zuwirft, und kaum ein Knappe, der nicht sehnsüchtig nach einem freundlichen Wort von ihr schmachtet. Dass ausgerechnet dir dies entgangen ist, wundert mich.«

»Mich kümmern deine Mädchen nicht!«

Gekränkt stieß der Burgherr die Luft aus. Er wusste wohl, worauf seine Gemahlin anspielte. In der Vergangenheit hatte er Jungfrauen durchaus zu schätzen gewusst. Was soll's: Die jungen Dinger gaben einem das Gefühl, selbst noch frisch zu sein. Sie sahen zu ihm auf, bewunderten ihn und vertrauten sich seiner Manneskraft gerne an. Ein paar Monate später trugen sie mit Stolz den Beweis für die Gunst ihres Herren zur Schau – im Gegensatz zu der verwelkten Blüte, die jetzt neben ihm lag.

»Berta von Eckmühl wäre eine gute Verbindung«, merkte Kunigund an und riss damit ihren Gatten aus seinen Träumen, »ob sich ihr Vater jedoch auf die Brautwerbung einlässt ...?«

»Warum sollte er nicht?«, fuhr Reimar hoch. »Ist ein Truchsess etwa einer Eckmühl nicht würdig?«

»Die Familie ist reich, das Lehen stattlich.«

»Nicht mehr als unseres, Weib!«, herrschte Reimar von Brennberg und hievte sich aus dem Bett. Kunigund wusste, dass sie ihren Gatten jetzt nicht drängen durfte. Sie tat uninteressiert und glättete ihr Haar, während er sich seine Kleidung überstreifte. Die restliche Nacht würde er in seinen eigenen Gemächern verbringen und sich von irgendeinem jungen Ding wärmen lassen.

»Die Brautwerbung ist beschlossene Sache!«, rief er ihr im Hinausgehen zu. Kunigund grinste zufrieden und vergaß, dass sie ihn eigentlich noch auf dieses Maultiergespann hatte ansprechen wollen. Jetzt galt es nur noch, die Brautwerbung zu finanzieren, aber da hatte sie schon eine Idee. Warum nicht Antonio DeCapella ansprechen? Schließlich genoss seine Tochter hier auf der Burg

alle Privilegien eines Mädchens von Stand. Dafür konnte sich ihr Vater doch ein wenig erkenntlich zeigen? Die Burgherrin pfiff leise ihrem kleinen Spitz, der begeistert in ihr Bett hüpfte, sich zu ihren Füßen zusammenrollte und einen wohligen Seufzer ausstieß.

Antonio DeCapella war fest davon ausgegangen, dass ihn Pater David von Augsburg wieder einmal um eine Spende für die Armen anhalten wollte, als dieser um ein Treffen bat. In weiser Voraussicht hatte der Kaufmann bereits eine größere Summe heranschaffen lassen und in seiner Geldkatze verstaut. Es erstaunte DeCapella auch nicht weiter, als er Pater David nicht alleine in der kleinen Hauskapelle antraf. An der Seite des Priors kniete eine schwächliche, ja fast ausgezehnte Gestalt mit gelblichem Gesicht und schlechten Zähnen.

»Darf ich Euch Pater Anselm, den Burgkaplan von Brennborg, vorstellen«, meinte Pater David nach der üblichen Begrüßung.

Der Kaufmann hob erstaunt die Augenbrauen.

»Willkommen, bringt Ihr Nachricht von meinem Kind?«, kam DeCapella sofort zur Sache.

»In der Tat«, bestätigte der Kaplan. »Doch seid beruhigt, Euer Mädchen ist wohlauf. Allerdings ...« Der Priester hielt inne.

»Sprecht!«, forderte DeCapella ungeduldig. Er hatte noch eine Menge zu tun. Am Vormittag war ein Schiff mit Waren aus Venedig angekommen. Die mussten noch abgeladen, Mannschaft und Kapitän abzahlt werden.

»Nun, Eure Tochter ist von zartem Wesen. Das kalte Klima in Brennborg, die rauen Sitten auf der Burg ... Nicht, dass sie sich beschwert hätte, oh nein! Sie erträgt all das klaglos.«

»So wie man es von ihr erwarten kann«, herrschte DeCapella den Mann an. »Was ist es dann, was Ihr mir sagen wollt, Pater Anselm? Sprecht, man wartet auf mich. Benötigt sie wärmere Kleidung? Das soll nicht das Problem sein. Ich werde dem Schneider sofort Nachricht geben und Euch reichlich entlohnen, dass ihr Euch die Mühe machtet, selbst hierherzukommen.«

DeCapella griff nach seinem Gürtel, wo er seine Geldkatze trug. Doch der Kaplan hob abwehrend die Hände. Nun mischte sich Pater David ein: »Es ist nicht Arigunds Gesundheit, um die der Kaplan sich sorgt, sondern ihr Seelenheil. Sie ist ein wohlerzogenes Mädchen und unschuldig im Geiste. Bruder Anselm berichtete mir, Arigund habe den Wunsch geäußert, einem Kloster beizutreten. Mein Bruder war so frei, bereits bei den Benediktinerinnen Sankt Walburg zu Eichstätt nachzufragen. Die Schwestern zeigten sich bereit, Arigund bei sich aufzunehmen. Auch unser Bischof würde das sehr begrüßen.«

Antonio DeCapellas Blick wurde scharf. »Daher also weht der Wind!«, rief er wütend. Er stemmte die Arme in die drallen Hüften. »Damit eines ein für alle Mal klar ist: Meine Tochter wird niemals den Schleier nehmen. Sie wird mir Enkelkinder schenken, in deren Adern edles Blut fließt.«

Der schwächliche Burgkaplan zuckte zusammen. Pater David dagegen wirkte zufrieden. DeCapella verstand, dass das Ansinnen, Arigund für das Kloster zu gewinnen, nicht seine Idee gewesen war. Zudem gab es von Hause her Zwistigkeiten zwischen Pater Davids Bettelorden und den Benediktinern. Der Kaufmann entspannte sich. Er würde sich auch weiterhin des Wohlwollens des Abtes erfreuen können, und was den Kaplan anging, der schien ihm reichlich unwichtig. Die Beziehungen zum Bischof waren vermutlich nur vorgetäuscht oder sollten durch diese Idee erst angebahnt werden. Wie plump!, dachte DeCapella und lächelte.

»Verzeiht meinen lauten Tonfall«, schmeichelte er sodann den beiden Geistlichen. »Mein italienisches Temperament, und wenn es um meine Tochter geht ... Der Abt weiß, wie sehr sie mir am Herzen liegt.«

Der Minorit neigte zustimmend den Kopf.

»Sie ist bislang mein einziges Kind«, fuhr DeCapella fort. »Doch der Herr ist mir gnädig. Meine Frau Katharina ist guter Hoffnung. Sie wird mir Weihnachten einen Erben schenken. Wenn Gott es gut mit uns meint, wird Katharina mir noch viele Kinder gebären, und falls ein gefälliges Mädchen darunter ist, werden wir weitersehen, nicht wahr, Vater David?«

Der Abt nickte bestätigend.

»Einstweilen jedoch bin ich Euch, Pater Anselm, zu tiefstem Dank verpflichtet«, fuhr der Kaufmann fort. »Nennt einen Wunsch, und ich werde versuchen, ihn zu erfüllen. Ein Kleinod für Eure Kirche etwa? Auch ist in meiner letzten Fracht ein vorzüglicher Messwein. Es wäre mir eine Ehre, ihn Euch zu überlassen.«

Der Pater schaute DeCapella mit kalten Augen an, doch der Patrizier ließ sich nicht beirren. Er war es gewohnt, dass er sich mit seinen Entscheidungen nicht nur Freunde machte. Wichtig war nur, darauf zu achten, dass seine Feinde nicht zu einflussreich wurden. Der Italiener verneigte sich kurz vor den beiden und verabschiedete sich mit den Worten: »Genießt meine Gastfreundschaft, und wenn Ihr Euch in ein oder zwei Tagen gut erholt habt, seid so gut und überbringt ein Schreiben an meine Tochter, das ihr Mut machen und Kraft geben wird. Sie ist zwar von kleiner Statur und in der Tat zierlich, aber sie besitzt einen festen Willen und die Standhaftigkeit der Zandts. Meine Ehrerbietung und mein Gruß an den Truchsess und seine Familie. Entschuldigt mich jetzt bitte!«

Die beiden Geistlichen blieben alleine in der angenehmen Kühle der Kapelle zurück. Sie warteten einen Augenblick, bis sie sichergehen konnten, dass sie alleine waren.

»Nun ja, Bruder Anselm«, begann der Abt, »ich sagte ja schon, dein Vorschlag würde auf wenig Gegenliebe stoßen. Der Kaufmann ist eine Krämerseele. Er hat sich selbst zweimal klug verheiratet, und er wird auch seine Tochter meistbietend verschachern.«

»Eine Schande ist das. Dieses Mädchen wäre eine wunderbare Nonne. – Nun ja, es gibt noch andere Wege.«

Pater David runzelte die Stirn. »Meinst du wirklich? Ich habe Arigund zwar als wissbegieriges Kind in Erinnerung, aber es fehlt ihr doch zuweilen die rechte Demut.«

»Sie ist ganz sicher berufen, und sie hat die Stimme eines Engels.«

»Ihre Gesang ist in der Tat ein Gottesgeschenk«, stimmte der Abt zu. »Und sonst, was gibt es noch von Burg Brennberg zu berichten?«

»Mit dem Minnehof geht es bergab. Dem Truchsess und seiner Frau mangelt es an der Tugend der Bescheidenheit. Der Herr strafte sie mit einer schlechten Ernte und einem harten Winter. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als die meisten Spielleute fortzuschicken. Wenn Ihr mich fragt, so war es der Wille Gottes.«

Pater David nickte. »Ich hörte, der Truchsess hätte erneut vom Bischof das Schlagrecht erbeten.«

»Tatsächlich? Und wird seine Bitte Gehör finden?«

»Er gilt als treuer Vasall.« Der Abt ließ sich ächzend auf der hölzernen Kirchenbank nieder. Er hatte eine Entzündung am Zeh, die ihm zusehends Beschwerden verursachte. Er gab dem Burgkaplan ein Zeichen mit der Hand, neben ihm Platz zu nehmen. Der rückte ein Stück näher, als es der Anstand gebot, und sprach weiter mit gesenkter Stimme.

»Der Truchsess strebt eine Verbindung zwischen seinem Sohn Wirtho und dem Geschlecht der Eckmühl an.«

»Ist das so?«, erwiderte der Abt mit scheinbar geringem Interesse.

»Auf dem Weg hierher habe ich auf der Heilsburg Rast eingelegt. Bertas Vater war überrascht von der Nachricht, die ich ihm im Namen seines Nachbarn überreichte. Er scheint für Berta anderes vorgesehen zu haben, mag aber keinen Konflikt mit dem Truchsess heraufbeschwören.«

Der Abt neigte das Haupt und verschränkte die Hände. Sein Blick ging zur Statue der Heiligen Maria mit dem Kind in einer Nische der Kapelle. Das Licht der Talgkerze zu Füßen der Holzfigur brannte ruhig. Es war eine Rottaler Schnitzarbeit, fast eine Elle groß und wundervoll gefertigt.

»Der Bischof würde eine solche Verbindung nicht gerne sehen«, meinte der Minorit nach einer Weile. »Das Geschlecht der Brennberger bekäme dadurch sehr viel Macht, und der junge Truchsess ist ein Heißsporn, der dazu neigt, nach den Sternen zu greifen.«

»Zudem wenig gottesfürchtig«, ergänzte der Mönch und dachte an die Kollekte in Wirthos schwieligen Händen.

Pater David kratzte sich ausführlich an seiner Tonsur, dann merkte er an: »Der Truchsess benötigt also das Schlagrecht, um mit dem Erlös des Holzverkaufs die Brautwerbung seines lästerlichen Sohnes zu finanzieren, ich verstehe. Er wird nicht erfreut sein, wenn der Bischof ablehnt, aber wird er deshalb auch von der Werbung absehen?«

»Schwer zu sagen: Wirtho ist verrückt nach dem Mädchen, und wie Ihr schon sagtet, Prior, von hitzigem Temperament. Der Eckmühler ist wenig erbaut davon, die Hand seiner Tochter in solche Hände zu legen. Er träumt von einer Vermählung nach Landshut.«

»An den herzoglichen Hof. Das wäre eine Möglichkeit«, bestätigte der Minorit. »Damit würde man den Brennberger nicht brüskieren. Ist sie denn von angenehmer Erscheinung?«

Der Burgkaplan kramte in seinen Gewändern und zog eine Miniatur hervor. »Seht selbst«, meinte er und reichte sie dem Abt. Der kniff die Augen zusammen und musterte das Bildnis. »Fürwahr, eine Schönheit. Da sollte sich ein Gemahl schon finden lassen.«

JULI 1268

»Beeilung, Beeilung!« Wirthos Stirn glänzte von Schweiß, und sein Hemd zeigte große dunkle Flecken unter den Armen. Die fröhlichen Gesänge der Mägde waren verstummt. Eilig arbeiteten sie Hand in Hand mit den Männern, warfen die langen Halme des Bergwiesenheus mit ihren Heugabeln auf die Leiterwagen oder schichteten sie so gut wie möglich aufeinander. Am Horizont hatten sich mächtige Wolkenberge aufgetürmt, und von ferne war bereits dumpfes Grollen zu hören. Die Ochsen brüllten ungehalten und schlugen wild nach den daumennagelgroßen Rinderbremsen. Matthias stand breitbeinig wie ein Bär vor den unruhigen Tieren und hatte doch seine liebe Not, die braunen Riesen zu bändigen. Endlich lag das letzte Büschel Heu auf dem Karren. Auf ein Zeichen des Burgherrn trat der Rotschopf beiseite, drückte die Führleine dem schwächlichen Lukas in die Hand und schlug dem rechten Ochsen auf die Kruppe, das Signal zum Aufbruch. Die Tiere legten sich ins Joch. Den Weg nach Hause würden sie selbst finden. Hoffentlich trotteten sie nicht allzu gemächlich dahin. Matthias hechtete zum zweiten Heuwagen, vor den man Arigunds Maultiere gespannt hatte. Die beiden wurden noch weit schlimmer von den bissigen Insekten geplagt, oder es machte ihnen einfach mehr aus. Sie scharrten mit den Hufen, versuchten sogar im Geschirr zu steigen. Die beiden Knechte, die man ihnen an die Seite gestellt hatte, waren kaum noch in der Lage, die Tiere zu halten. Matthias war keine vier Schritte mehr entfernt, als Wirtho an ihm vorbeisprengte. Er stellte seinen Braunen quer vor das Gespann und brüllte: »Schluss jetzt mit dem Gehampel! Bringt den Biestern endlich Gehorsam bei!«

Mit diesen Worten hob er seine Reitgerte und ließ sie auf die Stirn der beiden Langohren niedersausen. Einen Augenblick verharrten beide Tiere wie erstarrt. Dann stieg das linke Maultier und traf den Knecht mit dem Vorderbein auf der Brust. Das andere machte einen erschrockenen Satz zur Seite, keilte mit den Hinterbeinen aus und warf den Knecht, der es zu halten versuchte, zu Boden. Im nächsten Moment setzte sich das Gespann in Bewegung. Wirthos Brauner wurde heftig zur Seite gestoßen. Das Pferd strauchelte und stürzte, sein Reiter flog in weitem Bogen aus dem Sattel. Die Mägde klammerten sich an dem Heuwagen fest, der nun in führerloser Fahrt den Berghang hinunterjagte. Lange würden sich die Frauen nicht halten können. Sie würden stürzen oder der Wagen kippen. Matthias handelte, ohne nachzudenken. Er griff nach den Zügeln von Wirthos Braunem, schwang sich in den Sattel und spornte das Tier an. In wildem Galopp ging es hinter den Maultieren her, die durch das Geschrei auf dem Wagen noch panischer wurden. Der Stallknecht klammerte sich an der Mähne fest und versuchte irgendwie Halt in dem rutschigen Sattel zu finden. Der Braune schien nun ebenfalls einen eigenen Willen zu bekommen. Der Weg führte nach Hause, weg von den unerträglichen Bremsen und den schreienden Leuten. Das Pferd schlug unwirsch mit dem Kopf, als sein Reiter an der Kandare zog, wurde jedoch kein bisschen langsamer. Unten machte der Weg eine Biegung. Spätestens da würde es für den Heuwagen eng werden. Siedend heiß fiel Matthias ein, dass sich an dieser Stelle auch ungefähr das Ochsengespann befinden musste. Der Weg war viel zu schmal für zwei Gespanne.

Lukki!, fuhr es ihm durch den Kopf. Matthias brüllte eine Warnung und trieb sein Pferd zu noch größerer Schnelligkeit an. Nur noch wenige Galoppsprünge trennten ihn von dem Leiterwagen.

Der schlingerte so heftig, dass an ein Vorbeikommen nicht zu denken war. Ein guter Teil des Heus bedeckte zudem die Fahrspur und machte sie gefährlich glatt. Die Frauen kreischten nicht mehr, sondern klammerten sich lediglich fest. Auch sie sahen die Kurve kommen. Der Wagen legte sich gefährlich schräg. Die eisenbeschlagenen Reifen sprühten Funken auf dem felsigen Untergrund. Und wie befürchtet, tauchte nun Lukkis Ochsespann vor ihnen auf. Die Maultiere schienen kurz zu stutzen und ihren Lauf ein wenig zu verlangsamen. Das war seine Chance. »Lauf!«, brüllte Matthias Wirthos Braunem zu. Das Pferd machte sich lang, vier Galoppsprünge und es war an der Seite des Gespanns. Eine Leine hing zerrissen vom Gebissring herab. Matthias beugte sich tief herunter. Mit der einen Hand hielt er sich an der Mähne seines Braunen fest, mit der anderen fischte er nach dem Gurt. Ein Versuch schlug fehl. Aus dem Augenwinkel sah Matthias, dass Lukki sein Gespann zur Seite zu zerren versuchte, doch die erschrockenen Ochsen beschlossen, die Flucht zu ergreifen, und setzten sich in Trab. Hilflös wurde das Kind mitgezerrt. Erneut fixierte der Rotschopf die Leine. Es musste einfach glücken. Sie streifte seine Finger, dann glitt sie in seine Hand. Matthias schloss die Faust, richtete sich auf und zog an der Kandare. Der Braune hatte offensichtlich genug vom Rennen und verringerte die Geschwindigkeit. Die Maultiere sahen die Sache anders. Unwillig streckten sie die Hälse nach oben und legten die Ohren an. Doch Matthias behielt die Leine eisern in seinen schwieligen Händen. Endlich gaben die Tiere nach und fielen in Trab. Lukki hatte die Ochsen mittlerweile loslassen können. Er drückte sich an die Wand und hoffte, so aus dem Weg zu sein, doch jetzt hielten die Maultiere genau auf ihn zu. Im nächsten Moment würde der Junge unter ihren Hufen zerquetscht werden. Matthias riss noch einmal mit aller Kraft an den Leinen. Die Halbesel sperrten die Mäuler auf, parierten dann aber endlich durch. Lukki hatte die Hände nach vorne gestreckt. Sein Gesicht war nicht weniger bleich als das der Mägde, die nichts Eiligeres zu tun hatten, als vom Wagen zu springen. Sophie, die ältere, rannte schnell nach vorne. Sie hielt sich das Handgelenk und war totenblass.

»Ich danke dir«, hauchte sie und wollte dem Knecht die Leine des Maultieres aus der Hand nehmen, doch seine Hand schloss sich noch immer felsenfest um den Lederriemen. Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor. Die Stränge hatten ihm tief in die Hand geschnitten.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte die Magd.

Matthias nickte. »Kümmere dich um Lukki«, forderte er sie auf. »Die Maultiere lass lieber mich führen.«

Arigund hatte nicht geahnt, wie viel Arbeit es bedeutete, ein Rittergut zu leiten. In ihrer Vorstellung hatte sich ein Minnehof dadurch ausgezeichnet, dass man sich in schönen Künsten übte, die Damen eventuell Handarbeiten machten oder den Männern beim Kämpfen zusahen. Was sie in den letzten Wochen erlebt hatte, war jedoch mehr als ernüchternd. Auf das nasse Frühjahr war ein heißer Sommer gefolgt. Alle hatten von der Heuernte gesprochen, und als sie endlich angebrochen war, hätte die Kaufmannstochter gern die langweiligen Handarbeitsstunden gegen die Landarbeit getauscht. Zwar waren Kunigunds Mädchen von der Erntetätigkeit freigestellt, aber es gab trotzdem unglaublich viel zu tun. Die Hörigen und Fronbauern mussten verköstigt und untergebracht werden. Die Frondienststunden mussten erfasst, die eintrudelnden Vorräte und Abgaben mussten verbucht und, wenn es sich um lebende Tiere handelte, untergebracht oder geschlachtet werden. Die Frauen in der Küche waren mit dem Einkochen von Beeren und mit Räuchern beschäftigt. Doch gerade in der Verwaltung des Chaos kamen Arigunds Kaufmannsfähigkeiten bestens zur Geltung. Frau Kunigund hatte rasch erkannt, dass sie mit diesem Mädchen zwar keine Handarbeitskönigin, aber eine probate Verwalterin gewonnen hatte. Arigund war trotz ihrer Jugend ein Fels in der Brandung. Nichts schien sie aus der Ruhe zu bringen. Sie arbeitete konzentriert und systematisch, sodass am Ende des Tages nicht ein Ei fehlte.

Auch die Zofe entpuppte sich als Zugewinn. Sie ging ihrer Herrin hilfreich zur Hand und war mit Nadel und Faden sehr geschickt. Zwar war die Liebelei zwischen dem Mädchen und dem rothaarigen Knecht durchaus auch an das Ohr der Herrin gedrungen, aber es hatte keine unangenehmen Vorfälle mehr gegeben. Die beiden schienen sich schicklich zu verhalten oder zumindest darauf zu achten, dass das Mädchen nicht schwanger wurde. Frau Kunigund stand gerade im Vorratsraum und ging die Lagermöglichkeiten für das Heu durch, als sie den Lärm auf dem Hof hörte. Gemessen schritt sie hinaus. Mitten auf dem Hof standen die beiden Heuwagen, einer allerdings übel in Mitleidenschaft gezogen und halb leer. Die Geschirre der Maultiere waren teilweise zerrissen. Die Flanken der Tiere bebten, und ihre Häuse waren von weißem Schaum bedeckt.

»Ein Unfall!«, war Kunigunds erster Gedanke. Dann entdeckte sie Matthias auf Wirthos Braunem, und ihre Beine wurden schwach. »Wirtho! Um Himmels willen!«

Der Reitknecht sprang augenblicklich vom Pferd, als er die Burgherrin erspähte. Ein greller Blitz zuckte am Horizont auf, gefolgt von einem mächtigen Donner. Die Maultiere keilten aus und trafen das Waagscheit.

»Rasch in die Scheune mit den Wagen«, befahl Frau Kunigund. »Matthias, was ist ...« Das Donnern von Hufen unterbrach sie. Reiter sprengten auf den Burghof. Die verängstigten Maultiere versuchten, sich erneut loszureißen. Wirtho sprang noch im Trab ab, stürzte auf Matthias zu und schlug ihm mit der Faust mitten ins Gesicht. Der Knecht schaute verblüfft und ging zu Boden. Mit wutverzerrter Miene trat der junge Truchsess dem Knecht in die Rippen, sodass er aufschrie, aber Wirtho hörte nicht auf. Matthias versuchte sein Gesicht mit den Unterarmen zu schützen, entblößte dadurch aber seinen Unterleib, was der junge Ritter gnadenlos ausnützte. Lukki, der winzige Pferdeknecht, wollte dem Gepeinigten zu Hilfe eilen, wurde aber von einem anderen Knecht am Hemdzipfel festgehalten. Der Hof füllte sich immer mehr mit finster dreinblickenden Leibeigenen und Frondienstlern. Die ersten Stimmen wurden laut: »Aufhören!«

Schwielige Hände krallten sich um Mistgabeln und Heurechen. Braune Augen blitzten aus den

schmutzigen Gesichtern. Selbst Frauen mit gebeugtem Rücken ballten die Fäuste. Es war noch immer drückend heiß, obwohl Wolkenberge bereits die Sonne verhüllten. Der Burgherrin rann der Schweiß den Rücken herunter. Sie sah hinüber zur Burgwache, die den Tumult zwar bemerkt hatte, aber dem herannahenden Unwetter weit mehr Beachtung schenkte. Der junge Herr schien die Lage ja im Griff zu haben. Die ersten stummen Blitze zuckten am Himmel auf. Eine alte Vettel bekreuzigte sich und schrie: »Der Beelzebub hat vom jungen Herrn Besitz ergriffen!«

Andere taten es ihr nach. Die Burgherrin sah von ihrem Sohn zum Pöbel, der den Kreis um den Kampfplatz mehr und mehr schloss. Wirtho aber dachte gar nicht daran, von dem Rotbart abzulassen und die Leute zu beruhigen. Unablässig trat er auf den am Boden liegenden Mann ein, obwohl dieser bereits bewusstlos zu sein schien. Kunigund musste jetzt eine Entscheidung treffen. Entschlossen schob sie sich zwischen den Knecht und ihren Sohn. Für einen kurzen Moment sah es so aus, als wollte Wirtho seine Hand auch gegen seine Mutter erheben. Doch dann brüllte er nur: »Geh mir aus dem Weg! Damit ich ihn totschiagen kann.«

»Vergeh dich nicht an deines Vaters Eigentum, Sohn!«

Wirtho zuckte zurück. Schon wieder demütigte ihn seine Mutter vor dem Gesinde. Wen wunderte es da, dass die einfachen Leute keinen Respekt vor ihm hatten. Doch diesmal würde er es ihr nicht durchgehen lassen. »Steht es etwa einem Weib an, sich in die Angelegenheiten der Männer einzumischen?«

Nun war es seine Mutter, welche die Geduld verlor und die Stimme erhob. »Noch immer bin ich des Truchsess Eheweib, Wirtho von Brennbere, und solange dieser nicht auf der Burg weilt oder es anders bestimmt, werde ich diese in seinem Sinn verwalten. Egal in welcher Angelegenheit. Und nun sag uns, welches Vergehens sich dieser Mann schuldig gemacht hat, dass du ihm nach dem Leben trachtest«, forderte Kunigund ihn auf.

Wirthos Gesicht hatte die Farbe überreifer Erdbeeren angenommen. Er spuckte auf den Knecht und brüllte: »Nicht nur, dass der Bursche heimlich sämtliche Mägde bespringt, jetzt hat er auch noch mein Pferd gestohlen.«

»Nun, ich sehe aber den Gaul dort an der Raufe angebunden, wie also kann er gestohlen sein?«, stellte seine Mutter fest.

»Dass er jetzt hier steht, ist einerlei. Der Töpel hat seinen schmutzigen Arsch in meinem Sattel auf meinem Pferd gehabt und ist auf und davon mit ihm. Das bezahlt er mit dem Leben.«

»Doch nur, um uns zu retten!«, rief eine junge Frau, die sich das Handgelenk hielt. »Von Euch hohen Herren hat ja keiner einen Finger gerührt! Matthias ist ein Held.«

»Jawohl!«, kam es aus der Menge, begleitet von vielköpfigem Nicken.

»Von wegen Held, ein Pferdedieb ist er, Abschaum!«

Wirtho spuckte erneut nach dem Rotbart. Empört schwenkten die Männer ihre Forken und riefen wild durcheinander. Nun wurde auch die Torwache aufmerksam. Kunigund bemerkte erleichtert, dass der Oberst seine Leute sammelte und auf den Hof herschickte. Ein wenig Zeit musste sie noch gewinnen. Auf eine Auseinandersetzung mit bewaffneten Soldaten würde es der Pöbel nicht ankommen lassen. Sie hob die Hände, um sich Gehör zu verschaffen.

»Das Richtamt obliegt dem Truchsess. Er wird den Sachverhalt prüfen und sein Urteil sprechen, sobald er von der Heilzburg zurückgekehrt ist. Bis dahin soll der Bursche eingesperrt werden.«

Sie winkte ihren Landsknechten, die mit gezückten Schwertern die Menge auseinandertrieben. Es kam zwar zu Protest und Beschimpfungen, aber niemand wagte, sich den Bewaffneten zu widersetzen. Zudem hatte sich die Sonne mittlerweile verdunkelt. Dicke Tropfen klatschen den Menschen in den Nacken. Ein gewaltiger Donner grollte über ihren Köpfen. Die Wachleute fassten

den bewusstlosen Matthias unter den Armen und schleppten ihn fort. Die Frondienstler trollen sich Richtung Küche. Ein paar der älteren Knechte, von denen die meisten mit dem Rotbart verwandt waren, starrten den Wachleuten und ihrem Gefangenen mit finsterer Miene nach, doch dann suchten auch sie unter den Dächern der Burg Schutz.

Arigund prüfte gerade mit dem Koch eine frische Ladung Mehl aus der Mühle, als Annelies hereingestürmt kam. So aufgelöst hatte die Kaufmannstochter ihre Zofe noch nie erlebt. Die Haare hingen ihr wirr über die Schultern, und die Schürze saß schief auf den Hüften. Wild gestikulierend rannte sie auf Arigund zu, fiel vor ihr auf die Knie und tastete nach der Hand ihrer Herrin. Die Tränen rannen ihr übers Gesicht und vermischten sich mit Staub und Ruß. Verblüfft sah Arigund ihre Zofe an. Was war geschehen? So aufgelöst hatte sie Annelies noch nie erlebt.

Mit einem Wink schickte die Kaufmannstochter den Koch weg. Dann versuchte sie Annelies aufzuhelfen. Es war ihr unangenehm, dass sich ihre Freundin ihr gegenüber so unterwürfig benahm. Doch Annelies war scheinbar gar nicht in der Verfassung aufzustehen. Arigund warf einen prüfenden Blick zur Tür, dann kauerte sie sich neben Annelies nieder und legte ihr den Arm um die Schulter. Sanft strich die Kaufmannstochter ihrer Zofe übers Haar und wartete, bis die sich so weit beruhigt hatte, um sprechen zu können. Draußen kamen die Donnerschläge in immer kürzeren Abständen. Viel Zeit für ein ungestörtes Gespräch würden sie nicht haben, aber es musste genug sein, um Annelies zu beruhigen.

»Jetzt sag schon, was passiert ist«, ermunterte Arigund ihre Zofe zum Sprechen.

»Er ..., er will ihn aufhängen lassen, morgen«, schluchzte die Zofe. Neue Tränen strömten über das runde Gesicht. Draußen ging der Regen in Hagel über. Ein gewaltiger Donner ließ die Mädchen zusammenzucken.

Arigund verstand noch immer nicht. »Wer will wen aufhängen lassen und warum?«

»Wirtho will Matthias umbringen.«

Arigund schüttelte ungläubig den Kopf. »Ach was, niemals. Das ist doch sein bester Stallknecht.«

»Aber ich hab doch gehört, wie er es gesagt hat.«

»Reimar meint, Wirthos Zorn ist wie das nächtliche Quaken der Frösche, laut und lästig und doch am nächsten Tag vergessen«, versuchte Arigund zu trösten.

»Aber man hat Matthias in den Turm gesperrt und nennt ihn einen Pferdedieb!«

»Unsinn! Morgen, wenn die nächste Wiese zu heuen ist, lässt man den Rotschopf wieder raus, wird man doch seine starken Arme benötigen.«

Annelies schüttelte den Kopf, dass die Tränen nach allen Seiten kullerten. »Die Herrin Kunigund hat seine Einkerkierung befohlen.«

Arigund erschrak. Das war allerdings etwas anderes. In diesem Fall musste an der Sache was dran sein. Behutsam versuchte sie aus Annelies herauszubekommen, was geschehen war. Im Laufe des Berichts wurde ihre Miene immer ernster. Obwohl sie ein wenig Schadenfreude empfand, als sie erfuhr wie sehr das Maultiergespann Wirtho zugesetzt hatte, sah sie doch, dass Matthias gefährlich in der Patsche steckte. Zwar kannte Arigund die Gesetze auf der Burg nicht genau, aber ganz sicher war es einem Knecht nicht gestattet, sich mir nichts, dir nichts das Pferd des Truchsess zu schnappen und damit wegzureiten – nicht einmal, wenn er damit Schlimmeres verhindern wollte. Es wäre Aufgabe der Ritter gewesen, die Heldentat zu vollbringen. Hinzu kam, dass Wirtho gegen Matthias einen unerklärlichen Groll hegte. Arigund hatte ihn in den letzten Wochen oft genug den beiden hinterherspionieren sehen. Konnte es sein, dass er wegen Annelies eifersüchtig war und nur auf eine Gelegenheit gewartet hatte, einen unliebsamen Konkurrenten aus dem Weg zu schaffen? Aber Arigund hatte angenommen, Wirtho wäre in Berta verliebt. Was war es dann,

was er von der Zofe wollte? Von draußen war hektisches Rufen zu hören. Jemand pochte energisch gegen das Scheunentor. Arigund wurde nervös. Was konnte sie für Matthias tun? Auf die Schnelle vermutlich gar nichts, aber mit Reimar sprechen ginge immerhin.

»Hm«, meinte die Kaufmannstochter. »Immerhin ist Zeit gewonnen, bis der Truchsess zurückkehrt. Er ist bei Bertas Vater, um für Wirtho zu werben. Weiß der Himmel, wie lange das dauert. Bis dahin versuche ich bei Reimar in Erfahrung zu bringen, womit Matthias zu rechnen hat.«

Arigund erhob sich. Gerade rechtzeitig, denn die Tür wurde aufgerissen und Knechte lugten durch die Türöffnung.

»Verzeiht, Herrin, aber wir müssten ...«, entschuldigten sie sich. Erneut ergriff Annelies Arigunds Hand. »Könntet Ihr nicht bei Frau Berta ein gutes Wort für Matthias einlegen? Auf sie hört Wirtho gewiss.«

Traurig schüttelte ihre Herrin den Kopf und zog ihre Hand zurück. »Ich befürchte, Berta hat kein offenes Ohr für solche Angelegenheiten.«

»Vielleicht aber doch«, beharrte Annelies und versuchte wieder nach der Hand zu greifen. Es schmerzte Arigund, ihre Zofe so zu sehen, aber jetzt war weder Zeit noch Ort, die Angelegenheit in Annelies' Sinne zu regeln. Als Herrin konnte sie für ihr Kammermädchen in diesem Augenblick nicht mehr tun, als sie zu trösten.

»Es würde seine Lage nur verschlimmern, aber ich verspreche zu tun, was ich kann. Lass den Mut nicht sinken, Annelies, ja?«

Mit hängenden Schultern schlurfte die Zofe davon. Ohne weiter darüber nachzudenken, wandte sie sich dem Ort zu, wo sie immer Zuflucht gesucht hatte, der Küche.

Eine gewaltige Dampf Wolke quoll dem Mädchen entgegen. Hier drin war die Luft zum Schneiden dick, und die Gespräche waren erstaunlich wortkarg. Annelies entdeckte durch ihre verquollenen Augen hindurch einen Korb mit verschrumpelten Äpfeln, griff sich ein kleines Messer und begann sie zu schälen. Und dann geschah etwas Seltsames. Die alte Resl, von der Annelies bislang kaum mehr als nur ein ärgerliches Gurren gehört hatte, setzte sich neben sie, um ihr zu helfen. Zwei weitere Mägde kamen ebenfalls dazu. Im Nu war der Korb geleert, und das Obst lag geschält auf dem Holzbrett. Annelies sah die Resl an.

»Weißt, Annelies«, nuschelte die Alte mit zahnlosem Mund, »des ist mein Derndl gewesen, die der Matthias vom Heuwagerl g'holt hat und schwanger is a no.«

Die Lippen der Alten bebten. »Vierzehn Enkerl hab i etza und des eine, des wollat i doch a no seh'n.«

Die beiden anderen Mädchen tätschelten der Resl die Schulter und redeten ihr gut zu: »Scho, scho Oma, a Bua wird's g'wiss, wirst sehn, und der soll dann a Matthias heißen.«

Sofort liefen Annelies neue Tränen übers Gesicht. Eine fleckige Hand legte sich auf ihre. »Brauchst net so fest leschen. Des wird scho wieder.«

Die beiden Mägde nickten. Eine reichte ihr eine Schale mit Wasser, damit sie sich das verheulte Gesicht waschen konnte. Der Koch drückte Annelies wortlos eine Schale süßen Getreidebrei in die Hände, verzog sich dann aber und schimpfte unverständliche Worte hinter seinen Töpfen und Zuber.

»Ich weiß ja nicht mal, ob er noch am Leben ist«, seufzte Annelies endlich.

»Mir passa scho auf erm auf«, beruhigte sie die Alte, doch Annelies sah sie zweifelnd an.

»Wir kleinen Leut haben auch so unsere Möglichkeiten«, deutete die jüngere Magd an. »Gehst nachher mit, dann siehst des scho.«

Arigund hatte sich die Geschichte von Matthias' »Vergehen« noch von anderen Zeugen schildern lassen. Je häufiger sie ihr berichtet wurde, umso wütender wurde sie. Matthias war kein Verbrecher, sondern ein Held. Er hatte sein Leben riskiert, um das der anderen zu retten, und dafür wollte Wirtho ihn hängen sehen. Es war absurd. Am liebsten hätte Arigund den zukünftigen Truchsess an seinen abstehenden Ohren gepackt und ihn gezwungen, Matthias eigenhändig aus dem Loch zu holen. Dieser Ritter war widerwärtig und ungerecht. Ein Tyrann. Kochend vor Wut rannte die Kaufmannstochter durch den strömenden Regen über den Hof, ohne auf die unzähligen Pfützen zu achten. Das Wasser spritzte ihr bis zu den Knien hoch. Die wenigen Knechte, die damit beschäftigt waren, die letzten Schafe in Sicherheit zu bringen, sahen ihr kopfschüttelnd nach. Die Abstände zwischen Blitz und Donner wurden immer kürzer, der Regen prasselte heftiger. Die Bruthitze des Nachmittags war von einem kalten Ostwind fortgeweht worden, und der Himmel hatte sich rabenschwarz zugezogen. Arigund spähte zu den Männern herüber. Sie suchte nach dem einzigen Menschen, von dem sie glaubte, dass er ihr helfen könnte. Sie schirmte die Hand mit den Augen ab.

»He, habt ihr Herrn Reimar gesehen?«, rief Arigund durch den Sturm den Knechten zu. Doch die schüttelten bloß den Kopf.

»Der ist bestimmt schon drinnen in der Halle«, mutmaßte schließlich einer.

Das Mädchen nickte, raffte die Röcke und rannte zum großen Tor. Die Fackeln im Eingangsbereich flackerten aufgeregt, als der Wind in den Innenraum fegte.

»Tür zu!«, brüllte jemand. In der Burg herrschte dichtes Gedränge. Es roch nach nassem Leder und Schweiß. Die Frondienstler und Bauern, die sonst im Hof verköstigt wurden, hatten allesamt in der Burg Zuflucht gesucht. Einige löffelten bereits ihre Schüsseln mit Getreidebrei, andere versuchten sich zur Essensausgabe vorzudrängen. Arigund musste die Ellbogen benutzen, um sich einen Weg zu bahnen. Sie fragte immer wieder nach Reimar, doch niemand hatte ihn gesehen. In der Mitte der großen Halle entdeckte die Kaufmannstochter schließlich Kunigund von Brenenberg. Eigenhändig verteilte die Burgherrin das Essen an die hungrigen Menschen, eine Anerkennung an die Leistung des heutigen Tages und eine versöhnliche Geste wegen des Vorfalls mit Matthias. Berta stand lächelnd an ihrer Seite und reichte das Brot. Arigund kämpfte sich nach vorne.

»Da bist du ja«, meinte das Adelsfräulein lediglich. Dann deutete sie auf den fast leeren Korb neben sich. »Wir brauchen noch mehr Brot. Sagst du in der Küche Bescheid?«

Arigund nickte. »Ich suche Reimar. Hast du ihn gesehen, Berta?«

Das Mädchen zuckte lediglich mit den Schultern und meinte: »Keine Ahnung, wo der ist. Was willst du denn von ihm?«

Bei der Nennung des Namens war Frau Kunigund aufmerksam geworden und wandte sich jetzt an die Mädchen: »Reimar? Hilft der nicht bei den Schafen?«

Arigund hatte sich anfangs gewundert, dass die Burgherrin sich so sehr um das Wohl ihrer vierbeinigen Wolllieferanten bekümmerte und deren Versorgung allerhöchstens an ihren Zweitgeborenen abtrat. Mittlerweile wusste sie, dass die Schafe und deren Wolle zu den wichtigsten Einnahmequellen der Burg gehörten. Insofern war es nicht verwunderlich, dass die wertvollsten Tiere stets in der Nähe geweidet und nachts in den Ställen verwahrt wurden.

Die Burgherrin schaute Arigund erwartungsvoll an, doch die schüttelte den Kopf. »Ich war dort. Die Knechte haben ihn nicht gesehen.«

Ein ängstliches Flackern huschte über das Gesicht der Frau Kunigund. »Sei so gut, Kind, und sage mir Bescheid, sobald du ihn gefunden hast.«

Arigund verabschiedete sich mit einem raschen Knicks und schlängelte sich zur Küche durch. Hastig gab sie die Anweisung, mehr Brot in die Halle zu bringen, und erkundigte sich erneut nach Reimar. Vergeblich. In einer Ecke, das Schälmesser in der Hand und mit verquollenen Augen, hockte Annelies. Eine alte Frau hatte tröstend die Hand auf ihre Schulter gelegt. Sehnsüchtig blickte die Kaufmannstochter hinüber. Annelies hatte scheinbar Menschen gefunden, die es gut mit ihr meinten. Einen Augenblick spürte Arigund den unbändigen Drang, sich der kleinen Gruppe anzuschließen. Doch ihr Platz war an einer anderen Stelle. Wenn es ihr nur gelänge, Reimar aufzutreiben, dann könnten sie vielleicht gemeinsam einen Weg finden, Matthias zu helfen. Ob sie doch noch einmal zum Schafstall gehen sollte? Ansonsten blieb nur die Waffenkammer, in die die Ritter ausgewichen waren, seit die Halle vom einfachen Volk belagert wurde. Vielleicht musste Reimar ja Knappendienste leisten, oder er vertrieb sich einfach nur die Zeit mit den Männern. Allerdings hatte der junge Brennborg ihr anvertraut, dass er sich nach Möglichkeit von den Rittern fernhielt, vor allem, wenn Wirtho unter ihnen war. Der nämlich liebte es, seinen kleinen Bruder vor den anderen bloßzustellen und wegen seiner geringen Körperkraft aufzuziehen. Auch Arigund graute es, in die Waffenkammer zu gehen. Auf dem Weg dorthin suchte sie fieberhaft nach plausiblen Begründungen, weshalb sie Reimar sprechen wollte, aber keine schien ihr besonders überzeugend. Schließlich entschloss sie sich zu der Behauptung, Frau Kunigund verlange nach ihrem Sohn, was sogar ein ganz klein wenig der Wahrheit entsprach.

Energisch klopfte sie an, atmete tief durch und öffnete die Tür. Drinnen stank es noch schlimmer als in der Halle. Der Raum war voller lärmender Männer. An dem hölzernen Tisch in der Mitte, auf dem eigentlich die Speisen angerichtet wurden, saß Wirtho mit drei Rittern, jeder von ihnen mit einem Krug voll Bier, vor ihnen ein Würfelspiel. Die große Platte mit Hühnchen, eine Schüssel mit gekochten Brennnesseln, den Getreidebrei und einen riesigen Laib Brot hatten die Ritter in eine Ecke auf den Boden verbannt. Drei Knappen mussten das Abendessen gegen die Hunde verteidigen. Dem Fluch nach zu urteilen, den der zukünftige Burgherr ausstieß, hatte er gerade eine größere Summe an seine Mitspieler verloren. Sein Blick fiel auf Arigund. Böse stierte er sie mit blutunterlaufenen Augen an. »Was willst du denn?«, lallte er. »Suchst du etwa wieder deine Maultiere? Hier sind sie nicht versteckt.«

Einen Moment brütete der Ritter vor sich hin, dann maulte er: »Du kannst sie ohnehin zurückhaben. Die Biester sind vom Teufel besessen. Die halbe Ernte ist dahin, liegt klitschnass auf den Felsen.«

Arigund rührte sich nicht und antwortete scheinbar ohne großes Interesse. »Wenn es Euer Wille ist, Wirtho von Brennborg, so sei es. Ich werde die Tiere meines Vaters wieder in Besitz nehmen. Allerdings schickte mich lediglich die Herrin Kunigund den Herrn Reimar holen.«

Wirtho lachte laut auf. »Den suchst du in der Waffenkammer vergebens. Hier sitzen Männer, die Schwerter zu führen wissen und nicht an Lauten zupfen. Ich bin mir allerdings sicher, dass dir von denen da« – er machte eine ausladende Geste mit dem Arm – »gerne einer mit seiner Lanze zu Diensten sein wird, Jungfer Arigund.«

Wirtho machte eine obszöne Geste. Die Ritter grinsten anzüglich. Einige der jüngeren machten Wirthos Handbewegungen nach und leckten sich über die Lippen.

»Nun ist es aber gut«, fuhr der Waffenmeister dazwischen. »Das ist kein Benehmen für junge Ritter.«

Der Mann beugte sein schon leicht ergrautes Haupt. »Verzeiht, meine Dame. Den Herrn Reimar

findet ihr im Stall bei den Schafen, wo er die Vollständigkeit der Herde prüft.«

Die älteren Ritter wandten sich wieder ihren vorherigen Tätigkeiten zu. Der Spaß war vorbei. Die jungen senkten immer noch grinsend die Köpfe. Allzu oft schon hatte Wirtho darauf hingewiesen, dass Arigund keine »edle Dame« sei, sondern nur ein »Krämermädchen« aus der Stadt, und was von denen zu halten sei, das wisse doch wohl jeder. Insgeheim schlossen sie Wetten ab, wem die »Kleine« ihre Gunst als Erstem gewähren würde. Der Waffenmeister blickte finster in die Runde. »Es wütet ein übles Wetter draußen. Ich begleite euch besser.«

Seine mächtigen Arme stießen die beschlagene Tür der Waffenkammer auf. Arigund folgte der Aufforderung und wandte sich zum Gehen. Im Gang blieb der riesige Mann stehen und versperrte dem Mädchen den Weg. »Auf ein Wort, meine Dame.«

Arigund sah erwartungsvoll zu ihm hoch.

»Die Waffenkammer ist kein Ort für ein Mädchen. Falls die Herrin Euch noch einmal nach einem Ritter sendet, so beauftragt einen Knecht, den Gang für Euch zu machen.«

Sein Tonfall zeigte deutlich, dass er Arigund die Lüge nicht abgenommen hatte. Sie senkte den Kopf. Immerhin hatte er sie nicht vor den anderen Männern bloßgestellt und verlor keine weiteren Worte. Mit mächtigen Schritten wandte er sich den Ställen zu. Sobald sie das schützende Gebäude verlassen hatten, klatschten ihnen Wasserfluten ins Gesicht. Es schien keinen Unterschied mehr zwischen Himmel und Erde zu geben. Arigunds Kleid war komplett durchnässt, obwohl es nur wenige Schritte bis zum Schafstall waren. Dort roch es muffig. Eine Dampfwolke umgab die aufgeregten Muttertiere, die hektisch nach ihren Lämmern blökten. Ein Hirte hing halb auf den hölzernen Stangen des Pferchs und versuchte den Überblick zu behalten, ein anderer warf Heu in die Raufen. Er schaute neugierig herüber, als er den Waffenmeister erkannte. Der Ritter betrat den Schafstall nur selten.

»Bursche, wo ist der Herr Reimar?«, herrschte der Waffenmeister den Schafhirten an.

»Ich weiß es nicht, Herr«, antwortete der Knecht.

»Überwachte er nicht den Auftrieb der Schafe?«, hakte der Ritter nach.

»Gewiss, Herr. Vorhin zählte er die Tiere. Dann verließ er den Stall.«

»Und wo ist er hin?«

»Ich nehme an, er ist in der großen Halle.«

»Dort ist er nicht«, widersprach Arigund. »Und auch sonst nirgendwo. Ich habe schon überall nachgesehen.«

Der Waffenmeister durchbohrte den Hirten mit seinem Blick.

»Du weißt doch was!«, herrschte der Ritter den Mann an. Der Knecht drehte die Mütze in den Händen. »Herr, es fehlt eines der Schafe, genauer gesagt das Lieblingsschaf der Herrin.«

»Tölpel, hast du es etwa verloren?« Der Waffenmeister versuchte den Hirten an den Haaren zu packen, der aber duckte sich und flüchtete hinter einen Balken.

»Ich hab es behütet wie meinen Augapfel, und es war gewiss den ganzen Tag bei der Herde, aber dann mussten wir sie rasch zurück zur Burg treiben, wegen des Wetters. Vielleicht hat sich das Schaf verkrochen. Es steht kurz vor dem Lamm. Da sind die Schafe oft eigenwillig.«

»Verdammt sollst du sein!«, fluchte der Ritter.

Arigund blieb beinahe das Herz stehen. Reimar würde doch nicht bei diesem Unwetter wegen eines Schafs die sichere Burg verlassen?

»Man muss einen Suchtrupp zusammenstellen!«, forderte Arigund, und ihre Stimme nahm einen schrillen Ton an.

»Ich weiß selbst, was ich zu tun habe!«, knurrte der Ritter. »Ihr geht jetzt erst einmal in die

große Halle zurück.« An den Schafhirten gewandt fuhr er fort: »Wo stand die Herde zuletzt?«
»Auf der unteren Hangweide, dort wo vor Kurzem die jungen Stuten weideten.«
»Wenn Reimar klug war, so hat er im Wald Schutz gesucht«, murmelte der Ritter.
»Oder unter der Eiche«, meinte Arigund und erntete einen scharfen Blick des Waffenmeisters.
»Woher kennt Ihr denn diesen Baum?«, rutschte es ihm heraus.

Arigund kam nicht mehr dazu zu antworten. Ein gewaltiger Blitz, begleitet von einem lauten Knall, ließ sie zusammenzucken. Das Dach hallte wider von heftigem Trommelwirbel. Arigund rannte zur Tür und spähte hinaus. Hagelkörner von der Größe reifer Kirschen prallten auf den Burghof.

Reimar wird gewiss erschlagen!, fuhr es Arigund durch den Kopf, und zu ihrem eigenen Erstaunen sammelten sich Tränen in ihren Augenwinkeln. Ein weiteres gewaltiges Krachen ließ die Wände beben. Im selben Augenblick wurde es taghell. Arigund sprang zurück in den Stall und prallte dabei gegen den Waffenmeister. Der Wind fegte durch den Schafstall. Lämmer blöken erschrocken, als der nächste Blitz über der Burg zuckte und sofort vom folgenden Donner übertönt wurde. Arigund klammerte sich ängstlich am Arm des Ritters fest. Sie hatte schon so manches Gewitter in Regensburg erlebt, aber dieses hier schien Burg Brennborg in den Schlund der Hölle zerren zu wollen. Hektisches Geläut riss das Mädchen aus seiner Starre.

»Feuer!«, riefen laute Stimmen durch den Hagel, der sich erneut in Regen zu verwandeln begann.

»Mist!«, fluchte der Waffenmeister, schüttelte das Mädchen ab und stürmte aus dem Stall. Arigund stand da wie ein begossener Pudel. »Reimar«, flüsterte sie. »Keiner wird jetzt noch nach ihm suchen.«

Später sollten die Leute munkeln, Wirtho selbst habe das Unglück heraufbeschworen, als er sich an einem Unschuldigen vergriff. Der Blitz hatte in die Kastanie neben dem Pferdestall eingeschlagen. Die brennende Krone des Baumes war gebrochen und auf das Strohdach gefallen, das lichterloh in Flammen stand. Binnen weniger Augenblicke war der Hof voller Menschen, die in Panik hin und her rannten. Es war der Waffenmeister, nicht etwa Wirtho, der eine Löschreihe bilden ließ, die schwere Wassereimer von Hand zu Hand reichte, sowie Knechte in den Stall schickte, die Pferde herauszutreiben. Kaum losgemacht, stürmten die verängstigten Tiere panisch auf den Hof. Erst später entdeckte Arigund den zukünftigen Truchsess, der mehrfach vergeblich nach Maestoso, seinem Hengst, rief und schließlich brüllte, man müsse sofort jemanden in das mittlerweile vollständig in Flammen gehüllte Gebäude schicken, das wertvolle Tier zu retten.

Arigund stand schwankend im strömenden Regen und sah sich um. Niemand schien an Reimar und das abgängige Schaf auch nur einen Gedanken zu verschwenden. Zweimal versuchte sie, einen der an ihr vorbeieilenden Knechte aufzuhalten, aber die drängten sie einfach zur Seite und hasteten weiter. Arigunds Blick fiel auf den Eingang der Burgkapelle. Vielleicht war dort jemand, der mit ihr hinunter zur Eiche gehen konnte. Eilig rannte sie hinüber und zerrte an der eisenbeschlagenen Holztür. Eine Bö fuhr unter die Holzschindeln. Wild wirbelten die Bretter durch die Luft und zerbarsten krachend an der Burgmauer. Arigund schrie auf. In diesem Augenblick öffnete sich die Kirchentür und eine hagere Gestalt erschien wie aus dem Nichts.

»Pater Anselm?«, rief Arigund erleichtert, »Euch schickt der Himmel!«

Mit einer Kraft, die man dem ausgezehnten Körper kaum zugetraut hätte, stemmte sich der Mönch gegen den Sturm. Die Pforte öffnete sich. »Hinein, rasch!«, brüllte der Geistliche gegen das immer rasender wütende Unwetter an. Arigund schüttelte energisch den Kopf. »Reimar, er ist noch draußen!«, rief sie dem Pater entgegen.

Der Geistliche zog sie trotzdem in die Kirche hinein.

»Er sucht das Lieblingsschaf der Herrin Kunigund«, erklärte das Mädchen hektisch.

»Vermutlich hat es sich unten an der Pferdeweide verlaufen.«

Pater Anselm musterte die junge DeCapella. Ihr Kleid war vollkommen durchweicht. Das feine Leinen klebte an ihrem Körper und gab mehr von den weiblichen Formen preis, als es verhüllte.

»Woher willst du das wissen, Tochter?« Pater Anselms Stimme hatte etwas Lauerndes.

»Der Hirte hat es gesagt. Wir müssen Reimar suchen. Bestimmt braucht er Hilfe.«

Der Mönch schien einen Moment zu zögern, doch dann nickte er. »Warte!«, wies er Arigund an, verschwand, um kurz darauf mit zwei derben Mänteln zurückzukommen. Dann griff er nach der Hand des Mädchens und zog es mit sich. Halb blind vom Regen und bei jedem weiteren Blitz heftig zusammenzuckend, stolperte Arigund hinter Pater Anselm her. Der stemmte sich gegen die Sintflut, als wäre er Noah persönlich. Im Licht der Blitze kämpften sich die beiden zur Vorburg und von dort über den mittlerweile gefährlich glatten Weg herunter zu der Pferdeweide. Der nächste Blitz erleuchtete das abgefressene Stück Grasland. Von Reimar war nichts zu sehen.

»Vielleicht hat er im Wald Schutz gesucht?«, meinte Arigund hoffnungsvoll.

»Hoffentlich nicht«, erwiderte der Mönch. »Dorthin ziehen sich die Wildschweine bei Unwetter zurück.«

Davon hatte der Ritter nichts erwähnt. Arigund erschauerte. Weder sie noch der Mönch hatten eine Waffe dabei.

»Wir sollten zur Burg zurückgehen«, schlug der Pater vor. »Vielleicht ist Reimar ja inzwischen dort.«

Zu gern hätte Arigund dem Vorschlag zugestimmt. Es gab mittlerweile nicht einen trockenen Faden mehr an ihrem Gewand. Trotzdem deutete sie auf die Eiche am anderen Ende der Weide. »Ich glaube, dort drüben ist etwas!«, rief sie und machte sich von Pater Anselms Hand los. Der schüttelte den Kopf und folgte dem Mädchen widerstrebend. Mehr rutschend und immer wieder hinter den mächtigen Steinen Schutz suchend, überquerten die beiden den Hang und erreichten endlich die Gruppe mit der mächtigen Eiche. Atemlos schlüpfte Arigund zwischen den niedrig hängenden Ästen durch. Pater Anselm folgte ihr zögernd. Er wusste nur zu gut, welch sündiges Treiben sich am Fuße dieses Stammes schon zugetragen hatte, und es passte ihm gar nicht, dass Arigund die Stelle offensichtlich kannte. Er würde sie in der nächsten Beichte danach fragen müssen. Hatte er sich durch ihre Engelsstimme und ihre unschuldigen Augen täuschen lassen? Doch es blieb ihm keine Zeit, darüber nachzusinnen. Ein spitzer Schrei fesselte seine Aufmerksamkeit.

»Reimar!«, rief Arigund. »Da bist du ja.«

Wirthos Bruder hockte zusammengekauert neben einem mächtigen Schaf, das schwer atmend neben ihm lag. Auf seinem Schoß hielt er ein, nein zwei strampelnde Lämmer. Auch er schien erleichtert, als er das Mädchen und den Pater entdeckte.

»Der Heiligen Jungfrau sei Dank«, seufzte er erleichtert.

»Du machst vielleicht Sachen, mein Sohn«, mahnte Pater Anselm. »Wir waren in heller Aufregung um dich.«

Der Knappe zuckte linkisch mit den Schultern. »Ich musste doch nach Löckchen suchen. Sie war nicht bei der Herde, und der Hirte wusste nicht, wo sie geblieben war. Mutter wäre untröstlich gewesen, wenn wir sie verloren hätten.«

Sanft streichelte er über den kantigen Kopf des Tieres. »Schaut, sie dankt uns unsere Fürsorge gleich mit zwei Lämmern.«

»Ich schätze, die Herrin Kunigund wäre noch viel aufgebrachter gewesen, wäre dir etwas geschehen, mein Sohn«, tadelte Pater Anselm. »Jedenfalls sollten wir uns sputen, zur Burg zurückzukommen.«

»Das wird nicht so einfach sein«, meinte Reimar. »Löckchen ist von der Geburt sehr mitgenommen. Sie ist zu schwach, um durch den Sturm zu laufen.«

Der Pater kniete sich neben das Schaf und tätschelte seinen Leib. »Wir werden sie tragen müssen«, stellte er fest.

»Bei dem Sturm?«, wandte Arigund ein. »Wir sind ja kaum den Berg heruntergekommen. Wie sollen wir da wieder hinaufgelangen?«

»In der Tat«, stimmte Reimar zu. »Vor allem, weil ich mir den Knöchel verstaucht habe, als ich es vorhin allein mit den beiden Lämmern versuchte.«

»Besser, wir bleiben hier, bis sich das Wetter verzogen hat.«

Der Pater schaute bedenklich drein. »Dann wird es allerdings stockfinstere Nacht sein, und wir werden keine Fackel haben, uns den Weg zu leuchten. Ich denke, ich gehe besser Hilfe holen. Ihr bleibt hier und nehmt euch vor den Schweinen in Acht.«

Arigund sah zu Reimar. Der deutete ihren Blick falsch und meinte: »Fürchte dich nicht, Arigund! Ich werde dich beschützen.« Mit der Hand wies er auf ein fein gearbeitetes Messer, das griffbereit neben ihm lag.

Ungewollt musste das Mädchen lächeln. Der Pater nickte lediglich und sagte: »Ich komme so

schnell wie möglich zurück.«

Nach dem nächsten Blitz war er verschwunden. Unschlüssig stand Arigund da und blickte auf den schwächtigen Jungen herunter. Reimar streckte seine Hand aus.

»Magst du dich nicht zu mir setzen?«, lud er sie ein. Arigund sah in sein bleiches Gesicht. Seine Lippen zitterten vor Kälte, und seine Hand war eiskalt. Auch Arigund fror erbärmlich, aber sie hatte wenigstens Pater Anselms Mantel. Wortlos setzte sie sich neben den Jungen, und schlang das Kleidungsstück um sie beide.

»Wir sollten lieber Löckchen damit zudecken«, meinte Reimar. »Ich glaube, sie hat viel Blut verloren.«

Der Junge streichelte dem Schaf besorgt über den Hals. Das Tier hob den klobigen Kopf und blökte leise nach seinen Lämmern. Strampelnd versuchte es, auf die Beine zu kommen, doch es war einfach noch zu schwach. Reimar sah Arigund flehend an, als müsste sie wissen, was jetzt zu tun sei.

»Aber was ist denn mit dir?«, fragte das Mädchen unsicher und schüttelte verständnislos den Kopf. »Du bist vollkommen durchgefroren und wirst dir den Tod holen.« Was kümmerte den Knappen ein Schaf mehr oder weniger? Fanden nicht alle früher oder später den Tod durch die Hand des Metzgers? Doch dann sah sie die erwartungsvollen Augen Reimars. Wortlos reichte sie dem Jungen den Mantel. Der breitete ihn fürsorglich über das Schaf und die beiden ebenfalls zitternden Lämmer. Ein weiterer Donner ließ die Kinder zusammenzucken. Reimar ergriff Arigunds Hand.

»Mich wärmt am meisten der Gedanke, dass du dich in Sorge nach mir auf den Weg gemacht hast. Das ...« – der Junge errötete leicht – »... das hat noch nie jemand für mich getan. Und wenn wir uns nun ganz dicht aneinandersetzen und uns mit einem Lied ablenken«, flüsterte der Knappe, »dann wird gewiss auch dir bald wieder wärmer.«

Er rückte noch ein Stück näher an Arigund heran. Verwundert stellte Arigund fest, dass tatsächlich ein heißer Schauer von den Stellen ausging, an denen sich ihre Körper berührten. Reimar schlang seinen Arm um ihre Hüften und schloss verträumt die Augen. Arigund überlegte, ob sie jetzt gleich die Sache mit Matthias ansprechen sollte, beschloss dann aber, sich lieber direkt an die Burgherrin zu wenden.

Annelies, die alte Resl und ihre Enkelin Luise stapften wortlos durch den schweren Regen zum Bergfried, in dessen Erdgeschoss sich das Verlies befand. Während Annelies vor sich hin stierte, plapperten die beiden anderen eifrig über das Wetter und was es wohl mit der ausstehenden Getreideernte machen würde – ganz so, als wäre der Besuch im »Loch« ihr alltäglicher Gang. Erstaunlicherweise schien auch niemand die beiden anhalten zu wollen. Unbehelligt stiegen sie die hölzerne Leiter zum Eingang hoch. Erst der Wachknecht, ein hoch aufgeschossener Kerl mit Zähnen wie ein Feldhase, der auf einem hölzernen Stuhl neben einer Klappe im Boden vor sich hin dämmerte, machte dem ein Ende. Das Scharren ihrer Füße hatte ihn aus seinen Träumen gerissen.

»Was wollt ihr!«, herrschte der Türmer die Frauen an.

Resl schielte unter ihrem Buckel herauf und grinste zahnlos. »Da schau her, der Ferdl«, kicherte sie dann. »Im Palas fressen's wie die Schweine, aber di haben's vergessen hier.«

Der Wachmann starrte auf den leeren Bierkrug und schaute traurig drein. »Scho, scho«, bestätigte er.

Resl begann aufwendig in dem Korb zu kramen, den die Luise neben sie gestellt hatte. Der Wachmann machte Stielaugen. Köstlicher Duft von Braten und frischem Brot verbreitete sich.

»Jetzt schau amol her«, lockte Resl und öffnete ein Tuch, aus dem Bratensaft tropfte. »Des is was Feines, und des gehört dir, und alleins brauchst es auch net zu essen.« Resl reckte ihr vorstehendes Kinn in Richtung Luise. Der Wachknecht bekam Stielaugen und leckte sich über die Lippen. Die Alte kicherte wieder, als Ferdl versuchte, sich das Essen einzuverleiben. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit zog sie den Korb weg und angelte gleichzeitig mit ihren spinnenartigen Fingern nach dem Schlüssel, den der Türmer an seinem Gürtel trug. Der Wachknecht zuckte zurück und sah sich unsicher um. »Das darf i net. Der Herr Wirtho hat's verboten.«

»Papperlapapp. Wie soll na des rauskommen? Die san alle unten in der Halle und saufen und fressen.«

Ferdl's Augen blickten sehnsüchtig zum Korb, doch dann stellte er sich entschlossen auf die Falltür, verschränkte die Arme vor der Brust und brummte: »Befehl ist Befehl. Ich darf euch nicht aufmachen.«

Resl zuckte mit den Schultern, reichte Luise ein Stück Braten und begann genüsslich zu kauen. Ferdl litt Höllenqualen. Angestrengt dachte er nach, während er abwechselnd den Korb und Luise lüstern ansah. Schließlich schlug er vor: »Ich könnte dem Gefangenen nachher Essen runterlassen, wenn ihr mir was abgebt. Ist ja eigentlich kein übler Kerl, der Matthias.«

Annelies wurde das Herz schwer. Ihr Unterfangen war offensichtlich zum Scheitern verurteilt. Der Weg zu dem Reitknecht blieb versperrt, und zu essen würde er auch nichts bekommen, denn dass Ferdl ihm etwas von den Leckereien herunterlassen würde, das war mehr als zweifelhaft. Für sie grenzte es sowieso an ein Wunder, dass man die drei Frauen nicht zur Herrschaft brachte, verstießen sie doch offensichtlich gegen mehr als nur ein Verbot. Resl allerdings schien sich noch nicht geschlagen geben zu wollen. »Des is a feiner Zug von dir, aber schau, die Luise, die wollt scho immer mal wissen wie a so a Türmer wohnt. Magst ihr net amol die Kammer zeigen?«

Luise trat einen Schritt auf den Soldaten zu. Scheinbar zufällig verrutschte dabei ihr Tuch und bot einen tiefen Einblick in ihr Dirndl. Ihre Hand streifte Ferdl's Hüfte, und während sie den Schlüssel von Ferdl's Gürtel löste, gurrte sie: »Komm, lass uns Braten und Bier mit nach oben

nehmen. Da ist es viel gemütlicher.«

Spielerisch schlängelte sie ihn zu der steinernen Treppe, die in den zweiten Stock führte. Während sie Resl den Schlüssel unauffällig in die Hand drückte, schwenkte sie ihre ausladenden Hüften. »Oder hast du keine Lust?«

Hilfesuchend sah sich der Wachmann um und versuchte seinen Schlüssel wiederzubekommen. Die Magd drängte sich an ihn, kraulte ihm den Bart und hatte augenblicklich wieder seine volle Aufmerksamkeit. »Von mir aus«, seufzte Ferdl, »aber nur ganz schnell.«

»Das is ganz und gar deine Entscheidung«, meinte Resl zufrieden. Unauffällig drückte sie Luise etwas in die Hand, was für Annelies wie eine Schweinsblase aussah. Die beiden verschwanden nach oben, man hörte sie kichern und schmatzen. Resl steckte den rostigen Schlüssel in das Schloss, doch es brauchte Annelies' kräftige Hände, um die Falltür vom Angstloch anzuheben. Bestialischer Gestank nach Moder, Urin und Rattenmist drang aus dem Loch. Unten war es stockfinster. Resl schickte Annelies nach einer Fackel.

»Matthias«, krächzte die Alte.

Ein Stöhnen drang aus der Dunkelheit.

Annelies kam mit der Fackel und leuchtete in die Tiefe. Die Ratten verkrochen sich kreischend. Auf dem Boden lag eine leblose Gestalt: Matthias. Annelies kamen erneut die Tränen.

»Du musst mich mit der Haspel herunterlassen«, befahl die Alte und deutete auf einen Knüppel, der an einem derben Seil hing. Er war gerade so breit, dass man sich draufhocken konnte und trotzdem durch das Angstloch passte. Resl zog den Knüppel zu sich herüber und nahm ihn zwischen die Beine. Das andere Ende des Seils reichte sie Annelies.

»Mach schon, so viel Zeit haben wir nicht!«, befahl sie. Annelies schluckte. Zwar war sie kräftig und Arbeit gewohnt, aber es ging mindestens zehn Ellen in die Tiefe. Ob sie es schaffte, die Alte so lange zu halten und dann auch noch wieder heraufzuziehen? Versuchen musste sie es! Tatsächlich war es leichter, als sie gedacht hatte. Im Nu stand Resl im Loch. »Die Fackel und den Korb«, gab die Kräuterfrau weitere Anweisungen. »Binde beides an den Knüppel!«

Annelies tat wie ihr geheißen. Kurze Zeit später erhellte das flackernde Feuer Matthias' Gefängnis. Die steinernen Wände waren schwarz und glänzten feucht. Der Boden bestand aus dem grauen Felsen, auf dem die ganze Burg stand. Man hatte Matthias ganz offensichtlich einfach ins Loch geworfen und die Falltür geschlossen. Er war kaum wiederzuerkennen. Sein Gesicht war geschwollen, die Nase fast doppelt so dick wie zuvor. Als der Lichtschein ihn traf, versuchte er die Augen zu öffnen, was ihm jedoch nur mit einem gelang. Resl kniete sich neben den Verletzten und schüttelte den Kopf. »Eieiei, di ham's aber sauber zugerichtet«, murmelte sie und Annelies befahl sie: »Lass Wasser runter. Hinter dir steht a Eimer.«

Das Mädchen tat, wie ihm geheißen. Behutsam wischte Resl dem Knecht Blut und Dreck aus dem Gesicht. »Also, die Nasn is brocha«, erklärte sie. »Wern ma richten müssen, sonst dastickst uns no.«

Bevor der Knecht seine Zustimmung geben konnte, hatte die Alte schon zugepackt. Matthias schrie auf.

»Etza aber, werst dich doch net so gehen lassen vor dem Derndl«, schimpfte Resl.

Matthias dreht den Kopf etwas. Annelies beugte sich über das Loch, sodass er ihr Gesicht erkennen konnte. Kurz schien er sie tatsächlich anzusehen. Er versuchte etwas zu sagen, doch es kamen nur unverständliche Laute aus seinem Mund. Annelies tropften heiße Tränen in die Tiefe. Wie gern hätte sie jetzt einfach nur seine Hand gehalten, während Resl Arnikasalbe auf die geschwollene Nase auftrug. Als die Alte ihm das Hemd aufknöpfte, stockte dem Mädchen der

Atem. Unzählige blaue Flecken übersäten den muskulösen Körper. Etwas zischte. Schwarzer Rauch stieg neben Annelies hoch.

»Pass doch auf«, fauchte die Resl sie an, »mir ham nur des eine Licht.«

Doch dann zwinkerte sie dem Mädchen versöhnlich zu. »Derfst scho hinschau'n. Is a strammer Bursch, der Rossknecht.«

Gewesen, dachte Annelies bitter und seufzte.

»Etz wird's a bisserl wehtun, Matthias. Wir müssen die gebrochenen Rippen verbinden.«

Obwohl sie sehr vorsichtig war, schrie der Knecht mehrfach vor Schmerzen auf. Völlig entkräftet schloss er die Augen, als Resl ihre Arbeit beendet hatte. Doch die gab noch keine Ruhe. »Geh weiter, du musst noch was in'n Magen kriegen, Bürscherl«, spornete sie ihn an und gab Annelies Zeichen, vorsichtig den hohlen Kürbis mit der Hühnerbrühe herabzulassen.

Ohne auf Matthias' Protest zu achten, flößte sie ihm die lauwarme Suppe löffelweise ein und gab erst Ruhe, nachdem er alles aufgegessen hatte. Annelies waren die Beine eingeschlafen, weil sie die ganze Zeit vor dem Loch gehockt hatte. Jetzt drängte die Alte zum Aufbruch.

»Hol mich wieder rauf, Annelies!«, rief sie von unten, während sie hurtig ihre Sachen zusammenraffte. Es war schwer für das Mädchen, die Resl mit der Winde nach oben zu ziehen, aber sie schaffte es. Gemeinsam schlossen sie die Falltür und sperren ab. Mehr konnten sie nicht tun. Ohne dass man sie gerufen hätte, kletterte Luise die Holzleiter herunter. Sie hatte ein breites Grinsen auf dem Gesicht.

»Der Ferdl?«, fragte die Alte.

»Schläft selig und süß wie ein Baby, nachdem es sein Geschäft verrichtet hat.« Luise zwinkerte ihrer Oma zu.

Resl legte den Schlüssel in das Gebälk und zog Annelies mit sich zur Tür, während sie murmelte: »Ja, ja, die Männer san doch alle gleich.« Dabei kicherte die Alte vergnügt.

»Aber was ist, wenn der Wächter was sagt. Wird uns der Herr Wirtho dann nicht alle in den Turm werfen lassen?«

Verächtlich spuckte Resl auf den Boden. »Der junge Herr is noch lange nicht Truchsess, und bis dahin stinkt sei Gschiss genau a so wie unsers!«

Annelies wollte gerade nachfragen, was die Alte damit meinte, doch in diesem Moment erscholl die Feuerglocke.

»Du hast eine wirklich angenehme Stimme, Kind.«

Arigund fuhr erschrocken zusammen, als sie von der Herrin Kunigund angesprochen wurde. Sie saß nun schon den zweiten Tag an Reimars Bettstatt und flößte ihm abwechselnd heiße Milch mit Honig und Lindenblütentee ein, doch das Fieber wollte nicht sinken. Bereits in der Nacht seiner Rettung hatte der Junge blass und kränklich gewirkt. Während Wirtho laut über den Verlust seines Hengstes lamentierte, hatte sein jüngerer Bruder an der Seite der Mutter gestanden, als Löscheimer und Regen die letzten Brandherde erstickten. Ohne einen Bissen zu sich zu nehmen, hatte er sich anschließend zurückgezogen. Am nächsten Morgen plagte ihn ein übler Husten. Zur Mittagsstunde hatte er sich ermattet hinlegen müssen. Seither stieg und stieg das Fieber. Frau Kunigund und Arigund lösten sich bei der Pflege des Knappen ab. Verwundert hatte die junge Patrizierin festgestellt, dass sie sich mit ihrem Tun die Achtung der Burgherrin erwarb, ja sogar die strenge Marie nickte wohlwollend, wenn sie Arigund an Reimars Seite sah.

Berta hingegen belächelte Arigund süßlich.

»Da hast du etwas missverstanden, meine Liebe«, erklärte sie mit hochnäsiger Miene. »Der edle Dienst am Lager des Ritters geziemt uns Damen, wenn unser Ritter nach einer Heldentat verletzt darniederliegt. Reimars Heldentat war die Suche nach einem ... was war es gleich noch?«

»Ein Schaf«, erwiderte Arigund, ohne nachzudenken, und hätte sich danach am liebsten die Zunge abgebissen.

»Genau, ein hässliches, dummes Schaf«, bestätigte die junge Adelige, »und nicht er rettete die Jungfrau, sondern es war umgekehrt!«

Das Mädchen freute sich sichtlich über ihr gelungenes Bonmot und schaute beifallheischend zu den kichernden Rabenstein-Schwestern. Arigund biss sich auf die Lippen und senkte den Kopf. Blöde Gänse! Ihnen würde das Lachen schon noch vergehen.

»Was für ein Held unser Herr Reimar doch ist«, setzte Berta, weiter an die Geschwister gewandt, ihre Spottrede fort. »Er hat sich die aufopfernde Pflege einer edlen Dame wohlverdient.«

Die Geschwister glucksten noch lauter. Arigund konnte sich nicht mehr beherrschen, sprang auf und rief: »Ihr seid so gemein!« Dann stürmte sie aus dem Zimmer.

Seit diesem Tag ging sie dem Dreigestirn aus dem Weg. Stattdessen blieb sie – wann immer ihre Pflichten es zuließen – an Reimars Seite. Wenn ihn das Fieber allzu sehr schüttelte, sang sie ihm leise vor, was ihn zu beruhigen schien.

Die Burgherrin trat ein und warf ihrem Sohn einen sorgenvollen Blick zu. Arigund erhob sich, um Frau Kunigund Platz zu machen. Die Dame ließ sie mit einer Handbewegung wissen, dass sie sich wieder setzen konnte.

»Ich habe nach meinem Gatten schicken lassen«, erklärte die Burgherrin. Arigund sah erschrocken auf. Stand es so schlecht um Reimar?

»Schon des Feuers wegen«, ergänzte Frau Kunigund hastig.

Ihr Gewand raschelte, als sie sich auf einem Hocker neben dem Mädchen niederließ. Eine Weile saßen die beiden nebeneinander und lauschten Reimars rasselndem Atem und dem Gesang der Waldvögel vor den Fenstern.

»Es war sehr mutig von dir, bei diesem Unwetter die Burg zu verlassen und meinen Sohn zu suchen. Wer weiß, wann seine Abwesenheit bei all dem Durcheinander aufgefallen wäre.

Womöglich wäre er dort draußen erfroren. Ich wollte dir danken, Arigund von Regensburg. Du hast dich um Burg Brennberg verdient gemacht. Gibt es etwas, das ich für dich tun kann?«

Arigund sah überrascht auf. Die Burgherrin gewährte ihr eine Gunst. Vieles fiel dem Mädchen ein, zum Beispiel, dass sie von den öden Handarbeitsstunden befreit würde. Gerne würde sie auch wieder Gesangsstunden haben. Frau Kunigunds Spielmann schien ihr dazu weit mehr geeignet als Pater Anselm, dessen Sangeskunst sich auf die für die Messe notwendigen Psalmen beschränkte. Am allerbesten wäre es, wenn sie darum bitten würde, die Burg verlassen und wieder nach Regensburg zurückkehren zu können. Wenn sich Frau Kunigund dafür aussprach, würde ihr Vater bestimmt mit sich reden lassen, und diesmal würde Arigund sich beherrschen und jedem Streit mit der Thundorfer Sippe aus dem Weg gehen. Das Mädchen seufzte. Bestimmt würde auch Annelies einen Freudensprung machen, wenn sie aus dieser kalten Burg herauskäme. Doch dann fiel der Kaufmannstochter siedend heiß wieder ein, dass ihre Zofe in diesen Tagen ganz andere Sorgen hatte.

»Nun, Kind, es scheint ganz so, als würde dir etwas auf der Seele lasten.«

Arigund zögerte. Natürlich gab eine Gunst, die die Burgherrin gewähren konnte. Sie musste es versuchen, auch wenn dadurch die Rückkehr nach Regensburg wieder in unerreichbare Ferne rückte. Das Mädchen schluckte.

»Es gäbe wohl etwas, Herrin, um das ich bitten möchte.«

Frau Kunigund sah es erwartungsvoll an.

»Was ist es denn? Wenn es in meiner Macht steht, will ich es wohl gewähren.«

»Leben und Freiheit Eures Hörigen Matthias möchte ich erbitten.«

Kunigund von Brennbergs Miene wechselte von Überraschung zu Verärgerung. »Es ist weder mein Recht noch meine Aufgabe, über ihn zu richten. Diese Bitte kann ich dir nicht erfüllen. Nenne etwas anderes.«

»So erbitte ich Eure Fürsprache in seinem Fall, Herrin.«

Frau Kunigund knetete ihre Hände und betrachtete Reimars schweißnasses Gesicht. Gedankenverloren griff sie nach dem Leintuch und tupfte die Stirn ihres Sohnes ab.

»Du bist ein merkwürdiges Kind, Arigund«, sagte die Burgherrin nach einer Weile. »Andere Mädchen hätten sich ein Schmuckstück gewünscht, ein neues Gewand oder gar eine Empfehlung für eine gute Heirat. Du aber bittest um Gerechtigkeit für einen Leibeigenen. Was bewegt dich dazu?«

Arigund schluckte und senkte wieder den Kopf. Wie würde die Burgherrin wohl reagieren, wenn sie von Annelies' Verzweiflung erfuhr? Nein, Arigund konnte dies nicht als Grund anführen. Aber was dann? Frau Kunigund wartete geduldig auf eine Antwort.

»Wenn ich die Geschehnisse richtig verstanden habe, so hat der Knecht sein Leben riskiert, um das der anderen zu retten«, begann Arigund vorsichtig. »Matthias ist ein guter Mensch und war dem Truchsess stets ergeben.« Aus dem Augenwinkel betrachtete sie das Gesicht der Burgherrin, doch die verzog keine Miene. Mutig fuhr Arigund fort: »Auch wenn er sich falsch verhalten hat, als er das Pferd bestieg, so hat er es nicht aus Eigennutz getan.«

Noch immer gab es keine Reaktion. Arigund atmete tief durch. »Wenn dieser Knecht ein Ritter wäre, würde man ihn als Helden feiern, so aber hat man ihn ins Verlies geworfen.«

»Er *ist* eben kein Ritter!«

»Nein, das ist er nicht.«

»Du hast ein mildtätiges Herz, Arigund, doch bedenke, bevor du mich ins Wort nimmst: Die Unfreien müssen ihren Platz kennen. Wenn wir Männer und Frauen von Stand die natürliche

Ordnung nicht aufrechterhalten, dann versagen wir vor Gott, denn es ist unsere heilige Pflicht, seinen Willen auf Erden zu erfüllen und seine Gebote zu leben – auch wenn es uns nicht immer gefällt.«

»Ihr meint, auch wenn Matthias in bester Absicht handelte, so hat er doch gegen Regeln verstoßen. Aber sollte man Regeln nicht ändern, wenn sie sich schlecht bewähren.«

Die Burgherrin legte das Leintuch beiseite und sah Arigund direkt in die Augen. »Wo willst du die Grenze ziehen zwischen guter Absicht und aufrührerischem Gebaren? Hast du nicht gesehen, wozu sein Handeln führte? Erst die Schwerter der Burgwache wiesen den Pöbel in seine Schranken. Es stiftet Unfrieden, wenn Regeln nicht eingehalten werden. Darum muss der Knecht bestraft werden, wenn auch ganz sicher nicht mit dem Tode, wie du fälschlich anzunehmen scheinst.«

Arigund biss sich auf die Lippen. Sie war nicht dabei gewesen, als die Hörigen ihrer Empörung Luft machten, doch Annelies hatte erzählt, die Menschen hätten Matthias lediglich zur Hilfe kommen wollen. Die Kaufmannstochter atmete tief ein und entgegnete dann leise: »Am Aufruhr war der Knecht nicht beteiligt. So kann man ihm diese Dinge nicht zur Last legen.«

»Ich merke, Arigund, du lässt dich nicht so leicht von deiner Meinung abbringen, aber warum verlässt du dich nicht auf die Rechtsprechung des Truchsess?«

Weil er auf Wirtho hören wird, dachte Arigund, aber laut sagte sie: »Ich vertraue wohl auf die Erfahrung und den Gerechtigkeitssinn Eures Gatten, Herrin, aber wer wird da sein, um für Matthias zu sprechen? Es mag Sache der Männer sein, für Recht und Ordnung zu sorgen, uns Frauen aber steht Mildtätigkeit gut an.«

Frau Kunigund lachte. »Was bist du nur für ein Pflauderer, Arigund.«

Das Mädchen runzelte verständnislos die Stirn.

»Mit dir ist nicht leicht debattieren!«, erklärte die Burgherrin. »Du hast eine geschickte Zunge.«

»So ist mir die Bitte gewährt?«, hakte das Mädchen nach.

»Eine Brennborg steht zu ihrem Wort. Der Hörige soll seine Fürsprecherin in mir haben, doch mehr kann und werde ich nicht versprechen. Und jetzt mach, dass du ins Frauenzimmer kommst. Dort wartet ein weiteres Altartuch darauf, besäumt zu werden!«

Arigund, durch den Erfolg leicht übermütig geworden, rollte unziemlich mit den Augen, erntete dafür aber lediglich einen gutmütigen Tadel mit dem erhobenen Zeigefinger. Vor dem Frauenzimmer steuerte sie zunächst noch ihre eigene Kemenate an. Atemlos erreichte sie den schmalen Raum. Ihr Blick suchte Annelies, doch die war nirgends zu sehen. Dann würde sie ihr die gute Nachricht eben später überbringen. Ein wenig enttäuscht kehrte das Mädchen ins Haupthaus zurück.

Annelies lächelte, als ihr Luise zuzwinkerte. Die Magd und ihre Großmutter waren in den letzten Tagen ihre wichtigsten Verbündeten geworden. Und natürlich der Koch, der von dem Geheimnis der Frauen wusste und die kleinen Diebstähle der täglichen Essensration geflissentlich übersah. Die Zofe, deren Anwesenheit in der Küche mittlerweile als völlig normal angesehen wurde, zählte leise bis zehn, schnappte sich den Eimer mit den Abfällen und folgte Luise. Die beiden Mädchen trafen die alte Resl vor dem Turm. Das Herz der Zofe klopfte immer noch heftig, wenn sie an den Wachen vorbeiliefen, obwohl sie an keinem der vergangenen Tage von einem der Männer angesprochen worden waren. Der Ferdl spähte von oben herab und winkte sie hektisch hinauf. Seine Augen leuchteten, und dreist zwickte er Luise in den Hintern.

»Na, meine Schöne, was hast du mir denn heute Gutes mitgebracht?«, fragte der Wachknecht gierig. Er schnupperte wie ein Jagdhund an dem Korb. Luise gewährte ihm einen kurzen Blick auf den Inhalt. Ferdl lief das Wasser im Mund zusammen: »Hm, gekochte Eier mit Speck und Krapfen«, schwärmte er und wollte danach greifen. Die Magd klopfte ihm energisch auf die Finger und wies mit den Augen nach oben. Ferdl verstand und trollte sich mit Luise. Gleich danach hörte man ein Kichern. Resl schlurfte zur Falltür. Annelies pflückte den Schlüssel vom Holzbalken und nestelte an dem Schloss, dass sich behäbig öffnete. Die beiden Frauen hoben die Falltür an und riefen hinunter. Zu ihrer Erleichterung antwortete Matthias leise. In den ersten beiden Tagen war der Pferdeknecht kaum bei Bewusstsein gewesen. Stöhnend hatte er die Portion Hühnersuppe geschlurft. Heute schien es ihm etwas besser zu gehen, aber von seinem Strohlager hatte er sich noch immer nicht erhoben. Annelies kurbelte an der Winde und hielt den Knüppel, damit Resl aufsteigen konnte. Doch die schüttelte den Kopf.

»Diesmal darfst du«, bestimmte sie. Annelies spähte in die Tiefe. Rasend gern wollte sie einmal wieder in Matthias' Nähe sein, seine Hand halten und ihm Liebesworte zuflüstern. Andererseits ging es verdammt tief hinunter. Das Mädchen war sich nicht sicher.

»Nun mach schon!«, herrschte die Alte es an. »Traust den alten Knochen wohl nicht, Derndl? Kannst glauben, in diesen Armen steckt noch mehr Kraft, als ma meinen möchte.«

Noch einmal blickte Annelies nach unten, auf Matthias. Dann setzte sie sich entschlossen auf den Knüppel und klammerte sich an das Seil. Langsam senkte sich das schwankende Gefährt nach unten. Im Kerker stank es bestialisch nach Urin und Rattenkot. Kalter Schweiß trat der Zofe auf die Stirn. Jemand schien ihr das Herz abdrücken zu wollen. Bang spähte Annelies in die Tiefe. Hätte sie es bloß nicht getan! Da schien gar kein Boden mehr zu sein. Alles war in Bewegung und drehte sich. Zahllose Ratten flüchteten vor dem einfallenden Licht. Annelies wollte schreien, aber kein Laut kam über ihre Lippen. Schließlich landete sie unsanft auf dem Boden. Die Zofe rappelte sich auf und fingerte nach dem Korb. Matthias lehnte an der feuchten Wand und schien ihr aus seinen verquollenen Augen zuzuzwinkern.

»Der Himmel öffnet sich«, lispelte er durch eine mächtige Zahnücke. »Mein Engel kommt.«

Er streckte die Hand nach Annelies aus. Sie drückte seine Finger sanft, und das Herz pochte ihr bis zum Hals.

»Oh, Matthias«, flüsterte sie. Dann fehlten ihr die Worte.

Er führte ihre Finger an seine Lippen.

»Wenn ich hier wieder draußen bin, lass ich dich nie wieder gehen, meine Sonne«, hauchte er auf ihre Fingerspitzen.

Annelies senkte den Kopf. Resl knurrte von oben: »Halt's Maul, du Depp! Narrisch bist schon gewes'n, den Gaul vom Wirtho zu reiten, und jetzt schaust, dass'd weiterkimmst. I hab net den ganzen Tag Zeit.«

Annelies griff in den Korb und reichte dem Knecht den Kürbis, in dem sich heute süßer Getreidebrei befand. Der Knecht griff nach ihrem Handgelenk und fragte mit banger Stimme: »Er wird mich doch wieder rauslassen, der Herr?«

Wortlos reichte Annelies ihm das Essen.

»Annelies, sag schon! Was weißt du?«

»Es wird einen Prozess geben«, sagte sie. »Wirtho behauptet, du hast das Pferd gestohlen.«

Der Knecht zuckte zusammen und keuchte: »Was? Aber das stimmt nicht!«

»Was der Herr sagt, stimmt immer«, wies ihn die Alte zurecht.

Matthias sank auf sein Lager zurück, das Annelies gerade mit mitgebrachtem Moos zu polstern versuchte. »Dann ist alles verloren. Sie werden mich ...«

Matthias sprach nicht aus, was alle dachten.

»Papperlapapp«, mischte sich Resl wieder von oben ein, »morgen red't er was anderes, und dann is des richtig. Is a eh grad beschäftigt, wo sei narrischer Gaul dahin is und er die Eckmühlerin heiraten will.«

»Und die Kornernte steht vor der Tür«, ergänzte Annelies, ohne dass ihr jemand Gehör schenkte.

»Maestoso ist tot?«, fragte Matthias ungläubig. Kraftlos ließ er sich ins Stroh zurückfallen. »Das ist schlimm. Der Herr wird außer sich sein.«

»Der ist doch selber schuld«, fuhr Annelies hoch. »Hätt er dich nicht zusammengeschlagen, wäre jemand da gewesen, der das Pferd hätte bändigen und aus dem brennenden Stall retten können.«

»Hätt ja selber gehn können, der noble Herr«, merkte Resl an. Doch dann verharrte sie reglos.

»Resl, was ist?«, rief Annelies ängstlich.

»Pst, psst, kein Wort. Da kimmt jemand!«

Jetzt hörte auch Annelies die gedämpften Stimmen durch das Mauerwerk. Jemand schimpfte ärgerlich.

»Wirtho!«, flüsterte Matthias. Annelies drückte dem Knecht einen Salbentiegel in die Hand.

»Immer schön einsmieren«, wies sie den Knecht an. Dann hockte sie sich auf den Prügel, doch Resl winkte hektisch mit den Armen.

»Des schaff i nimma«, raunte die Alte. »Lass los und bleib unten! Mir hol'n di später!«

Kaum war Annelies abgesessen, als der Sitzbalken nach oben raste. Nun waren auch die Stimmen von Luise und Ferdl zu hören. Im nächsten Augenblick war alles dunkel. Die drei hatten das Angstloch rasch verschlossen. Keine Sekunde zu früh.

»Was machst du denn da?«, grölte Wirtho. »Im Turm hat keiner was zu suchen, es sei denn, ich werf ihn eigenhändig hinein. Ferdl, raus mit den Weibern, aber plötzlich. Mit euch beschäftige ich mich später. Und nun zu dir! Ich werde dich lehren, Befehle zu befolgen.«

Annelies hörte das Klatschen einer Reitpeitsche und Ferdl's Jammern. Panisch sah sich das Mädchen um, doch es war so dunkel, dass man die Hand nicht vor Augen sehen konnte.

»Stell dich ganz dicht an die Wand«, flüsterte Matthias. »So weit reicht das Licht des Feuers nicht, und ich bleib direkt unter dem Loch liegen.«

Annelies tastete nach der Mauer und drückte sich fest an den glatten Stein. Sie hörte, wie Matthias seinen geschundenen Körper mühsam nach vorne schob. Mit einem Schlag flog die

Falltür auf. Fackelschein drang weit in den Kerker ein und beleuchtete Matthias zusammengekrümmte Gestalt. Annelies rannen stumme Tränen über die Wangen. Sie zitterte am ganzen Körper. Jetzt war alles aus. Gleich würde der junge Ritter sie entdecken. Wirtho würde Matthias gewiss hinrichten lassen. Sie selbst würde zumindest Prügel beziehen oder an den Schandpfahl gebunden werden. Möglicherweise würde dem Truchsess eine noch viel schlimmere Strafe für sie einfallen: Vielleicht blendete man ihre Augen, und sie würde für immer in Finsternis gefangen sein. Oder sie würde verstümmelt werden, damit alle Welt sah, was für ein schändliches Leben sie geführt hatte.

»Lebt er noch?«, brüllte Wirtho von oben. Er sah sie tatsächlich nicht. Noch nicht.

Zur Bestätigung bewegte Matthias vorsichtig den Kopf. »Zäher Bursche«, knurrte der junge Ritter und ließ eine Speichelfontäne herabregnen. Dann knallte er die Falltür wieder zu. Annelies hörte, wie der Schlüssel im Schloss gedreht wurde. Dann war alles still. Sie sackte zu Boden. Die Zofe presste ihr Ohr an die Steine, die sie von der Außenwelt trennten. Kein Laut war zu hören.

»Annelies?«, flüsterte Matthias.

Sie antwortete mit einem Schluchzer.

»Du brauchst nicht zu weinen, Liebes. Ich bin ja bei dir. Ich beschütze dich. Und bestimmt kommt die Resl dich recht schnell holen. Komm zu mir herüber, damit wir uns gegenseitig wärmen können.«

Aber Annelies war wie erstarrt.

Arigund sehnte voller Ungeduld das Ende der täglichen Nähstunde herbei. Seit ihrem Streit mit Berta von Eckmühl war die Stimmung im Frauenzimmer unerträglich. Die junge Adelige ließ keine Gelegenheit verstreichen, sich über Arigunds mangelndes Geschick im Nähen auszulassen.

»Wie sollen wir das nur schaffen«, seufzte Berta hinter ihrem Webstuhl. »Bis Weihnachten müssen wir für jeden der Burgherrn ein Hemd und eine Hose genäht haben.«

Sie warf einen vielsagenden Blick auf Arigund. »Wir sollten nach einer guten Näherin Ausschau halten, die uns zur Hand geht.«

»Wie wäre es, wenn du statt Deckchen für deine Aussteuer graues Leinen weben würdest«, konterte die Kaufmannstochter, »damit wir erst einmal Stoff für Kleidungsstücke haben.«

Die Augen der beiden kreuzten sich. Arigund gab keine Handbreit nach und funkelte, was das Zeug hielt. Die beiden Rabensteins warfen sich vielsagende Blicke zu. Maria zu Reichenegg seufzte leise, tat aber nichts. Die Burgherrin war wieder einmal abwesend. Sie überwachte die Reparaturarbeiten im Pferdestall. Arigund war sich ziemlich sicher, dass sie – würde man sie nur lassen – dort bessere Dienste leisten könnte. Am Stickrahmen war ihr Talent vergeudet. Verbissen hämmerte sie die Nadel durch den Stoff und besah sich ihre schiefen Nähte. Warum ließ man nicht jedermann das tun, was er am besten konnte? Gott musste sich doch etwas dabei gedacht haben, als er den Menschen unterschiedliche Fähigkeiten verlieh. Mürrisch schaute sie nach dem Stand der Sonne, doch die verbarg sich heute hinter grauen Wolken, die ein kalter Ostwind vor sich hertrieb. Tausend Nadelstiche später durfte Arigund endlich den krummen Rücken strecken. Jetzt wollte sie als Allererstes Annelies von dem Gespräch mit der Burgherrin berichten. Sie hielt eine der Mägde auf und ließ unter dem Vorwand, Annelies solle den Kamin ihrer Kemenate befeuern, nach der Zofe rufen. Dann machte sie noch einen kurzen Umweg, um nach Reimar zu sehen. Behutsam öffnete sie die Tür zu seinem Schlafgemach. Der junge Brennberger schlief schwer atmend. Seine Amme, eine Frau mit graubraunen Haaren und ausladendem Busen, kauerte am Fußende und bedeutete Arigund, später wiederzukommen. Auf Zehenspitzen schlich das Mädchen aus dem Zimmer. Erst im Flur spurtete sie los. Nun wurde es aber Zeit. Annelies wartete bestimmt schon ungeduldig. Arigund huschte an Geharnischten vorbei, die Treppe hoch, rumpelte eine Magd an, die beinahe den Wasserkrug fallen ließ und riss die Tür zu ihrer Kemenate auf.

»Annelies, stell dir vor ...« Arigund unterbrach sich. Verblüfft starrte sie auf das stämmige Mädchen, das sich mit ihrer Feuerstelle abplagte und dabei mehr Rauch als Feuer erzeugte. Das Mädchen zuckte sichtlich zusammen, sprang jedoch auf und knickste artig. Arigund beachtete die höfliche Geste nicht. »Wo ist meine Zofe? Warum ist sie nicht hier?«, fuhr sie das Mädchen an.

Das hielt den Blick gesenkt: »Annelies ist nicht wohl, Herrin. Sie hat mich gebeten, heute ihre Arbeit für Euch zu verrichten.«

Arigund musterte das Mädchen misstrauisch. Da war zweifellos etwas faul: Heute Morgen war Annelies putzmunter gewesen, kein Anzeichen von Schwäche. Selbst wenn: Ihre Zofe würde zumindest selbst bei Arigund erscheinen und sich entschuldigen.

»Was soll das?«, hakte Arigund nach. »Ich bestehe darauf, dass Annelies kommt. Geh sie holen, egal wie krank sie ist!«

»Aber sie hat sich niedergelegt. Sie kann nicht aufstehen.«

»Das glaube ich nicht«, widersprach Arigund. »Was soll sie denn haben?«

»Bauchschmerzen«, stotterte das Mädchen. »Ganz schlimme Bauchschmerzen.«

»Dann werde ich jetzt nach ihr sehen.« Arigund bewegte sich zur Tür. »Zeig mir den Weg.«

Die Magd rührte sich nicht eine Handbreit. »Seid unbesorgt, die Kräuterfrau ist bereits bei ihr, und Ihr wollt euch doch gewiss nicht mit der Pflege einer Zofe belasten.«

Arigund wandte sich wieder um und durchbohrte die Magd mit ihren schwarzen Augen. Das Mädchen schien in sich zusammenzusinken. Stumm stand es da und wusste ganz offensichtlich nicht weiter.

»Wie heißt du?«, fragte Arigund in einem freundlicheren Ton. Bei diesem Mädchen kam sie mit Drohungen nicht weiter.

»Luise.«

»Luise, hör mir zu. Ich bin für Annelies verantwortlich. Du wirst mir jetzt sofort sagen, was los ist, und du wirst mich zu ihr bringen.«

Große, runde Tränen kullerten die runden Wangen herunter. Luise fing an zu schniefen.

»Meine Güte, Mädchen, so rede doch. Gewiss kann ich helfen.«

Mit stockenden Worten erzählte die Magd endlich von den heimlichen Besuchen im Kerker.

»Und wo ist Annelies jetzt?«, fragte Arigund mit klopfendem Herzen, als Luise geendet hatte.

Die Magd zuckte mit den Schultern. »Ich nehme an, noch im Loch.«

»Und der Herr Wirtho?«

»Hat sie wohl nicht entdeckt. Jedenfalls noch nicht.«

»Was sagt deine Großmutter?«

»Sie schimpft wie ein Rohrspatz.«

»Kann sie herkommen?«

»Ja, nur, man wird sich wundern ...«

»Sag einfach, sie soll meine Kemenate ausräuchern. Das Ungeziefer nähme überhand.«

Das Mädchen nickte und fuhr sich mit dem Ärmel ihres grauen Leinenhemds über das Gesicht, um den Rotz abzuwischen. Dann verschwand es und ließ Arigund ohne Feuer im Kamin zurück. Missmutig versuchte die Kaufmannstochter selbst, die feuchten Scheite so anzuordnen, dass wenigstens der Rauch im Kamin abzog. Doch je mehr sie stocherte, desto heftiger qualmte das Feuer. Keuchend rettete Arigund sich an das schmale Fenster, um frische Luft zu bekommen.

»Der Kamin zieht net bei so am Wetter«, stellte eine krächzende Stimme fest. »Luise, kipp an Eimer Wasser drauf, bevor ma derstickn.«

Hinter der Rauchschwade zeichneten sich zwei Gestalten ab, von denen eine ganz offensichtlich den Ton angab. Ohne die Erlaubnis der Kaufmannstochter abzuwarten, schnappte sich die Magd den Wasserkrug und rückte dem Feuer zu Leibe. Es zischte noch einmal laut auf, dann war die Glut erloschen. Arigund war froh, denn vermutlich hätten die Wachen bald Feuersalarm gegeben, so sehr qualmte es aus ihrem Fenster.

»Also räuchern müss ma da nimma«, stellte die Alte fest. »Wos an Viechzeugs da war, is etze verreckt.«

Arigund blinzelte die Augen frei und musterte die Resl. Genau so hatte sie sich eine Kräuterfrau vorgestellt, scheinbar mindestens hundert Jahre alt, runzliges Gesicht mit dunklen Flecken, aber mit schnellem Verstand und mutigen Augen. Ihre Füße steckten in geschnitzten Schuhen, und ihre langen, knotigen Hände umklammerten einen gewaltigen Holzstab.

»Du bist also die Resl«, begann Arigund.

»Die bin i«, bestätigte die Alte.

»Wir haben uns doch schon mal gesehen, unten in der Küche?«

»Scho, scho.«

»Luise hat mir alles gebeichtet. Was habt ihr euch nur dabei gedacht? Wenn das rauskommt, habt ihr weder dem Knecht noch Annelies geholfen. Sie muss befreit werden, bevor jemand Wind von der Sache bekommt.«

Resl legte nachdenklich den Kopf schief. »Mir ham's scho probiert, aber sie ham die Wachknechten getauscht. Is nimmer der Ferdl, sondern der Alois. Des is a feiger Hund. Lässt uns nimma eini.«

»Der Alois hat Schiss vor dem Herrn Wirtho«, erklärte Luise. »Der hat gesagt, wenn noch einmal jemand von den Dienstboten im Turm erwischt wird, dann hängt er die Wache gleich mit auf.«

»A Narrischer halt, unser Herr Wirtho«, stellte die Resl fest und machte ein Gesicht, als wäre damit alles erklärt.

»Und die Annelies ist ganz sicher noch im Loch?«, hakte Arigund nach.

»Scho, scho.«

»Gut, dann habe ich einen Plan, wie wir den Herrn Wirtho austricksen können.« Arigund winkte die beiden zu sich heran. Resl gluckste vor Vergnügen.

Kurze Zeit später schlüpfte Luise mit zwei Stückchen Pergament aus dem Zimmer. Auch Resl humpelte los und kramte in ihrem Vorrat an Pülverchen. Arigund dagegen machte sich für das Nachtmahl zurecht. Ohne die Hilfe von Annelies war es schwierig, die komplizierte Schnürung des braunen Kleides aus fein gewebtem Leinen zu befestigen. Endlich hatte sie es geschafft. Zuletzt ordnete sie noch ihr Haar, dann machte sie sich auf den Weg zur großen Halle.

Die Burgmannen und Damen waren bereits anwesend. Arigund gesellte sich zu den anderen Mädchen. Berta kehrte der Patriziertochter demonstrativ den Rücken zu. Magdalena und Eustancia sahen sich kurz an und taten es dann Berta gleich. Arigund stand da und ballte die Fäuste. Dann drehte sie sich ebenfalls um und unterhielt sich mit einem der Ritter. Er war blutjung und besaß noch kaum Bartwuchs. Seine Schwertleite konnte keinen Sommer her sein. Von der unverhofften Aufmerksamkeit einer Dame schien er völlig überrumpelt und rang nach Gesprächsstoff. Zum Glück kamen in diesem Augenblick die Mägde, die heute aufwarten sollten, mit dampfenden Schüsseln. Es duftete verlockend nach Hühnerbrühe.

»Da haben wohl ein paar der alten Legehennen ihr Leben lassen müssen«, meinte Arigund leichthin.

Der Ritter wischte verlegen seine schweißigen Hände an seinem Mantel ab. »Äh, ja«, stammelte er.

»Zum Glück haben die Hennen im April gründlich gebrütet, jedenfalls springen reichlich junge Hühner über den Misthaufen. Sind die nicht entzückend?«

Der junge Mann sah Arigund entgeistert an. Offenbar hatte er an das Federvieh noch keinen Blick verschwendet. Sein Interesse an Hühnern beschränkte sich darauf, wie sie schmeckten.

»Oh, sicher«, antwortete er. Endlich erschienen Wirtho und seine Mutter. Erleichtert verabschiedete sich der Chevalier mit einer knappen Verbeugung. Die Gesellschaft strebte ihren angestammten Plätzen zu. Doch die Burgherrin und ihr Sohn nahmen nicht sogleich am Kopf der Tafel Platz, sondern verschafften sich zunächst Gehör.

»Ein Bote brachte Nachricht vom Truchsess«, verkündete Wirtho, nachdem Ruhe eingekehrt war. »Er wird in Kürze auf der Burg eintreffen. Wir werden mit dem Nachtmahl auf ihn warten.«

Augenblicklich erfüllte lautes Gemurmel die Halle. Jeder hatte etwas zu tuscheln. Als Fanfaren schließlich die Ankunft des Burgherren verkündeten, strebten alle Anwesenden auf den engen Burghof. Arigund fluchte leise, denn das warf ihre schönen Pläne vollkommen durcheinander. Eigentlich hatte sie vorgehabt, Wirtho und Berta mit ihren Schreiben in den Garten zu locken. Dann wären die beiden Turteltauben für eine ganze Weile aus dem Weg gewesen. In dieser Zeit hätte Arigund unter einem Vorwand zum Turm laufen und Annelies befreien können. Die Wachknechte – das hatte die Resl versprochen – hätten sie wohl bis zu dem bärbeißigen Alois durchgelassen. Dem wollte die Resl zerstoßene Fuchsleber ins Essen mischen, was ihn über kurz oder lang auf den Donnerbalken gezwungen hätte – lang genug, um Annelies aus dem Loch zu befreien.

Aber das Eintreffen des Truchsess änderte alles. Der allerdings schien zunächst erst einmal hungrig zu sein. Kaum vom Pferd gestiegen, eilte er mit schnellen Schritten auf die große Halle zu. Sein Gedeck und sein Humpen waren bereits an ihrem Platz. Kunigund von Brennborg und Wirtho setzten sich neben ihn. Doch dann geschah etwas Unerwartetes. Der Truchsess wandte sich an seinen Sohn, woraufhin der sich erhob, zu Berta ging, ihr die Hand reichte und an den Platz neben

sich führte. Die junge Adelige strahlte über das ganze Gesicht und knickte artig vor dem Truchsess.

»Hast du das gesehen«, flüsterte Eustancia und vergaß dabei ganz, dass sie eigentlich mit Arigund gar nicht mehr reden wollte. Die nickte.

»Das kann nur heißen, dass der Eckmühler Herrn Wirthos Werben entsprochen hat«, bestätigte Arigund. Ihr schwante, dass das für ihren Aufenthalt auf der Burg nichts Gutes bedeuten konnte. Berta war in der letzten Zeit ohnehin schon schwer zu ertragen gewesen. Als zukünftige Frau des Stammhalters würde sie ihr wahrscheinlich die Hölle heißmachen. Eustancia schaute Arigund fragend an.

»Vermutlich wird er im Laufe des Mahls die offizielle Verlobung der beiden verkünden«, meinte die Kaufmannstochter mit wenig Begeisterung in der Stimme.

»Ach ja, das gibt bestimmt eine Hochzeit wie bei Hofe«, schwärmte Eustancia. »Alle Adelshäuser der Gegend werden kommen, und bestimmt gibt es ein Turnier. Ich war schon Ewigkeiten auf keinem mehr.«

»Das letzte fand zu Wirthos Schwertleite statt«, stellte Magdalena fest.

»Ach, ich möchte auch bald heiraten«, seufzte Eustancia.

»Erst einmal bin ja wohl ich dran. Ich bin die Ältere von uns beiden. Du bist erst zwölf Jahre und noch nicht mal zur Frau geworden.«

»Na und? Dafür bin ich hübscher als du, nicht wahr, Arigund. Sag, dass ich ein viel anmutigeres Gesicht habe als Magdalena.«

»Warum feiert ihr nicht gleichzeitig Hochzeit?«, schlug die junge Patrizierin vor. Es war ihr so etwas von egal, ob und wann diese Gänse unter die Haube kamen. Ihre Gedanken weilten bei Annelies, die nun vergeblich auf ihre Rettung warten würde. Als vergeblich stellte sich im Laufe des Abends auch das Warten auf die Kundgabe der Verlobung zwischen Berta und Wirtho heraus. Allerdings war zu beobachten, dass die Herrschaften eine lebhaftere Unterhaltung führten und Wirtho einen recht selbstgefälligen Gesichtsausdruck zur Schau trug. Berta giggelte und kicherte, was das Zeug hielt, und flirtete sogar mit dem Truchsess selbst. Der umgarnte sie mindestens ebenso eifrig wie sein Sohn. Nur Frau Kunigunde wirkte seltsam ernst. Schon kurz nach der Nachspeise erhob sie sich und verließ die Gesellschaft. Die anderen Damen taten es ihr gleich. Auch Arigund strebte aus der großen Halle, war jedoch unschlüssig, was sie jetzt tun sollte: Ihren Plan zu Annelies' Befreiung beibehalten oder eine andere Gelegenheit abwarten. Aber: Würde es die geben? Wenn ja, wann? Gedankenverloren schlenderte das Mädchen den Gang entlang, als ihm plötzlich eine Gestalt den Weg versperrte. Arigund schreckte hoch. Ihr Herz klopfte. Erst als sie Luise erkannte, beruhigte sie sich wieder. Die Magd winkte eifrig.

»Hier entlang, Herrin!«, flüsterte sie.

Die beiden verschwanden hinter einer Säule.

»Es ist alles bereit«, erklärte Luise. »Die Wachen werden Euch durchwinken, soweit sie nicht zu betrunken sind. Der Herr Reimar war heute großzügig mit der Bierausgabe.

»Ihr meint also, es könnte immer noch klappen?«, hauchte Arigund und spürte ein flaues Gefühl im Magen.

»Es muss«, stellte die Magd fest. »Annelies kann nicht ewig da drinbleiben. Sie wird Hunger haben und Durst.«

»Und wenn der Herr Reimar zu dem Gefangenen will?«

»Warum sollte er? Matthias läuft ihm ja nicht weg.«

»Und Wirtho?«, hakte Arigund nach.

»Der hat heute Nacht anderes vor ...« Luise grinste.

»Du hast ihm also den Zettel zukommen lassen?«

»Er liegt auf seinem Kissen und duftet nach feinstem Rosenöl.«

Arigund fiel beinahe in Ohnmacht. »Aber das hättest du jetzt doch nicht mehr tun dürfen, wo die beiden fast verlobt sind. Darauf fallen die nie und nimmer rein.«

Die Magd zuckte mit den Schultern. »Ach was, so gescheit ist der Herr Wirtho nicht. Bis dass er es merkt, sind wir wieder weg. Höchstens, er ist zu besoffen, um's noch in den Garten zu schaffen.«

»Sprich nicht so über deinen Herrn«, tadelte Arigund.

»Wie auch immer, wir müssen uns sputen. Die Fuchsleber müsste bald ihre Wirkung tun.«

Mit diesen Worten rannte die Magd voran. Arigund, die immer weniger das Gefühl hatte, dass dieser Plan aufgehen könnte, folgte ihr zögernd. Am Münchstein trafen sie auf die alte Resl. Die spuckte der Patriziertochter dreimal über die Schulter, um ihr Glück zu wünschen, und klopfte ihr auf den Rücken: »A gut's Mäderl bist scho, Herrin Arigund«, lobte sie, »und hast's Herzerl am rechten Fleck.«

»Also dann geh ich jetzt«, meinte Arigund und hoffte irgendwie, dass die beiden sie doch noch zurückhalten würden. Doch die dachten gar nicht daran, sondern waren schon in der Dunkelheit verschwunden. Anfänglich zaudernd, doch dann aufrechten Ganges näherte sich Arigund dem Turm, in dem sich das Verlies befand. Die beiden Wachknechte hockten neben dem Eingang und waren in ein Würfelspiel vertieft. Ein Humpen Bier stand neben ihnen, sie würdigten das Fräulein keines Blickes. Arigund gelangte über die Holzleiter ins Gebäude. Dort roch es muffig, nach feuchten Wänden und Schimmelpilz, und die Luft war um einiges kühler. Arigund zog ihr Tuch enger um sich. Der runde Raum wurde von wenigen Talglichtern spärlich beleuchtet. Ein Scherzbold hatte mit Asche einen Reiter auf einem schwarzen Pferd unter eines der Lichter gemalt. Die Schrift darunter war verwischt, aber Arigund hätte wetten mögen, dass es ein Spottlied gewesen war. Um wen es dabei ging, lag auf der Hand, denn wer außer Wirtho ritt auf dieser Burg einen Rappen? Der Klang von schweren Stiefeln, die hastig die Leiter emporstiegen, ließ das Mädchen aufhorchen. Das konnte nur Alois sein. Sollte der Wachknecht nicht längst auf dem Donnerbalken sitzen? Suchend sah sich das Mädchen nach einem Versteck um, fand aber keines. Schon schob sich die Gestalt des leise jammernden Wachknechts über die Kante der Türöffnung. Seine Stiefel klatschten auf den Boden, und sein Stöhnen zeugte unverkennbar davon, dass die Fuchsleber ihre Wirkung tat. Für eine Sekunde keimte in der Patriziertochter die Hoffnung, er könnte noch umkehren. Doch dann richtete sich der Wachmann mühsam auf. Alois war ein mächtiger Bursche mit breiten Schultern und Händen wie Wagenräder. Als er bemerkte, dass er nicht allein war, wankte er auf Arigund zu. Er stank nach Bier und Schweiß.

»Was zum Teufel ...«, donnerte er los, unterbrach sich aber hastig, als er erkannte, dass er keine Dienstmagd, sondern ein Fräulein von Stand vor sich hatte. Einen Augenblick starrte er sie überrascht an, dann meinte er: »Ihr habt Euch wohl verlaufen, Herrin.«

Arigund öffnete den Mund für eine rüde Antwort, kam aber nicht mehr dazu. Der Mann wurde blass, fasste sich an den Wams, krümmte sich und rannte kurzerhand zum Eingang zurück. Die Fuchsleber würde ihn erneut an den Abtritt fesseln. Jetzt galt es, schnell zu handeln. Hektisch riss sie an der Falltür. Vergeblich. Dann entdeckte sie das Schloss. Davon hatte niemand etwas erwähnt. Arigund hämmerte mit der Hand gegen die hölzerne Klappe. »Annelies, Annelies!« rief sie. »Bist du da drin?«

Kein Ton drang durch die dicken Bretter. Die Kaufmannstochter sah sich suchend nach dem

Schlüssel um. Der Raum war leer bis auf einen Stuhl und ein paar eiserne Ringe, die an die Wand geschmiedet waren. Vermutlich wurden hier die Gefangenen der peinlichen Befragung unterzogen. Ein Schlüssel war nirgends zu sehen. Arigund sank der Mut.

»Was, wenn der Kerl den Schlüssel mitgenommen hat?«, kam es ihr in den Sinn. Wut und Verzweiflung stiegen in ihr auf. Das durfte nicht sein. Das konnte nicht sein. Systematisch suchten ihre Augen die Wände ab. Ihr Blick blieb an dem Holzbalken hängen, der offensichtlich die Decke des Raumes stützte. Oberhalb befand sich eine breite Ritze, idealerweise gleich an der Leiter zur Kammer des Türmers gelegen und für einen Mann bequem zu erreichen. Entschlossen rannte das Mädchen hin, stellte sich auf die Zehenspitzen und tastete nach kaltem Metall. Da war er! Klirrend fiel ein grob geschmiedeter Schlüssel vor ihre Füße. Arigund bückte sich und hob ihn auf. Ihre Finger zitterten so stark, dass sie den Bart zunächst nicht in die Öffnung bekam. »Annelies, gib mir doch ein Zeichen, wenn du da drin bist«, rief das Mädchen aufgeregt.

Ein weiterer Versuch, dann sprang das Schloss endlich auf. Unendlich schwer ließ sich die Falltür anheben. Die Kaufmannstochter blickte in ein gähnend schwarzes Loch. Es war so tief, dass nichts zu erkennen war.

»Annelies?«, rief Arigund erneut. Endlich hörte sie ein gedämpftes Schluchzen.

»Hier, hier unten bin ich«, tönte die vertraute Stimme aus der Dunkelheit.

»Wie bekomme ich dich hoch?«, fragte die Kaufmannstochter.

»Mit dem hölzernen Knüppel, Herrin. Ihr müsst die Winde betätigen.«

Arigund sah nach oben und entdeckte die Vorrichtung. Die hölzerne Stange nach unten zu lassen war nicht schwierig, doch Annelies heraufzuziehen erforderte Arigunds ganze Kraft. Endlich reckte sich ihr die Hand ihrer Zofe entgegen, von Schmutz starrend und mit abgebrochenen Fingernägeln. Arigund griff danach, und zwei Atemzüge später lag Annelies ihr in den Armen. »Oh, Herrin, ich dachte, ich müsste in diesem Loch elendig sterben.«

Arigund schüttelte das Mädchen von sich ab: »Das kann leicht noch passieren, du leichtsinniges Huhn. Wir müssen hier raus, und zwar so schnell es geht.«

Sie fasste nach der Hand ihrer Zofe und versuchte sie mit sich zu zerren. Die aber sträubte sich: »Matthias, können wir ihn nicht mitnehmen?«

»Bist du von Sinnen?«, fuhr Arigund sie an, und ihre Stimme überschlug sich. »Keine Sekunde länger können wir hierbleiben. Der Wachmann kann jeden Augenblick zurückkommen. Wenn er uns hier erwischt, ist es aus mit uns.«

Energisch hob die Kaufmannstochter den Deckel der Falltür an und ließ ihn zufallen. Keinen Moment zu früh: Sie hatte gerade das Schloss zugeedrückt, als von draußen lautes Schimpfen zu hören war. Die Stimme gehörte unverkennbar Wirtho. Arigund erblasste.

»Beeil dich!«, drängte Arigund die Zofe. Seite an Seite spähten sie aus der Öffnung.

»Du hast deinen Platz nicht zu verlassen!«, herrschte Wirtho gerade den Wachknecht an, »und wenn es dich zerreißt. Sollte ich dich noch einmal dabei erwischen, werde ich dir Gehorsam einprgeln. Und jetzt will ich zu dem Gefangenen!«

Der Wachknecht wimmerte, und Arigund blieb das Herz stehen. Diesmal würde es schlimm ausgehen. Bestenfalls würde man sie in Schimpf und Schande davonjagen. Htten sie doch bloß Regensburg nie verlassen! Doch plötzlich war ein schrilles Geznk zu hören. Zwei Frauen stritten sich lautstark. Resl und Luise, gar kein Zweifel. Die Kaufmannstochter verstand sofort. Die beiden versuchten, den jungen Ritter und die Wachleute abzulenken. Tatsächlich wandten sich die beiden Männer vom Turm ab und schritten zum anderen Ende des Hofes. Energisch schob die Kaufmannstochter ihre Zofe auf die Leiter.

»Beeil dich!«, raunte sie. Das Mädchen zögerte keinen Augenblick. Flink wie ein Eichhörnchen kletterte es die Leiter hinunter. Arigund konnte ihm kaum nachkommen. Der Plan der Mägde schien aufzugehen. Sie boten den Männern ein schönes Spektakel. Der Weg über den Hof war frei. Arigund und Annelies sahen sich an. Die Patrizierin nickte: »Auf drei!«, flüsterte sie und schloss für einen winzigen Augenblick die Lider. Dann zählte sie. Bei drei rannten sie Hand in Hand los. Sie hielten sich dicht an der Mauer und huschten wie Gespenster durch die Nacht. Erst als sie den Hof überquert hatten, blieben sie stehen. Arigund bemerkte, dass sie die ganze Zeit die Luft angehalten hatte. Sie lehnte sich an die mächtigen Granitfelsen und atmete tief durch. Annelies war erschöpft niedergesunken. Sie schluchzte wieder leise. Diesmal beugte sich Arigund zu ihr hinab und strich ihr übers Haar.

Das Streiten am Turm war längst verklungen, als sich die Zofe endlich beruhigte. Seite an Seite wanderten die beiden Mädchen zum Garten. Wortlos standen sie neben dem Apfelbaum und lauschten den Geräuschen der Nacht. Ein Käuzchen flötete im Wald, und irgendwie war es, als würde es leise einen Namen rufen. Doch Arigund verstand ihn nicht. Sie strengte ihre Ohren an, als das Käuzchen seinen Ruf wiederholte, aber das Tier war zu weit weg, und vermutlich hatten ihre Nerven ihr sowieso nur einen Streich gespielt.

»Das war knapp«, meinte Arigund endlich, als sich ihr Herzschlag beruhigt hatte.

Annelies nickte, ohne ihre Herrin anzusehen.

»Danke«, murmelte sie schließlich. »Das werde ich Euch nie vergessen.«

»Allein hätte ich es nicht geschafft. Ich glaube fast, du hast hier Freunde gewonnen.«

»Resl und Luise?«, wollte die Zofe wissen.

Arigund nickte. »So etwas machst du aber nicht wieder, Annelies, oder?«

Das Mädchen hob die Augen, blieb aber eine Antwort schuldig.

Die ganze Burg schwirrte von Stimmen, als sich Arigund am nächsten Morgen auf den Weg machte, um Frau Kunigund auf ihrem Rundgang und bei der Kontrolle der Vorräte zu begleiten. Ritter krakelten Befehle, Pferde wurden auf den Hof gezerzt. Der Waffenmeister schien die Übungsstunden heute besonders früh angesetzt zu haben. Kein Wunder. Nach den letzten kühlen Regentagen bahnte sich die Sommersonne wieder ihren Weg zur Erde. Es würde ein brütend heißer Tag werden. Der Truchsess kreuzte ihren Weg, grüßte jedoch nur kurz und schritt dann, ohne ein Pferd zu besteigen, Richtung Übungswiese. Kurz darauf entdeckte die Kaufmannstochter die Burgherrin an der Seite des Kochs. Sie winkte das Mädchen freundlich zu sich. Der gemeinsame Gang hatte sich seit einiger Zeit eingebürgert. Dabei hatte Arigund die Aufgabe, über die Lieferungen der Bauern und die Entnahme der Vorräte genauestens Buch zu führen und Frau Kunigunds Anordnungen auf Pergament zu fixieren.

Die Burgherrin nickte dem Mädchen wohlwollend zu, als es vor ihr knickste.

»Gott zum Gruße, Arigund«, meinte sie mit selten heiterer Miene.

Arigund erwiderte den Gruß. »Darf ich nach dem Befinden des Herrn Reimar fragen?«

Kunigund von Brennborg strahlte. »Viel besser, dem Himmel sei Dank«, erklärte sie mit froher Stimme. »Es grenzt fast an ein Wunder, aber heute Morgen war seine Stirn trocken und er konnte selbst etwas Hühnerbrühe zu sich nehmen. So ein dummer Junge: Riskiert sein Leben für ein Schaf!«

»Er nahm eben Euren Auftrag sehr ernst.«

Die Burgherrin schüttelte den Kopf, musste aber über Arigunds zaghaften Versuch, ihren Sohn in Schutz zu nehmen, doch ein wenig lächeln. »Manchmal ist er wirklich noch ein ziemlicher Kindskopf, mein Reimar. Übrigens hat er nach dir gefragt.«

Die Kaufmannstochter errötete. »Wirklich?«

»Gewiss. Magst du nicht zu ihm gehen, sobald wir dies hier erledigt haben?«

Arigund wurde noch röter. »Wenn Ihr es wünscht, Herrin.«

Die Burgherrin zwinkerte ihr zu. »Gewiss doch. Du hast Reimar vorzüglich gepflegt und an seiner Genesung einen großen Anteil. Zudem sehnt er sich offenbar nach deiner Gesellschaft.«

Kunigund von Brennborg hielt inne, scheinbar, um eine Wagenladung Mehl zu kontrollieren. Sie ließ einen der Säcke vom Müllerburschen abladen und öffnen. Mit der Hand griff sie tief in das gemahlene Getreide hinein. Es war, wie es sein sollte, von heller Farbe und ohne jede Spreu. Sie beugte den Kopf tief zu Arigund herab und flüsterte. »Du tust meinem Sohn gut, Arigund DeCapella. Er reift zum Manne. Ich sehe das mit Wohlwollen. Solange Ihr es im Rahmen der Schicklichkeit haltet, werde ich über euch beide wachen.«

Die Kaufmannstochter sah erstaunt auf. Frau Kunigunde nickte noch einmal leicht, als wollte sie ihren Worten Nachdruck verleihen. Dann wandte sie sich der nächsten Fuhre zu, und Arigund musste fast rennen, um mit der Burgherrin Schritt zu halten.

»Übrigens«, fuhr die Frau des Truchsess fort, »werden wir nach der Ernte zu einem Turnier reisen. Das wird dir und den anderen Mädchen gewiss ein wenig Kurzweil bereiten.«

»Darf ich fragen, wo es stattfindet?«, hakte Arigund nach.

»Der Eckmühler wird unser Gastgeber sein. Es wird zu Ehren seiner Tochter Berta und anlässlich ihrer Verlobung stattfinden. Der Sieger soll ihre Hand erhalten.«

Arigund hätte sich beinahe verschluckt. Deshalb also entwickelten die Männer plötzlich so einen Übungseifer.

»Wollte nicht Wirtho ...«, rutschte es Arigund heraus.

»Der Herr Wirtho, mein Sohn, wird selbstverständlich an dem Turnier teilnehmen.«

Die Burgherrin maß Arigund mit einem strengen Blick. »Mein Sohn wird gewiss mit Leidenschaft um Berta streiten und unter ihrem Zeichen in den Kampf reiten.«

»Dann wünsche ich, dass sein Unterfangen von Erfolg gekrönt sein möge«, meinte Arigund lahm.

Allerdings kamen ihr leise Zweifel. Wirtho war zwar ein vorzüglicher Kämpfer, aber er würde bei diesem Turnier auf viel erfahrenere Ritter treffen. Berta war nicht nur schön, sie stammte auch aus einem reichen Haus. Das würde zahlreiche Bewerber anlocken. Ob das Ganze eine abgekartete Sache war? Arigund kam nicht mehr dazu, weiter zu grübeln, denn Frau Kunigund beugte sich erneut zu ihr herab. »Dir kann ich es ja verraten, aber es sollte noch unter uns bleiben: Mein Reimar wird bei dieser Gelegenheit seine Schwertleite erhalten und seinen ersten Kampf bestehen. Gewiss erfüllt diese Nachricht auch dich mit Stolz, Kind?«

Arigund konnte gerade noch ein »Gewiss, Herrin« zwischen den Zähnen hervorquetschen. Reimar im Kampf? Der Gedanke rief bei ihr ganz andere Gefühle hervor.

Als Arigund endlich die Kemenate des Knappen erreichte, lag dieser immer noch sehr blass auf seinem Lager. Die dunkelblonden Locken kräuselten sich in verschwitzten Strähnen um das ovale Gesicht. Spärlicher Bartwuchs bildete einen zarten Flaum auf Oberlippe und Kinn. Reimar war wach und stellte beim Eintreten des Mädchens rasch eine Schüssel mit Hühnersuppe zur Seite. Er begrüßte sie mit einem so einnehmenden Lächeln, wie es Wirtho nicht einmal ansatzweise auf sein Gesicht hätte zaubern können.

»Verzeih, dass ich nicht aufstehe«, entschuldigte sich Reimar. »Eigentlich geziemt es sich für einen angehenden Ritter, der Dame, die ihn so minniglich pflegte, mehr Ehrerbietung zukommen zu lassen.«

»Frau Kunigund hat es dir also erzählt«, seufzte die Patriziertochter.

»Nun, ich war sicher, Gottes liebsten Engel an meinem Bett singen zu hören, aber meine Mutter hat mir berichtet, dass du es gewesen bist, die Tag und Nacht an meinem Lager gesessen und mich ins Leben zurückgeholt hat.«

Arigund merkte, wie sie wieder rot wurde. In letzter Zeit passierte das dauernd. Was war nur mit ihr los?

»Ähm, das meinte ich nicht. Ich dachte eigentlich mehr an die Sache mit dem Ritterschlag und dem Turnier.«

»Nun, das wird sich kaum vermeiden lassen. Aber einen Vorteil hätte es: Ich könnte dann mit deinem Zeichen in den Kampf ziehen.«

Arigund lächelte überrascht. Dass Reimar, Sohn eines Truchsess, so weit für sie gehen würde, sich offiziell zu ihr zu bekennen, obwohl sie eine Bürgerliche war, ließ ihr Herz schneller schlagen. Lieber wäre es ihr allerdings gewesen, er würde eine Ballade für sie dichten, statt ständig ihr zu Ehren vom Pferd gestoßen zu werden.

»Ich weiß nicht, ob das so ein guter Gedanke ist, auch wenn es mich ehrt, dass du mich zu deiner Dame wählen würdest.«

Reimar nahm feierlich ihre Hand. »Wem sonst sollte ich den Platz in meinem Herzen einräumen, wenn nicht dir, meiner Rose – außer meine Mutter vielleicht.«

Er sah Arigunds besorgte Miene und setzte nach: »Mach dir keine Sorgen. Ich werde dein Zeichen selbstverständlich in Ehren halten. Von jetzt an werde ich Tag und Nacht üben, bis ich der beste Ritter der Burg bin. Wenn du willst, fange ich gleich damit an.«

Das Mädchen lächelte angesichts der Ernsthaftigkeit, mit der der Knappe das Versprechen abgegeben hatte. »Weißt du, Reimar von Brennborg, um das Herz einer Dame zu erobern bedarf es keiner anderen Waffe als der Minne, und was das angeht, so gibt es bereits jetzt niemanden, der sich mit dir messen kann.«

Die Augen des Knappen weiteten sich. Begeistert griff er nach Arigunds Hand und sah sie fest an: »So wärest du einverstanden, meine Minnedame zu sein? Es wäre dir nicht ...«, er zögerte kurz, »... unangenehm?«

»Ganz und gar nicht. Im Gegenteil, aber jetzt solltest du besser noch ein wenig ruhen.«

»Ruhen? Wie könnte ich das? Das Herz will mir vor Aufregung zerspringen.«

»Wie wäre es dann, wenn du über eine Strophe nachdenkst und sie mir später vorträgst?«

»Mit Freuden, Arigund von Regensburg, ich werde dich in meinen Liedern unsterblich machen. Ich werde ...« Von einem Hustenanfall geschüttelt, sank der Junge zurück auf sein Kissen.

Der nächste Tag begann trübe. Obwohl die Luft noch immer aufgeheizt war, verhängten graue Wolken den Himmel. Trotzdem strömten Menschen aus dem ganzen Umland zur Gerichtslinde. Niemand wollte sich Matthias' Verhandlung entgehen lassen. Arigund bemerkte viele grimmige Mienen, der Wind trug zornige Stimmen an ihr Ohr. Unter den Rossknechten hatte der Angeklagte ohnehin viele Freunde, und bei allen anderen war sein Ansehen durch sein todesmutiges Eingreifen bei der Heuernte stark gestiegen. Die Menschen standen in kleinen Gruppen beieinander, ein paar Mutige spuckten sogar verstohlen in Wirthos Richtung auf den Boden. Der versuchte, die einzelnen Übeltäter auszuspähen und ihnen drohende Blicke zuzuwerfen. Der Truchsess, der abgeschildert von Rittern und Landsknechten unter der Gerichtslinde auf einem Schemel Platz genommen hatte, würde gut daran tun, ein weises Urteil zu sprechen, wollte er nicht den Zorn seiner Hörigen und freien Bauern heraufbeschwören. Niemand konnte wissen, wie sich dieser letztlich entladen würde.

Es gab viele aufmunternde Worte, als Matthias von vier Wachknechten herangeschleppt und vor dem Truchsess auf den Boden geworfen wurde. Man hatte sich nicht die Mühe gemacht, ihn zu binden. So erbärmlich, wie er aussah, wäre er ohnehin nicht weit gekommen. Sein Gesicht war noch immer blau-rot angeschwollen und entstellt. Er musste, um Luft holen zu können, durch den Mund atmen, wobei er seine abgebrochenen Zähne entblöbte. Sein prächtiger roter Schopf hing in schmutzigen Strähnen von seinem Haupt herab. Jemand hatte dem Knecht einen frischen Kittel übergestreift, der ihm jedoch viel zu klein war und den unteren Teil seines Bauches freigab. Die Bundschuhe hatte man ihm abgenommen. Vermutlich hatte sie ein Wachknecht gestohlen und für wenig Geld verscherbelt. Nun versuchte der Rossknecht, sich barfuß und blinzelnd vor seinem Richter auf die Knie zu raffern, was ihm jedoch ohne Hilfe nicht gelang. Endlich zerrten ihn die Wachknechte in eine angemessene Position. Der Truchsess drapierte die Falten seines prächtigen Mantels mit den silbernen Stickereien auf dunkelblauem Grund so, dass sein darunter getragenes Schwert gut zur Geltung kam. Dann griff er nach einem Buch, das einer der Ritter für ihn bereithielt, erhob sich und begann sich in den aufgeschlagenen Folianten zu versenken, während die Lanzknechte für Ruhe sorgten. Wie von Zauberhand gerufen, trat plötzlich Pater Anselm hinter den Truchsess und flüsterte ihm etwas ins Ohr, woraufhin Reimar von Brennborg seine Stimme erhob: »Seht, unser Heiland sagt: Der Knecht ist nicht größer als sein Herr! Aber seht auch, welche Ehre es ist, ein Knecht zu sein.«

Der Truchsess gab das Buch zurück und nahm wieder Platz. In der Menge war es mittlerweile mucksmäuschenstill. Arigund kam nicht umhin, die taktische Klugheit des Burgherren zu bewundern. Mit diesem Bibelzitat hatte er die Verhältnisse klargelegt. Im Grunde war der Reitknecht schon so gut wie schuldig gesprochen.

»Nun, Matthias, ist es wahr, dass du ein höriger Knecht der Edelfreien zu Brennborg bist?«, donnerte die Stimme des Truchsess über die Köpfe der Menschen. Der Rotschopf nickte matt. An seiner Seite befand sich niemand, der für ihn das Wort hätte ergreifen können.

»Entspricht es den Tatsachen, dass du dich über deinen Herrn zu erheben suchtest, indem du dein Pferd bestiegen hast?«

Ein weiteres geschicktes Manöver. Der Truchsess schien gar nicht über die Frage entscheiden zu wollen, ob der Rotschopf das Pferd gestohlen hatte. Und an der Tatsache, dass Matthias geritten

war, gab es keinen Zweifel. Arigund sah zur Burgherrin hinüber, aber die machte keine Anstalten, den Rotbart zu verteidigen. Galt ihr Versprechen so wenig? Das wollte die Kaufmannstochter nicht glauben. Gewiss würde Kunigund von Brennborg noch ihre Stimme erheben. Arigund versuchte, Annelies in der Menge auszumachen. Sie entdeckte das Mädchen an Resls Seite. Die Zofe wirkte blass und kämpfte sichtlich mit den Tränen. Wirtho dagegen sah ausgesprochen zufrieden aus, als der Knecht erneut nickte und weinend auf dem Gras zusammenbrach. Der Truchsess räusperte sich. Seine Stimme hatte etwas an Schärfe verloren, als er sich wieder an den Knecht wandte: »Bereust du deinen Frevel, Matthias, Unfreier der Brennbörger?«

»Ich bereue«, jammerte der Angeklagte, mittlerweile nur noch ein Häufchen Elend.

Der Truchsess erhob sich würdevoll und tat einen Schritt auf den Knecht zu. Seine Stimme war jetzt wieder laut und gebieterisch: »So höre das Urteil, das ich über dich spreche: Du sollst an den Schandpfahl gebunden werden und fünf Schläge mit der Rute erhalten. Sodann sollst du einen Tag und eine Nacht dortbleiben, auf dass jedermann deine Schande sehen kann. Fortan wirst du unter den Pferdehirten im Wald leben und deinen Fuß nur noch in die Burg setzen, wenn dein Herr dich ruft.«

Arigund atmete auf. Also hatte die Burgherrin ihr Versprechen gehalten: Im Grunde war Matthias mit einem milden Urteil davongekommen. Er hatte zwar Ansehen und Status als Rossknecht eingebüßt – die Pferdehirten standen in der Hierarchie der Burg ganz unten –, aber der Truchsess hatte ihm das Leben gelassen und damit den Pöbel ruhiggestellt. Tatsächlich hörte man zustimmendes Raunen in der Menge. Die Burgedlen lobten flüsternd die Weisheit des Burgherren und sprachen sogar von einem »Salomonischen Urteil«.

Nur Wirtho wirkte überrascht. Er war offenbar der festen Überzeugung gewesen, dass Matthias zum letzten Mal die Sonne hatte aufgehen sehen. Er warf seinem Vater fragende Blicke zu, doch der wandte sich einfach um und ging zurück zur Burg. Matthias wurde von den Wachknechten zum Schandpfahl gezerrt, wo das Urteil sofort vollzogen werden sollte. Einen Moment stand Arigund unschlüssig, während sie von den anderen hin und her gestoßen wurde, die entweder dem Truchsess folgten oder zurück in ihre Weiler strebten. Mit einem Mal stand Berta von Eckmühl vor ihr, an ihrer Seite ein hoch aufgerichteter Wirtho.

»Wir wollen der Bestrafung des Strolches beiwohnen und sicherstellen, dass sie auch ordnungsgemäß ausgeführt wird«, wandte die Edelfreie das Wort an sie. Ihr Begleiter sah einfach über die Kaufmannstochter hinweg. »Wie wäre es, wenn du uns begleitest, Arigund von Regensburg.«

Bertas Tonfall ließ keinen Zweifel daran, dass sie die Rolle der zukünftigen Burgherrin bereits voll und ganz verinnerlicht hatte und von der anderen erwartete, dass die sich ihren Wünschen beugte.

Arigund verneigte sich gerade noch angemessen vor Wirtho und erwiderte: »Ich danke sehr für die Einladung, allerdings hat Frau Kunigund andere Pflichten für mich, denen ich augenblicklich nachkommen muss. Deshalb fürchte ich, ihr werdet auf meine Anwesenheit verzichten müssen.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, ließ Arigund die beiden stehen und flüchtete Richtung Pallas. Matthias' Schmerzensschreie waren auch dort noch zu hören. Als Annelies später in Arigunds Kemenate kam, suchte sie nicht wie sonst Trost bei ihrer Herrin, sondern blieb einsilbig. Die Patrizierin fühlte sich auf einmal schuldig, obwohl sie alles getan hatte, was in ihrer Macht stand.

»Annelies, es tut mir leid«, flüsterte Arigund, »mehr konnte ich einfach nicht tun.«

»Ich weiß«, bestätigte Annelies mit belegter Zunge, »aber es war schlimm, ihn so, so ... erniedrigt zu sehen.« Eine Träne schlich sich über ihre Wange.

»Wenigstens ist er am Leben«, versuchte Arigund die Zofe zu trösten. »Frau Kunigund hat gewiss Fürsprache gehalten.«

»Fürsprache, ja, bei einem Tyrannen«, fuhr die Zofe hoch. »Was war da schon zu erwarten? Gerechtigkeit gewiss nicht.«

Arigund sah sie erschrocken an. So hatte sie ihre Freundin noch nie erlebt. »Sag so etwas nie wieder!«, tadelte sie. »Der Truchsess ist kein Despot, Wirtho vielleicht, aber nicht der Truchsess. Er führt sein Lehen mit strenger Hand, aber gerecht ist er.« Die Zofe senkte die Augen und trat hinter Arigund.

»Ja, Herrin«, flüsterte sie mit nur schwer verhohlenem Zorn. Ihre kalten Finger ordneten Arigunds Haar unter dem mit grünen Glasperlen verzierten Schappel.

»Annelies, ich wünschte, ich hätte mehr tun können«, lenkte die Kaufmannstochter ein. »Wir sind hier nicht in meines Vaters Haus. Mir waren die Hände gebunden.«

»Ihr habt mehr getan, als ein Unfreier für sich hätte erwarten können«, erwiderte Annelies förmlich.

»Und die Arbeit als Pferdehirte wird Matthias sicher liegen.«

»Gewiss, Herrin.«

Geschickt steckte die Zofe eine silberne Fibel fest. Annelies devote Haltung machte die Kaufmannstochter heute rasend. Ärgerlich fuhr Arigund hoch: »Was, verdammt noch mal, hätte ich denn noch machen können, Annelies? Ich sitze auf dieser Burg zwischen allen Stühlen und muss um mein eigenes Ansehen kämpfen. Euer Verhalten trägt nicht gerade dazu bei, es zu fördern.«

Erschrocken fuhr die Zofe zurück. Dann senkte sie den Blick und murmelte: »Wenn Ihr keine Aufgabe mehr für mich habt, Herrin, und es erlaubt, dann würde ich gerne gehen. In der Küche wartet eine Menge Arbeit auf mich.«

Genervt entließ Arigund das Mädchen mit einem Wink. Es war, als habe jeder Hieb, den Matthias auf seinem geschundenen Körper empfangen hatte, Wut und Verachtung für die Adelsherren in ihrer Zofe genährt. Aber glaubte Annelies tatsächlich, sie, Arigund, Tochter eines Patriziers, der niemals Hand an seine Dienerschaft gelegt hätte, habe sich nicht weniger hilflos gefühlt? Sie waren nun einmal auf einer vermaledeiten Burg und mussten sich anpassen. Im Gegensatz zu Annelies versuchte Arigund, sich an eine Empfehlung zu halten, die Pater David ihr eingebläut hatte: Bist du in Rom, verhalte dich wie ein Römer! Warum wollte Annelies das nicht verstehen? Stattdessen stellte sie ihre Freundschaft in Zweifel. Das war ungerecht. Arigund hatte wirklich alles in ihrer Macht Stehende unternommen. Traurig ließ sie sich auf dem kleinen Holzhocker nieder. Noch nie hatte sie sich so allein gefühlt. Schließlich schlich sie wie ein geschundener Gaul hinunter zu Reimars Kemenate. Sie traf den jungen Knappen voll angekleidet und auf seinem Lager sitzend an. Seine Augen leuchteten, als er die Kaufmannstochter eintreten sah.

»Tausend Sterne verglühn, und tausend Rosen verströmen ihren Duft, wenn du mich mit deiner Anwesenheit beglückst«, säuselte er, und seine Blicke glitten anerkennend über Arigunds Gewand, dessen zartes Blau an die Sommerblüte der Wegwarte erinnerte.

»Wie schön, dich bei so guter Gesundheit anzutreffen, Reimar«, entgegnete Arigund. Ihr Herz wurde leichter, als sie dem Jungen in die Augen blickte. Der nahm ihre Hand und ließ sich vorsichtig von ihr aufhelfen.

»Mutter meint, ein kleiner Spaziergang in den Garten könnte mir guttun«, meinte Reimar munter. »Eigentlich wollte sie mich selbst begleiten, aber jetzt bist du da und wir könnten gemeinsam zu den Rosen gehen, nach deren Duft ich mich sehne. Zudem: Ein Ritter kann sich ja

kaum immer an den Rockzipfel seiner Mutter hängen.«

Ernst hob Arigund den Zeigefinger: »Gott fordert, dass wir unsere Eltern in Ehren halten. Die Frau Kunigund ist zudem eine edle Dame, die gewiss nur dein Wohl im Sinn hat.«

»Ganz ohne Zweifel«, erwiderte der Junge und zog seine Begleiterin sanft aus der Tür hinaus, »und es lag mir fern, den Eindruck zu erwecken, ich würde meiner Mutter nicht den Platz in meinem Herzen einräumen, der ihr gebührt. Jedoch ist mir in deiner Gesellschaft stets so, als trügen mich die Engel auf ihren Flügeln. Arigund, ich habe noch nie für einen Menschen so empfunden wie für dich. Du hast mich den Klauen des Todes entrissen. Dein Liebreiz hat die Dämonen vertrieben.«

Arigund hob beschwichtigend die Hände. Es war ihr unangenehm, so in den Himmel gehoben zu werden. Sie war weiß Gott kein Engel. »Ach, mein Anteil war gering. Das meiste haben die Kräuter und Tees getan, die die alte Resl für dich hat bringen lassen.«

»Doch erst dein Zauber hat sie wirken lassen. Wie bescheiden du doch bist, Arigund!«

Sie hatten den Garten erreicht. Außer ihnen befand sich niemand darin. Reimar zog das Mädchen auf die Bank unter dem Apfelbäumchen, wo sie schon vor seiner Krankheit manches Mal gesessen hatten. Der Junge griff hinter sich und holte die Laute hervor, die jemand dort für ihn bereitgelegt hatte. Seine langen, feingliedrigen Finger strichen über die Saiten und entlockten ihnen zarte Töne, doch seine Begleiterin war nicht empfänglich für die Schönheit der Musik. Schließlich legte Reimar das Instrument beiseite.

»Was ist dir, Arigund?«, wollte er wissen. »Irgendetwas bedrückt dich. Sag es mir einfach, und ich werde versuchen, deine düsteren Gedanken zu verscheuchen.« Er machte eine Bewegung, als wollte er ein paar lästige Fliegen verjagen. Arigund musste schmunzeln. Reimars minnigliche Bemühungen wirkten noch recht ungeschickt, doch er trug sie in solcher Ernsthaftigkeit vor, dass kein Zweifel daran bestand, dass er sie ernst meinte. Zum ersten Mal begann die Kaufmannstochter den zukünftigen Ritter in ihm zu sehen, und tatsächlich war ihr, als wären seine Züge während der langen Krankheit erwachsener, ernster geworden. Er hatte sich verändert.

»Ach, ich habe dieser Gerichtsverhandlung beigewohnt«, antwortete die Kaufmannstochter ausweichend.

»Mutter hat mir erzählt, dass Vater heute den Stab über Matthias, den Pferdeknecht brechen würde. Hat er kein gerechtes Urteil verhängt?«

»Was ist schon gerecht?«, seufzte das Mädchen und strich sich die Cotte zurecht. Aufkommender Wind zerrte an ihren braunen Locken. Auch Reimar begann zu frösteln. »Lass uns zurückgehen, Reimar«, schlug Arigund vor und wollte aufstehen. Der Junge aber hielt sie zurück. »Erst musst du mir dein Herzeleid beichten«, beharrte er. »Ich kann es nicht sehen, dass du betrübt bist.«

»Ich weiß nicht, es wird dich langweilen.«

»Ich gebe dir mein Wort, dass ich mich lieber langweile, als dass ich dich so niedergeschlagen sehe.«

Erst zögerlich, doch dann immer schneller berichtete Arigund von den Ereignissen bei der Heuernte und der Tändelei zwischen ihrer Zofe und dem Knecht.

»Jetzt kann er sie natürlich nicht mehr heiraten«, stellte Reimar nüchtern fest. »Er ist ja nur noch ein Hirte, sie deine Zofe. Ich verstehe, dass sie Kummer hat.«

Eine Weile schwieg er nachdenklich, dann hellte sich seine Miene auf. »Soll ich meinen Vater bitten, einen netten Gatten für Annelies zu suchen? Der Sohn des Kochs vielleicht. Das wäre eine sehr gute Partie, denn er wird einmal das Amt seines Vaters übernehmen. Der Truchsess wird mir

gewiss den Gefallen tun, wenn ich mich bei der Schwertleite ordentlich schlage. Dann könnte Annelies bei uns bleiben und du hättest sie stets an deiner Seite.«

Das Kaufmannsmädchen musste lachen. »Ich bleibe doch nur diesen Sommer, Reimar. Danach werde ich mit Annelies nach Regensburg zurückkehren. Was mir weit mehr Kummer bereitet ist diese Bitternis, die ich bei Annelies bemerke.«

»Das wird sich wieder legen. Glaub mir, der Sohn des Kochs ist wirklich ein sehr netter Junge. Er wird sie glücklich machen, und sie wird wieder strahlen.«

Arigund winkte ab. Sie kannte Annelies. So einfach würde sich die Sache nicht beheben lassen, aber das würde Reimar nicht verstehen. Sie musste seinen Eifer anders bremsen. »Mein Vater wird vermutlich bereits nach Gatten für uns beide Ausschau halten, und wenn er es nicht tut, dann ganz bestimmt meine Stiefmutter. Ob es allerdings das sein wird, wonach wir uns sehnen, das steht auf einem ganz anderen Blatt.«

Ein dunkler Schatten zog über Reimars eben noch fröhliches Antlitz.

»Das geht nicht, auf keinen Fall!«, widersprach er. »Ich würde es nicht überleben, wenn du fortgingest oder wenn man dich gar einem anderen zur Frau gäbe.«

Stürmisch zog der junge Mann seine Angebetete an sich. Sein Gesicht war plötzlich ganz nah an ihrem, und das Mädchen fühlte seinen brennenden Atem an ihrem Hals.

»Arigund, fühlst du nicht auch, dass wir füreinander bestimmt sind? Mein Herz will schier zerspringen vor Freude, wenn ich dich sehe. Niemals mehr möchte ich von dir getrennt sein. Eher stürze ich mich von diesen Burgmauern.«

Verwirrt starrte Arigund Reimar an. So leidenschaftlich hatte sie ihn noch niemals erlebt. Steckte doch mehr »Brennberger« in ihm, als es auf den ersten Blick schien?

»Zu gern würde auch ich dir mein Leben schenken«, flüsterte die Patriziertochter, »aber wird man hier auf dieser Burg unsere Stimmen hören? Du bist der Sohn eines Truchsess, ich eine Bürgerliche. Dein Vater wird niemals seine Zustimmung geben.«

Der Junge lachte verschmitzt: »Das lass nur meine Mutter machen. Glaub mir, sie hat dich in ihr Herz geschlossen. Schon mehrmals habe ich sie deine Tüchtigkeit loben hören. Gewiss würde sie dich gerne auf der Burg halten.«

»Das hat sie gesagt?«, fragte Arigund verwundert.

»Wortwörtlich. Und was meinen Vater angeht: Ich bin ja nur der Zweitgeborene und müsste mich andernfalls wahrscheinlich als ›Fahrender‹ verdingen. Eine ordentliche Mitgift würde ihm zweifellos gefallen und unser Bleiben auf der Burg sicherstellen.«

»Meint deine Mutter«, stellte Arigund nüchtern fest. Immerhin konnte man der Burgherrin den Geschäftssinn nicht absprechen. Sie kaufte sich eine reiche Schwiegertochter, um ihre leeren Schatztruhen zu füllen. Ob sich der Herr DeCapella auf so etwas einlassen würde? Arigund kaute nachdenklich auf ihrer Unterlippe. Eine Einheirat in ein Adelsgeschlecht würde das Ansehen des Handelshauses in Regensburg erheblich steigern. Wenn sie genauer darüber nachdachte, so konnte dies sogar der eigentliche Grund gewesen sein, weshalb ihr Vater so darauf gedrängt hatte, dass sie nach Brennborg ging. Ein Minnehof bot nicht nur die Möglichkeit, höfische Sitten zu erlernen, sondern auch reichlich Gelegenheit, dass ein Adeliger wenn schon nicht auf ihre Schönheit, dann doch wenigstens auf das Geld ihres Vaters aufmerksam wurde.

Im Gedanken kalkulierte das Mädchen, was sich ihr Vater eine günstige Verbindung kosten lassen würde, und kam zu dem Ergebnis: einiges! Ärger und Hoffnung mischten sich in ihrem Herzen. Doch warum nicht ihr Glück mit den Plänen ihres Vaters verknüpfen? Arigund sah hinunter auf die tiefgrünen Wälder, die grauen Dampf ausatmeten. Noch immer ängstigte sie die

Weite der Landschaft. Sie war es gewohnt, in einer Stadt zu wohnen, wo es Straßen gab, die den Weg vorgaben, Häuser mit Kaminen, die einen im Winter wärmten, Märkte, auf denen man alles kaufen konnte, was man zum Leben brauchte.

Aber konnte sie jemals auf einer Burg heimisch werden? Ja, mit Reimar an ihrer Seite würde ihr das wohl gelingen. Allerdings nicht mit einem Wirtho und einer Berta, die auf der Burg das Sagen hatten. Reimar und sie mussten eine andere Möglichkeit finden, gemeinsam durchs Leben zu gehen. Aber dafür mussten sie es erst einmal in die eigenen Hände nehmen, und vielleicht schaffte sie es auch, darin ein Plätzchen für Annelies und Matthias zu finden. In Arigunds Kopf wuchs ein Plan. Noch heute würde sie ein Schreiben an ihren Vater schicken und ihn um ein neues Schwert für Reimar bitten. Mit einer Waffe aus Meister Eisenhuts Werkstatt und einer passenden Rüstung würde Reimar im Tjost eine ganz andere Figur abgeben. Blicke nur noch die Frage, wer dem angehenden Ritter ein paar Tricks und Kniffe beibringen konnte, um auf einem Turnier zu bestehen, ohne gleich über Wirthos Bärenkräfte oder die Geschicklichkeit eines Waffenmeisters zu verfügen. Arigund sah Reimar in die Augen und meinte mit fester Stimme: »Nun, wir könnten zumindest unser Glück versuchen, aber erst einmal solltest du wohl Ritter werden.«

Annelies schlüpfte leise durch die Öffnung der einfachen Hütte, in die man Matthias mehr tot als lebendig gebracht hatte. Es war bereits später Abend. Die Zofe hatte sich über eine schmale Hintertür von der Burg geschlichen und dafür den Wachknecht mit einem Krug Bier bestochen. Ohne eine Fackel hatte sie sich den rutschigen Pfad zur Hütte des Pferdehirten hinuntergetastet. Die Hütte selbst war nicht schwer zu finden. Sie lag unweit der Weide für die Jungstuten, auf der zuletzt die Schafe der Burgherrin gegrast hatten. Vier schwarze zottige Hunde hatten ihr Kommen lautstark angekündigt. Mit klopfendem Herzen war Annelies stehen geblieben, bis ein schwächliches Mädchen, das noch keine acht Lenze gesehen haben konnte, die Köter zurückrief. Wortlos führte das Kind die Zofe zur Hütte. Die Hunde schnupperten an den Eingangspfosten, doch dann trollten sie sich. Aus dem türlosen Eingang quoll beißender Rauch. Annelies bückte sich unter dem Türstock durch und versuchte, irgendetwas zu erkennen. Der Qualm biss in den Augen, als hätte jemand Salz hineingegeben. Offenbar bestand die Hütte nur aus einem einzigen Raum, in dessen Mitte ein von Blättern und Fichtenzapfen genährtes Feuer glomm. Darüber hatten ein paar ungeübte Hände ein Holzgestell montiert, in das man den Kochtopf hängen konnte. Der allerdings befand sich gerade in den Händen von vier ärmlich gekleideten Kindern, die, ohne sich durch die Zofe stören zu lassen, eifrig mit blanken Fingern die Reste eines klebrigen Getreidebreis zusammenkratzten und in ihren schmutzigen Mündern verschwinden ließen. Die Zofe erkannte einen der Buben erst, als er aufsprang, um sie zu begrüßen. »Jungfer Annelies, wie schön, dass du gekommen bist.«

Das Mädchen zerzauste ihm die Haare. »Na, Lukki, hat's geschmeckt?«, fragte sie freundlich.

»Und wie!«, bestätigte der Kleine. »Die Resl hat uns vom Gerstenbrei abgegeben, den sie für Matthias gekocht hat. Der schmeckte vielleicht gut!«

»Dann ist's ja recht«, lobte die Zofe. »Ich habe auch was dabei, vom Koch, eine ganze Schweineschwarte, aus der man prima Schmalz auslassen kann.«

Lukas bekam große Augen, und seine drei Geschwister klatschten begeistert.

»Wo ist denn die Mama?«, fragte Annelies.

»Die gibt's schon seit ein paar Jahren nicht mehr«, erklärte Resl. »Ist im Kindbett geblieben. Der Schorsch, ihra Mo, hat mi einfach zu spät geholt, der Saubär, der elendige! Wollt sich des Hebammengeld sparen. Alter Knauserer.«

Sie hatte mit gebeugtem Rücken in der anderen Ecke des Raumes gehockt, wo auf einem Strohlager gebettet Matthias lag. »Und die Schweineschwarte gibst schön mir. Die brauch i für a Arnikasalb'n, damit mir der Bursch net no unter der Hand wegstirbt.«

Die Kinder machten enttäuschte Gesichter. Um an das begehrte Schmalz zu kommen, hätten sie den Knecht, ohne mit der Wimper zu zucken, sterben lassen.

»Es wird für euch schon was übrig bleiben«, tröstete sie die Zofe. Dann wandte sie sich an die Kräuterfrau. »Steht es so schlimm um ihn, Resl?«

Die Alte wiegte bedächtig den Kopf. »Wirst bet'n müssen, Derndl. Der junge Herr hat aufzund'n lass'n, als müssert er am Ochsen des Fell gerben.«

»Eines Tages wird er dafür in der Hölle schmoren.«

»Na, sei auf der Hut, wenn'st solche Sach'n sagst über'd Herrschaft, Derndl!«, mahnte die Alte. »Jetzt kimm und hock di nieder. I koch derweil die Salbe.«

Entschlossen nahm sie den Kindern den Kochtopf aus der Hand und drängte sich an Annelies

vorbei. Lukki nahm das Mädchen an der Hand und führte es zu Matthias. Der ehemalige Knecht lag schwer atmend auf dem Bauch. Sein Rücken sah fürchterlich aus. Fliegen hatten während der langen Stunden am Schandpfahl bereits Eier in die offenen Wunden gelegt. Nun waren sie entzündet und begannen zu schwären. Es würden furchtbare Narben zurückbleiben. Matthias würde gezeichnet sein fürs Leben.

»Wo sind denn die anderen?«, wandte sich die Zofe an den kleinen Lukas.

»Die Männer san bei die Rösser im Wald«, klärte sie der Junge auf.

»Kommen sie nachts nicht nach Hause?«

Lukki schüttelte energisch den Kopf. »Erst nach dem Aanfest.«

»Wann ist das?«

Der Junge schien angestrengt nachzudenken. »Kurz bevor sich die Blätter verfärben.«

»Und wer kümmert sich so lange um euch?«

Lukki schlug sich auf die Brust und zeigte auf das Mädchen, das Annelies empfangen hatte. »I bin der Mann im Haus, und's Nannerl sorgt fürs Essen.«

»Bist du nicht noch etwas zu jung dafür?«, erkundigte sich die Zofe, doch dann fiel ihr ein, dass sie kaum älter gewesen war, als sie ihren Dienst im Haus DeCapella angetreten hatte.

Lukki warf ihr einen empörten Blick zu. »Aufs Jahr geh i mit in Wald, und 's Nannerl is auch scho a richtig's Weib, sagt da Vater.«

Annelies schauderte. Das also war das vom Truchsess gewollte Schicksal für Matthias: den Sommer fernab im Wald, um des Burgherrn Hengste mit Stöcken zu schützen, den Winter in einer zugigen Hütte außerhalb der Burgmauern, ein leichtes Opfer für Raubgesindel, ausgehungerte Wölfe und Bären. Doch der edle Herr sollte sich verrechnet haben. Annelies strich Matthias über das schweißnasse Haar. Tief beugte sie sich zu ihm herab. »Lebe!«, flüsterte sie ihm zu. »Alles andere überlass mir.«

AUGUST 1268

Der Gedanke an die zweitägige Reise nach Burg Heilsberg hatte Arigund zunächst erschreckt. Noch immer fürchtete sie sich vor dem »unzivilisierten« Land, das sie durchqueren mussten. So hatte sie versucht, zahlreiche Ausflüchte zu finden, auf der Burg zurückbleiben zu können. Reimar jedoch hatte sie angefleht, bei seiner Schwertleite dabei zu sein. Als er den Grund ihres Zögerns erkannte, lachte er sie nicht aus, sondern versprach ihr ernst, stets an ihrer Seite zu reiten. Er überredete sie sogar zu einigen kleinen Ausflügen rund um die Burg, wobei die beiden Maultiere, von Reimar Marron und Brun benannt, dem Mädchen gute Dienste leisteten. Vor allem Marron bewies sich als geduldiges und äußerst trittsicheres Langohr, wobei er seinem stürmischen Namen allerdings im Galopp alle Ehre machen konnte, zumindest wenn Reimar in den Sattel stieg. Arigund allerdings hielt nicht viel von stürmischen Ritten. Auch an diesem Tag, dem letzten vor dem Abritt zum Turnier, war sie froh, als Reimar durchparierte. Hektisch strich sie sich die vom Wind gelösten Haarsträhnen aus dem Gesicht. Reimar betrachtete sie mit verträumter Miene.

»Wie schön du heute bist, Arigund«, flüsterte er. »Wollen wir eine kurze Rast einlegen?«

»Gern«, meinte das Mädchen erleichtert. Reimar schwang sich behende aus dem Sattel und half Arigund aus ihrem, während er deutlich länger seine Hand an ihren Hüften ließ, als es notwendig gewesen wäre. Arigund, noch etwas außer Puste nach dem schnellen Ritt, strahlte ihn an. Der Knappe band die Reittiere an die Äste einer knorrigen Eiche, breitete seinen Mantel auf dem bemoosten Waldboden aus und machte eine einladende Geste.

»Meine Dame«, meinte er, wartete dann aber artig, bis sich Arigund niedergelassen hatte. Die tat ihm den Gefallen und streckte ihm sogar noch die Hände entgegen. Etwas unbeholfen griff er danach und küsste linkisch ihre Fingerspitzen. Arigunds Herz begann zu rasen. Sie stellte sich vor, wie Reimar sie, wie damals im Rosengarten, in die Arme nehmen und seine zaghaften Küsse leidenschaftlicher werden würden. Erwartungsvoll schloss sie die Augen, doch nichts von alledem geschah. Das Mädchen versuchte es damit, sich ein wenig zu räkeln, doch als sie zu Reimar hinüberblinzelte, saß der lediglich mit entrücktem Gesichtsausdruck neben ihr.

»Was ist?«, fragte sie.

»Oh, mir ist nur gerade eine wunderbare Strophe eingefallen, für eine Ballade, die ich dir anlässlich meiner Schwertleite schenken möchte.«

Arigund stand jetzt weniger der Sinn nach einem Lied als nach einem Kuss. Ob sie einfach die Initiative ergreifen sollte? Doch irgendwie hatte sie sich das immer anders vorgestellt. In ihren Tagträumen hatte stets der Ritter die Jungfrau verführt.

»Reimar?«, fragte sie mit lockendem Unterton. »Findest du mich eigentlich ...«, sie suchte nach einem passenden Wort, »... begehrenswert?«

Seine Augen weiteten sich erstaunt. »Mehr als das. Ich verehere dich.«

Arigund rückte ein Stückchen näher, fasste nach seiner Hand und führte sie an ihre Wangen. Einen Moment wirkte Reimar verwirrt, dann jedoch näherte er zaghaft sein Gesicht und hauchte einen Kuss auf ihre Lippen. Sofort wollte er sich wieder von ihr lösen, selbst erstaunt über seine Dreistigkeit. Arigund aber zog ihn an sich, und endlich schien auch er seine Scheu zu überwinden.

Seine Lippen öffneten sich. Seine Hände umschlangen ihre Schultern, streichelten über ihren Rücken und umspielten ihr Gesäß.

Seufzend genoss Arigund seine Zärtlichkeit. Ihr schwindelte vor Glück, und ihr Herz stolperte vor lauter Aufregung. Genau so hatte sie sich die Liebe vorgestellt. Reimar schloss sie ganz fest in seine Arme und gab ihr das Gefühl, sie nie wieder loslassen zu wollen. Doch plötzlich tat er genau das und wandte sich verlegen von ihr ab. Verwirrt richtete sich Arigund auf. Was hatte sie bloß falsch gemacht?

»Ist irgendwas?«, fragte sie vorsichtig.

»Nein, gar nicht«, antwortete Reimar, aber es klang nicht echt und er hielt ihr den Rücken zugewandt. »Mir ist nur, ich, ich glaube ich muss mal hinter die Büsche, pinkeln.«

Fahrig sprang er auf die Füße und hastete davon. Arigund hörte ihn merkwürdige Geräusche von sich geben und wollte schon aufstehen und nach ihm sehen, da trat er bereits wieder aus dem Blattwerk heraus. Seine Ohren waren glutrot, und seine Augen hatten jenen eigentümlichen Glanz, den Arigund nur ein einziges Mal vorher gesehen hatte: bei ihrem Vater, als der in den Armen der Thundorferin gelegen hatte. Irritiert stand Arigund auf und meinte: »Ich glaube, wir sollten zurückreiten.«

Reimar wirkte enttäuscht, aber auch irgendwie erleichtert.

»Ja, sonst sorgt man sich noch um uns«, stimmte er zu. Ritterlich hob er Arigund in den Sattel und stieg dann selbst auf. Die meiste Zeit schwiegen sie, doch kurz bevor sie den Weg zur Burg hinaufritten, drängte Reimar sein Reittier dicht an ihre Seite.

»Arigund«, meinte er, »das war wunderschön, das mit dem Küssen meine ich.«

Ein wenig verlegen schaute Arigund zu ihm herüber.

»Das fand ich auch.«

»Wenn ich ein Ritter bin, dann würde ich gern offiziell um dich werben, wenn du damit einverstanden bist.«

»Natürlich bin ich das, mein Ritter.«

Arigund war fest davon überzeugt, man müsste ihr das Glück ansehen, als sie in den Burghof ritt, in dem die Vorbereitungen für die Reise in vollem Gange waren.

Der Abritt erfolgte bei strömendem Regen und führte zunächst über welliges Gelände, das von leibeigenen Bauern bewirtschaftet wurde. Auf vielen Feldern stand noch das Korn auf dem Halm, doch die Ähren leuchteten nicht goldgelb, wie sie es sollten, sondern hatten eine dunkelbraune Farbe angenommen. Ein pilziger Geruch ging von den Feldern aus. Diese Körner würden wohl kaum in dem Speicher landen, denn nicht einmal das Vieh konnte sich unbeschadet von ihnen ernähren. Die wenigen Bauern, denen die Reisegesellschaft begegnete, schauten grimmig, verdrückten sich jedoch schnell angesichts der bis an die Zähne bewaffneten Ritter.

Arigund war es bald leid, aus der Sänfte hinaus in den Regen zu starren. Sie fror trotz ihrer wollenen Kleidung erbärmlich. Eustancia und Berta zählten zum zweihundertsten Mal all die Ritter auf, die bei dem Turnier anwesend sein würden, wobei sie es vermutlich genauso wenig wussten wie all die anderen. Bertas Vater hatte Boten mit Einladungen ins ganze Herzogtum und darüber hinaus gesandt. Niemand konnte wissen, wer tatsächlich kommen würde und wer nicht.

»Was machst du eigentlich«, fragte Arigund, der das Gerede gewaltig auf die Nerven fiel, »wenn nicht Wirtho, sondern ein anderer das Turnier gewinnt?«

Berta sah sie irritiert an. »Was soll die Frage? Natürlich wird Wirtho als Sieger aus den Wettbewerben hervorgehen. Wer denn sonst?«

»Nun vielleicht ein älterer, erfahrener Ritter.« Arigund betonte das Wort »älterer«. »Jemand der vielleicht schon an einem richtigen Kampf teilgenommen hat. Ein Kreuzritter vielleicht.«

Berta lachte schrill. »Ach, meine Liebe, wie dumm du doch bist. Es ist viele Jahre her, dass Kaiser Friedrich die Christen in das Heilige Land führte. Ein echter Kreuzritter wäre jetzt ein Methusalem, jemand, der wohl eher den Krückstock als das Schwert in Händen hält.«

»Wenn du dich da nicht täuschst, meine Liebe. Unser Herr Reimar hat auch die vierzig schon weit überschritten und hebt doch so manchen jungen Streiter aus dem Sattel.«

Die Schwestern, die der Unterhaltung stumm gefolgt waren, sahen sich nun an und rutschten nervös hin und her. Schließlich konnte Eustancia nicht mehr an sich halten. »Das stimmt. Ich habe den Herrn letztes Jahr beim Turnier anlässlich Wirthos Schwertleite im Tjost gesehen. Er hat alle anderen in den Staub gezwungen.«

»Und überhaupt standen zum Schluss nur noch die altgedienten Ritter im Ring«, unterstützte ihre Schwester.

»Papperlapapp!«, fuhr Berta sie an. »Mein Vater würde es niemals zulassen, dass ich einem Greis angetraut werde. Und was den Truchsess angeht: Niemand würde wagen, den Burgherren bei seinem eigenen Turnier zu brüskieren. Insofern war der Sieg von Wirthos Vater nicht ganz ehrlich erstritten. In meinem Fall jedoch wird es ganz anders sein. Wirtho wird bis zu seinem letzten Blutstropfen für mich streiten. Ihr werdet es ja sehen.«

Schmollend zog sie sich eine Decke übers Kinn und tat so, als wollte sie ruhen. Arigund musste lächeln.

Kleine Gehässigkeiten erhalten die Feindschaft, dachte sie und schmunzelte. Wenigstens hatte sie nun ihre Ruhe. Erneut sah sie nach draußen. Die Landschaft hatte sich verändert. Sie ritten stetig bergab, vor ihnen lag ein ausgedehnter Wald. Schon wenig später ragten die Bäume dunkel und unheimlich über ihnen auf und bildeten eine grüne Wand, die nur schwer zu durchdringen war.

»Wir werden wohl bald unser Nachtlager aufschlagen«, meinte Magdalena, der das Schweigen unangenehm wurde. »Der Herr wird sicher bei Tageslicht das Höllbachtal durchreiten. Nachts

streift die Holle mit ihren Heimchen dort umher.«

»Holle? Heimchen? Was soll das denn sein?«

Magdalena machte ein wissendes Gesicht und antwortete altklug: »Die Holle ist ein böser Geist, der die Seelen der ungetauften Kinder um sich scharf. Die werfen mit Steinen so groß wie Hausdächer, und ihre Hunde treiben die armen Seelen den Waldschratzen zu.«

»Das denkst du dir jetzt aus, nicht?«, meinte Arigund skeptisch.

Magdalena schüttelte energisch den Kopf. »Bestimmt nicht. Man hat schon so manchen tapferen Burschen mit eingeschlagenem Schädel im Höllbachtal gefunden, das Gesicht zu einer Fratze verzogen.«

»Das ist doch blanker Aberglaube!«, widersprach Arigund heftig, aber in Wirklichkeit war sie nicht halb so furchtlos, wie sie zu wirken hoffte. Auch wenn sie nicht an Geister glaubte, so schauderte sie doch bei dem Gedanken, diesen dichten, finsternen Wald bei Nacht zu durchqueren. Sie fürchtete sich dabei weniger vor den Geistern, als vor Raubgesindel und wilden Tieren. Doch auch der Burgherr schien nichts riskieren zu wollen. Schon am frühen Nachmittag ließ er an einer Lichtung haltmachen und das Lager aufschlagen. Arigund wagte einen zaghaften Versuch, sich die Beine zu vertreten, suchte jedoch rasch wieder Zuflucht in der Sänfte. Es goss immer noch wie aus Kübeln. Knechte versuchten trotz des stürmischen Windes, in dem völlig aufgeweichten Boden die Zelte aufzuschlagen. Sie scheiterten immer wieder, weil ihnen die Zeltplanen aus den Händen gerissen wurden. Endlich stand ein – wenig vertrauenerweckendes – Gebilde mit bebenden Streben und schlagenden Stoffbahnen unter einer mächtigen Eiche, in das man die Damen bat. Den Boden hatten die Bediensteten mit Stroh ausgelegt, aber das hatte sich schon wieder mit Wasser vollgesogen. Arigund kramte in ihrer Reisekiste nach den Holzpantinen, die sie in Regensburg stets unterzuschnallen pflegte, wenn die Straßen unter Wasser standen, und erntete neidische Blicke seitens der Schwestern. Die mussten nun ihre Röcke raffen, damit die Säume nicht vom Dreck verschmierten.

»Hoffentlich schwimmen wir heute Nacht nicht weg«, seufzte die Burgherrin, der man den hinteren Bereich des Zeldes mit Teppichen abgetrennt hatte.

»Und Gott gebe, dass uns diese Zeltstangen nicht auf den Kopf fallen«, meinte Arigund mit einem skeptischen Blick nach oben.

»Ob es wohl möglich sein wird, ein Feuer zu entfachen?«, jammerte Magdalena. »Mir ist schrecklich kalt.«

»Ich fürchte, wir werden kaum einen Scheit trockenes Holz finden, aber ich werde ein paar Knechte ausschicken. Vielleicht haben wir Glück.«

Annelies brachte gemeinsam mit einer anderen Magd Klappliegen herein. Es war ihr schwergefallen, sich von Matthias zu verabschieden, der sich mittlerweile so weit erholt hatte, dass er sich den Pferdeknechten anschließen konnte. Noch glaubte die Zofe seine Hand an ihrer Wange zu spüren, wie sie ihre Abschiedstränen wegwischte.

Arigunds Gedanken waren bei Reimar. Der musste natürlich bei den Rittern reiten und nicht an ihrer Seite. Das Reisegefährte der Damen wurde von Wachknechten flankiert. Der Junge schaffte es nur einmal, ihr kurz zuzuwinken. Nach dem Ritt im Regen sah er aus wie eine Katze, die in den See gefallen war, doch seine Augen leuchteten vor Stolz. Schließlich waren sie auf dem Weg zu seiner Schwertleite. In den letzten Wochen hatte er hart gearbeitet, und seit Arigund dem Waffenmeister hin und wieder einen Regensburger Pfennig zusteckte, hatte der ihn mit noch größerer Hingabe unterrichtet. Reimar schaffte es mittlerweile sogar, die eine oder andere Finte anzuwenden und seinen Gegner niederzustrecken. Alles in allem war er nicht viel schlechter als

manch anderer Knappe und würde auf dem Turnier zumindest nicht unangenehm auffallen. Leider war der Herr DeCapella Arigunds Bitte nach einem neuen Schwert nicht nachgekommen. Allerdings hatte er dem Mädchen Nachricht zukommen lassen, dass sie sich auf eine Überraschung freuen könne, wenn sie Burg Heilsberg erreichen. Das Wort hatte bei Arigund ein flaes Geföhl im Magen hervorgerufen. Die Überraschungen ihres Vaters waren nicht immer nach ihrem Geschmack, und sie bereute fast, dass sie ihm die Bitte hatte zukommen lassen.

Reimar und Arigund hatten abgemacht, sich kurz vor Sonnenuntergang an der Nordseite des Lagers zu treffen, doch angesichts des Wetters verwarf das Mädchen den Plan. Sie verfasste lediglich ein paar Zeilen auf einem Fetzen Pergament. Berta beobachtete es und meinte verächtlich: »Na, schreibst du ein Gutenachtgedicht für deinen sagenhaften Ritter Reimar?«

Mittlerweile war es ein offenes Geheimnis, dass Wirthos jüngerer Bruder der Patriziertochter den Hof machte. Berta hatte nicht unwesentlich zu seiner Verbreitung beigetragen und einige Details hinzugefügt, die nur ihrem Erfindungsreichtum entsprangen.

»Und wenn, was geht's dich an?«, konterte Arigund genervt.

»Du weißt aber schon, dass er ohne Land und mit leeren Händen dastehen wird, wenn er seine Schwertleite erhalten hat.«

»Mich stört's nicht«, meinte Arigund lapidar, »ich brauch nicht aufs Geld zu schauen, sondern kann mir einen Minneritter an meiner Seite leisten, der mir jeden Wunsch von den Augen abliest. Zudem muss das ja nicht so bleiben.«

Berta machte ein Gesicht, als hätte sie in Sauerampfer gebissen. »Manche Menschen schrecken wirklich vor gar nichts zurück, nur um an einen Titel zu kommen.«

»Andere nehmen für eine Burg viel in Kauf«, erwiderte Arigund schlagfertig. Frau Kunigunds Spitz huschte ins Zelt, sah sich kurz um, trippelte zu Berta und schüttelte sich genau vor ihr die Regentropfen aus dem Fell. Berta kreischte auf und lockte damit Frau Kunigund hinter dem Vorhang vor, mit dem man ihren Schlafbereich abgetrennt hatte.

»Was steht ihr herum!«, ermahnte die Burgherrin. »Es ist ja noch gar nichts an Ort und Stelle! Muss ich alles hier selber machen?«

Frau Kunigund klatschte in die Hände, und die Mädchen sprangen auseinander. Hurtig wurden die Truhen in die Mitte des Zeltes gerückt, sodass sie einen provisorischen Tisch bildeten. Mägde trugen Brot, Bier und Schafskäse auf. Die Frauen ließen sich nieder und griffen zu. Als sie das leichte Nachtmahl beinahe beendet hatten, gesellte sich Frau Kunigunds Spielmann zu ihnen. Zunächst gab er einige muntere Weisen zum Besten, dann das Falkenlied des Kürenbergers, bei dem besonders Berta Beifall klatschte. Zum Schluss ließ er zu den sanften Tönen seiner Laute ein Lied erklingen, das noch keine von ihnen kannte.

Ich steh auf der Burgen Zinnen
Und sehne mich so sehr.
Wie könnt ich den Mauern entrinnen,
Damit ich bei dir wär.

Wenn ich ein Vöglein wär
Erhöb ich mich auf Schwingen.
Ich flög nicht weit – nur an dein Herz,

und würd' beglückt dort singen.

Oh, würdest du dann sanft mich drücken
Wie einen Rubin ans Herz.
So würde mich das sehr beglücken
Und heilen meinen Seelenschmerz.

Der Spielmann erhob sich und erhielt von Frau Kunigund seinen Lohn. Auch die anderen Damen überreichten ihm eine Kleinigkeit. Als die Reihe an Arigund kam, beugte sich der Mann kurz zu ihr herunter, steckte ihr ein Pergament zu und wisperte: »Herr Reimar schickt euch die Strophe, mit den wärmsten Grüßen.«

Arigund strahlte. Der junge Adelsfreie hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, sie regelmäßig mit Gedichten oder Liedern zu verwöhnen. Allerdings prahlten sie beide nicht damit, wie Berta es getan hätte, vielmehr bewahrte Arigund die Lieder in ihrem Schmuckkästchen auf. An Tagen wie heute holte sie die Pergamente heraus und sang sie leise vor sich hin. Mittlerweile besaß Arigund schon ein ansehnliches Päckchen an herzerwärmenden Liedern. Doch dieses sollte ihr Lieblingslied werden. Es hatte so eine eingängige Melodie, der Sänger zwitscherte wie ein frecher Gimpel. Noch im Einschlafen summt Arigund die Weise. Im Traum flog der scheue Vogel tatsächlich von den Burgzinnen zu ihr herüber. So nahe war er schon ihrer Hand, doch im letzten Augenblick schlug ihn ein Habicht. Nicht mehr als eine seiner Federn streifte ihr Herz.

Arigund schreckte hoch. Eine Weile lag sie reglos unter der Woldecke, die sich immer noch klamm anfühlte und kaum wärmte, und lauschte in die Nacht. Die Geräusche des nächtlichen Waldes drangen fremd und beängstigend in das Zelt. Mit boshafem Fauchen fuhr der Wind in die Bäume, ließ Äste brechen und Blätter rauschen. Die Pferde wieherten und stampften unruhig. Die anderen Mädchen schienen nichts zu bemerken. Ihr Atem ging ruhig und gleichmäßig. Berta murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Das gleichmäßige Klopfen des Regens hatte aufgehört. Es war stockfinster, umso lauter war ein deutliches Knacken und Zerbersten von Ästen zu hören.

»Ein Bär!«, kam es Arigund in den Sinn. »Hoffentlich greift er nicht unsere Pferde an.« Aber wagte sich so ein wildes Tier tatsächlich derart dicht an Menschen heran? Was wenn es es tat? Würde dann auch Reimar sich der Bestie entgegenstellen und sein Leben wagen müssen? Herr Ittlinger, einer der älteren Agenten ihres Vaters hatte weiter im Osten einem Meister Petz Auge in Auge gegenübergestanden und ihn in den schillerndsten Farben geschildert. Er meinte, ein solches Tier würde – aufgerichtet – einen stattlichen Mann überragen und selbst einen Ritter mit einem einzigen Prankenhieb töten. Ein kalter Schauer lief Arigund über den Rücken. Dann schimpfte sie sich selbst: Was war sie nur für ein Hasenfuß. Bestimmt war da gar nichts, und sie ließ sich nur von ihren Sinnen täuschen. Leise begann sie ein Lied zu summen. Die unheimlichen Tritte entfernten sich, und Arigunds Herz schlug langsamer. Nach einer Weile nickte sie wieder ein.

Es war ein anderes Geräusch, das sie einige Zeit später erneut weckte: ein Rasseln oder leises Scheppern, gefolgt von einem traurigen Ruf, der dem noch schlaftrunkenen Mädchen in den Ohren klang wie ein geheimnisvolles »Komm mit!«. Ob sie jemand mitten in der Nacht aus dem Zelt bat? Gar eines der Mädchen? Arigund sah sich um. Die Schläferinnen lagen vollzählig in ihren Betten. Doch die Kaufmannstochter war sich sicher, ein Rufen gehört zu haben. Es würde ihr keine Ruhe

lassen, bis sie der Sache auf den Grund gegangen war. Leise, um die anderen nicht zu wecken, richtete Arigund sich auf und tastete nach ihrem Mantel, den sie schließlich über den Schuhen fand. Sie zog alles an, schlang das Wolltuch fest um sich und schlüpfte hinaus in die Dunkelheit. Der Wind hatte sich gelegt. Dampfiger Nebel hatte das Feuer erstickt, das die Knechte mühsam entfacht hatten. Außer Arigund schien niemand auf den Beinen zu sein. Schwer atmend verharrte das Mädchen neben dem Zelt und lauschte in die Finsternis. Eine Art Schluchzen ließ sie aufhorchen und ein geisterhaftes Rasseln. Es musste ganz aus der Nähe kommen, doch es war nichts zu sehen. Langsam bewegte sich Arigund auf das Geräusch zu und bemühte sich, in dem milchigen Dunkel etwas zu erkennen. Wie aus dem Nichts tauchte ein riesiger Baum vor ihr auf, eine Eiche mit hoher Krone und rissiger Rinde. Wasser troff von den Blättern herab, genau auf Arigunds Stirn. Erneut vernahm das Mädchen den schaurigen Ruf. Er kam eindeutig von oben. Irgendetwas saß in den armdicken Ästen. Arigund sah hoch. Ein fetter Regentropfen platschte ihr direkt zwischen die Augen. Sie wischte ihn mit der Hand weg. Als sie wieder sehen konnte, hockte keine fünf Ellen entfernt eine große Eule direkt vor ihr in einer Astgabel. Ihre Krallen waren so dick wie die Finger eines Kindes und scharf wie das Schwert eines Ritters. Gelassen wendete das Tier den Kopf, was merkwürdig aussah, weil die Füße jetzt in die entgegengesetzte Richtung zeigten. Es zwinkerte Arigund mit seinen klugen Augen vertraulich zu. Das Mädchen musterte das Tier. Natürlich gab es in Regensburg Käuze, die den Sommer unter den Dachgiebeln verbrachten und dort ihre hungrige Brut umsorgten, doch noch nie hatte die Kaufmannstochter ein so stattliches Tier gesehen. Sein ernstes Gesicht war von einem grauen Bart umsäumt, in der Art, wie ihn alte Männer trugen. Die Eule schien keineswegs beunruhigt über ihren nächtlichen Besuch. Sie plusterte sich auf und schüttelte das Gefieder, was jenes rasselnde Geräusch verursachte, das Arigund geweckt haben musste. Von wegen Waldschratzen! Arigund wollte gerade aufatmen, als das Tier den Schnabel öffnete und erneut jenen klagenden Ruf von sich gab, der wie ein »Komm mit!« klang und dem Mädchen eine Gänsehaut über den Rücken jagte. So etwas hatte es noch nie gehört. Die Eulen in Regensburg flöteten ein lang gezogenes »Schuhu«. Der Vogel bewegte seinen Kopf zu einem ruckartigen Nicken. Dann breitete er seine Schwingen aus und stieß geräuschlos genau auf Arigund herab, drehte aber im letzten Augenblick noch bei und verschwand in der Dunkelheit, ohne sie auch nur berührt zu haben.

Arigund schlug die Hände vor das Gesicht und stieß einen gellenden Schrei aus. Voller Panik rannte sie zurück zum Lager, wo sie von zwei irritierten Wachknechten gestellt wurde. Die scholten das Mädchen zwar wegen des Aufruhrs, den sie verursacht habe, meinten aber, von einer Eule ginge keine größere Gefahr aus. Dann begleiteten sie die vor Angst schlotternde Kaufmannstochter zurück zum Zelt, wo sie von einer verschlafenen Burgherrin in Empfang genommen und noch einmal streng getadelt wurde. Sie dürfe sich nicht ohne Begleitung aus dem Lager entfernen! Man sehe ja, was dabei herauskäme. Sie habe alle zu Tode erschreckt, am allermeisten sich selbst. Zudem seien Eulen im Wald etwas vollkommen Normales, und was den Ruf anginge, so habe es sich gewiss um einen Waldkauz gehandelt und er habe keineswegs »Komm mit!« gesagt, sondern mit »Ku Witt« nach seinem Weibchen gerufen. Das könne man schon mal verwechseln, vor allem, wenn man die Tiere des Waldes nicht so gut kenne. Magdalena allerdings machte ein bedrücktes Gesicht und meinte leise: »Der Totenvogel hat gerufen – uns droht fürchterliches Unglück!«

Nun war Arigunds Ruhe endgültig dahin. Den Rest der Nacht wälzte sie sich unruhig von einer Seite auf die andere.

Der nächste Tag war ebenso trist und grau wie der vorherige. Immerhin hatte es aufgehört zu regnen. Doch es blieb keine Zeit, die klammen Sachen zu trocknen. Nass, wie sie waren, mussten sie verpackt und auf die Lasttiere verstaут werden. Herr Reimar drängte zum Aufbruch. Bis zur Mittagszeit wolle man das Höllbachtal hinter sich bringen, ließ er die anderen wissen. Die Männer duckten sich unter seinem Befehl. Wortkarg zogen sie die Gurte fest und bestiegen die Pferde.

Der Weg ging weiter bergab. Mächtige Buchen schlossen die Reisenden ein. Ihre mannsdicken, moosbewachsenen Stämme ragten wie riesenhafte Säulen neben dem schlammigen Pfad auf, dem sie folgten. Hier im Wald herrschte beständiges Zwielicht. Die Baumkronen fraßen das sowieso schon spärliche Licht. Von ihren Kronen troff immer noch Wasser oder wurde in Form von Dampfwolken zum Himmel gesandt. Der Weg wurde offensichtlich selten benutzt. Mehrmals mussten sie anhalten, um Hindernisse wie querliegende Äste oder umgefallene Bäume wegzuräumen. Dann erreichten sie den als »Hölle« bezeichneten Teil des Tals, und er war genau so, wie Magdalena ihn beschrieben hatte. Es sah aus, als hätten die Geister mit gewaltigen Felsen um sich geworfen und sie einfach liegen lassen. Ein fauchender und spritzender Bach suchte sich protestierend den Weg zwischen den Steinen, staute sich gluckernd und zwängte sich Gischt sprühend schließlich durch die schmalen Lücken zwischen den Felsbrocken. Die Reisegesellschaft überquerte den Bach an einer ausgefahrenen Furt, der einzigen weit und breit. Dann folgten sie dem Lauf abwärts auf einem gefährlichen und von hohen Felsen gesäumten Weg, der oft so schmal war, dass es selbst für die Sänfte gefährlich wurde. Ein ums andere Mal mussten die Damen aussteigen und zu Fuß vorangehen.

Es war schon fast Mittag, als sie eine Mühle erreichten, die grau und mit ächzendem Mühlrad den Bach in einen ruhigeren Lauf zwängte. Der Müller, ein dicklicher Mensch mit starken Armen und einem Gesicht, das die Farbe seines Mehls angenommen hatte, empfing sie freundlich und bot ihnen Brot und Wein. Er war ein Höriger des Eckmühlers und deshalb nur allzu bereit, den Wünschen der hohen Herren von Brennborg nachzukommen. Gestärkt setzten sie ihren Weg fort. Da diese Strecke regelmäßig von Lastkarren befahren wurde, die Getreide zur Mühle und das Mehl von dort zurücktransportierten, war der Weg nun deutlich breiter, jedoch durch den heftigen Regen tiefgründig. Die Pferde versanken zuweilen bis zum Sprunggelenk im Morast. Erschöpft erreichte die Reisegesellschaft endlich die nächste Furt, die es ihr ermöglichte, den Bach erneut zu überqueren. Eine freundliche Sonne begrüßte sie auf der gegenüberliegenden Wiese. Sie hatten den gefährlichsten Abschnitt ihrer Reise hinter sich gelassen. Pater Anselm ließ haltmachen und ein Dankgebet sprechen. Eine beachtliche Herde braun-weißer Schafe beobachtete sie dabei misstrauisch, abgeschirmt von einem Bock, der immer wieder sein krummes Gehörn senkte. Die Lämmer dösten im Gras, das dunkelgrün und fruchtbar in der Au sprießte. Frau Kunigund blickte nicht ohne Neid zu den Tieren hinüber. Ihre Herde stand zwar weit schöner im Fell, aber ihre Anzahl wirkte mit eben dreißig Stück geradezu lächerlich gering.

»Auf solchen Wiesen gedeihen Schafe prächtig, nicht wahr, Frau Kunigund«, plapperte Berta munter. Die Burgherrin nickte höflich, wandte sich dann aber ab.

Berta richtete sich nun an die Schwestern und prahlte: »Das ganze Land hier gehört meinem Vater. Wir haben nicht nur diese Schafe, sondern auch eine stattliche Herde mit Kühen, und die hörigen Bauern können auf ihren Feldern Weizen anbauen. Wir ernten so viel, dass wir ihn sogar nach Regensburg verkaufen.«

Der letzte Satz war an Arigund gerichtet, doch die hatte gar nicht zugehört. Die Erlebnisse der Nacht gingen ihr einfach nicht aus dem Kopf und machten sie einsilbig. Nicht einmal Reimars Anblick, der scheinbar zufällig die Sänfte passierte und sie vom Pferd herab anlächelte, konnte sie auf andere Gedanken bringen. Erst als die Zeltlager in Sicht kamen, war es Arigund, als kehrte sie ins Leben zurück. Vor ihr lag eine kleine, quirlige Stadt, in der es geschäftig wie auf einem Markt zuing. Bunte Fahnen flatterten vor den Unterkünften, das Hämmern der Schmiede und geschäftige Rufen der Händler erfüllte die Luft. Pferde in vornehmen Geschirren mit nagelneuen Schabracken und Lederriemen standen angebunden vor den Zelten und schnaubten aufgeregt. Eustancia gab winzige Schreie des Entzückens von sich, wenn sie ein bekanntes Banner erspäht hatte oder einen besonders angesehenen Gast zu erkennen glaubte. Zahlreiche Gaukler, Feuerspucker, Akrobaten und Spielleute tummelten sich auf den Freiflächen zwischen den Zelten. Arigund entdeckte sogar eine Bühne, auf der Schauspieler in bunten Kostümen die Umstehenden belustigten. Die Heilsburg, ein mächtiges Gebäude aus grauem Granitstein, ragte hoch über der Auwiese, die man zum Turnierplatz erkoren hatte, auf. Sie thronte wie ein Habichtshorst auf einem Felsen und erlaubte gewiss einen spektakulären Blick über die dazugehörigen Ländereien.

Herr Reimar ließ anhalten und entsandte Boten, die ihre Ankunft ankündigten. Arigund wusste von Magdalena, dass der Brennberger davon ausging, als Gast auf der Burg untergebracht zu werden. Die Mädchen nutzten die Wartezeit, um sich die Beine zu vertreten. Als die Boten schließlich zurückkehrten, wurden nur Berta und Frau Kunigund mit der Sänfte zur Burg geschickt. Die restliche Reisegesellschaft sollte – wie die anderen – auf der Wiese ihr Lager aufschlagen. Es habe sich »hoher Besuch« angekündigt, dem Vernehmen nach ein Verwandter des Herzogs, dem man die wenigen Gemächer auf der Burg zur Verfügung stellen müsse. Aber es sollte dem Nachbarn zum Ausgleich ein bevorzugter Platz in der Zeltstadt zugewiesen werden. Ein Ritter des Herrn von Eckmühl würde ihnen die Örtlichkeit zeigen. Arigund war eigentlich erleichtert, nicht schon wieder hinter Burgmauern eingesperrt zu werden, und die Zeltstadt war ja fast wie eine richtige Stadt. Im Grunde fehlten nur die Mauern. Die Kaufmannstochter sah sich um. Das gesamte Lager brodelte vor Leben. Ihre Augen begannen zu leuchten. Das war ja fast wie in Regensburg. Jemand brüllte ihr zu, sie solle den Weg für irgendeinen Ritter freimachen. Rasch hüpfte sie zur Seite und rettete sich zwischen den Pfützen auf eine trockene Stelle. Zwei Reiter in voller Rüstung sprengten an ihr vorüber. Die Hufe ihrer Pferde klatschten durch die riesigen Pfützen, und das Wasser stieb in weitem Bogen. Eines der Pferde kam ins Rutschen. Der Reiter machte wilde Verrenkungen, um nicht herunterzustürzen. Arigund lachte herzlich. Unvermutet war Reimar an ihrer Seite und hauchte ihr einen heimlichen Kuss auf den Nacken. Ein heißer Schauer jagte über Arigunds Rücken.

»Nun, ich sehe, meine Rose«, flüsterte er von hinten in ihr Ohr, »das bunte Treiben muntert dich auf.«

»In der Tat«, bestätigte das Mädchen. »Das Spektakel und die Sonne vertreiben alle dunklen Gedanken. Ich bin froh, dass du mich überredet hast mitzukommen.«

»Würdest du gerne in meiner Begleitung ein wenig durchs Lager streifen?«

Reimar reichte ihr würdevoll seinen Arm. Arigund zögerte. War das schicklich?

»Ich werde ritterlich sämtliche Ungeheuer von dir fernhalten, falls eines die Dreistigkeit besitzt, dich erschrecken zu wollen, fliegende, kriechende, krabbelnde, ganz egal.«

Reimars Augen blitzten schelmisch. Er hatte also von Arigunds Abenteuer erfahren. Vermutlich amüsierte sich bereits die gesamte Reisegesellschaft darüber. Was soll's! Sie würde sich das Fest davon nicht verderben lassen. Launig legte sie ihre Hand auf Reimars Arm und erwiderte: »Gerne,

wenn dich keine andere Pflicht bindet, freue ich mich über deine Gesellschaft.«

»Es wird noch einige Zeit dauern, bis wir unser Quartier zugewiesen bekommen. Wir können also getrost ein wenig flanieren.«

»Wird dich der Waffenmeister nicht vermissen?«, fragte Arigund.

»Ich kann ja behaupten, ich hätte meine Gegner im Turnier ausgespäht.«

Der angehende Ritter zog sie lachend mit sich, bis sie zu einem mit Holzstangen abgeteilten Bereich kamen. »Oh sieh nur« – Reimar deutete nach vorne – »der Turnierplatz, noch jungfräulich und so wie ihn der Herr erschaffen hat.«

»Wann wird das Spektakel denn losgehen?«

»Ich glaube, es geht schon los. Siehst du dort den Ritter mit der Rute in der Hand?«

Reimar zeigte auf einen fahrenden Ritter. Der junge Bursche hielt frech auf das Zelt derer von Falkenstein zu, vor dem das Schild der Familie prangte. Der älteste Sohn der Falkensteiner saß auf einem Hocker und polierte sein Schwert. Als er den Fahrenden auf sich zukommen sah, erhob er sich. Kurze Zeit musterten sich die beiden Männer, als wollten sie die Kampfkraft und den Mut des jeweils anderen abschätzen. Dann ging der junge Bursche zu dem Schild und berührte es kurz mit seiner Weidenrute. Der andere nickte.

»Was sollte das denn?«, wollte Arigund wissen.

»Der Fahrende hat den Falkenstein gefordert«, erklärte Reimar. »Meine Güte, da hat er sich einen ganz schönen Brocken ausgesucht. Der von Falkenstein mag zwar nicht von hohem Wuchs sein, aber er ist listig wie ein Fuchs.«

»Aha, und wann beginnen die Kämpfe?«

»Morgen nach dem Gottesdienst. Anschließend wird unsere Schwertleite stattfinden. Ich habe die Ehre, dass der Herr von Eckmühl mir selbst Schwert und Sporen umschnallen wird. Danach werden die Ritter feierlich auf den Kampfplatz ziehen und dort in zwei Gruppen aufgeteilt. Wir werden uns bis zum Abend erst einmal gegenseitig die Köpfe einschlagen. Ich bin schon gespannt, wer das Turnier gewinnt.«

»Pass bloß auf, dass nicht du es bist, sonst mußt du Berta ehelichen«, neckte die Kaufmannstochter.

Reimar lachte. »Nicht doch. Der Wettstreit um Berta ist ein Tjost und wird selbstverständlich getrennt ausgetragen. Da geht es Mann gegen Mann, und ich werde ganz bestimmt nicht mitmachen.«

»Und wann wird das stattfinden?«

»Es ist der Höhepunkt des Turniers. Ich denke, man wird übermorgen anfangen, und am Ende der Woche wird der Sieger feststehen.«

»Glaubst du, dein Bruder hat eine Chance?«

Reimar strich sich nachdenklich übers Kinn. »Nun, er ist mutig und stark.«

»Aber es werden erfahrene Ritter dabei sein«, merkte Arigund an.

»Nicht alle haben es wirklich auf Berta abgesehen. Einige wollen sich einfach als Kämpfer hervortun, in der Hoffnung, ein Lehnsherr nimmt sie in sein Gefolge auf. Ich schätze, Wirthos Chancen werden wohl auch davon abhängen, wie tief unser Vater in seine Börse greifen kann. Doch schau, ich sehe Berittene aus der Burg kommen. Wir sollten zurückgehen.«

Seite an Seite erreichten sie ihren Tross. Reimar verabschiedete sich mit einer kurzen Verbeugung und trollte sich zu den anderen Knappen. Bis zu seiner Schwertleite würden sie sich nicht wiedersehen, denn die zukünftigen Ritter mussten die Nacht betend in der Burgkapelle verbringen. Arigund fiel wieder die Eule ein. Sie schluckte schwer. Hoffentlich geschah morgen

kein Unglück. Dann tat sie ihre Angst ab. Frau Kunigund hatte ja selbst gesagt, dass zuweilen der Ruf der Eule einem menschlichen Klagen sehr ähnlich war, und überhaupt war das alles dummer Aberglaube. Magdalena mit ihrem Gerede über Geister und Heimchen hatte Arigund nur durcheinandergebracht.

Herrn Reimars Gefolge schlug das Lager etwas abseits in der Nähe des Bachs auf. So musste man wenigstens nicht weit gehen, um Wasser zu holen. Arigund sah skeptisch auf die braunen Fluten. Hoffentlich regnete es nicht wieder. Der Bach stand schon am Rande seines Bettes. Beim nächsten Regenguss würde er es verlassen und alles überschwemmen. Doch derzeit bestand kein Grund zur Sorge: Der Sommer hatte beschlossen zurückzukehren. Die Sonne stieg höher und höher und übergoss das quirlige Feldlager mit einem Hauch von Gold. Ritter wie Knechte waren bester Laune und trieben Scherze. Eine Spur von Unsicherheit verscheuchte Arigund mit dem Gedanken, dass es hier in der Zeltstadt im Grunde genau wie in Regensburg war. Raubgesindel würde sich wohl kaum in ein Lager mit bis zu den Zähnen bewaffneten Rittern wagen, und was die Ritter selbst anging, so herrschte bis Ende der Woche Turnierfrieden. Nach diesen Überlegungen fühlte Arigund ihre gewohnte Energie zurückkehren. Voller Elan kümmerte sie sich um die Unterbringung der weiblichen Mitglieder des Trosses, überwachte Aufbau und Einrichtung des Zeltes und organisierte all die Kleinigkeiten, die den Damen das Leben angenehm machten. Es dauerte bis in den Abend hinein, bis alle weitgehend zufriedengestellt waren, sodass auch Arigund sich ausruhen konnte. Nach dem Essen war sie so erschöpft, dass sie augenblicklich in einen tiefen und traumlosen Schlaf sank.

Annelies war, gemeinsam mit den anderen beiden Zofen, die die Reisegesellschaft begleiteten, im Zelt neben den adeligen Damen einquartiert worden. Sie hatte in dieser Nacht nur wenig geschlafen. Ihre Gedanken kreisten um ihre Zukunft, und die konnte sie sich ohne Matthias nicht mehr vorstellen. Zu viel hatten sie mittlerweile gemeinsam durchgestanden. Andererseits war ihr auch klar, dass, nachdem ihr Rotbart nun kein angesehener Rossknecht mehr war, eine Verbindung zwischen ihnen noch weniger denkbar war als schon zuvor. Auch Matthias hatte das verstanden. Zwischenzeitlich hatte er sie angefleht, ihn nicht mehr zu treffen, aber nach wenigen Tagen war auch seine Sehnsucht zu stark geworden. Er konnte genauso wenig von ihr lassen wie sie von ihm. Annelies hatte sein Gerede von Trennung sowieso nie ernst genommen. Im Grunde war Matthias nicht weniger verzweifelt als sie, nur schien er bereit, sein Schicksal hinzunehmen und das war nun einmal eine Zukunft als Pferdehirt. Zuerst hatte Annelies geglaubt, dass seine Liebe nicht so groß und stark wie die ihre sei, aber dann war ihr klar geworden, dass er nur deshalb auf sie verzichten wollte, weil er ihr nicht zumuten mochte, ihr schönes Leben als Zofe gegen das der Frau eines hörigen Hirten einzutauschen. Annelies reagierte auf Matthias' Degradierung ganz anders: Zunächst war sie wütend gewesen, dann war ihr Zorn in kalte Vernunft umgeschlagen. Wenn ihnen kein anständiges Leben auf dieser Burg gestattet sein sollte, dann gab es nur eine einzige Lösung: ein Leben ohne die Burg. Mittlerweile hatte Annelies zwar einen Plan, wusste ihn allerdings noch nicht umzusetzen. Vor allem benötigte sie Geld. Wie aber daran kommen?

Als der Morgen graute, war Annelies der Lösung ihres Problems immer noch nicht näher gekommen. Zerschlagen raffte sie sich auf, ging zum Bach und wusch sich. Sie war keineswegs die Einzige, die bereits auf den Beinen war. Im Lager herrschte trotz der frühen Stunde reges Treiben: Mit gedämpften Stimmen wurde munter geschnattert. In den Zelten begann sich das Leben zu regen. Knappen spitzten frech unter den Stoffbahnen heraus, und Ritter blinzelten in die aufgehende Sonne. Nur bei den Damen des Brennberger Zeldes schien sich noch nichts zu rühren. Annelies beschloss, ihre Herrin zu wecken, wenn sie nicht schon von der Morgensonne wachgekitzelt wurde.

Ohne Annelies hätte Arigund vermutlich die Morgenmesse verschlafen. Müde wusch sich das Patriziermädchen das Gesicht mit eiskaltem Wasser aus dem Bach. Die Zofe hatte Arigunds Kleid und Cotte schon bereitgelegt. Mit geübten Händen half sie ihrer Herrin in die Kleidungsstücke und gab sich heute besonders viel Mühe.

»Wie schön dein Kleid ist«, lobte schließlich Magdalena und seufzte: »Ich hätte auch gerne ein so prächtiges Schappel!«

Arigund beschloss, heute einmal großzügig zu sein. Normalerweise liebte sie den Schwestern ungern etwas, da sie Arigunds Meinung nach nicht achtsam genug mit den Sachen umgingen. Doch heute wollte sie eine Ausnahme machen. »Annelies, sieh doch bitte einmal nach, ob wir die schöne Fibel aus Messing dabei haben. Sie würde prächtig zu Eustancias Gewand passen. Und das seidene Tuch mit der edlen Stickerei würde Magdalenas hellen Teint bestimmt wirkungsvoll zur Geltung bringen.«

Hurtig war beides gebracht und befestigt. Die beiden Schwestern drehten sich vor Arigunds Handspiegel und bekamen rote Wangen vor Begeisterung.

»Berta hat uns nie etwas so Schönes geliehen«, schwärmte Magdalena hingerissen.

»Dürfen wir das den ganzen Tag tragen, ich meine, auch wenn wir unter dem Baldachin stehen

und den Rittern beim Turnier zusehen?«, fragte Eustancia keck.

Arigund antwortete mit einem Nicken. Dann scheuchte sie die beiden Mädchen aus dem Zelt. »Jetzt sollten wir uns beeilen. Wir sind schon spät dran.«

Dank des schönen Sonnenwetters konnte die Messe im Freien stattfinden. In der Burgkapelle hätten auch schwerlich so viele Menschen Platz gefunden. Tatsächlich war der gesamte Adel der Umgebung der Einladung von Bertas Vater gefolgt. Entsprechend feierlich verlief auch die Schwertleite der jungen Ritter. Wie versprochen ließ es sich der Eckmühler nicht nehmen, dem Zweitgeborenen seines Nachbarn selbst Waffengurt und Sporen umzuzschnallen. Und was für ein Schwert: Es hätte einem Fürsten gehören können. In den Griff waren Edelsteine eingelassen und das Wappen der Brennberger eingearbeitet. Die Klinge war aus fein getriebenem Metall, leichter als alles, was Arigund von den herkömmlichen Waffenschmieden kannte. Zudem wirkte sie etwas länger als die gängigen Modelle. Arigund lächelte zufrieden. Es gab nur einen Waffenschmied, der ein solches Kunstwerk schaffen konnte, Meister Eisenhut, und der hatte seine Werkstatt in Regensburg. Also hatte der Herr DeCapella Arigunds Bitte um Ausrüstung für Reimar doch entsprochen. Ihr Herz machte einen Hüpfer. Mit diesem Schwert in der Hand würde Reimar eine glänzende Figur abgeben, auch wenn er sich nicht mit Wirthos Kampfkraft messen konnte. Auch die Rüstung des jungen Ritters war neu und edel verarbeitet, wenn auch nicht ganz so aufwendig wie das Schwert. In die Schulterplatten war das Wappen der Brennberger eingraviert, so wie es üblich war. Arigund tauschte einen Blick mit Frau Kunigund. Die Frauen nickten sich zu und lächelten.

Als die zeremoniellen Feierlichkeiten endlich ihr Ende gefunden hatten, forderten die Herolde die Ritter zum unverzüglichen Einmarsch auf den »Stechplatz« auf. Arigund und die anderen Damen wurden von der Menge Richtung Tribüne geschoben, dabei hätte sie »ihrem« Ritter so gerne noch ein Wort mit in seinen ersten Kampf gegeben. Doch ihre leise Enttäuschung währte nicht lange. Nachdem der Turniervogt die Regeln verkündet hatte und die Mannschaften aufgeteilt waren, ritt Reimar zur Tribüne, öffnete das Visier seines Topfhelms und bat Arigund förmlich, aber mit strahlenden Augen um ihr Zeichen. Dem Mädchen schlug das Herz bis zum Halse, als sie sich das seidene Schmucktuch vom Hals fingerte und es an Reimars Lanze befestigte. Die Schwestern tuschelten und kicherten.

»Ich glaube du hast jetzt einen Minneritter«, gluckste Eustancia und erntete einen strengen Blick von Frau Kunigund. Auch für Magdalena fand sich ein Verehrer, der selbstbewusst um ihr Zeichen bat. Es war Cuno von Falkenstein, der gemeinsam mit Reimar heute zum Ritter geweiht worden war. Errötend übergab das Mädchen ihm einen kleinen Ring.

»Was für ein gutaussehender Junge«, meinte Arigund freundlich.

Magdalena winkte ab: »Leider erbt er nichts. Der alte Falkensteiner hat fünf Söhne; Cuno ist der dritte. Die Wahrscheinlichkeit, dass er mal die Erbfolge antritt, ist gering, und bis er sich ein Lehen erstritten hat, ist er bestimmt schon uralt.«

»Lieber ein warmer Herd als ein hübsches Gesicht!«, fasste Eustancia den Standpunkt ihrer Schwester zusammen. Zuweilen konnte Arigund über den Pragmatismus der beiden Mädchen nur den Kopf schütteln. Vermutlich waren sie einfach zu jung und hatten noch nicht erfahren, was wahre Liebe bedeutet. Fragt das Herz etwa nach Namen und Reichtum? Andererseits, wie viele Ehepaare – abgesehen von Großvater und Großmutter Zandt – kannte sie eigentlich, die reine und edle Liebe verband? Arigund erinnerte sich an ihren Vater und wie hungrig er die Thundorferin angestarrt hatte. War das wahre Liebe gewesen? War es vergleichbar mit dem, was seine Tochter für Reimar empfand? Arigund schüttelte den Kopf. Nein, das musste etwas anderes gewesen sein,

etwas, das Arigund noch nicht zuordnen konnte, denn Reimar betrachtete sie nie mit besitzergreifenden Augen, sondern warf ihr lediglich bewundernde Blicke zu. Der Herr DeCapella hatte nur eine Frau geliebt: Anna Barbara Zandt. Die Verbindung mit Katharina war nur ein gutes Geschäft. Geld war zu Geld gekommen. Aber sie, Arigund, würde Reimar auch ohne Burg und Titel lieben. Sie war einfach nur glücklich, wenn sie mit ihm zusammen war.

Waffengeklirr und das Wiehern aufgeregter Pferde rissen das Mädchen aus seinen Gedanken. Das Turnier hatte begonnen, doch das Getümmel auf dem umzäunten Gebiet wirkte auf Arigund wie ein vollkommenes Durcheinander.

»Da schlägt ja jeder auf jeden ein«, meinte sie enttäuscht.

»Das sieht nur so aus«, klärte sie Magdalena auf. »Im Buhurt gibt es zwei Gruppen, die gegeneinander antreten. Schau genau hin, dann siehst du die Tüchlein am Arm.«

»Aha, und die Gruppe mit den meisten Rittern im Sattel ist am Schluss Sieger?«

»Nein, so geht das nicht. Die Sieger bestimmen wir Damen.«

Magdalena richtete sich auf, als wäre das ihre höchst persönliche Angelegenheit. Arigund runzelte verwundert die Stirn.

»Warte es einfach ab.«

Das tat Arigund dann auch und beobachtete einmal mehr gelangweilt, wie die Ritter aufeinander eindroschen. Ihre Anstrengungen wirkten viel verbissener als bei den Übungskämpfen zu Hause. Heute gab es keine Rücksicht auf Stand oder Herkunft. Wer vom Pferd stürzte, kämpfte zu Fuß weiter, so lange, bis auch der Gegner im Sande lag oder aufgab. Schon nach kurzer Zeit waren die ersten Streiter entwaffnet und verließen mehr oder weniger humpelnd das Feld. Zumeist waren es die jungen, unerfahrenen Ritter.

»Schau, da drüben ist Reimar!«, rief Magdalena und deutete mit dem Finger ins Gewimmel. Dann entdeckte auch Arigund ihren Minnesänger. Er saß noch immer auf dem Pferd, an sich ein gutes Zeichen.

»Schlägt sich nicht schlecht«, merkte Eustancia an. »Ich hätte erwartet, dass er schon bei der ersten Attacke am Boden liegt. Wird vielleicht doch noch ein annehmbarer Kämpfer, unser Reimar, oder macht's dein Zeichen, Arigund?«

Tatsächlich schien Reimar heute wie ausgewechselt. Er hieb mit dem Holzsword, das beim Buhurt gegen die echte Waffe getauscht wurde, wie ein Wahnsinniger auf alles ein, was sich zu Füßen seines Pferdes bewegte. Der frischgebackene Ritter schien wild entschlossen, heute eine gute Figur abzugeben.

»Jetzt's gilt's aber!«, jubelte Eustancia. Ein weit größerer und schwererer Ritter hielt mit angelegter Lanze auf den Jungen zu. Reimar sah es, warf kurz einen Blick zur Tribüne der Damen – wo er Arigund erblickte – und stellte sich dann dem Zweikampf. Ein Knappe reichte ihm die Lanze. Arigund hielt den Atem an.

»Das schafft er nie«, schätzte Magdalena.

»Was wetten wir?«, hielt Arigund dagegen.

Überrascht zog die ältere Schwester die Augenbrauen zusammen, deutete dann mit der Hand auf das Kleid ihrer Schwester und meinte mit einem begehrlischen Blick auf das geliehene Schmuckstück: »Die Fibel!«

»Und was setzt du ein, wenn du verlierst?«

»Ich übernehme für einen Monat deine Nähdienste.«

Arigund schlug ein und betete inständig, dass sich Reimar an die Tricks erinnerte, die der alte Waffenmeister ihm verraten hatte, und dass er sich vor allem nicht verletzte, falls es doch nicht

klappte und er zu Boden ginge. Reimar allerdings schien fest entschlossen, sich keine Blöße zu geben. Er spornierte sein Ross, das daraufhin einen gewaltigen Satz nach vorne machte und losstürmte. Einen Augenblick schien der Junge im Sattel zu schwanken, doch dann fing er sich. Er hielt die Lanze fest umklammert. Gerade und ruhig zielte sie exakt auf die Schulter seines Gegners. Doch auch der ließ sich nicht beirren und raste in unbändiger Geschwindigkeit auf den Brennberg zu.

»Oh, oh«, kommentierte Eustancia, »wenn das mal gut geht!«

»Er schafft das!«, rief Arigund voller Innbrunst und klammerte sich an der Balustrade fest. Nur noch wenige Fuß trennten die beiden Kämpfer voneinander.

»Heilige Mutter Gottes, tu etwas!«, sandte die Kaufmannstochter ein Stoßgebet zu Himmel. Ob es die Gottesmutter war, die dem gegnerischen Pferd einen unsichtbaren Knüppel zwischen die Beine warf oder ob die Unebenheit im Boden schon vorher da war? In jedem Fall geriet das Pferd von Reimars Gegner unmittelbar vor dem Zusammenprall aus dem Takt. Die Lanze des Ritters schwankte und verfehlte Reimar um Haaresbreite. Seine dagegen traf den Gegner mit voller Wucht am Schild. Der Ritter wurde nach hinten aus dem Sattel geschleudert und stürzte zu Boden. Sein Pferd rannte schnaubend Richtung Ausgang, wo es von ein paar Knappen eingefangen und beruhigt wurde. Reimar brauchte ewig, um seinen aufgebrachten Braunen zu bremsen und zu wenden. Sein Gegner zappelte und versuchte auf die Beine zu kommen, was ihm erst mit Hilfe seiner Knappen gelang. Der Ritter hob sein Schwert auf und packte es mit beiden Händen. Er wollte weiterkämpfen. Reimar versetzte sein Reittier in Trab und nahm die Herausforderung an.

»Na, was sagst du jetzt!«, triumphtierte Arigund. »Die Wette habe ich gewonnen.«

»Donnerwetter«, gab Magdalena anerkennend zu. »Das hätte ich Reimar niemals zugetraut, aber der Kampf ist noch nicht entschieden.«

»Das war so nicht ausgemacht«, wehrte sich die Kaufmannstochter.

»Gewonnen hat er erst, wenn sein Gegner kampfunfähig ist. Wollen doch mal sehen, ob sich unser ›Kleiner‹ auch im Schwertkampf behauptet.«

»Pah, das schafft er schon«, gab Arigund an. »Er sitzt ja noch auf dem Pferd. Es sollte ein Leichtes sein, den Kerl in die Knie zu zwingen.«

»Das wäre aber ziemlich unritterlich!«, merkte Eustancia an. »Ein echter Ritter muss schon auf Augenhöhe bleiben.«

Arigund runzelte die Stirn. Warum, um Himmels willen, sollte man einen Vorteil nicht nutzen, wenn er sich auftat. Doch auch Reimar schien die Ritterehre über den Siegeswillen zu gehen. Er stieg tatsächlich aus dem Sattel, gab seinem Braunen einen Klaps und stellte sich dem Kampf auf dem Boden. Es zeigte sich sofort, dass es ein ungleiches Ringen werden würde. Reimars Gegner überragte ihn um eine Spanne. Zudem war er doppelt so stark. Ohne zu zögern, drosch er auf den Brennberger ein und zerbeulte dessen schöne neue Rüstung. Reimar hielt tapfer dagegen, konnte aber kaum mehr tun, als die Schläge mit Schwert und Schild abzuwehren und hin und wieder einen Ausfall wagen.

»Das ist jetzt echt eine Nummer zu groß für unseren Helden«, stellte Eustancia fest. Auch andere Damen waren auf den Zweikampf aufmerksam geworden. Reimar bemühte sich weiter, ermüdete aber sichtlich unter den Hieben seines Gegners. Ein neuer, gewaltiger Schlag, zwang ihn in die Knie. Reimar sank das Schild in seiner Hand.

»Drei ... zwei ... eins ...«, zählte Magdalena und streichelte Eustancias Fibel begehrtlich.

Siegesgewiss hob der Ritter sein Schwert, um dem jungen Gegner den Rest zu geben, vernachlässigte aber in diesem Moment seine Deckung. Mit einem gut platzierten Hieb mit der

Kante seines Schildes in die Kniekehlen überraschte der Junge seinen Widersacher. Dem zog es augenblicklich die Beine weg. Er stürzte über Reimar. Die beiden Ritter blieben mit rudern Armen liegen. Ein Herold und mehrere Knappen liefen herbei. Der Kampf galt als unentschieden. Arigund warf Magdalena einen triumphierenden Blick zu.

»Kannst deine Fibel behalten«, gab diese klein bei.

»Und du musst nicht für mich nähen«, meinte Arigund großzügig.

»Willst du noch einmal wetten?«, fragte Magdalena hoffnungsvoll. »Dein Ritter ist ja noch im Turnier?«

»Im Gegensatz zu deinem«, lenkte Arigund ab, »den trägt man nämlich eben vom Platz.«

Magdalena gönnte ihrem Helden lediglich einen kurzen Seitenblick und winkte ab.

»Wo ist eigentlich Wirtho?«, wollte Arigund wissen.

»Der schon seine Kräfte für den Tjost«, klärte sie Magdalena auf.

»Muss er wohl«, bemerkte Eustancia spitz, »unser zukünftiger Herr von Brennberg. Seine Gegner haben es in sich, das lässt sich nicht leugnen. Er ist so ziemlich der Jüngste im Turnier um Berta.« Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Kampfplatz zu. Reimar war mittlerweile der einzig verbliebene »Jungspund« auf dem Turnierplatz. Doch der letzte Kampf hatte ihn seine ganze Kraft gekostet. Seinem nächsten Gegner hatte er nichts mehr entgegenzusetzen. Schon die erste Attacke warf ihn zu Boden. Sein Schwert flog außer Reichweite. Er musste sich geschlagen geben, aber es schien ihm wenigstens nichts passiert zu sein. Arigund atmete auf.

»Ups, jetzt ist es geschehen«, stellte Eustancia nüchtern fest. »Das war es für Reimar, aber er hat sich wirklich tapfer geschlagen.«

»Das finde ich auch«, erkannte Magdalena an. »Schau mal, sogar sein Vater scheint stolz auf ihn zu sein. Jedenfalls habe ich noch nie zuvor gesehen, dass er ihm anerkennend auf die Schulter klopft.«

»Wenn unser junger Held so weitermacht, klappt es vielleicht doch noch, dass der Herzog ihn als Vasall an den Hof ruft und später auch mit einem Lehen versieht«, mutmaßte die stets gut informierte Eustancia. »Und da wir schon beim Thema sind: Wisst ihr, wer heute erwartet wird?«

Magdalena und Arigund schüttelten den Kopf. Eustancia kostete den Augenblick aus wie einen Schluck süßen Wein. Endlich ließ sie die Katze aus dem Sack: »Gebhard von Ortenburg.«

»Du meinst doch nicht etwa den Grafen von Murach?«, hakte ihre Schwester nach. Eustancia nickte.

»Ist nicht wahr«, staunte Magda.

»Doch: Ich habe vorhin Boten mit dem Ortenburg'schen Wappen auf die Burg reiten sehen, und jetzt pfeifen es die Spatzen von den Dächern.«

»Ein echter Graf, was für eine Auszeichnung für den Eckmühler«, stellte Arigund anerkennend fest.

»Na ja, im Grunde regiert er die Grafschaft gemeinsam mit seinen Brüdern und seiner Mutter«, klärte sie Magdalena auf. »Sein Vater war sehr, sehr einflussreich, fast schon so mächtig wie unser Herzog, doch er hasste seine Familie, vor allem seinen Ältesten, Heinrich. Um ihm Erbe und Titel zu vergällen, hat sein Vater alles an die Kirche verschenkt. Nur Murach und Ortenburg gehören noch der Familie, wobei Ortenburg gegen den Willen seines verstorbenen Vaters von Heinrich gehalten wird. Eine Menge Erbstreitigkeiten, trotzdem ist es eine sehr, sehr noble Familie, altes Blut.«

»Und wisst ihr auch, weshalb er kommt?«, unterbrach Eustancia den Vortrag.

Arigund dachte kurz nach: »Als Bewerber um unsere Berta?«

Die Kleine nickte eifrig.

»Dann wird es für Wirtho natürlich schwierig«, stellte Magdalena fest.

»Wieso?«, fragte Arigund naiv. »Ist der Graf so ein vorzüglicher Streiter im Tjost?«

»Das weiß ich nicht, aber wenn der um Berta wirbt, kann unser Wirtho einpacken.«

Betreten schwieg Arigund. Wenn Berta nach Murach ging, wen sollte dann Wirtho heiraten?

»Ich frage mich wirklich, wie das zugegangen ist?«, murmelte die Patrizierin. »Der Eckmühler wird's doch nicht selbst eingefädelt haben? Hieß es nichts stets, er wolle die Berta ins Herzogsschloss geben?«

»Ich mag das nicht glauben«, flüsterte Magdalena. »Das würde ja bedeuten, er hätte Wirtho nie als Schwiegersohn in Erwägung gezogen.« Vor Aufregung begann das Mädchen auf seiner Unterlippe zu kauen.

Allerdings hegte Arigund einen ganz anderen Verdacht. Hatte nicht Pater Anselm des Öfteren zu erkennen gegeben, wie wenig er von der Vorstellung hielt, Berta könnte eines Tages Burgherrin auf Brennberg sein? Aber der Pater war kein einflussreicher Mann. Ja, wenn es Prior David von Augsburg in den Sinn käme, der hätte wohl Mittel und Möglichkeiten, eine solche Ehe anzubahnen, aber der blasse und griesgrämige Burgkaplan?

Das Turnier schien unterdessen seinem Höhepunkt zuzustreben. Nur noch wenige Ritter hielten sich auf dem Platz, darunter auch der wagemutige Fahrende, der am Vortag den Ältesten der Falkensteiner herausgefordert hatte. Der junge Mann war ein unermüdlicher Kämpfer und ein geschickter Strategie dazu. Er hatte alle Chancen, aus dem Wettstreit als Sieger hervorzugehen. Tatsächlich war er der Letzte, der am Ende des langen Tages noch auf den Beinen stand.

Nun versammelten sich die Ritter wieder auf dem Turnierplatz – zumindest diejenigen, die dazu noch in der Lage waren. Wechselseitig bezeichneten die beiden Gruppen jeweils die Ritter, die ihrer Meinung nach am tapfersten gekämpft hatten. Die Herolde notierten eifrig mit. Arigund traute ihren Ohren nicht, als der Ritter, den Reimar besiegt hatte, dessen Namen nannte. Sie klatschte aufgeregt und höchst undamenhaft, weshalb sie von Kunigund einen strafenden Blick erntete. Doch auch die Wangen der Burgherrin glühten vor Stolz. Überrascht trat Reimar nach vorne. Sein Blick ging hinauf zur Tribüne, und Arigund war es, als suchte er ausschließlich ihre Augen. Noch nie in ihrem Leben war sie so stolz gewesen.

Würdevoll kamen die Herolde auf die Damen zu und überreichten der Frau von Eckmühl – als Gastgeberin – die Liste. Nun war es an den Damen, den jeweiligen Turniersieger der beiden Mannschaften zu bestätigen. Natürlich setzte sich keine der Damen für Reimar ein, und Arigunds Vorschlag wurde augenblicklich im Keim erstickt. Nach einer heißen Debatte und einigen Litern Würzwein blieb es dann im Prinzip bei der Rangfolge, die die Ritter selbst vorgeschlagen hatten. Die Helden wurden geehrt, und die Damen zogen sich zurück, um sich für das abendliche Festbankett auszuruhen.

Doch bevor es so weit war, führte erst einmal die Ankunft des Gebhard von Ortenburg zu großer Aufregung. Der Herr von Murach kam mit stattlichem Gefolge und in vollem Ornat. Er war ein kräftiger Mann in der Blüte seiner Jahre. Sein Pferd trug eine Schabracke aus rotem Samt, in den mit Silberfaden das Wappen der Ortenburger eingestickt war. Gebhard selbst besaß ein scharf geschnittenes Gesicht, und seine dunkelblonden Haare lichteten sich bereits ein wenig an den Schläfen. Seine von kleinen Falten umkränzten Augen spähten wach und keineswegs unfreundlich unter dem aufgeklappten Visier heraus. Arigund war angemessen beeindruckt, denn der Herr Ortenburg hatte auch bei der Ausstattung seines zahlreichen Gefolges nicht gespart. Kein Wunder, dass der Platz auf der Burg eng wurde.

Arigund war mit den anderen jungen Damen von Burg Brennborg an einem entfernten Ende der Tafel untergebracht worden. Während die beiden Schwestern nörgelten, weil sie einen der begehrteren Plätze in der Nähe des Hausherrn erhofft hatten, fühlte sich Arigund recht wohl. Die Patrizierin empfand den abgelegenen Platz keineswegs als Zurücksetzung, hatte sie doch die Möglichkeit, von ihrer Warte aus die Festgesellschaft ungestört zu beobachten.

Am Kopfbende tummelten sich der Hausherr und die Ehrengäste. Zu seiner Linken saß selbstverständlich seine Gattin, zu seiner Rechten hatte man den Grafen platziert und ihm Berta als Tischdame gegeben. Die war heute in der Tat die Königin des Festes. Alle Blicke hingen an ihr, die der Männer voller Bewunderung, die der Frauen mit einem gewissen Neid. Das himmelblaue Kleid ließ ihre meerfarbenen Augen nixenhaft glänzen, und mit ihrem hellblonden, fein gekämmten Haar, der durchscheinend weißen Haut und ihren langen, zierlichen Fingern wirkte sie wie ein Engel. Dazu benahm sie sich geziert, legte zuerst ihrem Tischherrn vor, bevor sie sich selbst mit winzigen Häppchen bediente. Gebhard von Ortenburg seinerseits war hingerissen von Berta. Mit dem Hausherrn wechselte er nur die nötigsten Worte, stattdessen ließ er Berta nicht aus den Augen. Sie schien sich über seine kleinen Anekdoten köstlich zu amüsieren. Gut aufgelegt schüttelte sie das Haar und genoss die Aufmerksamkeit des Adelsherren in vollen Zügen. Wirtho dagegen, dessen Platz von Berta so weit entfernt lag, wie es eben noch schicklich war, ohne ihn zu brüskieren, beobachtete das Paar mit zornigen Blicken. Seiner Tischdame gönnte er kein Wort. Stattdessen schüttete er das Bier krügelweise in sich hinein, noch bevor der zweite Gang aufgetragen war.

»Da kocht aber einer vor Eifersucht«, flüsterte Eustancia.

»Wenn er so weitermacht, wird er beim Tjost nicht weit kommen«, mutmaßte Magdalena. Sie hatte man neben den Jungen von Falkenstein gesetzt, der krampfhaft versuchte, das Mädchen in ein Gespräch zu ziehen. Magdalena aber zeigte sich spröde und tuschelte – wie stets – stattdessen mit ihrer Schwester. Arigund hätte viel lieber neben Reimar gesessen, doch den hatte man neben seinem Bruder untergebracht, wo er sich sichtlich unwohl fühlte und Arigund flehentliche Blicke zuwarf. Stattdessen hatte man ihr Pater Anselm als Tischnachbarn zugewiesen. Doch wenigstens konnte man mit dem ein gelehrtes Gespräch führen, und vielleicht konnte sie herausbringen, wie es dazu kam, dass der Graf ein ländliches Turnier mit seiner Anwesenheit ehrte.

»Nun, Vater, befürchtet Ihr nicht angesichts der vielen edlen Speisen, die der Burgherr auffahren lässt, der Sünde der Völlerei zu verfallen«, neckte das Mädchen. Ihr Verhältnis war in den letzten Monaten fast ein wenig freundschaftlich geworden.

Der Burgkaplan lächelte und ließ dabei seine gelben Zähne sehen. »In der Tat, aber zum Glück hat der Herr uns erlaubt, außerhalb der Fastenzeit ihm zu Ehren und zum Lobpreis auch einmal etwas Gutes zu genießen«, entgegnete der Priester fröhlich. Er hatte dem Wein ebenfalls schon zugesprochen, was seiner Laune zugutekam. »Zudem wäre es doch eine Sünde, das gute Essen den Schweinen zu überlassen, nicht wahr, mein Kind?«

»Da mögt Ihr wohl Recht haben«, bestätigte die Kaufmannstochter. »Sagt einmal, Pater, sind die beiden nicht ein vorzügliches Paar?« Sie wies mit dem Kinn auf Berta und den Grafen. Der Pater nickte.

»In der Tat, das sind sie«, bestätigte er grinsend.

»Ob der Herr von Ortenburg wohl um Berta werben wird?«, hakte die Kaufmannstochter nach.

»Das hat er schon, und es besteht kein Zweifel, dass der Eckmühler den Antrag annehmen wird.«

»Ich dachte, der Turniersieger bekommt die Jungfrau?«, meinte Arigund erstaunt.

»Meine Tochter, die Berta geht nach Ortenburg, ganz egal, wer das Turnier gewinnt. Aber ich bin mir sicher, auch auf dem Platz wird er den Sieg davontragen.«

»Ist er so ein guter Kämpfer?«

»Der Ruf eilt ihm jedenfalls voraus, und schließlich behauptet er sich seit Jahren in manch einem Scharmützel gegen seinen Bruder, und da geht es nicht nur um eine hübsche Braut. Zudem: Welcher fahrende Ritter wird es wagen, gräfliches Blut zu vergießen, wo die doch alle hoffen, sie könnten den Winter auf seiner Burg verbringen. Jedermann weiß, dass der Ortenburg Geharnischte wirbt, die ihm helfen, seine Rechte durchzusetzen.«

»Aber das ist gegen die Regel. Es muss ein ehrlicher Kampf stattfinden.«

Der Pater winkte ab. Der Wein ließ ihn redselig werden. »Regeln hin, Regeln her. Es wird sein, wie ich gesagt habe.«

»Aber Wirtho ...«

»Der braucht sich auf Berta keine Hoffnungen mehr zu machen. Wenn er es nicht selbst versteht, dann wird sein Vater ihm schon Bescheid geben.«

Arigund kam es so vor, als würde sie in Pater Anselms Stimme eine Spur von Triumph und Häme vernehmen, aber bestimmt bildete sie sich das nur ein. So meinte sie lediglich lahm: »Wirtho und Berta werden nicht begeistert sein. Die beiden sind sich von Herzen zugetan.«

Der Pater lachte rau. »Dann sieh dir doch mal an, wie das Weib mit dem Grafen turtelt. Und überdies: Alea iacta est. Der Bursche wird sich damit abfinden müssen, dass er die Eckmühlerin nicht bekommt. Das ist längst beschlossene Sache.«

»Dann ist der Wettstreit gar nicht echt?«

»Wenn du es so ausdrücken willst. Aber so hat der Eckmühler dem Nachbarn immerhin keinen Grund für eine Fehde geliefert.«

»Listig, in der Tat. Das hätte ich dem alten Fuchs gar nicht zugetraut.«

»Ist auch nicht auf seinem Mist gewachsen«, warf sich der Kaplan in die Brust, »sondern es war alles ...«

Arigund hielt den Finger an den Mund. Sie hatte den Kirchenmann unterschätzt. Der war gerissener, als sie angenommen hatte. Sie beugte sich näher zu ihm herüber. »Und wie ist der Graf auf Berta aufmerksam geworden?«, wollte das Mädchen wissen.

Mit einem wissenden Gesicht lehnte sich Pater Anselm zurück und sagte lediglich: »Die Wege Gottes sind unergründlich.«

Arigund blieb nichts anderes übrig, als zu nicken. Sie würde schon noch herausbekommen, wer diese Sache gedeichselt hatte. Doch zunächst räumten die Mägde die leer gefegten Platten ab. Man schaffte Platz für Gaukler, Jongleure und Spielleute. Danach gaben die anwesenden Minnesänger ihr Können zum Besten, und schließlich spielten die Musikanten zu einem lustigen Schreittanz auf. Soweit die Ritter dazu noch in der Lage waren, führten sie ihre Damen zur Tanzfläche. Auch der Graf reihte sich mit Berta ein. Kaum dass Wirtho dies sah, packte er auch schon seine Tischnachbarin rüde am Arm und zerrte sie nach vorne. Frau Kunigund runzelte die Stirn, und selbst ihr Gatte beobachtete seinen Erstgeborenen mit verkniffenem Mund. Höflich führte er seine Gattin zur der mit Binsen bestreuten Fläche. Während des ganzen Tanzes versuchte Wirtho, durch den übermäßigen Alkoholgenuss schon leicht schwankend, in Bertas Nähe zu kommen, was sein

Vater jedoch erfolgreich verhinderte. Doch kaum hatten die Musikanten ihre Instrumente aus der Hand gelegt, stürmte der junge Ritter in Richtung seiner Angebeteten. Sein Kopf war purpurrot, die Haare standen ihm zu allen Seiten ab. Reimar von Brennborg versuchte, seinen Sohn festzuhalten, doch der gebärdete sich wie ein Stier und drängte ungestüm auf Berta zu. Der Graf trat überrascht vor seine Tischdame. »Ihr wünscht, Herr Ritter?«, fragte er barsch.

Wirtho schluckte. Er war nahe daran, die Beherrschung zu verlieren. Reimar von Brennborg war mittlerweile neben ihn getreten und legte die Hand auf die Schulter seines Sohnes.

»Auf ein Wort mit Eurer Dame, hoher Herr«, quetschte Wirtho mühsam zwischen den Zähnen hervor.

Berta trat scheu hinter ihrem Beschützer vor. Alle im Saal waren aufmerksam geworden. Doch der junge Brennborg verkniff sich, was er hatte sagen wollen, und meinte lediglich: »Edle Berta, erlaubt mir Euch zu sagen, wie wunderschön Ihr heute aussieht.«

Der Truchsess atmete sichtlich auf, und auch Berta zauberte ein gönnerhaftes Lächeln auf ihr Gesicht.

»Es wird mir eine Ehre sein«, fuhr Wirtho fort, »morgen unter Eurem Zeichen in den Tjost reiten zu dürfen.«

Berta sah ihn verwirrt an und stotterte: »Aber ich gab es bereits dem Herrn von Ortenburg!«

Der Brennborg wurde blass. Sein Mund klappte auf und zu. Der Graf nickte ihm höflich zu und sagte: »Wenn es sonst nichts mehr gibt?«

Er reichte seiner Dame den Arm und führte sie an ihren Platz zurück. Der alte Truchsess fasste seinen Sohn ebenfalls unter und zog ihn zur Seite. Arigund beobachtete, wie sich die beiden ein heftiges Wortgefecht lieferten. Sie ahnte, worum es dabei ging, und ihr war gar nicht wohl dabei. Plötzlich war ihr die Lust am Feiern vergangen, und sie bat darum, zurück zum Lager gebracht zu werden. Den ganzen Weg über musste sie an die Begegnung mit der Eule denken.

Während sich die edlen Damen am nächsten Morgen schickten, einen Platz auf der Tribüne zu ergattern, von der aus man besonders gut sehen konnte, hatten Knechte für die Gastgeber bequeme und erhöhte Sitzgelegenheiten aus der Burg herbeigeschafft. Als wäre sie eine Königin, entstieg Berta ihrer Sänfte und schritt an der Seite ihres Vaters den extra ausgelegten Teppich entlang. Sie hatten kaum Platz genommen, als Fanfaren den Einzug der Ritter ankündigten. Es waren fast zwanzig Adelsherren, die auf ihren Schlachtrossen herangaloppierten, dem Gastgeber und vor allem Berta den Gruß entboten und sich dann an die jeweiligen Bahnenden zurückzogen, bis die Reihe an ihnen sein würde. Den Turnierplatz hatte man umgebaut. Mit Schranken waren gerade Bahnen abgegrenzt worden, innerhalb derer die Ritter sich Mann gegen Mann messen würden. Wer gegen wen antrat, entschied das Los. Der jeweilige Sieger durfte am folgenden Tag erneut einreiten, für den Verlierer war der Wettstreit vorbei. Arigund hatte gehofft, wenigstens heute das Turnier gemeinsam mit Reimar genießen zu können, doch den hatte man seinem Bruder an die Seite gestellt, da es seit gestern keinen Knappen auf Burg Brennberg mehr gab. Die neuen würden erst am Ende der Feierlichkeiten mit ihnen ziehen. Stattdessen schlüpfen die beiden Schwestern wieder an ihre Seite. Sie kamen reichlich spät, aber immer noch zeitig genug, denn die Herolde verkündeten eben die ersten Streiter. Sie galten gleichzeitig als Schiedsrichter und würden über die Treffer genau Buch führen.

»Danke, dass du uns einen Platz frei gehalten hast«, schnaufte Magdalena atemlos. »Das war sehr nett von dir.«

»Und, hast du Wirtho schon entdeckt?«, wollte Eustancia wissen.

Arigund deutete auf eine der hinteren Bahnen. Der Sohn des Truchsess wurde gerade auf sein Pferd gehoben. Er ritt dem ältesten der Falkensteiner Söhne entgegen.

»Na, da hat er schon einmal einen ernst zu nehmenden Gegner«, schätzte die jüngere der beiden Schwestern. »Gestern zumindest hat der zukünftige Herr von Falkenstein vorzüglich gekämpft.«

»Ach«, seufzte Magdalena, »ich wünschte, der würde sich für mich interessieren und nicht sein mittelloser kleiner Bruder.«

»Welches Pferd reitet unser Herr Wirtho denn?«, fragte Arigund, um sich nicht wieder Magdalenas Vorträge über »gute und schlechte Partien« anhören zu müssen. Eustancia schirmte die Augen gegen die noch tief stehende Sonne ab. »Das ist das Pferd seines Vaters«, stellte sie sachkundig fest. »Das verschafft ihm natürlich einen Vorteil.«

»Ehrlich?«, hielt die Kaufmannstochter das Gespräch am Laufen.

»Ja, ganz sicher. Mit dem Gaul könnte er eine echte Chance haben. Der ist, glaube ich, auf dem Turnierplatz geboren und stürmt voran, dass der Boden bebt.«

Das Pferd des Falkensteiners war um einiges zierlicher und tänzelte nervös, als ein Knappe versuchte, das Krönchen an der Lanze des Reiters festzumachen.

»Wie hübsch!«, stellte Arigund fest »Hier verziert man sogar die Waffen.«

Eustancia schüttelte den Kopf. »Da sieht man wieder, dass du noch nie bei einem richtigen Turnier dabei warst. Die edlen Herren kämpfen natürlich nicht mit scharfen Waffen. Es könnte ja einer umkommen. Dieser Tjost ist juste à plaisance. Die Lanzen werden mit den Krönchen stumpf gemacht.«

»Natürlich kommt trotzdem hin und wieder mal einer um«, ergänzte Magdalena mit gleichmütiger Stimme.

Eine weitere Fanfare kündigte an, dass die Ritter in die Schranken reiten sollten. Wirtho und die anderen schlossen die Visiere und begaben sich in die Ausgangsposition. Der Braune des Truchsess schritt erhaben nach vorne, als ginge ihn das Ganze nichts an, während das Pferd des Falkensteiners tänzelte und zum Schluss sogar stieg. Die Reiter legten die Lanzen ein. Der Braune schnaubte lediglich ein wenig. Kaum jedoch war das Startsignal erfolgt, da stürmte das riesige Tier voran, als hätte es plötzlich den Teufel im Leib. Das Pferd des Falkensteiners sprang zur Seite, doch der Reiter schien das Tier gut zu kennen und gab ihm die Sporen. Dennoch hatte er ein wenig von der Ideallinie eingebüßt, was ihn aber nicht von seinem Ziel abbrachte. Im letzten Moment hob er die Lanze ein wenig, um einen Treffer an Hals oder Helm zu landen. Wirtho dagegen hatte sich den Schild seines Gegners als Ziel gewählt. Mit einem mächtigen Krachen prallten die Gegner aufeinander. Beide Lanzen brachen. Der junge Falkensteiner schwankte bedenklich im Sattel, verlor sogar die zerstörte Lanze. Arigund und die beiden Mädchen hielten den Atem an. Die Kaufmannstochter spähte hinüber zu Berta. Auch die hatte Wirtho ihre ganze Aufmerksamkeit gewidmet. Tatsächlich hatte sie den Mund zu einem Jubelschrei geöffnet. So ganz egal schien es ihr dann doch nicht zu sein, wie der Brennberger beim Tjost abschnitt. Doch dem war ein schneller Sieg nicht vergönnt. Der Falkensteiner hielt sich im Sattel.

»Nicht schlecht«, stellte Magdalena fest.

»Und jetzt?«, wollte Arigund wissen.

»Jetzt geht es weiter. Aber erst vergeben die Herolde die Punkte. Eine zerbrochene Lanze zählt eine ›Lanze‹, der Treffer am Helm zwei, der am Schild eine. Damit jeder weiß, wie er steht, steckt der Herold für jede erworbene ›Lanze‹ ein Fähnchen in die Holzleiste dort drüben.«

»Wirtho ist also im Rückstand?«

»Ich schätze, er ist darauf aus, seinen Gegner vom Pferd zu stoßen. Dann hat er den Kampf für sich entschieden. Das versucht er immer, und beinahe wäre es ihm jetzt auch schon geglückt.«

»Aber eben nur beinahe«, fasste Arigund zusammen, »und jetzt ist sein Gegner gewarnt. Was passiert, wenn keiner den anderen zu Fall bringt?«

»Es werden sechs Waffengänge geritten. Wenn es keinem gelingt, den Kampf klar für sich zu entscheiden, ist der mit der höheren ›Lanzenzahl‹ Sieger. Doch sieh nur, es geht weiter.«

Neben Wirtho und dem von Falkenstein gab es noch ein weiteres Reiterpaar im zweiten Waffengang. Erneut stürmten die Pferde los. Diesmal gelang es Wirthos Gegner weit besser, sein Pferd in der Linie zu halten. Doch die gewaltige Masse des Braunen schüchterte das Tier ein. Es machte bei Weitem nicht genug Tempo, und obwohl der Falkensteiner wusste, was auf ihn zukam, erhielt er einen gewaltigen Treffer. Sein Schild prallte zurück und versetzte dem Ritter einen heftigen Schlag, ohne dass er selbst hätte ausgleichen können. Wirtho beugte sich im letzten Moment höchst unritterlich ein klein wenig zur Seite. Kein Treffer für den von Falkenstein, zwei Lanzen für den jungen Brennberger, aber noch immer beide Reiter im Sattel. Aller Augen ruhten nun auf diesem Paar. Ein dritter Waffengang wurde von den Herolden angekündigt. Der Junge von Falkenstein wirkte fest entschlossen, sich nicht noch einmal hinters Licht führen zu lassen. Beherzt legte er erneut die Lanze ein. Doch auch Wirtho schien inzwischen von jeglichem Hochmut kuriert. Sein mittlerweile schweißnasser Brauner stampfte zornig mit dem Vorderbein auf, als wollte er seinem Reiter sagen, dass er nun endlich diese Sache zu Ende bringen sollte. Seine Hufe rissen den Grasboden auf, und noch energischer als zuvor hielt er genau auf den Gegner zu. Wirtho riskierte alles, beugte sich leicht vor und zielte auf das Schulterblatt des anderen Reiters, wobei er seine Deckung aufgeben musste. Prompt wurde er auf Höhe der Hüften getroffen, doch den Falkensteiner hielt es diesmal nicht mehr im Sattel. Wirtho stieß einen Siegeschrei aus und riss

seinen Schild hoch. Donnernder Applaus erschallte. Berta hielt es nicht mehr auf ihrem Stuhl. Mit roten Wangen applaudierte sie, was das Zeug hielt, bis sie von ihrer Mutter diskret zurück auf ihren Sitzplatz gezogen wurde. Selbst Arigund spendete Beifall. Mochte Wirtho auch ein Kotzbrocken sein, mit Lanze und Pferd konnte er umgehen wie kaum ein anderer junger Ritter.

Die nächsten Streiter waren an der Reihe, unter ihnen auch der Graf von Ortenburg. Er ritt einen Percheron, einen mächtigen, in Frankreich gezogenen Schimmel, der für den Tjost wie gemacht schien. Ortenburg ritt in die Schranken und bekam viel Applaus. Sein Gegner griff nach der Lanze und nahm ebenfalls seinen Platz ein. Die Fahnen wurden gesenkt, und die Pferde galoppierten los. Krachend fuhr die Lanze des Grafens in seinen Gegner und holte ihn schon beim ersten Waffengang aus dem Sattel. Magdalena gab Arigund einen Knuff, und ihre Augen sagten: »Siehst du!«

Die Kaufmannstochter sah tatsächlich etwas, doch das hatte nichts mit dem Turnier zu tun. In der jubelnden Menge hatte sie einen Haarschopf entdeckt, der ihr sehr bekannt vorkam. Die zweite Überraschung ihres Vaters war – er selbst. Herr DeCapella war gekommen, um seine Tochter zu besuchen. Aufgeregt begann das Mädchen zu winken. Freudestrahlend hob auch er die Hand. Ohne ein weiteres Wort drängte sich Arigund zwischen den anderen Damen hindurch, stürmte die Treppe hinunter und flog ihrem Vater entgegen. Sie erntete erstaunte Blicke der Umherstehenden, als sie dem gut gekleideten Kaufmann ohne Weiteres um den Hals fiel. Gutmütig ließ es der über sich ergehen, schien es sogar ein wenig zu genießen. Doch dann schob er sie mit den Worten »Nun lass dich erst einmal ansehen, mia cara« von sich und blickte sie ernst an.

»Noch immer so schmal? Gibt man dir nicht genug zu essen auf dieser Burg?«

»Ach Vater, ich ...« Arigund unterbrach sich. Was tat sie da eigentlich? War es nicht dieser Mann gewesen, der sie einfach von zu Hause verstoßen hatte? Sie schluckte schwer und senkte die Augen. »Man behandelt mich gut auf dieser Burg«, antwortete sie.

»Du musst mir alles erzählen. Lass uns einen Platz finden, wo wir uns ungestört bei einem Glas Wein unterhalten können.«

Sie fanden ein Zelt, in dem eine Art Schenke untergebracht war. Beim Anblick der vornehmen Herrschaften brachte der Wirt sofort zwei hölzerne Schemel, auf denen die beiden Platz nehmen konnten. Dann kam er mit einer Karaffe und zwei Bechern.

»Wie ist es dir bislang auf der Burg ergangen?«, wollte DeCapella wissen. Zögerlich zunächst, berichtete Arigund von ihrem Alltag auf der Burg, von ihrer Arbeit für die Burgherrin und, etwas ironisch, auch von den langweiligen Handarbeitsstunden im Frauenzimmer. Auch Annelies' Liebelei mit Matthias ließ sie nicht aus, unterschlug jedoch, dass dieser mittlerweile nur noch Pferdehirt war. Schließlich sprudelten ihre Erlebnisse nur noch so aus ihr heraus, der Brand, die Vorbereitungen für das Turnier und der Ritt durch das Höllbachtal. Ein bisschen war es wie in früheren Zeiten, damals, als sie oft beieinander gesessen und den Tag besprochen hatten.

»Du scheinst mir alle Schwierigkeiten, die sich dir in den Weg stellen, hervorragend zu meistern«, lobte der Herr DeCapella. Er tätschelte ihre Hand. »Ganz meine Tochter.«

»Und wie geht es Katharina?«, zwang sich das Mädchen, sich höflich zu erkundigen.

Ihr Vater zeigte mit der Hand einen immensen Bauch an und grinste verlegen.

»Ich hoffe, es wird ein Junge«, meinte er.

Arigund drückte sanft seine Hand und sah ihn fest an. »Das wünsche ich dir, Vater. Es tut mir leid, dass ich so ..., so garstig zu dir war.«

»Ist schon gut, Liebes. Doch lass mich dich etwas anderes fragen: Könntest du dir vorstellen, eventuell länger auf der Burg zu bleiben?«

»Was meinst du damit? Bis zum Herbst sind es noch zwei Monate.«

»Ich meinte, gefällt es dir auf der Burg so gut, dass du dort leben könntest?«

»Ich verstehe noch immer nicht?«

»Könntest du dir vorstellen, als eine von Brennborg auf der Burg zu leben?«, konkretisierte ihr Vater.

Arigund schwieg. Dann stimmte es also. Ihr Vater hatte sie von vornherein mit der Absicht nach Brennborg geschickt, sie zu verheiraten. Sie zögerte. Enttäuschung und Aufregung mischten sich. Sie wog die Dinge gegeneinander ab. Nun, wenn es ihr Schicksal war, mit Reimar die Ehe einzugehen, so würde sie das von Herzen gerne tun.

Vorsichtig nickte sie. »Ja, vorstellen, könnte ich es mir, und Frau Kunigund ist mir, glaube ich, gewogen, aber der Truchsess? Wird er eine Bürgerliche als Schwiegertochter akzeptieren?«

»Das lass nur meine Sache sein, Kind. Der Truchsess schuldet mir ... einen Gefallen.«

»Du meinst Geld«, ergänzte das Mädchen nüchtern.

»Geld«, gab der Kaufmann zu, »viel Geld. Im Grunde gehörte mir seine Burg bereits, wenn sie nicht bischöfliches Lehen wäre. Da könnte ich ihm das Schlagrecht verschaffen, das er schon so lange haben möchte. Nur, ich wollte nichts tun, ohne dich vorher gefragt zu haben.«

Erneut nickte Arigund. »Nun gut, wollen wir sehen, aber eine Bitte hätte ich noch.«

Die Augen des Kaufmanns strahlten vor Glück. Er war mehr als zufrieden. »Ich würde mir so sehr wünschen, dass auch Annelies ihr Glück mit Matthias findet, als freie Menschen, versteht du? Glaubst du, du könntest den Jungen freikaufen?«

DeCapella strich sich mit dem Zeigefinger über den Bart. »Eigentlich hatte ich mit Annelies anderes im Sinn, doch wenn sie sich so sehr die Ehe mit diesem Jungen wünscht, kann ich gerne sehen, was sich machen lässt. Aber wird er das Mädchen auch ernähren können?«

»Matthias kann vorzüglich mit Pferden umgehen. Wenn du ihm eine Anstellung geben würdest, könnte seine Familie ohne Weiteres satt werden.«

»Einen guten Kutscher kann ich immer brauchen«, meinte der Patrizier schließlich. »Allerdings wäre er dann viel unterwegs, die beiden würden sich nicht oft sehen«, gab er zu bedenken.

»Annelies würde das in Kauf nehmen«, betonte Arigund. »Da bin ich mir ganz sicher.«

»Gut, dann geh ruhig zurück zu den anderen Mädchen. Man wird dich schon vermissen.«

»Wirst du heute Abend beim Bankett sein?«

Zärtlich streichelte DeCapella seiner Tochter über die Wange. »Mal sehen. Ich muss noch ...«

»... einige Geschäfte tätigen«, ergänzte Arigund schmunzelnd, und nach langer Zeit lachten die beiden wieder gemeinsam.

Arigund konnte es kaum erwarten, Annelies von dem Gespräch mit dem Kaufmann zu berichten. Vielleicht würde sie damit beweisen können, wie sehr ihr das Glück ihrer Zofe am Herzen lag. Und dann könnten sie vielleicht wieder Freundinnen sein, so wie früher.

Kaum standen die Sieger der Zweikämpfe um Berta fest, eilte Arigund deshalb den anderen Damen voran zum Zelt. Vielleicht war es möglich, die Zofe einen Augenblick lang unbelauscht zu sprechen. Doch Annelies war nicht allein. Neben ihr hockte Luise, die Küchenmagd. Die eine bürstete Schmutz und Staub aus Arigunds Kleid, die andere schnipselte Gemüse.

»Was die beiden nur die ganze Zeit zu schwatzen haben?«, fragte sich die Kaufmannstochter und wurde den Verdacht nicht los, Luise sei der Quell allen Übels. Schließlich war Annelies bislang stets vernünftig und ihrer Herrin zugetan gewesen. Erst seit sie ständig mit der Magd zusammenhockte, hatte sie sich so geändert.

»Hast du nicht in der Küche zu tun?«, meinte Arigund mit einem missbilligenden Blick auf Luise.

Das Mädchen stand rasch auf, machte einen Knicks und trollte sich nach einem »Ja, Herrin«. Annelies hatte sich ebenfalls erhoben und schaute verwundert zu ihrer Herrin. Warum hatte sie Luise fortgeschickt? Gab es schlechte Nachrichten? Vielleicht intrigierte Wirtho wieder gegen Matthias? Aber das konnte eigentlich nicht sein. Matthias war weit weg, bei den Pferdehirten. Arigund wartete, bis sie allein waren, und versicherte sich dann noch einmal, dass auch niemand ihr Gespräch belauschte.

»Weißt du, wer hier ist?«, fragte sie die Zofe endlich.

»Nun, es sind eine Menge Menschen hier«, antwortete diese vorsichtig.

»Mein Vater, der Herr DeCapella«, verriet die Patrizierin launig. »Und weißt du, worüber wir geredet haben?«

Annelies schüttelte den Kopf.

»Über dich und Matthias. Annelies, mein Vater wird sich dafür einsetzen, dass ihr beide heiraten könnt. Er möchte Matthias in Stellung nehmen. Ihr könntet in Regensburg leben. Was sagst du dazu?«

Statt der erwarteten euphorischen Umarmung musterte Annelies ihre Herrin skeptisch. »Und darauf lässt sich der Truchsess ein?«, fragte sie vorsichtig.

»Warum sollte er nicht? Er braucht dringend Geld, und als Pferdehirte ist ihm Matthias nicht mehr groß nützlich. Da kann er ihn genauso gut meinem Vater überlassen.«

Getroffen zuckte die Zofe zusammen. Erst jetzt fiel Arigund auf, dass sie von Matthias gesprochen hatte wie von einem abgetragenen Teppich, der fadenscheinig geworden ist. Betreten sah sie für einen Moment zu Boden.

»Entschuldige, du weißt schon, wie ich es gemeint habe«, flüsterte Arigund.

»Gewiss, Herrin. Ich habe schon verstanden. Ihr meint es nur gut.«

Es versetzte Arigund einen Stich, wie ihre Zofe das sagte. Wieder einmal kam es ihr vor, als würde sie Annelies' Erwartungen nicht genügen, und sie wusste einfach nicht, was sie falsch gemacht hatte.

»Freust du dich denn nicht?«, fragte die Kaufmannstochter vorsichtig. »Ich hatte gehofft ...«

Arigund wandte sich ab. Tränen standen ihr in den Augen. Annelies trat einen Schritt vor. Sie kannte die Kaufmannstochter gut genug, um zu sehen, wie gekränkt sie war.

»Ach, Herrin, es tut mir leid«, meinte Annelies. »Euer Vater tut sehr viel für Matthias und weiß Gott mehr für mich, als er müsste. Es ist nur ...«

»Was ist nur?«, hakte Arigund nach.

»Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass der Truchsess sich darauf einlässt. Er wollte ein Exempel statuieren. Alle sollten sehen, was ihnen geschehen wird, wenn sie sich ihrem Herrn widersetzen. Er kann Matthias jetzt nicht einfach freilassen. Damit würde er ihn ja nachträglich ›belohnen‹.«

»Vielleicht ist der Truchsess aber auch froh, wenn er den ›Unruhestifter‹ Matthias los wird, und es ist ihm ganz schnuppe, was die anderen darüber sagen?«

»So denken diese Rittersleute nicht. Ihre Ehre und ihr Ansehen gehen ihnen über alles. Da darf nicht einmal der Hauch eines Schattens drauffallen. Und außerdem: Selbst wenn der Herr Reimar sich vielleicht noch für unsere Sache gewinnen ließe, der Herr Wirtho niemals. Er will meinen Matthias lieber tot als frei sehen.«

»Jetzt übertreibst du aber schon ein bisschen, Annelies.«

Einen Augenblick sah es so aus, als wollte die Zofe ihrer Herrin widersprechen, doch dann biss sie sich auf die Lippen und meinte lediglich: »Wenn der Herr DeCapella mir wirklich etwas Gutes tun möchte, dann zahlt er mich aus.«

»Und dann? Was willst du dann tun?«

»Wir möchten als freie Menschen miteinander leben, die selbst bestimmen können, wie sie ihr Leben führen, genau wie meine Eltern, bevor mein Vater starb.«

Hektisch sah sich Arigund um. Dieses Gespräch nahm eine gefährliche Wendung. »Matthias soll weglaufen?«, raunte Arigund. »Und dann? Wie stellst du dir das danach vor?«

»Matthias muss nur ein Jahr und einen Tag in der Stadt bleiben. Dann wäre er frei.«

Arigund runzelte die Stirn: So etwas hatte sie sich schon fast gedacht. »Und wovon wollt ihr leben?«, wandte sie ein. »Das Geld meines Vaters wird nicht ewig reichen.«

»Wenn wir sparsam sind, könnten wir es schaffen.«

Arigund nickte. »Vorausgesetzt, man erwischt euch nicht vorher. Dann könnte es schlimm werden, viel schlimmer, als es jetzt ist.«

»Wir würden nicht Regensburg wählen.«

»Und wann wollt ihr fliehen?«

Annelies schielte verlegen. »Nun, das hängt ja nicht von mir ab, sondern von Eurem Vater. Er bestimmt, wann ich ausgedient habe. Ich hoffe und bete, er wartet nicht zu lange. Die Zeit drängt. Schon zwei Mal wäre es dem Herrn Wirtho beinahe gelungen, Matthias das Leben zu nehmen. Eine dritte Gelegenheit wird er sich nicht entgehen lassen.«

»Trotzdem, Annelies, euer Vorhaben ist und bleibt gefährlich. Warum vertraust du nicht meinem Vater? Er kann viel ausrichten.«

Die Miene der Zofe verschloss sich wieder. »Lasst uns abwarten, Herrin.«

»In jedem Fall danke ich Euch und natürlich auch Eurem Vater von Herzen. Nun aber sollten wir besser davon schweigen. Ich glaube, die anderen edlen Damen draußen zu hören.«

Auch Arigund vernahm jetzt das aufgeregte Schnattern der Schwestern. Im nächsten Moment schlugen sie die Stoffbahn, die den Eingang bildete, zurück und traten ein. Annelies übersahen sie einfach und wandten sich gleich an Arigund: »Warum bist du nicht bis zur Auslosung der Paare für morgen geblieben? Magst du nicht wissen, mit wem es unser lieber Wirtho morgen aufnehmen muss?«

Artig nickte die Kaufmannstochter. Es war ihr zwar eigentlich egal, aber die Schwestern würden

sowieso keine Ruhe geben, bis sie es ihr hatten sagen können.

»Bruno Hofer von Lobenstein«, rückte Eustancia mit dem Namen heraus. »Der ist ein wüster Kämpfer, das sag ich dir. Sein heutiger Gegner ist nicht wieder aufgestanden.«

»Magst du wieder wetten, Arigund?«, fragte Magdalena scheinheilig. »Auf Wirtho?«

Die schüttelte den Kopf. »Nein, danke, so viele Fibeln habe ich auch nicht.«

Magdalena machte ein enttäuschtes Gesicht und versuchte sie noch einmal aus der Reserve zu locken: »Traust du unserem Herrn Wirtho den Sieg nicht zu?«

Arigund ließ sich nicht so leicht aufs Glatteis locken. »Mir war die Aufregung beim letzten Mal genug.«

Mit diesen Worten drehte sie sich um und verließ das Zelt. Schließlich gab es noch jemanden, dem eine gute Nachricht zu überbringen war.

Kunigund von Brennborg starrte mit ernstem Gesicht durch das offene Fenster. Sie seufzte. Die Brautwerbung und natürlich auch die Ausrichtung des Turniers hatte so unendlich viel Geld verschlungen. Und jetzt schien alles umsonst gewesen zu sein. Das Preisgeld für den Turniersieg hätte sie eine Weile über Wasser gehalten, aber so wie es aussah, würde es wohl an den Ortenburger gehen, ebenso wie Berta. Die finanzielle Situation der Brennborgs verschlechterte sich damit dramatisch. Längst war der Erlös aus der Wolle ihrer Schafe aufgezehrt. Der Truchsess hatte zwar eine Sonderabgabe für das Turnier erhoben, doch auch dieses Geld war ausgegeben. Was sollte werden, wenn der Bischof demnächst seine Steuern einfordern würde? Wovon sollten sie dann Vorräte für den Winter kaufen? Die Lage war aussichtsloser denn je. Zum Glück hatte sich Arigunds Vater ungemein großzügig gezeigt und Reimar dieses prächtige Schwert geschenkt. Seine Tochter erwies sich sowieso als Glückstreffer. Sie war ein zupackendes Mädchen und verstand es, sich aus den höfischen Intrigen herauszuhalten.

Eher sorgte sich Kunigund um die Zofe. Nicht nur diese Liebelei mit dem Rotschopf, an der sie stur festhielt, obwohl so weit unter ihrem Stand. Sie hatte auch irgendwie Wirthos Unmut auf sich gezogen. Glücklicherweise war der gerade anderweitig beschäftigt. Aber das würde sich ändern, sobald er unverrichteter Dinge nach Brennborg zurückkehren musste – und genau danach sah es ja aus. Niemandem war entgangen, mit welch lüsternen Blicken der Ortenburger die Berta von Eckmühl verschlang und wie er sie umgarnte. Er würde seine Rechte geltend machen und das junge Ding mit sich nehmen. Wer wollte ihm das verwehren? Der Sohn eines Truchsessens etwa? Wirtho würde sich wohl oder übel fügen müssen, auch wenn sein Herz dabei zersprang. Andererseits, war das nicht ihrer aller Schicksal? Regeln mussten eingehalten und auf Gefühle konnte keine Rücksicht genommen werden. Der Burgherrin kam das Gespräch mit Arigund anlässlich Matthias' Gerichtsverhandlung in den Sinn. Sie hatte damals ihr Wort gehalten und sich für den Hörigen eingesetzt. Natürlich hatte ihr Gatte niemals vorgehabt, seinen besten Knecht dem Mutwillen seines Sohnes zu opfern, aber ein Exempel hatte er schon statuieren müssen, damit sich seine Hörigen an ihrem Platz wussten und es keiner mehr wagte, üble Reden oder gar Mistgabeln zu schwingen. Trotzdem hatte es Wirtho irgendwie doch noch geschafft, dass Matthias beinahe bei der Sache ums Leben gekommen wäre. Der Truchsess hatte sich sehr darüber aufgeregt und seinen Sohn an die ritterliche Tugend der »Mäßigung« erinnert. Aber Kunigund hatte nicht das Gefühl, dass das irgendetwas bewirkt hätte. Wirtho tat schon lange nur noch, was ihm in den Sinn kam. Manchmal kam es der Burgherrin sogar so vor, als würde er mit einer leisen Verachtung auf seine Eltern blicken, obwohl ihr nicht klar war, wodurch sie sich diese zugezogen haben könnten. Lediglich die Berta Eckmühl hatte es vermocht, einen mildernden Einfluss auf Wirtho auszuüben. So viele Hoffnungen hatte Kunigunde in diese Beziehung gesetzt. Jetzt waren sie zerplatzt wie Seifenblasen. Was sollte nur aus Brennborg werden? Der eine Sohn war hart und maßlos, sodass ihn die Burgmannen und Hörigen mehr hassten als achteten, der andere so weich und sanftmütig, dass sie kaum Respekt vor ihm hatten. Allerdings hatte man ihren Jüngsten auch noch nie so mutig und tapfer erlebt wie bei diesem Turnier.

Kunigund seufzte. Es war an der Zeit, nach einer anderen Partie für Wirtho Ausschau zu halten. Es gab bestimmt ein Mädchen, das nicht weniger angesehen war als Berta, damit der Ruf der Brennborgs keinen Schaden nahm. Die Brennborgin beschloss, sich unter den anwesenden Damen einmal umzusehen. Zunächst würde sie eine Liste mit den heiratsfähigen und noch freien

Adelsmädchen der Gegend anfertigen. Eifrig ließ sie einen Schreiber kommen, der die Namen notierte. Sie hatten gerade den letzten niedergeschrieben, als der Truchsess eintrat.

Er machte einen ausgesprochen weinseligen Eindruck, scheuchte den Schreiber aus dem Raum und warf seiner Frau stolz eine schwere Geldkatze vor die Füße.

»Damit du aufhörst, so knausrig zu sein, Weib«, lallte er.

Kunigund von Brennborg hob das Leder auf und wog den Inhalt mit der Hand. Er war schwer.

»Da staunst du, was?«, raunzte Reimar sie an.

»Woher stammt das? Du hast es doch nicht etwa beim Würfeln gewonnen?«

Der alte Truchsess winkte ab. »Und wenn? Es geht dich nichts an.«

Sein Blick fiel auf das Pergament. »Doch womit vertreibst du dir so die Zeit?«

»Ich habe eine Liste mit den heiratsfähigen Mädchen aus unserer Gegend angefertigt.«

»Willst du unserem kleinen Reimar schon das Joch der Ehe auferlegen, kaum dass er seine Schwertleite erhalten hat?«

Kunigund schüttelte den Kopf. »Ich dachte da eigentlich an Wirtho.«

»Weib, hast du zu viel am Wein genippt? Wirtho will die süße kleine Berta.« Er hickste und grinste. »Man kann es ihm nicht verübeln. Das ist wahrlich ein Prachtweib.«

»Jetzt, wo der Graf um Berta wirbt, wird es schwer werden«, stellte Kunigund fest und ergänzte zweideutig: »Der Ortenburg lässt sich nicht so leicht aus dem Sattel heben.«

»Vielleicht gibt es ja andere Möglichkeiten ...«

Der Truchsess griff mit der Rechten zu einer weiteren Geldkatze, viel größer als die, die er seiner Frau gereicht hatte, und klimperte damit. Kunigund verstand. Er wollte den Grafen bestechen, damit der seine Werbung zurückzog. Doch woher hatte ihr Gatte plötzlich so viel Geld?

»Und wenn er sich darauf nicht einlässt?«

»Gibt es noch andere Möglichkeiten, die nicht für das Ohr eines Weibes bestimmt sind, weil es bei dem stets sofort aus dem Mund wieder herausfließt.«

Er griff nach dem Pergament und lachte rau. Seine Hand wischte über die noch feuchte Tinte und verschmierte sie.

»Willst du meinen Sohn beleidigen? Magdalena und Eustancia, die eine ist dumm wie Bohnenstroh und die andere hässlich wie die Nacht. Margarete von Falkenstein ist eine fette Kuh ...«

»Aber es würde den Nachbarn besänftigen«, verteidigte sich Kunigund.

»Meine Nachbarn besänftige ich hiermit!« Der Truchsess klopfte sich an seinen Schwertgurt und las dann der Reihe nach alle Namen laut vor, wobei er an jeder Kandidatin etwas auszusetzen hatte.

»Auf deiner Liste fehlt noch eine«, stellte er fest.

Seine Frau sah ihn frustriert an. Heute war mit ihrem Mann wieder einmal gar nicht auszukommen. Was für Possen trieben ihn nur um?

»Und wer soll das sein?«, fragte sie mit wenig Interesse.

»Arigund von Regensburg.«

Laut lachend ging er hinaus.

Frau Kunigunds Miene verdunkelte sich im Laufe des Turnieres nur noch mehr. Wirtho hingegen schien unter einem guten Stern zu reiten: Bruno Hofer von Lobenstein machte einen angeschlagenen Eindruck am nächsten Turniertag. Er schwankte im Sattel, als wäre er noch immer vom nächtlichen Bier berauscht. Wirtho hob ihn schon beim ersten Waffengang aus dem Sattel. Später hörte die Burgherrin, Herr Hofer von Lobenstein habe an dem Tag den »flotten Heinrich zu Besuch gehabt«. Man munkelte von schlechtem Bier. Merkwürdigerweise ging es aber allen anderen Recken, die vom selben Fass gekostet hatten, blendend. Im nächsten Waffengang war ihrem Sohn das Losglück treu, er setzte sich durch, ohne einen Hieb tun zu müssen. Der Gegner der vorletzten Runde senkte seine Lanze vor Wirtho. Als er vom Platz ritt, glaubten viele, seine Geldkatze klimpern zu hören. So standen sich im letzten Waffengang, dem Höhepunkt des Turnieres, Wirtho und der Graf gegenüber.

Gebhard von Ortenburg hatte bislang seine Gegner mühelos bezwungen und galt bereits als heimlicher Turniersieger. Noch am Vorabend hatte Frau Kunigund ein heftiges Wortgefecht mit ihrem Gatten gehabt. Sie hatte ihn angefleht, Wirtho davon zu überzeugen, dem Grafen das Feld kampflös zu überlassen. Er habe sich doch ehrenhaft geschlagen und könne nun hoch erhobenen Hauptes von dannen ziehen. Doch der Truchsess hatte nichts davon hören wollen. Geradezu verzweifelt hielt er daran fest, dass sein Ältester kämpfen müsse, schon des hohen Preisgeldes wegen. Frau Kunigund war es unverständlich. Was um Himmels willen war nur in ihren Gatten gefahren? Er glaubte doch nicht ernsthaft, er könnte die leeren Kassen durch einen Turniersieg sanieren!

Ängstlich stieg sie die Stufen zur an diesem Tag noch prächtiger geschmückten Tribüne hoch. Bahnen glänzender roter Seide verhüllten die hölzerne Balustrade. Berta und ihre Mutter saßen auf bestickten Kissen. Das Mädchen sah noch hinreißender aus als sonst schon. Es trug ein dunkelblaues Gewand aus Samt mit geschnürter Taille, wie es seit Kurzem bei Hofe Mode war, und ein mit Flussperlen besetztes Schappel. Bertas Füße steckten in Schuhen aus hellem Ziegenleder, die offensichtlich in Italien gefertigt worden waren. Sie nickte beiden paradierenden Rittern zu und wünschte ihnen Glück. Dann begaben sich die Männer an die jeweiligen Enden der Bahn. Kunigund zupfte nervös an ihrem Gebände.

Die Reiter nahmen Aufstellung und legten die Lanzen ein. Wirtho würde doch wohl hoffentlich so viel Verstand beweisen, sich nicht dem Kampf zu stellen. Sein Brauner wartete geduldig auf den Befehl seines Reiters. Der Herr von Ortenburg hatte heute den Percheron im Stall gelassen und stattdessen einen mächtigen Rappen gewählt, ein Pferd, das ihn frisch in den Tjost stürmen würde lassen. Doch er schien nicht ernsthaft damit zu rechnen, sich beweisen zu müssen. Statt sich auf den Gegner zu konzentrieren, scherzte er mit seinem Knappen. Schließlich ritt er gemächlich und siegesgewiss nach vorne. Wirthos Brauner scharrte, als sein Reiter die Zügel fester nahm. Das Raunen der Zuschauer verstummte. Alle starrten auf den Herold, der das Startsignal geben würde. Der zögerte den köstlichen Augenblick bis aufs Letzte hinaus. Frau Kunigund faltete die Hände und betete.

Die Reiter gaben ihren Pferden die Sporen, der Graf allerdings versetzte sein Pferd in einen eher langsamen Kanter. Er hatte schon fast die halbe Strecke hinter sich, als er erkannte, dass Wirtho gar nicht daran dachte, kampflös das Feld zu räumen. Sein Brauner stürmte heran, und Wirtho hielt die Lanze fest umklammert. Verblüfft hob der Graf den Schild. Gerade noch zur rechten Zeit. Wirthos

Lanze prallte gewaltig dagegen. Das Ortenburgsche Pferd schwankte, stolperte. Die Menge schrie auf. Der Graf kämpfte, um sich im Sattel zu halten. Sein Pferd kam wieder auf die Füße. Unwillig schüttelte der Rappe den Kopf und versuchte zu steigen. Gebhard von Ortenburg bändigte seinen Hengst und wendete. Der verblüffte Herold notierte eine Lanze für den Sohn des Truchsess.

Mit geschlossenem Visier trabte Wirtho zu seinem Bruder zurück, der ihm dabei behilflich war, die Lanze neu einzulegen. Im Lager des Ortenburgers entstand Tumult. Schmährufe drangen laut herüber. Kunigund von Brennborg war blass geworden. Sie tastete nach einer Sitzgelegenheit, fand jedoch nur die Arme ihrer Hofdame. Am liebsten hätte sie sich zurückgezogen. Berta von Eckmühl hingegen schien von dem Kampf hingerissen. Aufgeregt schnatterte sie ihrer Mutter ins Ohr, die sie mit einer energischen Handbewegung zum Schweigen brachte, als sich die Ritter zum zweiten Waffengang bereit machten. Diesmal würde der Graf gewappnet sein.

Auf das Zeichen des Herolds preschten beide Pferde los. Nun war klar zu erkennen, dass das Pferd des Grafen ein erfahrener Tjoster war. Schnurgerade stürmte es voran, ohne auch nur einen Hauch von Ängstlichkeit, die Nüstern weit gebläht. Der Aufprall der Reiter war gewaltig. Wirtho hatte erneut die Finte versucht, seine Lanze im letzten Augenblick hochzureißen, doch sein Gegner hatte das erwartet und war deshalb vorbereitet. Die Lanze traf nicht Hals oder Helm, sondern lediglich den Schild. Die gräfliche Lanze dagegen bohrte sich knapp unterhalb von Wirthos Schild in dessen Seite. Der junge Ritter schrie auf vor Schmerz und krümmte sich zusammen. Schwer angeschlagen, aber immer noch im Sattel, hielt er auf sein Lager zu.

Kunigund von Brennborg beobachtete, wie der Waffenmeister auf ihren Sohn einredete. Der aber schüttelte den Kopf, ließ sich eine neue Lanze geben und stellte sich widerborstig seinem Gegner. Mit finsterer Miene sah der Graf den jungen Ritter kommen und schloss sein Visier. Auch er benötigte eine frische Lanze. Entschlossen trieb er sein Pferd erneut voran. Das Publikum tobte und brüllte. Das war endlich ein Zweikampf nach seinem Gusto. Erneut stürmten die Pferde voran, schwebten die Lanzen aufeinander zu. Der Graf traf als Erster. Sein Ziel war die verletzte Seite des Gegners. Der hatte zwar damit gerechnet und den Schild schützend tief gehalten, aber der Graf war ein gewaltiger Kämpfer. Die eigene Deckung aufs Spiel setzend, trieb er seine Lanze mit Macht gegen den Kontrahenten. Wirtho von Brennborg konnte den Angriff nicht abwehren. Er wurde aus dem Sattel geschleudert und blieb reglos liegen. Später berichtete einer der anderen Ritter, der junge Truchsess habe geweint wie ein Kind, als man ihn aus seiner Rüstung schälte.

Kunigund von Brennborg dagegen atmete erleichtert auf, als Graf Gebhard unverletzt vor der Tribüne der Damen erschien und sein Visier öffnete. Gottlob war wenigstens kein gräfliches Blut vergossen worden. Der Ortenburger empfing von Berta den Siegerkuss, der etwas länger dauerte, als es eigentlich schicklich war. Als Frau Kunigund sich zurückzog, fiel ihr noch ein anderer Mann auf, der mehr als zufrieden wirkte: Arigunds Vater Antonio DeCapella. Einen Moment schien die Gelegenheit günstig, ihn wegen Arigund und Reimar anzusprechen, doch dann ließ sie es lieber. In seiner jetzigen Verfassung würde sich ihr Gatte kaum für die Heiratspläne seines Jüngsten interessieren. Erst einmal musste er zu Hause mit Wirtho seine Wunden lecken. Für die beiden Kinder zu bitten, war auch später noch Zeit.

Alle hatten sich für das Abschlussbankett noch einmal in Schale geworfen. Der Eckmühler ließ die Küche auffahren, was die Vorratslager hergaben. Immer neue Gerichte wurden aufgetragen, und immer weitere Pokale mit blutrotem Wein oder dunklem Bier vor die Gäste gestellt. Arigund fluchte leise, dass Annelies ihr Kleid so fest geschnürt hatte. Sie kam sich vor wie eine vollgefressene Raupe. Erstaunt hatte sie gesehen, dass Wirtho trotz seiner Niederlage beim Bankett erschienen war. An diesem Abend würde es für sie keine hochgeistigen Gespräche mit Pater Anselm geben, denn an ihrer Seite hatte ihr Vater Platz genommen. Der unterhielt die Damen mit lustigen Anekdoten, und selbst die skeptische Magdalena hing bald an den Lippen des Handelsherrn. Seine Gattin Katharina hatte ihn wegen der fortgeschrittenen Schwangerschaft nicht begleiten können, erklärte der Patrizier, wann immer er danach gefragt wurde, mit stolzem Lächeln. Dann tätschelte er Arigunds Hand. Nachdem schließlich auch der letzte Gang aufgetragen worden war, kam es zum Unvermeidlichen. Herr von Eckmühl erhob sich und verkündete für jedermann vernehmbar die Verlobung seiner Tochter Berta mit dem Grafen zu Ortenburg. Die Gesellschaft sprach einen Toast aus und wünschte dem jungen Paar Glück.

Nachdem sich alle wieder gesetzt hatten, erhob sich zögerlich der Truchsess. Erneut wurde es still im Saal. Der Burgherr von Brennborg schluckte. Die Worte wollten ihm nicht so recht über die Lippen kommen. Lange sah er zu Herrn DeCapella herüber. Arigund hatte das Gefühl, Zorn in seinen Augen zu erkennen. Der Herr DeCapella jedoch nickte gleichmütig lächelnd. Der Brennbürger räusperte sich und begann: »Auch das Haus Brennborg hat eine Verbindung zu verkünden. Es sei bekannt gegeben, dass mein Sohn und Erbe, Wirtho von Brennborg, Arigund, der Tochter des Kaufmanns DeCapella zu Regensburg, die Ehe verspricht.«

Arigund erbleichte, ebenso Kunigund von Brennborg. Wirtho sprang wütend auf, Reimar und Pater Anselm blickten entgeistert um sich.

»Das kann nicht sein!«, rief Reimar, erntete aber nur einen strafenden Blick seines Vaters.

Irgendwelche Hände zogen Arigund in die Höhe. Magdalena und Eustancia gurrten Glückwünsche und drückten sie zurück auf ihren Sitzplatz.

»Vater, wie konntest du das tun?«, hauchte Arigund entsetzt. Sie hatte das Gefühl, ins Bodenlose zu fallen.

Der strahlte über das ganze Gesicht und meinte: »Na, das hast du nicht erwartet, Liebes, was, dass dein alter Vater dir einen Titel verschaffen kann? Du wirst Burgherrin sein, mein Kind. Ist das nicht wundervoll?«

»Das ..., das ist furchtbar!«, schluchzte das Mädchen auf.

»Aber Kind, du wolltest doch ...«, entgegnete der Kaufmann verständnislos. »Wenn man einmal versucht, es euch Frauen Recht zu machen ...«, flüsterte er.

»Reimar ist es, den mein Herz begehrt! Reimar, nicht Wirtho.« Arigunds Stimme brach. Nur mit großer Mühe gelang es ihr, die Fassung zu bewahren. Ihr Vater beugte sich dicht zu ihr herüber, sodass nur sie seine Stimme hören konnte. »Aber Wirtho ist doch eine viel bessere Partie. Er wird die Burg erben. Denk doch, Kind!«

Für Fremde musste es den Eindruck erwecken, der Vater nähme seine Tochter liebevoll in den Arm, um ihr zu gratulieren.

»Wirtho ist ein Ungeheuer!«, brach es aus Arigund heraus.

»Sprich nicht so über deinen zukünftigen Gatten, Kind«, tadelte ihr Vater. »Ich habe ihn selbst

kämpfen sehen. Er ist ein tapferer Mann. Er wird das Lehen bestens für meine Enkelkinder bewahren, wenn es ihm einmal anvertraut ist. Du und Annelies, ihr werdet ein gutes Leben haben. Die darf übrigens diesen Matthias heiraten, und Rossknecht wird er auch wieder, als Gnadenakt anlässlich deiner Hochzeit mit Wirtho.«

»Wohl eher, weil niemand mit den Pferden so umgehen kann wie er.«

»Sei's drum: Es ist beschlossene Sache. Jetzt mach ein fröhliches Gesicht, mein Kind, die Leute möchten dir und dem jungen Brennberg ihre Glückwünsche überbringen.«

»Ich will diesen Kerl nicht heiraten!«, zischte Arigund erbost auf Italienisch, in der Hoffnung, dass so niemand ihr Wortgefecht verstehen würde. »Mach es rückgängig.«

Der Kaufmann rückte lächelnd von ihr ab, doch seine Augen brannten vor Wut. Er antwortete ebenfalls in seiner Muttersprache: »Wie stehe ich denn dann da? Du wirst den Brennbberger ehelichen, und damit basta! Außerdem, denk auch an Annelies. Dieser Matthias ist nur ein gemeiner Pferdehirt, ein Wilder, der den Sommer im Wald verbringt und sich auf der Burg nicht blicken lassen darf. Glaubst du, für ihn und Annelies wird es noch einmal so eine Gelegenheit geben?«

»Er war ein Rossknecht, und zwar ein sehr guter, bevor Wirtho ihn halbtot geschlagen hat.«

»Dein zukünftiger Gatte wird seine Gründe gehabt haben. Zudem ist mir das egal. Ich hatte dich stets für Großes vorgesehen, und das hier ist etwas ganz Großes. Arigund, du hast die Gelegenheit, unsere Familie zu adeln, und ich habe dir diese Chance verschafft.«

»Dann gib mir Reimar«, flehte das Mädchen. »Bitte! Wirtho hasst mich. Er wird mich eher umbringen als heiraten.«

Die Festgesellschaft begann sich zu erheben, und erste Gratulanten schlenderten zu den beiden Regensburgern herüber. Auch Arigunds Vater stand auf, doch noch einmal flüsterte er ihr zu: »Ein DeCapella steht zu seinem Wort. Du bist meine Tochter und wirst dich fügen.«

Dann lächelte er in die Menge, während er Arigund am Arm mit sich zog. Wirtho kam mit hochrotem Gesicht zu ihnen herüber. Sein Vater stürzte hinterher. Arigund duckte sich mehr, als dass sie knickste. Wirtho packte sie am Arm und zerrte sie mit sich.

»Schlange!«, zischte er in ihr Ohr. »Glaubst du, du könntest dich so in mein Bett hineinschleichen! Du wirst niemals Herrin von Brennberg. Das lass dir gesagt sein!«

MAI 1269

»Wie schön Ihr seid!«, lobte die Zofe. Es war nicht Annelies, die Arigund das Hochzeitsgewand anlegte. Da heute auch deren Vermählung mit Matthias stattfand, hatte der Herr DeCapella ihr freigegeben. Stattdessen hatte Frau Kunigund ihre eigene Zofe geschickt, eine erfahrene Frau, die schon viele Jahre bei den Brennbergern diente. Trotzdem sah Arigund sie heute zum ersten Mal. Ohne Freude ließ sich das Mädchen zurechtmachen, so freudlos, wie auch die Tage seit dem Turnier verstrichen waren.

Sie war nach dem Ritterfest nicht nach Brennberg zurückgekehrt. Ihr Vater war der Meinung gewesen, es zieme sich nicht, dass die jungen Leute sich während der Verlobungszeit im selben Hause aufhielten. Das führe nur zu Gerede. Zudem könne Pater David Arigund auf diese Weise noch auf ihre zukünftige Aufgabe als Burgherrin vorbereiten. Auch für Annelies' Ruf wäre das besser, argumentierte der Herr DeCapella. Der habe schon mehr als genug gelitten und es sei nicht Art des Hauses, eine unverheiratete Zofe mit dickem Bauch in Diensten zu haben. Annelies war bei dieser Bemerkung dunkelrot geworden, erwiderte aber nichts. So fügten sich beide Mädchen. Was half es schon zu rebellieren? Es fragte sie ja doch niemand nach ihrer Meinung. Zu Hause hieß sie – abgesehen von Magda, dem Küchenmädchen – niemand wirklich willkommen. Der neuen Hausherrin war es inzwischen gelungen, fast das gesamte Gesinde auszutauschen. Selbst die Köchin hatte die Stellung wechseln müssen. Sie schwang nun im Hause Zandt den Kochlöffel. Magda wirkte so eingeschüchtert, dass sie sich – wenn überhaupt – nur flüsternd äußerte und Annelies sogar anflehte, sie mit nach Brennberg zu nehmen. Die aber schüttelte nur traurig den Kopf.

Arigund und Annelies ertrugen gemeinsam die Sticheleien der Thundorferin und träumten von besseren Tagen, während sie bang dem Mai entgegensahen, der ihre Leben für immer umkrepeln würde. Viel lachten die beiden nicht mehr miteinander. Nur ein einziges Mal war es aus ihnen herausgebrochen, nämlich, als Arigunds Stiefmutter den Versuch unternahm, ihre Stieftochter auf die Ereignisse in der Hochzeitsnacht vorzubereiten. Katharina war der Mund offen stehen geblieben, als das Mädchen lediglich sagte, sie habe auf Burg Brennberg oft genug zugesehen, wie die Stuten zum Hengst gebracht wurden, und so groß könne der Unterschied ja kaum sein. Sie erwarte allerdings nicht, dass Wirthos Gemächt dem seines Hengstes entspräche. Die Thundorferin war mit hochrotem Kopf und schwankendem Schwangerschaftsbauch abgezogen. Gemeinsam mit Annelies hatte Arigund später herzlich gelacht.

Auch Annelies war eher nachdenklich als glücklich. Zwar hatte der Herr DeCapella dem Mädchen mitgeteilt, ihrer Hochzeit mit Matthias stehe nichts mehr im Wege und der Bann über ihren zukünftigen Gatten wäre aufgehoben, doch die Zofe hatte lediglich gefragt: »Wird er ein freier Mann sein?«

Der Kaufmann hatte den Kopf geschüttelt und geantwortet: »Er nicht und auch eure Kinder nicht. Du selbst aber darfst deinen Stand behalten.«

Die Zofe hatte genickt. Arigund kannte sie gut genug, um zu wissen, dass diese Lösung sie nicht zufriedenstellte. Annelies würde an ihrem Plan festhalten, mit dem Knecht in die Stadt zu

fliehen und dort auszuharren, bis die Ansprüche seines Herrn verwirkt waren. Als würde er so etwas ahnen, zeigte sich der Kaufmann nicht bereit, Annelies aus den Diensten zu entlassen. Seiner Meinung nach war es für das Mädchen besser, weiterhin als Arigunds Zofe zu arbeiten. Er willigte jedoch ein, ihr zur Hochzeit eine Mitgift zu stellen. Diese sollte unter Arigunds Verwaltung bleiben. Unter vier Augen vertraute DeCapella seiner Tochter an, er befürchte, der Truchsess könne sich sonst des Geldes bemächtigen. DeCapella wollte aber keinesfalls, dass Annelies mittellos dastünde, sollte sie sich eines Tages entschließen, die Burg zu verlassen.

Die größte Enttäuschung für das Haus DeCapella war jedoch die Geburt des Kindes der Thundorferin. Allen Hoffnungen zum Trotz schenkte sie einem Mädchen das Leben. Wenig erbaut, überließ sie es einer Amme und kümmerte sich fortan nicht mehr weiter darum. Arigund wunderte sich nicht, als sie kurz vor der Abreise nach Brennborg erfuhr, dass ihre Stiefmutter erneut schwanger war.

All dies ging Arigund jetzt durch den Kopf, als sie am Tag ihrer Hochzeit durch das Portal der Burgkapelle schritt. Sie hatte darauf bestanden, die Nacht betend in der Kirche verbringen zu dürfen. So blieb ihr wenigstens das Festbankett erspart und Reimars Anblick. Schon bei dem Gedanken, ihn so nahe zu wissen und doch für immer unerreichbar, wollte ihr das Herz zerspringen.

Andächtig schritt sie den Mittelgang entlang auf das hölzerne Kruzifix zu. Hier hatte sie Reimar zum ersten Mal gesehen. Es schien erst gestern gewesen zu sein. Jeder von ihnen hatte mit seinem Schicksal gehadert: Arigund, weil man sie aus der Wahlenstraße vertrieben hatte, und Reimar, weil er den Anforderungen seines Vaters als Ritter nicht genügte. Gegenseitig hatten sie sich im vergangenen Sommer neuen Mut gegeben. Und schien es nicht so, als hätten sich ihre Schicksalsfäden dadurch für immer verwoben? Nur Lug und Trug! Das Schicksal meinte es nicht gut mit ihnen. Tränen liefen Arigund herunter, als sie vor dem Herrn Jesus kniete und ein Wunder erfluchte.

Mit einem Mal spürte sie eine Hand auf der bebenden Schulter, ganz leicht. Sie hob den Kopf und sah in Pater Anselms verhärmtes Gesicht.

»So verzweifelt, mein Kind?«, fragte er mit sanfter Stimme.

Das Mädchen nickte. Der Priester umschloss mit seinen knotigen Händen das hölzerne Kreuz, das er stets um den Hals trug.

»Warum kann er nicht Berta heiraten?«, schluchzte Arigund. »Die hätte Wirtho für ihr Leben gern genommen.«

Pater Anselm machte ein schuldbewusstes Gesicht. »Nun, ich war nicht ganz unbeteiligt. Ich gab Abt David von Augsburg ein Bildnis von der Eckmühlerin mit der Bitte, er möge dafür sorgen, dass ein anderer Ansprüche auf Berta erhebt.«

»Was?«, hauchte das Mädchen.

Entschuldigend zuckte der Geistliche mit den Schultern. »Sie wäre eine entsetzliche Burgherrin geworden. Gemeinsam mit Wirtho, ich mag gar nicht daran denken. Hätte ich allerdings gewusst, dass man dich an ihre Stelle setzen würde, niemals hätte ich all das getan. Es tut mir leid.«

»Aber Ihr wusstet doch, wie sehr Wirtho mich hasst. Und auch ich verabscheue ihn.«

»Ich weiß, meine Tochter, ich weiß! Was habe ich nur getan!« Der Pater hob seine Hände in Richtung des Kreuzes. »Ich habe deinem Vater direkt in die Hände gespielt.«

»Meinem Vater?«, hakte Arigund nach.

»Prior David berichtete mir – unter dem Siegel der Verschwiegenheit –, Euer Vater habe von Anfang an geplant, Euch mit Wirtho zu verheiraten. Deshalb gab er dem Truchsess stets Kredit,

auch als es sonst keiner mehr tat. Euer Vater trieb den Ritter in die Schuldenfalle, und als er sich ganz und gar darin verstrickt hatte, da forderte er vom Truchsess seinen Sohn als Gatten für dich, mein Kind.«

»Ein abgekartetes Spiel also?« Arigund schluckte, obwohl sie es sich ja bereits selbst ausgemalt hatte. Mochte diese Heirat den Kaufmann auch viel Geld gekostet haben: Unterm Strich würde seine Rechnung aufgehen.

Behutsam legte Pater Anselm seine Hand auf Arigunds Arm. »Hast du deinem Vater denn nicht gesagt, wie sehr du Wirtho verabscheust?«

»Doch, sicher.«

»Aber er wollte davon nichts hören«, stellte der Priester fest.

Eine Weile schwiegen beide. Arigund liefen erneut die Tränen herunter.

»Was soll ich nur tun, Vater?«, flehte das Mädchen schließlich. »Was soll ich nur tun? – Heirate ich diesen Mann, wird es die Hölle auf Erden, heirate ich ihn nicht, entehre ich damit meinen Vater und bringe Unglück über Annelies und Matthias.«

Der Priester tat, als müsste er eine Weile überlegen. Schließlich sagte er: »Niemand kann dich zwingen, die Ehe mit einem Mann einzugehen, den du nicht liebst.«

Im Blick des Priesters lag etwas Lauerndes, doch Arigund klammerte sich an diesen Satz, als hinge ihr Leben davon ab.

»Nicht?«, flüsterte Arigund. »Aber sind wir nicht vor Gott und dem Gesetz unseren Eltern zum Gehorsam verpflichtet?«

»Gewiss, mein Kind, aber es gibt noch ein höheres Gebot.«

»Und das wäre?«

»Erforsche dein Gewissen, Kind. Warum hast du dich hierher in die Kirche geflüchtet?«

»Ich habe Trost gesucht«, erklärte Arigund.

»Und hast du ihn bekommen?«

»Ein wenig.«

Der Priester nickte zustimmend und fuhr fort. »Denn es ist der Herr, bei dem wir Trost und Mut finden. Höre in dich hinein. Wäre es möglich, dass jemand anders nach dir ruft und sich deshalb dein Innerstes gegen die Ehe mit Herrn Wirtho sträubt?«

»Gewiss ist das so«, bestätigte Arigund und dachte dabei an Reimar.

»Und ist es nicht unsere allerheiligste Pflicht, unserem Herrn Jesus zu folgen, wenn er seine Hand nach uns ausstreckt?«

Frugend sah Arigund auf. Hatte sie den Pater richtig verstanden? Eröffnete er ihr als Ausweg, den Schleier zu nehmen? Tatsächlich hatte Arigund bereits davon gehört, dass es Klosterschwestern gab, die – um einer Heirat zu entgehen – das getan hatten.

»Vielleicht bist du nicht für die Ehe bestimmt, Arigund?«, flötete der Priester.

»Aber, Pater Anselm ...«

»Was könnte einen Vater mehr ehren, als dass seine Tochter zur Braut Christi berufen wird? Es wäre ein ehrenhafter Ausweg.«

»Ein Leben hinter Klostermauern?«, versicherte sich Arigund.

»Ein Leben in Frieden statt an der Seite eines Mannes, der dich aus tiefster Seele hasst. Er wird dich ins Verderben reißen!«

»Und wohin?«, fragte Arigund vorsichtig. Sie sah sich um, denn es war ihr, als hätte sie ein Geräusch an der Eingangstür gehört. Doch als ihr Blick prüfend zur Pforte ging, war dort niemand. Der Priester schien nichts bemerkt zu haben. Er nickte eifrig.

»Aber wie ..., ich meine, die Hochzeitsvorbereitungen sind bereits so gut wie abgeschlossen. Pater David ist extra aus Regensburg angereist. Es ist zu spät.«

»Zu spät ist es erst, wenn der Herr seinen Segen gegeben hat und der Ehevertrag geschlossen wurde.«

»Ich kann mich doch nicht einfach davonschleichen«, merkte das Mädchen an. Bei dem Gedanken, ihren Vater zu hintergehen, war ihr nicht wohl.

»Ich könnte dir helfen«, bot der Priester an. »Wenn du jetzt mir gegenüber den innigen Wunsch äußerst, dein Leben Gott zu weihen, könnte ich bei der Trauung Einspruch erheben. Ich würde dafür sorgen, dass du noch in derselben Stunde nach Eichstätt gebracht wirst. Die Schwestern erwarten bereits deine Ankunft.«

Die letzten Worte hatte der Priester in aller Hast und so leise gesprochen, dass selbst Arigund sie kaum verstehen konnte. Lange dachte Arigund über das Angebot nach. Ein Leben mit Wirtho war einfach nicht vorstellbar, und wenn sie nicht Reimar haben konnte, wollte sie gar keinen Gatten. Dann eben das Kloster. Zögernd nickte sie. Der Priester drückte lange und innig ihre Hand.

Kunigund von Brennborg war noch nie in ihrem Leben so erbost gewesen wie an jenem Abend, an dem ihr Gatte ohne jegliche Rücksprache mit ihr die Verlobung von Wirtho und Arigund verkündet hatte. Zunächst war ihr diese Entscheidung auch vollkommen fremd. Doch dann hatte der Truchsess ihr alles gebeichtet. Im Grunde war ihm kaum eine andere Wahl geblieben, als sich mit der Verlobung einverstanden zu erklären, denn der schlaue Venezianer hatte ihm buchstäblich den Geldhahn zugekehrt. Im Falle einer Hochzeit hatte Antonio DeCapella dem Truchsess nicht nur einen weitreichenden Schuldenerlass als »Mitgift« in Aussicht gestellt, sondern auch das lang ersehnte Schlagrecht für die zum Lehen gehörenden Wälder durch den Fürstbischof. Ein entsprechendes Schreiben hatte der Kaufmann in der Tasche gehabt. Nach dieser Eröffnung durch ihren Gatten hatte die Burgherrin sich erst einmal setzen müssen. Gemeinsam hatten sie dann beschlossen, dem Handelshaus eine Nachricht zukommen zu lassen, in der sie die Ehe mit Reimar statt mit Wirtho vorschlugen. Erwartungsgemäß hatte DeCapella abgelehnt. Er wollte zu der Burg, die ihm faktisch bereits gehörte, den Titel des Truchsess für seine Enkel.

Nachdem sie die Unumstößlichkeit der Entscheidung eingesehen hatte, überlegte Frau Kunigund, wie sie nun damit umgehen könnte. Je länger sie darüber nachdachte, umso mehr freundete sie sich mit dem Gedanken an, Arigund als ihre Nachfolgerin zu sehen. Schließlich hatte das Mädchen im letzten Sommer gezeigt, dass sie wirtschaften konnte. Sie war beim Gesinde angesehen, fast sogar beliebt, sie war gebildet – sie konnte weit besser lesen und schreiben als Wirtho – und mutig. Zudem brachte sie eine Menge Geld mit in die Ehe. Wenn man über den Makel des Standes hinweg sah, würde sie als Burgherrin eine weit bessere Figur abgeben als Berta. Da war nur noch diese unglückselige Schwärmerei für Reimar. Kunigund war klar, dass es dem Jungen das Herz brechen würde, müsste er mit ansehen, wie seine große Liebe die Ehe mit dem großen Bruder einging. Deshalb war sie zu der Einsicht gelangt, dass Reimar Burg Brennborg verlassen musste, um als Mitterritter sein Glück zu suchen. Nach einer Weile würde sich sein Liebeskummer schon legen. Als der Hochzeitstermin schließlich näher rückte, befand sich ihr Jüngster bereits auf Wanderschaft.

Kummer bereitete der Burgherrin aber immer noch Wirtho. Ihr Ältester machte keinerlei Anstalten, sich in sein Schicksal zu fügen. Weder hatte er seine Niederlage auf dem Turnierplatz verkraftet, noch wollte er »diese Krämerstochter« zur Frau. Vielmehr beabsichtigte er, auf »seine Berta« zu warten, selbst »wenn er alt und grau dabei werden sollte«. Es halfen weder Drohungen noch Bitten, weder Vernunftappelle noch Bestechungsversuche.

Erst als eine schreckliche Nachricht die Burg erreichte, änderte sich alles. Ein Troubadour, der zufällig an der Burg vorbeigekommen war und um Quartier bat, wusste zu berichten, dass die Reisegesellschaft des Grafen zu Ortenburg kurz vor ihrer Ankunft in Murach von dessen Bruder überfallen worden war. Zwar habe sich der Graf auf seine Burg retten können, ein großer Teil seines Gefolges und seine Verlobte seien jedoch von den Angreifern niedergemetzelt worden.

Kunigund war erschüttert. Zwar hatte sie die Wechselhaftigkeit der Eckmühlerin verärgert, doch dieses Schicksal hatte sie Berta gewiss nicht gewünscht. Wirtho hatte sich in seiner Kemenate eingeschlossen und bitterlich geweint. Das Bewusstsein, Berta für immer verloren zu haben, war ein schwerer Schlag für ihn. Andererseits gab es nun keinen Grund mehr, die Vermählung mit Arigund abzulehnen. In seiner Trauer nahm der Burgerbe die Hochzeitsvorbereitung hin. Alles schien sich doch noch zum Guten zu wenden.

Nachdem Arigund verkündet hatte, dass sie die Nacht vor der Hochzeit in der Kapelle verbringen wolle – ein durchaus nicht ungewöhnlicher Wunsch –, beschloss Frau Kunigund, ihrer zukünftigen Schwiegertochter Beistand zu leisten. Ihre Schritte fanden, sobald sie sich aus der großen Halle verabschiedet hatte, den Weg hinunter ins Gotteshaus. Erstaunt stellte sie fest, dass Arigund nicht allein war. Pater Anselm kniete an ihrer Seite und redete wie eine aufgeregte Amsel auf sie ein. Frau Kunigund verhielt ihre Schritte und lauschte. Kein Zweifel, dieser intrigante Priester versuchte, Arigund davon zu überzeugen, dass sie die morgige Hochzeit abblasen und lieber ins Kloster gehen sollte. Was für eine Blamage wäre das für das Haus Brennborg! Die zweite Braut, die Wirtho abwies. Das ganze Herzogtum würde über ihn lachen. Empört wollte sie den Kaplan zur Rede stellen, doch dann kam ihr eine bessere Idee. Dieser Priester würde ihre Pläne nicht durchkreuzen. Auf leisen Sohlen schlich sie davon.

Es war ihr Vater, der Arigund am nächsten Morgen in der Kapelle abholte. Er war für die Festlichkeit bereits fertig gekleidet und begleitete seine Tochter noch einmal in die Kemenate, in der ihr das Hochzeitsgewand angelegt wurde. Unruhig klopfte der Kaufmann mit den Fingern auf das Tischlein aus eingelegtem Mahagoni, während die Zofe Arigunds Haar ordnete und den Schleier feststeckte.

»Du bist die schönste Braut, die diese Burg je gesehen hat«, schmeichelte der Kaufmann und lamentierte: »Ich wünschte, der Truchsess hätte sich überzeugen lassen, die Hochzeit in Regensburg abzuhalten. Jeder von Rang und Namen wäre zur Feier gekommen. Aber eine derart lange Reise schreckte eben doch viele ab.«

Da seine Tochter schwieg, setzte er die Unterhaltung alleine fort. »Jetzt läuten halt doch nicht die Glocken des Doms für dich, mia Cara, doch wenigstens ist Pater David da, den Segen des Herrn für euch zu erbitten.«

»Pater David, ja«, wiederholte Arigund ohne Begeisterung.

»Ach warte nur, Liebes, wenn du erst meinen Enkel im Arm hältst, wirst du vor Glück strahlen. Achte darauf, dass es ein Junge wird. Gesunde, kräftige Söhne sind wichtig für den Adel. Vielleicht könntet ihr den Zweitgeborenen nach mir benennen, ein kleiner Antonio wäre wunderbar. Der Erste muss natürlich Wirtho oder Reimar heißen, das verstehe ich.«

Die Zofe war mit ihrer Arbeit fertig und trat einen Schritt zurück. Etwas geckenhaft reichte Antonio DeCapella seiner Tochter die Hand und verbeugte sich vor ihr. »Oh Madonna, was für eine stattliche Braut. Du Erinnerst mich so sehr an deine Mutter, nur hat sie bei der Hochzeit gelächelt.«

»Sie hat ja auch einen Mann nach ihrem Geschmack geheiratet, ich dagegen werde einem Drachen zum Fraß vorgeworfen.«

Der Kaufmann schnaufte erbost. »Also, Arigund, bitte nicht vor dem Gesinde.«

Das Mädchen lachte rau und meinte gleichmütig: »Glaubst du, die kennen ihre Herrschaft nicht?«

Die Zofe verabschiedete sich hastig. Besorgt musterte DeCapella seine Tochter, doch der Schleier verbarg Arigunds Miene. »Du wirst doch keine Schande über mich bringen, Kind?«, fragte er vorsichtig.

»Hab keine Angst, du wirst dein Gesicht wahren.«

Erleichtert nahm der Kaufmann ihren Arm. »Ich wusste doch, dass ich mich auf dich verlassen kann, mia Cara.«

Er klopfte an seine Seite, wo sich eine lederne Umhängetasche befand. Arigund wusste, was darin war: ihr Ehevertrag. »Du brauchst dir auch keine Sorgen zu machen«, versicherte er. »Ich habe alles zu deinem Besten geregelt, und sollte dein Gatte auch nur ein einziges Mal gemein zu dir sein, dann lass es mich wissen.«

»Wir sollten gehen«, meinte Arigund lediglich. Würdevoll schritt sie an seiner Seite zur Burgkapelle, wo die Trauzeremonie stattfinden sollte. Antonio DeCapellas Herz klopfte. Er stand kurz vor dem Höhepunkt seines Lebens. Seit die Hebamme ihn den ersten Blick auf das Kindchen hatte werfen lassen, reifte sein Plan, es in ein Adelshaus zu vermählen. Sie sollte es einmal gut haben in ihrem Leben, und was konnte besser sein als die Stellung einer Adelsfreien auf einem Lehen. Sie würde vor niemandem den Nacken beugen als vor Gott und dem Herzog. Keiner würde

ihr Befehle erteilen, sondern jeder würde auf den Wink ihrer Hand hin eilen, ihr zu Diensten zu sein. Jahrelang hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, diesen Traum zu verwirklichen, dann hatte sich die Chance mit Burg Brennberg geboten. Als Pater David dem Kaufmann schließlich berichtete, dass die Berta Eckmühl auf dem besten Wege sei, seine Absichten zu durchkreuzen, hatte er das Hindernis auf untadelige Weise beiseitegeräumt. Niemand konnte ahnen, dass sie in dem Bruderzwist derer von Ortenburg ums Leben kommen würde. Der Kaufmann schüttelte den Kopf. Nein, dafür konnte er nichts. Auch hatte er den Eindruck gehabt, sie sei frohen Herzens mit dem Grafen gegangen.

Ein Rätsel blieb ihm Arigund. DeCapella konnte nicht verstehen, weshalb sein Mädchen solch einen Narren an diesem Reimar gefressen hatte. Man brauchte doch nur hinzusehen, um zu erkennen, dass er ein Weichling war, ein Schöngeist, der es im Leben nie zu etwas bringen, sondern immer im Schatten seines Bruders stehen würde. Eines Tages würde Arigund ihm dankbar dafür sein, dass er ihrer Narretei nicht nachgegeben hatte. Liebevoll sah er zu ihr hinüber. Sie war sein Augenstern und würde es immer bleiben. Er würde über sie wachen, auch wenn er jetzt die Verantwortung an einen anderen abgab. Das Mädchen erwiderte seinen Blick nicht. Es hatte den Kopf abgewandt und schien nach jemandem Ausschau zu halten. Immer noch der jüngere Bruder? Arigund musste doch wissen, dass der die Burg längst verlassen hatte. Ihre Schritte wurden langsamer, ihr Blick hektisch. Beinahe stürzte sie an der Stufe zum Portal der Kirche, doch Antonio DeCapella hielt seine Tochter mit festem Griff. Hand in Hand nahmen sie Aufstellung. Die formelle Trauzeremonie begann.

Pater Anselm hämmerte mit bloßen Händen gegen die Mauern. Er hatte nur eine vage Vorstellung, wie er in dieses Loch geraten war. Er erinnerte sich gut, dass er Arigund nur widerwillig ihrem Vater überlassen hatte. Dennoch war er danach in euphorisierter Stimmung in seine Kemenate zurückgeeilt, um sich für die Zeremonie umzuziehen. Gott der Herr, so schien es Pater Anselm, hatte gesiegt – sein Plan war aufgegangen. Er hatte das Mädchen richtig eingeschätzt, im Gegensatz zu ihrem Vater, dieser Krämerseele. Mit seinem Beharren auf der Hochzeit mit Wirtho hatte er Arigund auf den Pfad der Tugend zurückgetrieben. Dabei hatte Pater Anselm schon alles verloren geglaubt. Die Wege des Herrn waren eben unergründlich. Jetzt jedenfalls schien sich alles zum Guten zu wenden. Arigund würde freudig und aus freien Stücken nach Eichstätt gehen, als Braut Christi, so wie es das Schicksal für sie bestimmt hatte. Fröhlich brummend zog sich der Burgkaplan eine frisch gewaschene Soutane über, als es leise klopfte. Eilig strich sich der Pater das Gewand glatt und öffnete. Frau Kunigund lächelte ihn an und bat um Einlass.

»Verzeiht, Pater, dass ich jetzt noch störe, doch ich hätte noch ein paar Dinge mit Euch zu besprechen.«

Ohne auf seine Erlaubnis zu warten, trat die Burgherrin ein, gefolgt von einer Magd mit einem Krug Wein und zwei Bechern. Wortlos stellte diese beides auf das kleine Tischlein und schenkte ein. Dem Kaplan lief das Wasser im Mund zusammen: Goldgelber Würzwein mit herrlichem Aroma. Mit freundlichem Augenzwinkern reichte ihm Kunigund von Brennborg einen Becher und prostete ihm zu. Gierig sog der Priester den Duft des Weines ein. Es roch nach Nelken, vielleicht sogar nach einem Hauch von Zimt. Der Wein rann süß über seinen Gaumen, als er sich daran gütlich tat. Ach, Hochzeiten waren doch etwas Beglückendes, vor allem, wenn die Braut den Herrn Jesus Christus zu ihrem Bräutigam erkoren hatte. Pater Anselm leerte siegesgewiss den Becher.

»Nun, Frau Kunigund, was führt Euch zu mir?«, fragte er die Burgherrin.

»Es geht um die bevorstehende Hochzeit, Pater Anselm. Mir ist da etwas zu Ohren gekommen ...«

Ihre Worte hallten, entglitten ihm, verschwammen. Mitten im Satz war dem Burgkaplan plötzlich wunderlich geworden. »Diese Hexe!«, hatte er noch gedacht, dann waren ihm die Sinne entschwunden.

Nun befand er sich in diesem scheußlichen Raum, umgeben von dicken Wänden. Er hatte den Verdacht, dass es sich um das Verlies handelte, denn es roch faulig und scharf, nach Urin und Rattenkot. Was für ein Frevel! Ihn, einen Mann Gottes, in den Turm werfen zu lassen! Er hatte gerufen und gepoltert, aber niemand schien ihn zu hören. Von draußen drangen dumpf die Laute der Hochzeitsgesellschaft zu ihm herüber. Er konnte also nicht lange ohne Bewusstsein gewesen sein. Wieder brüllte er los, noch lauter als vorher. Diesmal vernahm er ein Poltern und Knarren, wie wenn jemand einen Schlüssel im Schloss drehte. Ein scharfer Lichtstrahl traf seine Augen. Pater Anselm schirmte seine Augen ab.

»Hallo?«, rief eine Stimme von oben. »Ist da jemand?«

»Ja, ich, Pater Anselm.«

»Was macht Ihr denn da unten? Wüsst nicht, dass dort einer wär, der Beistand bräuchte.«

Wild fuchtelte der Pater mit den Armen. Dieser Dummkopf verschwendete wertvolle Zeit. »Hol mich rauf!«, brüllte der Burgkaplan. »Mach schon!«

Behäbige Schritte schlurften über seinem Kopf dahin. Quälend langsam senkte sich der Sitzknüppel zu ihm herab, und noch viel länger dauerte es, bis er das Angstloch erreicht hatte. Hektisch sprang der Pater auf festen Untergrund und eilte zur Tür.

»Vergelt's Gott!«, rief er über die Schulter. Vielleicht war es ja noch nicht zu spät. Vom Turm aus konnte er es nicht sehen. Seine Füße suchten die Sprossen der Leiter, rutschten ab. Sein Ärmel verhakte sich an einem vorstehenden Ästchen und hielt ihn fest. Ärgerlich befreite er sich, wobei der Ärmel zerriss. Endlich hatte er festen Boden unter den Füßen. Jetzt zur Burgkapelle, rasch! Er spornte sich selbst zu Höchstleistungen an, verlor dabei eine Sandale, musste zurück, sie holen und verwünschte seine Ungeschicklichkeit. Endlich kam die Kapelle in Sicht. Zahllose Menschen versperrten ihm den Weg. Er schubste sie ungeduldig zur Seite, drängte sich durch. Arigund stand an der Seite ihres Vaters. Suchend sah sie sich um. Sie hatte sich auf ihn verlassen, und er, er hatte sich so leicht übertölpeln lassen.

»Ich bin ja da, mein Kind!«, wollte der Priester rufen, aber niemand hörte ihn mehr. Ein Jubelschrei ging durch die Menge. Reimar von Brennborg, Truchsess von bischöflichen Gnaden, hatte den Ehevertrag unterzeichnet. Hilflos musste der Pater zusehen, wie Wirtho von Brennborg seine Gattin in die Kirche führte, damit die Ehe dort von Abt David gesegnet wurde. Pater Anselm stieß einen Schrei der Verzweiflung aus.

Arigund kam sich vor, als befände sie sich in einem schlechten Traum. Sie nahm den strahlenden Frühlingstag kaum wahr, der sein Bestes tat, der Hochzeit einen würdevollen Rahmen zu geben. Ihr Herz klopfte wie wild. Ihre Beine schienen einen eigenen Willen zu entwickeln. Wo war nur Pater Anselm? All ihre Hoffnungen hatten auf ihm geruht. Doch nirgends war sein haarloser Schädel oder der Zipfel seiner Soutane zu erblicken. Stattdessen zog ihr Vater sie weiter und weiter. Hilfesuchend sah sie sich um. Gab es denn hier niemanden, der ihre Not erkannte und Erbarmen hatte? Ehe sie recht zur Besinnung kam, war der Ehevertrag geschlossen und die Verheiratungsformel gesprochen. An Wirthos Seite wurde sie in die kleine Kapelle geschoben. Niemand hatte Einspruch erhoben. Kein Bote der Jungfrau Maria war gekommen, sie zu retten, obwohl sie doch so sehr darum gefleht hatte. Man hatte Arigund nicht einmal die Gelegenheit geboten, »nein« zu der Verbindung zu sagen, so wie es in den letzten Jahren Brauch geworden war. Ihr Vater hatte sie Wirtho einfach in die Hand gedrückt, als würde er wie bei einem verkauften Gaul dem neuen Besitzer die Zügel übergeben. Jetzt kniete der Ritter mit versteinertem Gesicht neben dem Mädchen und würdigte es keines Blickes. Kein Zweifel: Ihre alte Feindschaft war ungebrochen.

Nur ihr Vater und Kunigund von Brennborg, ihre neue Schwiegermutter, waren bester Laune. Beinahe schon vertraut miteinander, verließen sie nach dem Gottesdienst Seite an Seite die Kirche. »Hoch«-Rufe empfingen das Brautpaar, Blumenkinder warfen Blüten. Wirtho starrte mit einem so finsternen Blick in die Gesichter seiner Untertanen, dass sie Arigund fast schon wieder leidtaten. Zaghafte hob sie die Hand und winkte den Menschen zu, woraufhin die in weitere Freuden- und Jubelschreie ausbrachen. Verächtlich schnaufend zerrte sie Wirtho in den Palas, wo die Hochzeitsgesellschaft unter sich feiern würde. Für das gemeine Volk waren draußen Tische und Bänke aufgestellt worden. Schließlich gab es noch eine weitere Trauung.

Für Annelies hätte ihre Hochzeit nicht schöner ausfallen können. Arigund hatte ihr zum feierlichen Anlass eines ihrer Kleider geliehen, und so saß sie in feinstes Tuch gekleidet neben dem Rotbart, der ebenfalls strahlte. Mit dem heutigen Tag war sein Bann aufgehoben, und er durfte in seine alte Stellung als Pferdeknecht zurück. Er konnte sein Glück noch immer nicht fassen. Seine Freunde und das wenige an Familie, was er noch besaß, sprachen einen Trinkspruch nach dem anderen für ihn und seine wunderschöne Braut aus, manche recht zotig, doch alle gut gemeint. Luise gab zum hundertsten Mal die Geschichte zum Besten, wie Matthias sie vom Heuwagen gerettet hatte, und Lukki meinte, um ein Haar hätte sich Annelies von ihm verführen lassen. Die Männer lachten herzlich, und die Mädchen drehten dem Buben eine lange Nase. Der Stallmeister lobte seinen Knecht aufs Trefflichste und wurde nicht müde zu betonen, wie froh er sei, dass Matthias ihm wieder zur Hand gehen würde. Schließlich würden über den Sommer die jungen Pferde zugeritten werden, und dabei war keiner so einfühlsam wie der Rotbart. Dabei zwinkerte der alte Kerl anzüglich zu Matthias' junger Frau herüber. Annelies schmiegte sich an Matthias' Schulter. Dem ging das Herz über. Er beugte sich über den Nacken seiner frischgebackenen Frau und flüsterte: »Ich hatte schon beinahe vergessen, wie schön du bist«, und leckte sanft ihr Ohr.

»Ja, mein Liebster, du bist wahrhaft ein Glückspilz«, scherzte die Zofe. »Doch wenn du weiterhin so dem Bier frönst, wirst du deinen Rausch unterm Tisch ausschlafen statt in unserem Bett.«

»Das fiele mir im Traum nicht ein«, widersprach ihr Gatte. Seine Hand wanderte an einen Ort, der ihm als Ehemann vorbehalten sein würde. »Ich kann es gar nicht abwarten. Komm, lass uns von hier verschwinden. Wir können später wiederkommen ... oder auch nicht.«

»Gemach, gemacht, mein Herr Gemahl. Bis die Sonne sich senkt, wirst du dich schon noch gedulden müssen. Erst wollen wir mit diesen lieben Menschen feiern, denen wir so viel verdanken.«

Es wurde noch um einiges später, denn man wollte das Brautpaar nur ungern gehen lassen. Schließlich aber begleitete man die beiden frisch Vermählten doch in die Kammer, die man extra für heute liebevoll vorbereitet hatte. Der Boden war mit Blumen übersät und die Luft mit dem Duft süßlicher Kräuter geschwängert. In der Mitte hatte man ein Lager aus Stroh und wollenen Decken bereitet, und jemand hatte sogar ein paar Kerzenstummel aufgetrieben, deren warmes Licht geheimnisvoll flackerte. Matthias und Annelies mussten die anderen ausgiebig für ihre Mühe loben, bevor sie sich endlich aus der Tür drängen ließen und diese leise schlossen. Endlich waren sie allein. Für einen Moment standen sie sich schüchtern gegenüber. Keiner wollte den Anfang machen. Annelies war es schließlich, die ihn in die Arme schloss. Er drückte sie an sich, als hinge sein Leben davon ab, liebte ihre Nacken mit zahllosen Küssen und versuchte sich vergeblich an den Bändern, die ihr Kleid zusammenhielten, zerriss sie schließlich. Annelies öffnete seinen Gürtel und half ihm dabei, sein Hemd über den Kopf zu ziehen. Ungeduldig zappelte er, als sie dabei ihren Körper dicht an seinen brachte. Ohne Annelies die Zeit zu geben, auch ihr Hemd abzustreifen, hob er sie auf und trug sie zum Lager. Sein Puls raste, und sein Atem ging keuchend, als sie begann, seinen Körper zu erforschen. Der Raum um ihn herum verlor seine Konturen. Er schob ihr Hemd ganz nach oben, knetete ihre Brüste, riss sich und ihr die restlichen Kleidungsstücke vom Körper. Seine Knie drängten sich zwischen ihre Schenkel. Sie stöhnte erwartungsvoll. Genau in diesem Moment wurde die Tür aufgerissen und zugeknallt. Eine Gestalt

erhob sich drohend über ihnen. Annelies kreischte auf und zog die Decke über ihre Körper. Matthias duckte sich, als eine Pranke nach ihm griff und ihn mit den Worten zurückriss: »Nun hast du die Stute heiß genug gemacht, Kerl. Pack dich, denn der Decksprung gebührt deinem Herrn!«

Für Arigund war es noch immer schwer zu begreifen, dass sie nun diesem Wirtho angetraut war, der sich nicht einmal die Mühe machte, sie zur Kenntnis zu nehmen. Der Ritter unterhielt sich mit allen am Tisch, nur nicht mit seiner jungen Frau. Er nahm keinen Bissen von den Speisen, die Arigund ihm artig vorlegte. Das Essen zog sich qualvoll in die Länge. Endlich kamen die Spielleute. Doch nachdem das Brautpaar – wie es der Brauch war – das Bankett eröffnet hatte, ließ Wirtho Arigund einfach stehen und wendete sich anderen Damen zu. Fassungslos sah die junge Braut, wie ihr Gatte anderen Frauen unverhohlen an den Busen griff und sich mit ihnen amüsierte. Das Mädchen stand verloren im Raum, bis sich der Truchsess ihrer erbarmte und um den nächsten Tanz bat. Auch ihr Vater forderte sie auf und ermunterte sie immer wieder, doch endlich einmal zu lächeln. Arigund hatte sich nach Reimar umgesehen, doch der war nirgends zu entdecken. Es war ihm nicht zu verdenken, dass er sich von ihr abgewandt hatte. Wie enttäuscht musste er sein. Auch der Burgkaplan war nicht unter den Gästen. Vermutlich quälte ihn das schlechte Gewissen.

Irgendwann hatte der letzte Minnesänger seine Weisen vorgetragen, und der letzte Tanz war verklungen. Von Fackeln begleitet, geleitete man das Brautpaar nach oben. Eine Zofe half Arigund beim Entkleiden und streifte ihr ein Nachtgewand aus verführerisch durchsichtiger Seide über. Sanfte Hände betteten sie in ein Lager aus duftendem Leinen und breiteten eine neue Woldecke über sie. Als auch die letzte Zofe sich verabschiedet hatte, öffnete sich die Tür und Wirtho stand im Raum. Eine Wolke aus Wein, Schweiß und Zorn wehte zu Arigund herüber und ließ ihren Atem stocken. Sie war vorbereitet auf das, was nun folgen würde, und hoffte nur, dass es schnell vorüber wäre. Mit einem Stoßgebet auf den Lippen schloss sie die Augen. Sie erwartete, dass sich der Ritter ohne viel Federlesen auf sie werfen und sie mit Gewalt nehmen würde. Doch es kam anders.

Wirtho blieb einfach stehen und herrschte sie an: »Nun, Weib, willst du mir nicht aus der Kleidung heraushelfen?«

Verblüfft öffnete Arigund die Augen wieder.

»Wird's bald? Zieh mir die Stiefel aus! Es gehört von nun an zu deinen Pflichten.«

Unsicher streckte das Mädchen die Füße aus dem Bett. Ihr Gatte hatte auf einem Schemel Platz genommen und beobachtete sie. Trotz des Nachthemds fühlte sich Arigund nackt und wollte sich ein Wolltuch über die Schultern legen.

»Nichts da«, herrschte Wirtho sie an. »Komm jetzt her!«

Arigund trat näher.

»Dreh dich um!«

Ängstlich befolgte das Mädchen Wirthos Anweisungen. Bestimmt wollte er sie von hinten nehmen wie ein Tier.

»Beine auseinander!«, befiehlt Wirtho.

Am ganzen Körper zitternd tat sie, wie ihr geheißen wurde. Sie fühlte sich so gedemütigt. Was er da vorhatte, war alles andere als christlich. Erneut schloss sie die Augen. Sie spürte ein Bein zwischen ihren Schenkeln, einen Fuß an ihrem Gesäß.

»Nun nimm schon den Stiefel, dummes Ding!«, grölte Wirtho.

Arigund griff zu. Wie ein Knecht musste sie sich von ihrem Gatten treten und schieben lassen, bis sich endlich der Schuh vom Fuß löste und sie nach vorne stolperte. Sie ging zu Boden und mit ihr ein irdenes Gefäß mit Wasser.

»Ungeschicktes Weibsbild!«, schimpfte Wirtho. »Raff dich hoch! Der andere Stiefel!«

Er reckte ihr das Lederwerk entgegen. Ergeben half sie ihm erneut aus dem Schuh. Diesmal geriet sie nicht aus dem Gleichgewicht. Zufrieden ließ der Ritter die Zehen kreisen. Seine Füße stanken erbärmlich.

»Und jetzt wischst du diese Sauerei hier auf«, bläffte er sie an.

»Ich habe keinen Putzlappen«, wandte das Mädchen ein und erhielt dafür eine schallende Ohrfeige. Arigund schrie auf. Noch nie hatte sie jemand so derb geschlagen.

»Dann nimm, was du am Leib hast. Ist mir doch egal.«

Verängstigt raffte das Mädchen die Enden ihres Nachtgewandes und versuchte auf Knien kriechend das Wasser damit zu beseitigen. Verwundert stellte sie fest, dass dies ihren Gatten ganz offensichtlich erregte. Er bekam diesen Blick, den sie damals bei ihrem Vater gesehen hatte.

Plötzlich stand er auf und zerrte sie an den Haaren zurück zur Bettstatt. Erschrocken gab sie einen Hilferuf von sich, sie versuchte zu kratzen und wurde nur noch energischer heruntergedrückt.

Arigund hörte, wie das teure Nachtgewand zerriss. Vollkommen nackt lag sie auf dem Laken.

Wirtho hatte eine Hand an ihrem Hals. Seine andere packte ihre Brüste. Dann ließ er sie verächtlich los.

»Was soll das denn sein?«, dröhnte er. »Willst du damit einen Truchsess in dein Bett locken?«

Wirtho lachte rau. »Da könnt ich ja gleich einen Mann besteigen. Wenn du nicht mehr zu bieten hast, dann halte ich mich besser an deine Magd. Die ist wenigstens gut gebaut.«

Mit diesen Worten drehte er sich um und stürmte aus dem Zimmer.

Matthias versuchte sich schützend vor seine Frau zu stellen und hob sogar die Fäuste. Eine geharnischte Hand zerriss ihm die Wange. Rotes Blut schoss aus der Wunde. Trotzdem stellte er sich noch einmal dem Eindringling, doch ein weiterer Hieb streckte ihn zu Boden, und ein Fußtritt in die gerade abgeheilten Rippen raubte ihm den Atem.

»Wage es, Hurensohn, dich mir noch einmal in den Weg zu stellen«, fuhr ihn Wirtho an, »damit ich dich endlich totschiagen kann.«

Matthias versuchte kriechend den Raum zu verlassen, doch der Ritter hatte es sich anders überlegt.

»Hier bleibst du und siehst zu, wie ich mir nehme, was mir zusteht.«

Annelies raffte das wollene Tuch an sich und schrie: »Verflucht sollst du sein, Wirtho von Brennbere, und vertrocknen soll dein Stamm, wenn du es wagst, mich anzurühren.«

Ohne ein weiteres Wort war Wirtho über ihr und riss ihr grob die Decke weg, mit der sie ihre Blöße bedeckt hatte. Er musterte sie. Dann leckte er sich über die Lippen und meinte:

»Ah, endlich ein stattliches Weib.«

Er drehte sich zu dem Knecht um. »Nun sieh zu und lerne. Ein Brennbere bekommt immer, was er will.«

Annelies versuchte an Wirtho vorbeizuhuschen. Doch das lange blonde Haar wurde dem Mädchen zum Verhängnis. Der Ritter packte es. Mit einem Handgriff warf Wirtho die Zofe aufs Lager. Annelies wehrte sich aus Leibeskräften, aber der Ritter lachte nur: »Fauch du nur und kratze, so ein wildes Kätzchen ist ganz nach meinem Geschmack.«

Schon hatte er seinen Gürtel herausgezogen und bemühte sich, Annelies die Hände auf den Rücken zu fesseln. Er brauchte einige Anläufe, bis es ihm gelang. Doch letztlich hatte das Mädchen keine Chance. Wirtho kostete den Moment seines Triumphes aus. Gemächlich begann er den Riemen zu öffnen, der seine Pumphose zusammenhielt.

»Herr, ich bitte Euch«, flehte Matthias aus der Ecke, »tut mit mir, was ihr wollt, doch lasst Annelies.«

Wirtho musterte den Knecht hasserfüllt und krächzte: »Wenn du dich so sehr danach sehnst, dann sei ohne Sorge. Ich kann auch dich in deiner Hochzeitsnacht beglücken. Magst du's lieber mit oder ohne Fesseln?«

»Lass Gnade walten, Herr Wirtho!«, jammerte Matthias, wagte aber nicht, näher heranzukommen.

»Es ist mein gutes Recht, und allzu lange habe ich darauf warten müssen«, entgegnete der Ritter lapidar.

»Du hast hier keine Rechte, denn ich bin eine freie Bürgerin Regensburgs und du noch lange kein Truchsess.«

»In der Tat«, polterte eine Stimme. Unbemerkt war der Burgherr eingetreten und betrachtete missbilligend die Geschehnisse. »Wirtho, mein Sohn, hast du heute Nacht nicht andere Pflichten?«

Erschrocken fuhr der Ritter herum. Der Truchsess musterte ihn mit der Hand am Schwert. Sein Sohn funkelte wütend, noch war er nicht gewillt nachzugeben, aber er sagte kein Wort.

»Das Recht an der Frau in dieser Nacht gebührt dem Truchsess, und das bin immer noch ...?«, fuhr Herr Reimar fort.

Wirtho senkte den Blick. »Ihr, Vater, es steht Euch zu«, entgegnete der Ritter widerwillig. »Ich

dachte lediglich, Ihr hättet kein Interesse ...«

»Wie du nur darauf kommst, Wirtho?«, meinte Herr Reimar mit etwas sanfterer Stimme. »Habe ich dir Grund zu der Annahme gegeben oder dir gar meine Rechte abgetreten?«

Wirtho warf Annelies einen letzten begehrlischen Blick zu. Dann gab er ihr einen derben Stoß.

»Also, da ist sie«, knurrte der junge Mann und ließ von der Zofe ab. »Von mir gänzlich unversehrt. Wie es allerdings der da gehalten hat« – er deutete auf Matthias – »das kann ich nicht sagen.«

Der Truchsess lächelte. »Er wird kaum die Gelegenheit zur Hurerei gehabt haben, hast du ihn doch eigenhändig in den Turm werfen lassen. Und jetzt, Wirtho, werde ich dich zu deiner Braut begleiten. Die wartet nämlich auf dich und erwartet, dass du deine Pflicht tust, damit das Geschlecht der Brennberger zu einem würdigen Nachfolger gelangt. Erhebe dich also und komm mit mir.«

Dann drehte sich der Truchsess zu Matthias um: »Und du, Sorge dafür, dass mich nachher diese da empfängt, wie es sich für das Weib eines Hörigen gebührt. Wage nicht, das Lager mit ihr zu teilen, bevor nicht für alle sichtbar ist, dass sie ihrem Herrn gegeben hat, was ihm gebührt.«

Nach diesen Worten verließ er den Raum.

Matthias wischte sich das Blut aus dem Gesicht. Seine Lippe war aufgeplatzt, und der Tritt schmerzte höllisch. So schnell er konnte, kam er zu Annelies herüber und befreite sie. Dann lagen sie sich eine Weile wortlos in den Armen.

»Es tut mir so leid, Liebes, so unendlich leid«, flüsterte Matthias immer wieder. »In was habe ich dich da bloß hineingezogen.«

Annelies rückte ein Stück von ihrem Mann ab. »So etwas darfst du nicht sagen. Du hast mich in nichts hineingezogen. Es war meine Entscheidung, hierher zurückzukehren, und ich habe es getan, weil ich dich liebe.«

Behutsam streichelte der Knecht ihr Haar. »Genau das ist es ja. Du hättest etwas Besseres verdient als einen hörigen Knecht. Ein freier Tuchhändler oder ein Handwerksmeister hätten dir zu Gesicht gestanden.«

»Ich wollte aber keinen Tuchhändler, sondern dich.«

Erneut wollte Matthias etwas einwenden, doch Annelies winkte ab. »Lass uns lieber beraten, was jetzt zu tun ist«, schlug sie vor.

Der Knecht musterte eingehend seine Fingerspitzen. »Wir wissen doch beide, dass wir den Kürzeren gezogen haben. Der Truchsess und seine Familie werden sich stets nehmen, was ihnen beliebt.«

»Nun, für den Moment magst du Recht haben, aber es muss nicht so bleiben.«

Annelies hockte sich vor den Knecht hin und nahm seinen Kopf in ihre Hände. »Lass uns von hier weggehen, Matthias. Lass uns fliehen.«

»Das sagst du so einfach. Wir sind arme Leute und können nicht einfach fort. Ich habe im Wald gelebt und bin heilfroh, wieder auf der Burg sein zu dürfen. Da draußen gibt es nichts als Not. Wir werden hungern und uns schnell wünschen, uns in unser Schicksal gefügt zu haben. Zudem werden der Truchsess und Wirtho uns jagen. Gnade uns Gott, wenn sie uns erwischen. Bevor ich wieder ins Loch gehe, möchte ich lieber von eigener Hand sterben.«

»Ich auch, wie du weißt«, entgegnete Annelies, »aber sie müssen uns ja nicht erwischen. Du kennst den Wald jetzt und wirst uns sicher ans Ziel bringen.«

»Das stellst du dir so einfach vor. Dort draußen ist es ungeheuer gefährlich und nicht nur der wilden Tiere wegen. Alleine sind wir schutzlos.«

»Lass uns in die Stadt gehen, nach Landshut. Dort wird man uns nicht suchen. Nach einem Jahr bist du ein freier Mann.«

»In die Stadt, bist du von Sinnen? Da können wir gleich von den Zinnen springen. In der Stadt sterben die Leut'.«

»Was für ein Unsinn. Ich bin in der Stadt geboren und putzmunter.«

»Und wovon sollten wir leben?«

»Ich gehe für das eine Jahr wieder in Stellung. Danach könntest du als Fuhrknecht oder gar als Kutscher arbeiten.«

»Das sagt sich so leicht dahin. Man braucht ein Empfehlungsschreiben ...«

Die Zofe winkte ab. »Das lass meine Sorge sein. Ich kann mit Feder und Tinte umgehen. Frau Arigund hat's mir beigebracht. Mag ich die Buchstaben auch nicht so schön formen wie sie, für unsere Zwecke wird es reichen.«

»Annelies, diese Pläne mögen verlockend klingen, wenn man sie in einer warmen Stube

schmiedet, die Wirklichkeit sieht aber ganz anders aus. Wie willst du überhaupt nach Landshut gelangen ohne Pferde? Weißt du, wie weit das ist?«

»Ich habe meine Mitgift. Wir können Pferde kaufen.«

»Deine Mitgift wird von Frau Arigund verwaltet, und die ist jetzt mit Wirtho verheiratet. Sie ist eine von denen, verstehst du?«

»Arigund wird niemals ›eine von denen‹ sein. Sie wird uns helfen.«

Matthias seufzte. Es machte keinen Sinn, weiter mit Annelies zu debattieren. Sie mussten jetzt an das Naheliegende denken. Er nahm ihre Hände und küsste die Fingerspitzen.

»Liebste, es fällt mir so unendlich schwer, dich darum zu bitten, aber wenn der Herr Reimar zurückkommt, dann ...« Dem jungen Mann brach die Stimme. Annelies griff nach seinen Händen und sah ihn fest an.

»Ich wollte so gern, dass du der erste Mann für mich bist, mein Liebster, doch wenn es sich nicht vermeiden lässt, dann lieber der Truchsess als Wirtho. Mir tut die Herrin von Herzen leid, die den Rest ihres Lebens an ihn gekettet ist. Sie wird viel Trost brauchen in nächster Zeit.«

Verzweifelt nahm Matthias seine Frau in die Arme. »Ich liebe dich so sehr!«, versicherte der Knecht noch einmal. »Du bist eine kluge Frau, und sei versichert – denn ich habe die Luise davon erzählen hören –, der Herr Reimar ist ein edler Ritter, der keiner Frau Gewalt antut. Ganz im Gegenteil, wenn sie ihm wohlgefällig gegenübertritt – und das wirst du doch tun, Annelies, oder? –, dann verwöhnt er sie mit Geschenken und gönnt ihr allerlei Vergünstigungen.«

»Versprichst du, über meinen Plan nachzudenken, so soll es geschehen. Außerdem wird es die Herrschaft in Sicherheit wiegen. Umso schneller können wir von hier weg.«

Matthias nickte wenig überzeugt. Niedergeschlagen hob er Hemd und Hose auf, kleidete sich an und ging zu den anderen Knechten.

Reimar von Brennborg war ehrlich erschüttert. Was er gesehen und gehört hatte, ließ ihn ernsthaft daran zweifeln, ob sein Erstgeborener die charakterliche Stärke besaß, Titel und Lehen eines Truchsess zu beerben. Nur mühsam hatte der Burgherr seinen Zorn zurückhalten können. Er wollte keine Auseinandersetzung vor Zeugen, schon gar nicht vor dem Gesinde. Jetzt aber war er mit Wirtho allein. Er packte seinen Sohn derb am Arm, drückte ihn gegen die kalten Burgmauern und zischte: »Was hast du dir eigentlich dabei gedacht, Bursche? Wolltest du dich an deiner Frau rächen, indem du in eurer Hochzeitsnacht statt mit ihr mit ihrer Zofe das Bett teilst?«

»Die ist mir dreimal lieber als das dürre Weib, das du mir dort hineingelegt hast, Vater!«, entgegnete Wirtho trotzig. Er stieß den Truchsess zurück und grollte: »Du hast deinen Willen gehabt. Ich hab die Krämerstochter geheiratet und damit deine Schulden beglichen, doch einen Stammhalter werd ich nicht mit ihr zeugen.«

Hochmütig versuchte der junge Ritter, sich davonzumachen. Da packte sein Vater ihn barsch am Genick und zwang ihn zu Boden. Zunächst wehrte sich Wirtho, doch sein Vater verfügte über Bärenkräfte. Keuchend gab der junge Ritter nach.

»Narr«, wies der Truchsess den jungen Mann zurecht, »sei froh, dass wenigstens dein Weib wirtschaften kann. Wenn man dich mit dem Lehen allein ließe, wäre dein Erbe binnen Kurzem versoffen und verspielt, und dann war's das auch mit dem Amt des Truchsesses. Der Bischof will nämlich seine Steuern von uns.«

»Dann nimm sie doch selbst, alter Mann, und pflanz ihr deinen Samen ein! Mir soll's recht sein, ich nehm so lang die Zofe.«

In diesem Moment rutschte dem Truchsess die Hand aus. Wirtho grunzte überrascht, aber kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen. Lediglich seine Augen funkelten zornig.

»Dein Sohn wird unsere Linie erhalten«, zischte der Truchsess. »Er wird von deinem Blut sein, so wie du von meinem bist. Was ist die Mutter denn schon mehr als das Gefäß, das den Samen des Mannes aufnimmt und bebrütet? Wir Männer sind es, die das Geschlecht erhalten.«

»Dann wird eine andere das für mich tun«, beharrte Wirtho. Sein Vater schüttelte fassungslos den Kopf. Wie dumm war dieser Kerl in seinem Trotz!

»Kein anderes Kind wird als legitim angesehen werden. Arigund ist deine dir rechtmäßig angetraute Frau. Sie muss den Spross austragen. Es ist deine Pflicht, dafür zu sorgen, dass es so weit kommt.«

»Du kannst mich nicht zwingen, Vater!«, fauchte Wirtho.

»Und ob ich das kann: Sollte dieses Weib nämlich nicht binnen eines Jahres einen Erben von dir gebären, dann wirst nicht du, sondern dein Bruder Reimar Herr auf Burg Brennborg sein.«

Wirtho ballte die Faust. Einen kurzen Moment lang sah es so aus, als wollte er sich mit seinem Vater schlagen. Doch dann sagte er nur: »Ich verabscheue dich, Truchsess.«

»Tu das«, erwiderte der ruhig, »aber zeuge einen Erben, und damit ich sichergehen kann, fang gleich damit an.«

Energisch schubste er seinen Sohn den Gang entlang bis zum Hochzeitgemach. Eigenhändig öffnete der Truchsess die Tür und versperrte seinem Sohn den Ausweg. Der trat widerwillig ein. Seine Mutter saß neben Arigund, hielt deren Hand und redete leise auf sie ein. Als sie ihren Sohn erblickte, nickte sie kurz, erhob sich und verließ das Zimmer. Wirtho wollte die Tür schließen, doch sein Vater schüttelte den Kopf: »Die bleibt offen. Sei gewiss, ich bleibe in der Nähe und werde

über euch wachen. – Und denk daran, Wirtho: Es gebührt einem Ritter, sein Weib mit Achtung zu behandeln.«

APRIL 1270

Die ersten wärmenden Sonnenstrahlen blinzelten freundlich durch das offene Fenster. Zwar gelang es ihnen noch nicht, die klamme Kälte aus den gewaltigen Mauersteinen zu verbannen, die sich unangenehm im Frauenzimmer hielt, aber sie gab durchaus Anlass zur Hoffnung, dass die dunklen Tage verstrichen waren, die Wochen, in denen der Nebel Burg Brennborg in seiner Umklammerung hielt. Heute wagte der Hahn zum ersten Mal wieder, den frühen Morgen zu begrüßen und wichtigtuersich mit den Flügeln zu schlagen. Die aus ihren Winterquartieren heimkehrenden Vögel stritten sich lauthals um die besten Brutplätze und die adrettesten Weibchen.

Arigund saß gemeinsam mit Annelies im Frauenzimmer, jede mit der Änderung eines Kleides beschäftigt und mit einem im Feuer erhitzten Stein an den Füßen, der angenehme Wärme unter ihren Rücken verbreitete. Das Licht drang spärlich durch das seit Neuestem mit Glas versehene Fenster – ein Geschenk des Herrn DeCapella. Es reichte nicht aus für die feinen Näharbeiten, sodass ein weiteres der wertvollen Talklichter geopfert werden musste. Trotzdem mussten die jungen Frauen die Augen zusammenkneifen, um Nadel und Faden gezielt setzen zu können. Es war anstrengend, bei diesem schlechten Licht zu arbeiten, und es wäre einfacher gewesen, wenn sie gewartet hätten, bis die Sonne höher am Himmel stand. Andererseits genossen die beiden diese ruhigen Stunden und nutzten die Zeit zum Plaudern.

Beiden Frauen sah man ihre Schwangerschaft mittlerweile deutlich an, wobei Annelies mit jedem Monat mehr aufzublühen schien, während Arigund blass und mitgenommen wirkte. Sie hatte wochenlang kaum Nahrung bei sich behalten können und den Winter nur am warmen Kamin überstanden. Es gab Zeiten, da hatte sie einfach sterben wollen. Frau Kunigund hatte sich höchstpersönlich um das Wohlergehen des Mädchens gekümmert und ihr vor allem Ruhe verordnet. Annelies musste ihrer Herrin jeden Wunsch von den Augen ablesen, und Resl, die Kräuterfrau, wurde damit beauftragt, mit Honig gesüßte Tees zu brauen. Der Koch war angewiesen, besonders leicht verdauliche Speisen zu kochen und darauf zu achten, dass ja nichts Verdorbenes auf Arigunds Teller kam. Besuche wurden konsequent von der jungen Frau ferngehalten. Doch wer hätte schon kommen sollen? Der Winter war früh hereingebrochen. Meterhohe Schneewehen hatten die Straße nach Werth über Nacht unpassierbar gemacht und die Burg vom Rest der Welt abgeschnitten. Wer Brennborg im Herbst verlassen hatte, bekam bis zum Frühjahr keine Gelegenheit zur Rückkehr. So war es auf Frau Kunigunds Minnehof ruhig geworden. Die beiden Rabenstein-Mädchen verbrachten den Winter zu Hause. Dem Vernehmen nach war Magdalena dem jungen Falkenstein anverlobt worden, der schon beim Turnier heftig um sie geworben hatte. Beim Abschied hatte Arigund das heulende Mädchen getröstet, das seine hochfliegenden Pläne, einmal Burgherrin zu werden, nun begraben musste.

»Wer weiß«, hatte Arigund gemeint, »womöglich wird sich dein Ritter noch sein Lehen erstreiten, hat er sich doch auf dem Turnier als vorzüglicher Kämpfer erwiesen.«

Eustancia erfuhr, dass sie fürs Kloster vorgesehen war, nachdem ihre jüngere Schwester, die eigentlich dafür bestimmt war, im Sommer von der Schwindsucht dahingerafft worden war. Frau Kunigund wollte zwar neue Mädchen bei sich aufnehmen, aber erst nach dem Maienfest.

Im März, als die Straßen endlich wieder frei wurden, erhielt Arigund Nachricht von ihrem Vater. Ihre Stiefmutter hatte im Februar erneut ein Mädchen zur Welt gebracht, gesund und munter, aber eben wieder nicht der gewünschte Stammhalter. Es war auf den Namen Anna Barbara getauft worden, nach Arigunds Mutter. Die Thundorferin hatte auch diese Geburt gut überstanden. Herr DeCapella plante bereits das nächste Kind, welches dann der heiß ersehnte Erbe werden sollte. Arigund überlegte, ob es auch ihr Schicksal sein würde, Kind auf Kind zu gebären, um die Linie der Brennberger zu erhalten. Allerdings ließ sich ihr Gatte, seit die Schwangerschaft festgestellt worden war, nicht mehr sehen. Arigund konnte es nur recht sein. Er hatte ohnehin nie mehr Zeit mit ihr verbracht, als unbedingt nötig war, um seinen Samen in sie zu ergießen, und oft genug hatte er ihr dabei das Gefühl gegeben, diesen nicht wert zu sein. Dann war er wortlos aufgestanden und gegangen. Was Wirtho den lieben langen Tag so tat, davon wusste Arigund herzlich wenig. Es war ihr auch egal. In jedem Fall sorgte er dafür, dass seine Gattin bei den Burgmannen einen schweren Stand hatte. Von den Rittern richtete lediglich der Truchsess hin und wieder das Wort an seine Schwiegertochter. Seit sie sich in anderen Umständen befand, war sein Ton noch etwas freundlicher geworden. Zuweilen sandte er ihr sogar kleine Geschenke oder Leckereien.

Mit der Zeit ging es Arigund besser, aber sie war einsilbig geworden, und wenn sie sang, ertönten getragene Weisen. Annelies versuchte ihre Herrin ständig aufzumuntern oder stimmte sogar das eine oder andere lustige Liedchen an. Ihr machte die Schwangerschaft offenbar überhaupt nichts aus, im Gegenteil, sie schien sie sogar zu genießen.

»Jetzt hat es sich wieder bewegt«, zwitscherte sie plötzlich und hätte vor Aufregung beinahe das Nähzeug fallen lassen. »Herrin, fühlt doch einmal. Da ist ein Fuß. Ich bin mir sicher, sie zappelt ganz aufgeregt.«

»Woher willst du wissen, dass es ein Mädchen wird?«, merkte Arigund an und versenkte ihre Nadel in den Stoff.

»Daran gibt es gar keinen Zweifel, und sie wird Euren Namen tragen, Arigund«, sagte Annelies in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

»Was meint denn Matthias dazu?«

»Dem ist es recht, Hauptsache, sie sieht aus wie ich.«

Wen wunderte dieser Wunsch, hatte der Truchsess doch dafür gesorgt, dass jeder wusste, wer der Vater dieses Kindes war. Arigund erstaunte es eigentlich nur, dass Matthias die Sache so gelassen hinnahm. Andererseits, er war ein höriger Knecht: Vielleicht fand er es sogar gut, dass seine Frau sich der Gunst des Burgherren erfreute? Oder lag es an den Privilegien, die der Truchsess veranlasst hatte, seit er wusste, dass seine Saat aufgegangen war? Reimar von Brennborg verwöhnte Annelies mit warmer Kleidung und einer eigenen Kammer, die der Burgherr allerdings bis vor Kurzem auch selbst noch aufsuchte. Zudem sprach er in den höchsten Tönen von ihr, sehr zu Wirthos Verdruss. Die Zofe nahm die nächtlichen Besuche des Burgherren kommentarlos hin, auch nachdem der längst zu seinem Recht gekommen war.

»Spürt Ihr denn nichts?«, riss die Zofe ihre Herrin aus dem Grübeln.

»Doch sicher, dann und wann. Vor allem nachts, wenn ich ruhen möchte.«

»Habt Ihr Euch denn schon über einen Namen Gedanken gemacht, Herrin?«

»Da wird nicht viel nachzudenken sein: Reimar, wie sein Großvater.«

Und wie Frau Arigunds große Liebe, dachte die Zofe, doch laut sagte sie: »Nicht Wirtho?«

»Kaum anzunehmen. Er interessiert sich sowieso nicht für das Kind.«

»Das kommt schon noch, wenn die Amme es ihm in die Arme legt«, versuchte Annelies wieder einmal zu trösten. »Ihr werdet sehen.«

»Ich habe da meine Zweifel. Aber egal; wenn er seine Zeit lieber mit Saufkumpanen und mit Würfelspielen verbringt, so soll er doch. Wenigstens habe ich dann meine Ruhe.«

Eine Weile schwiegen die beiden und nähten fleißig weiter. Annelies war als Erste fertig, hob ihre Arbeit hoch und hielt den Stoff vor sich.

»Ich fürchte, die Zeit der eng geschnürten Kleider ist endgültig vorbei«, seufzte sie. »Ich habe so viel zugenommen. Ihr dagegen seid noch immer rank und schlank wie ein Reh.«

»Du übertreibst«, beschönigte Arigund. »Ich sehe bei dir kaum einen Unterschied zu früher – na ja, ein bisschen vielleicht.«

Die junge Burgherrin deutete ein Lächeln an.

»Und mein Busen«, lamentierte die Zofe weiter. »Ich hoffe nur, ich muss mein Dirndl nicht noch mal ändern. Dann sieht es aus wie ein Sack.«

Sie legte ihr Kleid zur Seite und begann Arigund zur Hand zu gehen. »Der Truchsess sah blass aus gestern beim Nachtmahl, und er hat kaum etwas gegessen«, stellte Annelies fest.

Normalerweise klammerten die beiden den Truchsess und Frau Kunigund bei ihren Gesprächen aus. Andererseits war ihnen durchaus bewusst, dass es Reimar von Brennborg war, der seine schützende Hand über sie beide hielt.

»Soviel ich weiß«, berichtete Arigund deshalb zögerlich, »klagte er über Zahnschmerzen.«

»Das klingt gar nicht gut. Hat er den Bader schon gerufen?«

»Nein, noch nicht. Er wird es schon noch tun, denke ich. Führt ja kein Weg daran vorbei, wenn es schlimmer wird.«

»Was bin ich froh, dass ich ein gutes Gebiss habe. Matthias hat auch ständig Probleme, vor allem mit dem abgebrochenen Schneidezahn. Der ist schon ganz schwarz.«

»Dann lohnt es sich für den Bader wenigstens.«

»Ich fürchte eher nicht. Wovon sollen wir denn seine Dienste bezahlen?«

Vorsichtig sah sich Arigund um. Dann griff sie tief in die Tasche ihres Gewandes und holte einen halben Regensburger Pfennig hervor. »Hier, nimm und bezahl ihn davon.«

»Aber, Herrin ...«, wollte Annelies protestieren.

»Nimm schon, schließlich war es mein Gatte, der den Schaden verursacht hat, da kann er ihn auch bezahlen.«

Energisch drückte Arigund der Zofe die Münze in die Hand.

»Vergelt's Gott«, flüsterte Annelies und schloss die Faust. Vielleicht knöpfte ihr der Bader ja nicht das ganze Geld ab. Dann konnte sie den Rest sparen. Die Zofe streckte den Rücken und sah durch das Fenster. Das Leben auf der Burg begann sich zu regen. Annelies stand auf und meinte: »Wenn Ihr erlaubt, Herrin, dann würde ich jetzt gehen. Der Koch erwartet, dass ich Wasser bringe.«

»Wird dir die Schlepperei nicht zu viel?«, erkundigte sich Arigund. »Das könnte doch auch jemand anders machen. Soll ich mich darum kümmern?«

»Ich danke Euch, Herrin, aber noch geht es. Vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt.«

»Nun denn, auch ich sollte mich allmählich aufmachen. Frau Kunigund hat mich gebeten, bei den Büchern zu helfen.«

Gemeinsam räumten sie auf, dann ging jede ihrer Wege. Arigund seufzte leise über ihren dicken Schwangerschaftsbauch. Er machte sie unbeweglich und plump. Sie war es gewohnt, flink durch die Burg zu huschen, doch diese Zeiten schienen für die nächsten Monate vorbei zu sein. Einmal mehr dachte sie darüber nach, ob sie dieses Kind wohl so lieben würde können, wie sie es zweifellos getan hätte, wenn Reimar der Vater wäre. Reimar. Wo war er jetzt wohl? Wie war es

ihm ergangen, seit er die Burg verlassen hatte? Jedesmal, wenn sie versuchte, die Sprache auf den Zweitgeborenen zu bringen, wich man ihr aus. Der Truchsess wechselte meist rasch das Thema, und Frau Kunigunds Blick wurde glasig, als würde sie nur mit Mühe Tränen unterdrücken. War ihr Jüngster am Ende gar nicht mehr am Leben, und niemand wagte es, Arigund die schlechte Nachricht zu überbringen? Andererseits sah die Kaufmannstochter zuweilen Boten in den Burghof sprengen, die dann eilig zur Gattin des Truchsess durchgewunken wurden.

Arigund traf die Burgherrin in der Schreibstube, wo sie Pater Anselm einen Brief diktierte. Die Stimmung zwischen den beiden war seit Arigunds Hochzeit angespannt. Frau Kunigund nahm immer häufiger die Hilfe ihrer Schwiegertochter in Anspruch, wenn es um das Anfertigen von Schriftstücken ging. Arigund hatte sogar schon Gerüchte gehört, die Burgherrin würde sich um einen neuen Kaplan bemühen. Auch Arigunds Verhältnis zu dem Geistlichen war nicht mehr wie früher, vor allem, seit der Priester von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte. So zog er sich denn auch unter dem Vorwand, seinen Gottesdienst vorbereiten zu müssen, rasch zurück.

»Meine Liebe, wie geht es dir heute?«, erkundigte sich die Burgherrin aufmerksam, als sie allein waren.

»Ich bin zufrieden«, gab das Mädchen zurück.

»Es ist wirklich sehr entgegenkommend von dir, mir bei diesen Büchern zu helfen. Ich werde aus den Zahlen nicht schlau und habe stets das Gefühl, die Einnahmen stimmten mit den Ausgaben nicht überein.«

»Ihr meint, es fehlt Geld?«

Irritiert sah Frau Kunigund auf. Die direkte Art ihrer Schwiegertochter verwirrte sie stets.

»Darf ich?«, fragte Arigund und deutete zu den Pergamenten, die wild verstreut umherlagen. Die Burgherrin war bemüht, alles in Ordnung zu halten, aber Arigund hatte festgestellt, dass sie einfach nicht gut rechnen konnte. Daher wirkte sie fast erleichtert, als ihre Schwiegertochter zum Abakus griff und sich in die Papiere vertiefte. Beeindruckt beobachtete die Burgherrin, wie Arigunds Finger über die Kugeln flogen. Auf der Stirn des Mädchens bildete sich eine Falte. Zahlen wurden notiert und wieder durchgestrichen. Wieder und wieder zog das Mädchen die Unterlagen heran, bis sie endlich aufsah.

»Ihr habt Recht, Herrin. Es fehlen genau 150 Regensburger Pfennige.«

Frau Kunigund erschrak. »So viel? Wie kann das nur sein? Ich passe immer gut auf und zähle das Wechselgeld nach.«

Die Burgherrin schlug die Hände über dem Kopf zusammen. 150 Pfennige wären auch für einen reichen Haushalt eine erhebliche Summe. In dieser Burg, die finanziell sowieso schon schlecht dastand, kam es einer Katastrophe gleich.

»Einer vom Gesinde sicherlich«, schloss die Burgherrin sofort.

Doch Arigund widersprach: »Verzeiht, dass ich das bezweifeln möchte, doch seht, der Diebstahl wurde sehr geschickt durchgeführt: Wer auch immer das Geld genommen hat, war vorsichtig. Er oder sie nahm es nicht in einem. Seht her: Hier fehlen nur zwei Pfennige, dann sind es fünf. Nur einmal war der Dieb so dreist, gleich zehn zu nehmen. Solch kleine Beträge fallen nicht auf, in der Summe ist es dann aber doch viel. Zudem muss derjenige des Schreibens mächtig sein, denn seht, hier ist die Tinte zerkratzt und aus der Sieben eine Eins gemacht worden. So hat man zunächst den Eindruck, der Schreiber hätte sich lediglich verrechnet. Dasselbe hier vorne, nur dass aus der Acht eine Drei wurde.«

»Du hast recht, Arigund. Das kann nicht das Werk eines Dienstboten sein. Keiner von denen kann schreiben.«

Bis auf Annelies, dachte Arigund, doch das behielt sie für sich.

»Ein Ritter etwa? Aber auch die ...«, die Burgherrin setzte den Satz nicht fort, sondern ballte die Faust vor dem Mund. »Was wird nur der Truchsess sagen?«, flüsterte sie verzweifelt.

»Wie geht es ihm denn überhaupt?«, erkundigte sich das Mädchen.

»Der Zahn ist schlimm. Er wird ihn verlieren. Wir haben bereits nach dem Bader geschickt.«

»Vielleicht ist es besser, ihn mit der Nachricht zu verschonen, bis es ihm besser geht. Und bis dahin können wir eventuell den Übeltäter ausfindig machen. Das würde den Truchsess gewiss milder stimmen.«

»Ach, Kind«, seufzte Frau Kunigund, »wie sollen wir denn das anstellen?«

»Zunächst einmal müsst Ihr das Geld an einem anderen Ort verwahren. Besitzt Ihr noch eine zweite Kasse?«

»Darin liegt mein Schmuck«, erklärte die Burgherrin.

»So nehmt das Geld an Euch, und verbergt es unter Eurem Geschmeide. Füllt sodann die Kiste mit wertlosem Tand. Legt eine ordentliche Schicht Geld darauf, damit man den Eindruck hat, sie wäre so voll wie eh und je. Dies Geld aber werden wir kerben. Mit etwas Glück wird der Dieb das nicht bemerken und es trotzdem nehmen. Sobald er die Münzen ausgibt, können wir den Weg des Geldes zurückverfolgen.«

»Wie klug du bist, Kind. Ich habe es noch an keinem Tag bereut, dich auf die Burg geholt zu haben«, lobte Frau Kunigund.

Dann geht es dir besser als mir, dachte das Mädchen und schluckte schwer. »Lasst die Arbeit aber von keiner Magd verrichten. Die reden zu viel«, warnte sie die Burgherrin.

»Dann schick mir doch bitte Annelies, der vertraust du doch?«

Arigund zögerte kurz, dann nickte sie. »Allerdings würde ich vorher gerne die Unterlagen der letzten Monate durchgehen. Wir müssen wissen, wie lange das schon so geht.«

»Wird dir das nicht zu viel?«, fragte die Burgherrin besorgt.

Arigund schüttelte den Kopf. Sie hatte sich schon lange nicht mehr so wohl in ihrer Haut gefühlt.

Ihre Hochstimmung verflog allerdings rasch. Die Betrügereien und Diebstähle zogen sich schon über Monate hin. Anfangs waren die Beträge noch gering gewesen, weshalb es der Burgherrin auch nicht aufgefallen war. Seit zwei Monaten allerdings schien der Dieb keine Hemmungen mehr zu haben. Im Vormonat hatte er bereits über hundert Pfennige an sich genommen. Interessanterweise bediente er sich aber lediglich am Geld. Weder fehlten Schmuckstücke noch andere Wertgegenstände. Sie waren auf der Burg nicht zu verwerten, da sie augenblicklich erkannt und zurückgefordert worden wären. Wer aber konnte eine solche Summe Geldes hier unters Volk bringen, ohne Gerede zu erzeugen? Eigentlich nur Wirtho. Arigund kaute auf ihrer Unterlippe. Aber was, wenn der Dieb das Geld gar nicht ausgab, sondern es hortete? Was, wenn er es sparte, um damit ..., ja, was denn? Etwa, um sich im Falle einer Flucht eine neue Existenz aufbauen zu können?

Arigund wurde blass bei dem Gedanken. Sie musste sich setzen. Ihre Zofe hatte ihre Absicht, mit Matthias in die Stadt zu gehen, nie wieder erwähnt. Doch das Gespräch von damals war Arigund noch lebhaft in Erinnerung. Sah Annelies dem Ende ihrer Knechtschaft entgegen? War sie deshalb so guter Dinge? Aber Annelies eine Diebin? Das wollte die junge Burgherrin nicht glauben. Und keinesfalls würde sie mit irgendjemandem über ihren Verdacht reden.

Wirtho von Brenenberg war glücklich. Endlich hatte er einen Nachfolger für seinen im Feuer erstickten Maestoso gefunden. Der dreijährige Hengst, der ihm gerade vorgeführt wurde, glich dem Rappen bis aufs Haar: Die gleichen weißen Fesseln, die gleiche pechschwarze Farbe und derselbe wilde Blick in den Augen. Der Stallmeister war weniger begeistert von dem Tier. Er hatte seine liebe Not, den Gaul im Zaum zu halten. Immer wieder schlug der Hengst mit dem Kopf, wenn er die Kandare spürte, und trat aus, wenn ihr schmerzhafter Zug ihn zur Ordnung rief.

»In der Tat ein prächtiges Tier, Theobald«, lobte Wirtho. »Habt ihr ihm schon einen Sattel aufgelegt?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Herr, ich wollte Euer Urteil abwarten, bevor wir anfangen, mit ihm zu arbeiten. Zudem ist er im Charakter nicht einfach.«

»Was für ein Fuchs du doch bist, alter Mann. Du hast doch gehnt, dass mir dieser Gaul das Glitzern in die Augen treibt. Lass ihn uns Maestoso II nennen und so schnell als möglich mit der Ausbildung beginnen. Mich giert, in seinen Sattel zu steigen. Hast du schon jemand, der ihn für mich einbricht?«

Erneut schüttelte Theobald den Kopf. »Von den Rittern und Knappen wagt es keiner, ihn zu besteigen, und den Reitknechten möchte ich solch ein wertvolles Tier nicht gern anvertrauen.«

»Und wieder sprichst du weise, Theobald.« Selbstbewusst näherte sich Wirtho und wollte das Pferd am Hals klopfen. Zornig legte der Rappe die Ohren an und versuchte nach der Hand zu schnappen. Er wurde vom Stallmeister dafür hart in die Parade genommen.

»Wirst du wohl!«, schimpfte der alte Mann.

»Der lässt sich nicht leicht Befehle erteilen, was, Theobald?«, lachte der Ritter laut. »Pass auf, Matthias soll sich an ihm versuchen. Sobald unser Schmuckstück dann einen Reiter im Sattel duldet, werde ich selbst mich um den Rappen kümmern. Dass dem Gaul bis dahin ja nichts passiert. Ich mach dich persönlich für ihn verantwortlich. So einen Prachtburschen haben wir nur alle paar Jahre mal.«

»Der Matthias, Herr?«, hakte der Stallmeister noch einmal nach.

»Hast du was an den Ohren, Mann?«, fuhr ihn der Adelige an.

»Nein Herr, es ist nur ...«

»Was denn?!«

»Der hat seit ..., seit damals kein Pferd mehr bestiegen.«

»Das will ich ihm auch geraten haben«, knurrte Wirtho.

»Früher wär der Rotbart für so ein Pferd genau der Richtige gewesen, aber er ist nicht mehr derselbe seither. Ihm fehlen Mut und Biss für so ein Tier.«

»Lass ihn so lange wieder aufsteigen, bis er sich daran erinnert, wie man oben bleibt.«

»Er könnte sich dabei das Genick brechen ...«, wandte der Stallmeister ein.

»Wir füttern hier keine Taugenichtse durch. Setz ihn auf den Gaul! Und wenn ihn dabei der Teufel holt, sei's drum. Brenenberg hat nichts zu verschenken.«

»Aber was wird dann mit dem Pferd?«

»Wir haben doch genug Knechte«, meinte Wirtho ungehalten. »Zum Maienfest möchte ich den Hengst in jedem Fall reiten.«

»Zum Maienfest? Das ist bereits in drei Wochen!«, wandte der Stallmeister ein. »Ein solches Pferd braucht Zeit, sich an den Reiter zu gewöhnen.«

»Bist du Stallmeister, Mann, oder ein zahnloses Weib, das bloß unkt? Scher dich an die Arbeit!«

Ohne ein weiteres Wort wandte sich der Burgerbe um und rieb sich die Hände. Der Rappe würde ein prächtiges Streitross abgeben, mit dem er bei jedem Turnier die Blicke auf sich ziehen würde. Schon der Anblick des gewaltigen Tieres würde seine Gegner erzittern lassen. Wirtho glaubte bereits, die Erde unter den Hufen seines neuen Maestoso beben zu hören, den Aufprall der Lanzen zu spüren und dann den Triumph zu kosten, wenn sein Gegner im Staub lag! Heute war sein Glückstag! Das musste gefeiert werden. Ein Krug Bier und ein Spielchen mit seinen Kumpanen Sigurd und Waldemar würden den Tag perfekt machen. Halbherzig erledigte er die Runde durch den Wehrgang, wie es ihm sein Vater aufgetragen hatte, kontrollierte die Wachknechte und ordnete ein paar kleinere Reparaturen an den Mauern an, dann schickte er sich, in die Wachstube zu kommen. Seine Freunde saßen bereits bei einem vollen Krug Bier und lamentierten über Gott, die Ungerechtigkeiten der Welt und vor allem über »Weiber«.

»Weiß gar nicht, warum sich die Luise so hat«, klagte Sigurd gerade, »beim Ferdl hat sie sich auch nicht so angestellt.«

»Wahrscheinlich stinkt der nicht so sehr aus dem Maul wie du!«, zog ihn sein Saufkumpan auf.

»Dafür hab ich mehr Haare auf dem Kopf als der Depp.«

»Sind's Haare oder Läuse?«, gab Waldemar zurück. »Weißt du was, ich glaube, es war nur, weil der als Türmer eine eigene Stube besaß. Kaum hatte er die verloren, zeigte sie ihm die kalte Schulter.«

»Wo ist das Problem, Kameraden?«, fragte Wirtho und zog sich einen Stuhl heran. Er wandte sich Sigurd zu. »Soll ich dir das Weib beschaffen? Sag's grade zu. Wir spielen drum.«

Mit lautem Knall stellte der Burgerbe den Würfelbecher auf den Tisch. Seine Augen funkelten leidenschaftlich. Die beiden anderen rückten sofort heran, nicht weniger gierig.

»Sei's drum, Herr Wirtho«, sagte Sigurd begeistert, »der Sieger bekommt die Magd.«

»Die Verlierer müssen sie ihm beschaffen«, ergänzte Waldemar.

Wirtho klatschte in die Hände und grölte: »Wir brauchen Bier!«

Das Sortiment an Werkzeugen hatte viel Ähnlichkeiten mit den Instrumenten, die der Henker bei der peinlichen Befragung verwendete. Obwohl der Truchsess ein tapferer Mann war, nahm er erst einmal einen weiteren, tiefen Schluck des Weinbrandes, mit dem er schon seit den Morgenstunden versuchte, den pochenden Schmerz in seinem Kiefer zu betäuben. Der Bader wiegte nach einer ersten Begutachtung seines Patienten bedenklich den Kopf. Er war ein großer, kräftiger Kerl mit breiten Händen und kahlem Schädel.

»Der Zahn muss raus, keine Frage«, meinte er.

»Dann tu es«, stöhnte der Truchsess. »Fang einfach an.«

»Gemach, hoher Herr, es ist keine einfache Sache«, gab der Bader zu bedenken.

»Ich hab schon anderes ausgehalten«, raunzte der Burgherr und an Kunigund gewandt:

»Verriegle die Tür und schick die Wachen weg, Frau.«

»Das ist es nicht«, fuhr der Kahlkopf fort.

»Sondern? Sprich schon.«

»Ungute Körpersäfte sind bereits in euer Inneres geflossen. Seht selbst, wie aufgedunsen Euer Antlitz wirkt. Breche ich den Zahn heraus, besteht die Gefahr, dass sie sich im ganzen Körper verteilen.«

»Was also dann?«

Der Mann zuckte mit den Schultern und schlug unsicher vor: »Vielleicht solltet Ihr zunächst Nelkenwurz kauen und von den Pilzen essen, die Eure Kräuterfrau im Herbst gesammelt hat. Das würde die Säfte zurückdrängen.«

»Nelken, Pilze, ungute Säfte, Weibergeschwätz!«

Ungeduldig griff der Truchsess in seine Börse und warf eine Münze auf den Tisch. »Zieh den Zahn oder troll dich.« Der Bader sah zu Frau Kunigund. Die nickte.

»Nun denn, Herr, verzeiht, aber ich muss Eure Hände festbinden.«

Wütend sprang der Truchsess auf und brüllte: »Bist du toll, Mann? Mich bindet niemand.«

»Verzeiht noch einmal, aber ihr würdet aus dem Schmerz heraus nach mir schlagen, und das könnte übel ausgehen.«

»Ich bin kein Knecht. Ich ertrage das, wenn Ihr nur endlich damit anfangt.«

Der Bader seufzte und bat um mehr Brantwein. Davon flößte er zwei Drittel dem Truchsess ein, mit dem Rest trank er sich selbst Mut an. Als der Alkohol seine Wirkung tat, atmete der Bader tief durch. »Nun denn, Herr, Euren Mund auf, so weit es geht.«

Der Truchsess tat wie ihm geheißen, und im gleichen Moment hatte ihm der Bader eine Maulsperre verpasst. Die nächsten Minuten kamen dem Burgherrn wie die Ewigkeit im Fegefeuer vor. Sein Hemd war nassgeschwitzt. Brechreiz wollte ihn übermannen von dem üblen Geschmack, und beinahe wäre er an seinem eigenen Blut erstickt. Endlich lag der Backenzahn vollständig auf dem Tisch. Er stank bestialisch und war tatsächlich voll von gelblichen Säften. Der Bader riet, am heutigen Tag nichts mehr zu essen und zu trinken, allerhöchstens milden Kamillentee, dann hastete er davon. Frau Kunigund stützte ihren Gatten bis zu seiner Lagerstatt, wo er geschwächt liegen blieb. Besorgt hielt sie seine Hand, bis ihn der Schlaf übermannte. Als ihm endlich die Augen zugefallen waren, ließ sie Annelies holen und begann Arigunds Plan mit den Münzen in die Tat umzusetzen.

Müde und hungrig kehrte Annelies in die Kammer zurück, die der Truchsess ihr und ihrem Mann bis zur Geburt des Kindes zur Verfügung gestellt hatte. Ihre Finger schmerzten und hatten Risse. Der Rücken schien sich gar nicht mehr aufrichten lassen zu wollen. Den ganzen Nachmittag hatte sie unter den strengen Augen der Burgherrin Kreuze auf Münzen geritzt. Wozu das Ganze dienen sollte, hatte man ihr nicht gesagt, aber sie war nicht dumm. Die Geldstücke wurden markiert. So etwas hatte sie schon einmal erlebt, im Hause der DeCapellas. Damals hatte ein Buchhalter Geld aus der Kasse gestohlen, und der Herr hatte ihn schließlich anhand der gekennzeichneten Münzen überführt. Vermutlich stammte der Plan also von Arigund. Annelies hatte ein flaues Gefühl im Magen bei der Sache. Sie wusste, die Herrschaften suchten nur allzu gerne einen Sündenbock bei den Domestiken. Schon der geringste Verdacht genügte und man galt als Dieb. Es half wenig, seine Unschuld zu beteuern. Bei den kleinen Leuten gab's keine große Untersuchung. Die wurden so rasch abgeurteilt, wie sie bezichtigt wurden. Nervös öffnete die Zofe die Tür zu ihrer Kammer. Sie war allein. Sorgfältig schob sie hinter sich den Riegel zu und hastete zu ihrer Lagerstatt. Energisch warf sie die Decken und das Stroh zur Seite und scharrte im festgestampften Lehm. Ihre Finger fanden, wonach sie suchte. Der Lederbeutel war noch da und auch sein gesamter Inhalt. Ängstlich sah sich die junge Frau um. Wenn man sie jetzt erwischte, war alles aus. Die Zofe barg das Säckchen an ihrem Busen und huschte aus dem Zimmer. Sie würde ein neues Versteck benötigen, und sie wusste auch schon wo.

Es war bereits stockdunkle Nacht, als Matthias die Tür zur Kammer öffnete. Er humpelte stark. Annelies sah zu ihm hoch. Sie hatte Brot und kaltes Fleisch aus der Küche mitgebracht und freute sich auf die wenigen Stunden, die sie nach getaner Arbeit für sich haben würden. »Was ist geschehen?«, fragte sie sofort. »Hat der Bader dich getreten, statt den Zahn zu ziehen?«

Ächzend kam der Knecht heran, nahm seine Frau liebevoll am Kinn und gab ihr einen Kuss. »Keine Zeit gehabt.«

Seine Frau runzelte die Stirn. »Ihr Männer seid doch alle gleich, die wildesten Gäule reiten, aber Angst vorm Bader.«

»So ist es, meine Liebe«, gab Matthias verschmitzt zurück. »Doch glaub mir, heute wäre ich dreimal lieber dem Quacksalber unter die Finger geraten, als diesen narrischen Gaul besteigen zu müssen.«

»Du bist wieder geritten?«, hakte Annelies nach. »Aber der Truchsess ...«

»Wirtho selbst hat's angeordnet, und, glaube mir, es war die pure Bosheit. Dieser Rappe hat den Teufel im Leib. Kaum spürte er mich im Rücken, warf er sich gegen die Mauer. Um ein Haar hätte er mich erdrückt.«

»Der junge Herr will, dass du dir das Genick brichst«, stellte die Zofe unumwunden fest. »Er wird uns nie in Ruhe lassen.«

Matthias erwiderte nichts, sondern griff nach dem Essen. Eine Weile schwiegen beide. Annelies streichelte unbewusst über ihren Bauch. »Bewegt es sich wieder?«, wollte der Rotbart wissen.

»Nein, es ist nur ...« Annelies biss sich auf die Lippen. »Weißt du noch, worüber wir in unserer Hochzeitsnacht gesprochen haben?«

Der Knecht nickte stumm.

»Matthias, der Winter ist vorbei. Wenn wir es jetzt wagen, könnten wir über den Sommer bis nach Landshut kommen.«

Wortlos kaute ihr Mann weiter.

»Wir sind hier nicht sicher. Wirtho wird nicht ruhen, bis er dich unter der Erde und mich zu seiner Dirne gemacht hat. Das wissen wir doch beide.«

»Der Truchsess hält seine Hand über uns.«

»Er kann uns nicht immer beschützen. Zudem ist Blut dicker als Wasser. Der Truchsess wird sich nie gegen seinen Sohn stellen, schon gar nicht für einen Leibeigenen ...«

»Er hat es schon einmal getan, damals bei unserer Hochzeit.«

»Du weißt genau, dass er lediglich seine Rechte geltend gemacht hat. Doch diesmal? Was glaubst du, wird der Truchsess antworten, wenn du zu ihm gehst und sagst, Wirtho gäbe dir ein besessenes Pferd, damit es dich geradewegs in die Hölle katapultiert?«

Matthias schwieg.

»Wir müssen von hier weg, und zwar so bald wie möglich. Solange ich noch reisen kann.«

»Was, wenn unterwegs das Kind kommt. Wo sollen wir eine Hebamme hernehmen?«

»Hast du nicht schon so mancher Stute geholfen, so wirst du's auch bei mir können.«

Doch Matthias schüttelte den Kopf. »Es ist zu gefährlich«, meinte er bloß.

Annelies seufzte. Was war nur mit ihrem Mann los? Sah er das Unglück nicht kommen, oder verschloss er absichtlich die Augen davor? Seit der Zeit im Turm war er ein anderer geworden. Wie ein geprügelter Hund zog er den Kopf ein und leckte seinen Peinigern noch demütig die Hand.

Fröhlich pfeifend und reichlich angetrunken machte sich Wirtho auf den Weg zum Nachtmahl. Das war ein Spaß gewesen. Natürlich hatte er das Spiel um die Magd gewonnen. Wie war es auch anders zu erwarten gewesen. Heute war einfach sein Glückstag. Sigurd und Waldemar waren jetzt die Gelackmeierten und mussten ihm die Magd besorgen. Wirtho gluckste. Vor allem Sigurd hatte ganz schön dämlich geguckt, als sein Herr ganz zum Schluss drei Sechser aufdeckte. Dieses lange Gesicht würde er sein Lebtag nicht vergessen! Zwar hatte ihm der Ritter später noch eine Menge Geld abgeknöpft, doch es war ihm anzusehen, dass es ihm im Vergleich zu der Magd wenig wert war. Sogar einen Tausch hatte ihm Sigurd angeboten, doch Wirtho hatte ihn ausgelacht, das Haar zerzaust und belehrt: »Spielschulden sind Ehrensulden, mein Freund. Nach dem Nachtmahl will ich das Weib in meiner Kammer sehen.«

Mit zusammengebißnen Zähnen hatten die beiden Ritter genickt und Wirthos höhnisches Grinsen geschluckt. Der rieb sich die Hände. Die beiden Gockel würden heute kein Auge zubekommen. Wirtho hatte Sigurd den Auftrag erteilt, vor seiner Kemenate Schmiere zu stehen, während sein Herr mit dem Weib seinen Spaß hatte. So wie Wirtho seinen Kumpan kannte, würde der Bursche lange Ohren machen und vor Eifersucht platzen. Der zukünftige Burgherr lachte erneut. Was für ein Tag! Jetzt galt es, sich für die nächtlichen Abenteuer zu stärken. Mit weiten Schritten eilte der zukünftige Truchsess zur großen Halle.

»Wo treibst du dich denn die ganze Zeit herum!«, zischte ihm seine Mutter zu, die plötzlich an seiner Seite erschien. Die Wachknechte öffneten ihnen die Tür zum Saal.

»Dein Vater lässt schon seit Stunden nach dir suchen«, fuhr die Burgherrin missbilligend fort.

Wirtho schluckte den aufkommenden Ärger herunter. Heute war er viel zu gut gelaunt, als dass er sich von den Nörgeleien die Stimmung verderben ließe. »Die jungen Pferde, Mutter, sie machen sehr viel Arbeit«, log er. Dann sah er sich um. »Wird der Truchsess denn nicht zum Nachtmahl erscheinen?«

»Ihm ist nicht wohl«, erklärte Frau Kunigund. »Der Zahn.«

»Hat der Bader ihn nicht entfernt?«, fragte Wirtho mit gespielter Besorgnis.

»Das schon, aber es war eine Tortur.«

»Dann ist es wohl besser, wenn er sich ein wenig Ruhe gönnt.«

»Ich wünschte, du würdest dich mehr um ihn kümmern, statt mit den Rittern zu würfeln, Wirtho. Er hat doch jetzt nur noch dich.«

Wirtho hasste diesen vorwurfsvollen Ton. Er war ihm regelrecht zuwider. Was konnte er dafür, dass Reimar nach seiner Schwertleite abgehauen war wie ein Fahnenflüchtiger, nur weil er es nicht ertragen konnte, dass sein Bruder ihm die Frau wegschnappte? Zudem war es gute Sitte, dass der Zweitgeborene sein Glück als fahrender Ritter suchen musste. Wenn er es nicht schaffte, sich ein eigenes Lehen zu erwerben, dann war das sein Problem. Trotzdem ließ Wirtho sich herab, Interesse zu heucheln: »Noch immer keine Nachricht von Reimar?«

Die Burgherrin schüttelte den Kopf. »An den Höfen in der Nähe scheint er nicht zu sein, doch in den nächsten Tagen erwarte ich einen Minneritter aus Passau. Vielleicht bringt der Neuigkeiten. – Ach da kommt ja Arigund.«

Auf dem Gesicht der Burgherrin erschien ein strahlendes Lächeln, während sich Wirthos Miene noch mehr verdunkelte. Seine Mutter hatte wahrhaft einen Narren an der Krämerstochter gefressen und, was noch schlimmer war, auch der Truchsess selbst, seit sie den dicken Bauch vor sich

herschwenkte wie eine Jagdtrophäe. Wirtho verabscheute das Weibsbild und das Balg. Es hatte kein Recht, zu leben und sich später einmal Truchsess von Brennborg zu nennen. Es war nicht mehr wert als das irgendeiner Magd.

»Mein liebes Kind, wie schön, dass du dich kräftig genug fühlst, uns Gesellschaft zu leisten«, begrüßte Kunigund ihre Schwiegertochter überschwänglich. Wirtho knurrte und wollte sich den Ritters zuwenden. Doch die Frau des Truchsess zog Arigund an ihre Seite und nahm Wirtho am Arm: »Stell dir nur vor, mein Sohn, was deine Frau heute herausgefunden hat: Wir haben einen ganz gerissenen Betrüger auf der Burg, jemanden, der sich an unserem Vermögen bedient, als wäre es sein eigenes.«

Wirtho hörte gar nicht zu. Sein Blick suchte Waldemar und Sigurd, doch die waren nirgends zu entdecken. Deshalb entging ihm auch Arigunds hektisches Kopfschütteln. Sie deutete mit dem Finger an, dass Kunigund besser schweigen sollte. Die Burgherrin machte ein fragendes Gesicht. Allerdings interessierte sich Wirtho sowieso nicht für ihr Weibergeschwätz.

»Wir werden schon nicht verhungern«, meinte er lapidar. »Bei den jungen Pferden ist eines, das meinem Maestoso aufs Haar gleicht. Ich werde Vater bitten, es mir zu überlassen.«

Kunigund seufzte: »Tu das, mein Sohn.«

Die Herrschaften setzten sich, und die Küchenmägde begannen aufzutragen. Unvermutet wandte sich Wirtho an seine Frau: »Welche von denen ist denn nun diese Luise?«

Arigund sah ihn überrascht an. Dann ließ sie den Blick über die Dienstboten schweifen. »Sie ist nicht hier«, gab sie ihrem Gatten Bescheid. »Möglicherweise ist sie in der Küche beschäftigt.«

»Aha«, sagte Wirtho abwesend, »und wie sieht sie aus?«

Arigund wurde hellhörig. »Nun, wie eine Magd eben so aussieht ...«

»Gib gefälligst richtig Antwort«, herrschte Wirtho sie an. »Jung, alt? Schwarzes oder helles Haar?«

»Wenn ich mich nicht irre, dann ist ihr Haar von dunklem Braun. Soll ich sie holen lassen?« Ihr Mann winkte ab. »Das kann ich selbst, wenn es mir beliebt.«

Die beiden Frauen warfen sich einen langen Blick zu. »Wirtho, nach dem Nachtmahl wünscht dein Vater, dich zu sehen«, gab ihm Frau Kunigund Bescheid.

»Ja, ja, jetzt lass mich endlich in Ruhe essen«, fertigte der junge Ritter sie ab. Er aß so hastig und schnell, dass die anderen kaum ihren größten Hunger gestillt hatten, als er schon wieder aufstand und damit das Mahl beendete.

»Da wünscht man sich, beim Gesinde zu sein«, hörte Arigund die Ritter murren, die am weitesten entfernt saßen und deshalb als Letzte bekommen hatten, »die dürfen die üppigen Reste jetzt unter sich aufteilen.«

Arigund tat so, als hätte sie nichts gehört und verabschiedete sich. Wegen der Markierung der Münzen wollte sie noch rasch mit Annelies reden und dann dem alten Truchsess einen Besuch abstatten.

Das Gespräch mit der Zofe dauerte nur kurz. Auf Arigund machte Annelies den Eindruck, als wäre sie mit ihren Gedanken ganz woanders. Doch da sie auf alle Nachfragen nur einsilbig antwortete, dass alles bestens sei, musste sich Arigund damit zufriedengeben, dass die Zofe ihre Sorgen für sich behalten wollte. Vielleicht ergab sich später noch einmal eine Gelegenheit. Als die junge Frau schließlich das Zimmer des Truchsess erreichte, hörte sie laute Stimmen. Die Tür flog auf, und ihr Gatte rannte sie beinahe über den Haufen. Wortlos stürmte er weiter. Verwundert trat Arigund in die Kemenate des Truchsess. Sie fand den Burgherren in einem schlimmen Zustand vor. Seine rechte Kopfhälfte war geschwollen wie ein reifer Apfel. Tief eingefallene Augen starrten

aus dem totenblassen Gesicht wie zwei schwarze Kastanien. Seine Sprache war verschwommen und erschöpft.

»Blick nicht so ernst drein, mein Kind«, murmelte Reimar von Brennborg. »Es ist nur ein dummer Zahn. Hab schon manchen verloren bei einem guten Kampf, doch keiner hat so viel Übel bereitet, wie dieser.«

»Ihr seht nicht gut aus, hoher Herr«, meinte Arigund nüchtern.

Der versuchte ein schiefes Grinsen, was ihm jedoch misslang. »Wärest du ein Kerl, würd ich dich für diese Bemerkung auspeitschen lassen«, scherzte er, »aber es ist gut, dass du keiner bist, denn dein Anblick lässt mein Herz schneller schlagen. Setz dich zu mir und lass mich meinen Enkel fühlen.«

Er klopfte mit der flachen Hand auf den Platz neben sich. Arigund tat wie ihr geheißen und war dann doch erstaunt, als der Ritter seine knochige Hand hob und behutsam über ihren Bauch strich. Die Berührung hatte etwas Vertrautes und war von so inniger Zärtlichkeit, wie Arigund es dem Raubein niemals zugetraut hätte. Eine Weile sagte keiner von beiden etwas.

»Arigund, du wirst doch dafür sorgen, dass er meinen Namen trägt, nicht wahr?«

»Gewiss.«

»Und Wirtho wird damit einverstanden sein?«

»Warum sollte er nicht? Zudem, Ihr seid der Truchsess. Ihr könntet es so bestimmen.«

Der Burgherr ließ seine Hand sinken. »Ja, sicher, das könnte ich. Nur manchmal denke ich, was, wenn etwas dazwischenkommt? Doch still, hörst du das auch?«

Arigund nickte. Den ganzen Winter über hatten die Eulen geschwiegen, doch heute Nacht tönte ihr klagender Ruf wieder über die Burg. Der Truchsess verlor jegliche Farbe.

»Arigund«, flüsterte er mit erstickter Stimme. »Hast du es auch vernommen? Der Totenvogel ruft.«

Das Mädchen nickte, und Tränen füllten seine Augen. »Nur eine dumme Eule, Herr. Soll ich sie verscheuchen lassen?«

»Aber mir war, als riefe sie nach mir.«

»Zuweilen klingt es so, aber es ist der Wind, der die Stimmen verzerrt.«

Das Mädchen zupfte die Decke zurecht, erhob sich und flüsterte: »Ihr solltet schlafen, Herr. Ruht Euch aus.«

Dem Kranken waren die Augen zugefallen, dann aber rief er sie doch zurück: »Arigund, du bist doch schreibkundig?«

»Ja, hoher Herr.«

»Siehst du dort drüben Feder und Pergament am Schreibpult?«

Die junge Frau nickte.

»Du musst die Feder für mich führen, Mädchen, aber vorher schwöre mir auf die Bibel, dass du Stillschweigen halten wirst über das, was ich dir diktiere. Und lass meine Gattin holen.«

Arigund nickte und sagte dem Gardisten Bescheid, der vor der Tür wachte. Als sie die Tür geschlossen hatte und zum Schreibpult getreten war, vernahm sie erneut das unheimliche Klagen der Eule. Sie schauderte und nahm sich vor, heute Nacht am Bett des Truchsess zu wachen. Sie hatte den Vogel so deutlich gehört, als hätte ein menschliches Wesen vom Dach gegenüber gerufen: »Komm mit«, wie schon im vergangenen Sommer, und diesmal hatte auch der Truchsess ihn den »Totenvogel« genannt, genau wie damals Magdalena. Arigund zog die wollene Cotte fester um sich. Sie sollte sich nicht diesen abergläubischen Gedanken hingeben. Eine Zandt lässt sich nicht von einer Eule erschrecken, und der Truchsess war ein starker Mann. Er würde die

Nacht überstehen und in ein paar Tagen darüber lachen, dass er sein Testament gemacht hatte.

Nachdem die Worte des Truchsess zu Papier gebracht und das Schreiben unterzeichnet und versiegelt worden war, nahm die Frau des Truchsess Arigund am Arm. »Mein Kind«, sagte die Burgherrin mit eindringlicher Stimme, »schwöre bei deinem Leben, dass du niemandem von diesem Schriftstück erzählst, und sei er dir noch so vertraut.«

Die beiden Frauen waren auf den leeren Flur hinausgetreten, benommen und überrascht von Reimars Testament.

»Bei meinem Leben«, flüsterte Arigund. Ihre Schwiegermutter nickte zufrieden und barg die Pergamentrolle an ihrem Busen.

»Dann lass uns hoffen, dass wir dieses Pergament noch lange versiegelt lassen können.«

»Ihr wisst, wie sehr ich selbst das wünsche, hohe Herrin«, bestätigte Arigund.

Schwere Schritte hallten im Flur. Kurz darauf erblickten die Frauen Sigurd. Er grüßte sie mit einer Mischung aus Ehrerbietung und Spott und trollte sich Richtung Burghof.

»Ich wünschte, dein Gatte würde sich nicht mit solchem Gesindel abgeben«, seufzte Kunigund. Sie schüttelte den Kopf und legte fürsorglich den Arm um Arigunds Schulter. »Aber mach kein so besorgtes Gesicht, Kind«, meinte sie dann wieder zuversichtlicher. »Es wird schon wieder werden. Wir Alten verlieren unsere Zähne nicht mehr so leicht wie die Kinder. Bei denen geht es ruck zuck, eines nach dem anderen, und schon lacht ein hübsches neues Gebiss. – Du musst ihn aufheben, den ersten Zahn deines Kindes. Man sagt, das bringt Glück. Und jetzt husch, husch ins Bett. Ich werde nachher am Lager des Truchsess wachen.«

Die Burgherrin machte ein Zeichen, dass Arigund entlassen war.

»Wie Ihr wünscht«, fügte sich das Mädchen und ging nachdenklich zu ihrer Kemenate. Erstaunt bemerkte sie, dass bei Wirtho noch Licht brannte. Dann hatte ihre Schwiegermutter offensichtlich Recht gehabt. Sigurd war aus Wirthos Kemenate gekommen, was nur eines bedeuten konnte: Ihr Gatte verbrachte eine weitere Nacht mit Zechen und Glücksspiel. Naserümpfend wollte Arigund an der Tür vorbei eilen, als sie merkwürdige Geräusche hörte. Es klang fast wie ein Würgen. Arigund zögerte kurz, ob sie anklopfen und Hilfe anbieten sollte, doch dann schüttelte sie den Kopf. Sollte sich der Kerl die Seele aus dem Leib kotzen, wenn er sich nicht mäßigen konnte.

Der nächste Tag begann grau und eisig kalt, als wollte der Winter wieder auf Burg Brennborg zurückkehren. Der Wind ging der Zofe durch und durch, als sie zum Münchstein eilte. Annelies bereute es, dass sie statt ihrer wollenen Cotte ihr Sommerdirndl abgeändert hatte. Jetzt fror sie erbärmlich. Nur wenige Frauen warteten leise schwatzend vor dem Brunnen. Die Zofe war früh dran. Arigund hatte die morgendliche Nähstunde abgesagt. Sie fühlte sich nach einer unruhigen Nacht nicht wohl. Auch Annelies hatte schlecht geschlafen. Was, wenn dieses Pferd Matthias heute wieder angriff? Es war boshaft und würde es vermutlich zeitlebens bleiben.

»Uns fragt keiner nach unserem Befinden«, seufzte die Magd leise. »Man scheucht uns zur Arbeit, egal wie's uns geht.«

Sie reihte sich bei den Wartenden ein und schaute sich um, ob sie nicht ihre Freundin Luise entdecken könnte. Sie war nicht da. Vermutlich erwartete sie Annelies nicht so zeitig. Die anderen grüßten die Zofe kurz und tuschelten dann weiter. Ein paar Wortfetzen schwappten zu ihr herüber: »... Fieberwahn ...«, »... Resl gerufen ...«.

»Ist wer krank?«, erkundigte sich Annelies. Die anderen musterten sie ein wenig erstaunt. Doch dann wurde sie von einer hochgewachsenen Frau, die entfernt mit der Resl verwandt war, in das Gesprächsthema des heutigen Tages eingeweiht: »Der Truchsess, es steht nicht gut um ihn.«

Eilig schöpfte Annelies Wasser. Sie rannte so schnell Richtung Küche, dass die Flüssigkeit herausschwappte und in ihre Holzschuhe lief. Unterwegs versuchte sie, sich zu beruhigen. Die Bediensteten übertrieben oft. Vielleicht hatte der Herr einfach nur eine dicke Backe. Wie es ihm wirklich ging, konnte einzig Luise wissen, die ihrer Großmutter oft bei der Behandlung der Kranken half.

Annelies stieß die Tür auf, eilte zum Herd und stellte den Eimer ab. Hier war es angenehm warm. Im großen Kessel dampfte es bereits. Der Koch hantierte mit den Pfannen, das Gesicht voller Mehl. »Gut, dass du kommst«, begrüßte er sie knapp. »Ich brauch dich dringend. Luise ist nicht gekommen heut morgen. Du mußt ihre Arbeit machen.«

»Was ist mit ihr?«, fragte Annelies.

»Weiß der Himmel, wo sie steckt. Ich such sie schon seit gestern Abend. Hast du sie nicht gesehen?«

Die Zofe schüttelte den Kopf und begann gemahlene Gerste in das heiße Wasser zu geben. »Vielleicht muss sie der Resl helfen?«

»Nein, die hat sie auch noch nicht gesehen. Zum Kuckuck mit ihr, wenn sie keine gute Ausrede hat.«

Der Koch knallte die Pfanne auf den Ofen, dass es Annelies in den Ohren dröhnte. Vorsichtshalber schwieg sie und rührte den Brei um, obwohl sie viel lieber die Röcke geschürzt und nach ihrer Freundin gesucht hätte. Sie machte sich ernsthaft Sorgen. Luise war zwar manchmal leichtsinnig, aber bei der Arbeit immer zuverlässig. Es war nicht ihre Art, einfach zu verschwinden. Fast der ganze Vormittag verstrich, bis Annelies aus der Küche herauskam, weil Arigund sie rufen ließ. Ihre Herrin hatte dunkle Ringe unter den Augen. Sie war ungewöhnlich blass und hatte sich wieder übergeben müssen. Dennoch war sie nicht davon abzubringen, nach dem Truchsess zu sehen.

»Wie geht es dem Herren?«, erkundigte sich die Zofe vorsichtig.

»Der Zahn ist draußen, aber gestern war der Truchsess sehr erschöpft. Ich hoffe, er hat sich

inzwischen etwas erholt.«

»Ich wünsche ihm das auch. Zahnschmerzen sind eine wirklich üble Sache.«

»Soll ich ihm Grüße ausrichten?«

Annelies legte angesichts dieses ungewöhnlichen Vorschlags – schließlich war sie nur die Frau eines Unfreien, maximal eine »Schlaffrau« – den Kopf auf die Seite. »Entscheidet selbst, Herrin«, meinte sie schließlich ausweichend. Arigund nickte und schloss die Tür hinter sich.

Mit geübten Handgriffen schüttelte die Zofe eilig das Bett auf, nahm die Schmuckärmel aus der Presse und legte sie für den Abend bereit – falls Arigund wieder am Nachtmahl teilnehmen wollte. Dann schloss sie die Tür und hastete zur Kammer der unverheirateten Mägde. Da drin war es dunkel und stickig. Es roch nach Schweiß und zu lange getragenen Sachen. Ein kleines Mädchen lag hustend auf einem Strohlager.

»He, Kleine«, sprach Annelies es an, »hast du Luise gesehen?«

Die schüttelte den Kopf. »Schon seit gestern nicht mehr.«

»Und Resl?«

»Weiß nicht genau.« Das Mädchen wurde von einem Hustenanfall geschüttelt. »Ich glaube, sie ist in die Vorburg gegangen, nach jungen Lindenblättern suchen.«

»Danke und gute Besserung.«

Hastig verließ die Zofe den Raum. Die Sorge um Luise wuchs. Ob sie Resl in die Vorburg folgen sollte? Eigentlich durfte sie nicht so lange fortbleiben. Der Koch hatte ausdrücklich angeordnet, sie müsse sofort wiederkommen, wenn ihre Herrin sie nicht mehr brauche. Annelies war hin- und hergerissen. Unentschlossen lehnte sie sich an die schwarz-graue Mauer. Dann siegte das Pflichtbewusstsein. Sie wandte sich in Richtung Küche. Auf dem Hof hörte man das Wiehern eines Pferdes im Stall. Die Zofe spähte durch eines der schmalen Fenster. Man hatte es wieder mit Brettern verschlossen, um die Kälte draußen zu halten, so blieb dem Mädchen nur eine kleine Ritze zum Spähen. Wieder und wieder wieherte das Pferd. Dann kam es in ihr Blickfeld: Ein gewaltiger Rappe, mindestens so stark wie Wirthos letzter Hengst, aber noch bösertiger. Vier Männer versuchten, ihn zu halten, doch es schlug mit den Hinterbeinen, stieg in die Höhe, wirbelte den Kopf in die Luft und gebärdete sich, als hätte es wahrhaftig den Teufel im Leib. Das musste das Tier sein, von dem ihr Matthias gesprochen hatte. Annelies bekreuzigte sich. Wahrlich, Herr Wirtho wünschte, dass ihr Mann sich den Hals brechen sollte. Niemand würde diesen Gaul je bändigen können. Er würde jeden direkt in die Hölle katapultieren.

Beinahe wäre Arigund mit Pater Anselm zusammengestoßen. Der Priester trat einen Schritt zurück. »Frau Arigund«, begrüßte er sie förmlich. »Es freut mich, Euch wohlauf zu sehen.«

Arigund fand es immer noch merkwürdig, dass der Pater sie seit ihrer Hochzeit nicht mehr mit »mein Kind« ansprach. Sie senkte den Kopf und erwiderte: »Auch Euch ein herzliches grüß Gott, Pater Anselm. Ich sehe Euch in vollem Ornat. Ist etwas mit dem Truchsess?«

»Er wünscht, dass ich ihm die Beichte abnehme«, erklärte der Priester und ging langsam weiter. »Für den Fall, dass er seinem Schöpfer gegenübertreten muss.« Arigund blieb an seiner Seite.

»Geht es ihm so schlecht?«

»Er hat starke Schmerzen und Fieber, doch noch sollten wir nichts verloren geben. Die Wege des Herrn sind unergründlich.«

Für einen Moment schloss Arigund die Augen. Also doch. Nicht auszudenken, wenn der Truchsess sein Leben aushauchen würde. Bis zu Reimars Rückkehr wären sie alle Wirthos Willkür ausgeliefert. Nicht einmal seine Mutter würde vor ihm sicher sein. Allein der Gedanke daran ließ sie beben.

»Ihr solltet in Eure Kammer zurückgehen, Frau Arigund«, riet der Priester. »Man wird Euch beizeiten rufen.«

»Nur auf ein Wort, Pater Anselm«, beharrte sie.

»Der Truchsess würde nicht wollen, dass Ihr Euch aufregt. Ihr müsst an Euer Kind denken und Euch schonen.«

»Weiß Herr Wirtho schon Bescheid?«

»Ich nehme es an.«

Der Kaplan öffnete die Tür zur Kammer des Truchsess und ließ Arigund einfach stehen. Die schlug die Hände vors Gesicht. Das durfte nicht sein. Reimar von Brennborg konnte sie doch nicht einfach im Stich lassen. Die Tür öffnete sich erneut. Heraus humpelte Resl. Sie stützte sich schwer auf ihren Stab, nickte Arigund kurz zu, wollte sich dann rasch an ihr vorbeischieben.

»Resl, warte doch einen Augenblick«, hielt die junge Frau sie auf. »Was ist mit dem Truchsess?«

Die Alte blieb stehen und blickte aus verquollenen Augen zu ihr hoch. »Wisst's do selber gnua.«

Dann humpelte sie weiter. Warum nur war die Resl so kurz angebunden? Arigund hastete hinter ihr her.

»Was is nachat no?«, herrschte die Alte in selten ungehaltenem Ton.

»Nun red doch, Resl«, drängte Arigund. »Warum bist du so aufgebracht? Hat dich der Pater dumm angeredet?«

»Der mocht sei Gschäft und i meins.«

»Und deshalb frag ich dich noch einmal: Wie geht es dem Truchsess. Du musst es doch wissen.«

»Der Gevatter streckt die Hand nach ihm aus, aber no hat ern net. Und etza, Herrin, lassts mi geh'n. Da sann no andere, die mi brauchen.«

»Bitte Resl, du weißt doch so viel, sag einmal, hat es eine Bedeutung, wenn man glaubt, die Eule rufe einen?«

Erschrocken sah die Alte Arigund an und schlug das Kreuzzeichen. Dann flüsterte sie: »Der

Himmel steh uns bei! Hat der Truchsess die Eule gehört? Dann isses aus mit erm. Dreimal ruft die Eule, dann kimmt da Sensenmann.«

Hastig drängte sich die Kräuterfrau an der jungen Frau vorbei. Für einen Moment hatte Arigunds Herz zu schlagen aufgehört und suchte nun mühsam seinen Rhythmus. Die Reaktion der alten Kräuterfrau hatte sie mehr mitgenommen als diese vermaledeite Eule selbst. Was, wenn der alte Truchsess tatsächlich sein Leben aushauchte? Ein furchtbarer Gedanke. Arigund schlug die Hände vor das Gesicht und stieß einen tiefen Schluchzer aus. Sie konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten und rannte in die Schreibstube. Sie musste etwas tun, um nicht verrückt zu werden. Sie gab Bescheid, wo man sie finden konnte, und vergrub sich in die Bücher. Dort blieb sie den ganzen Tag, weshalb ihr die Ankunft eines neuen Gastes, des Minneritters Josephus von Augsburg, entging. Spät in der Nacht hörte sie allerdings noch das Getrappel von Pferden, die eilig die Burg verließen.

Als Luise beim Nachtmahl noch immer verschwunden war, begann das Gesinde Suchtrupps zusammenzustellen. Der Stallmeister rief Freiwillige. Er schickte Männer in jeden noch so entlegenen Winkel der Burg. Er ließ sogar Lukas in den Brunnen herunter, um zu prüfen, ob die Magd etwa in den Münchstein gefallen war. Doch außer Fröschen und Kröten entdeckte der Junge im Wasser nichts. Frau Kunigund ließ dem Stallmeister freie Hand, da sie nicht von der Seite ihres Mannes wich. Auch Wirtho pirschte vor der Kammer seines Vaters aufgebracht hin und her. Er winkte bloß ab, als der Stallmeister von der verschwundenen Magd berichtete. Annelies durchstöberte gemeinsam mit zwei anderen Frauen die Vorratskammer. Obwohl er noch stärker humpelte als am Vorabend, half Matthias den Heuschober zu durchkämmen. Luise blieb verschwunden. Verzweifelt kehrte Annelies in den Palas zurück, gerade rechtzeitig, um Arigund beim Ausziehen zu helfen.

»Was ist denn da für ein Tumult auf dem Hof?«, schimpfte die Herrin. »Man könnte meinen, es herrsche Jahrmarkt, während unser Herr Reimar leidend darniederliegt.«

Da konnte Annelies nicht mehr an sich halten. Die Tränen liefen ihr herunter, und sie schluchzte: »Sie suchen Luise.«

»Deine Freundin?«, fragte Arigund teilnahmsvoll. »Wie kann das sein. War sie nicht gestern noch ...?« Plötzlich unterbrach sie sich. Sie erinnerte sich an das Gespräch mit Wirtho und an sein eigenartiges Interesse an dem Mädchen. Aber ..., sie war doch gar nicht da gewesen.

»Merkwürdig«, murmelte Arigund.

»Was ist?«, fragte Annelies voller Hoffnung. »Wisst Ihr etwas? So sprecht doch, ich bitte euch recht schön.«

»Nun, ihre Abwesenheit fiel gestern beim Abendessen bereits Wirtho auf.«

»Beim Abendessen schon ...«, wiederholte die Zofe mit Verzweiflung in der Stimme.

»Der Koch meinte auch, sie wäre schon nicht mehr da gewesen, als abgeräumt wurde, aber was hätte der Herr Wirtho von ihr gewollt?«

»Nun, er erkundigte sich lediglich nach ihr. Weißt du, ob er, nun, ob er mit ihr ...«

»Ich weiß schon, was Ihr meint, Herrin. Mir hat sie nichts davon erzählt. Sie war keine von den Mägden, die sich vor dem jungen Herrn in Acht nehmen mussten. Herr Wirtho, verzeiht die offenen Worte, er mag eher die hellhäutigen, blonden Frauen. Luise besitzt dunkle Haare. Sie sieht Euch recht ähnlich. Allerdings gab es da einen anderen Ritter, der ein Auge auf Luise geworfen hatte, den Herrn Sigurd.«

»Meinst du den Freund von Wirtho?«

»Genau. Sie sitzen oft in der Waffenkammer zusammen, die Herren Wirtho, Sigurd und Waldemar. Doch ich kann mir nicht vorstellen, dass sie etwas mit der Sache zu tun haben. Also, es wäre nicht ihre Art, meine ich.«

Diesmal verstand Arigund nur zu gut. Ritter machten nicht viel Federlesen um eine Magd. Wenn sie eine Unfreie wollten, hielten sie sich nicht lange mit Minnesang auf. Sie warteten auf eine günstige Gelegenheit, nahmen sich ihr Recht und gingen wieder. Warum also sollte sich Sigurd die Mühe machen, das Mädchen verschwinden zu lassen? Es sei denn, es wäre dabei ein Unglück geschehen. Diesen Verdacht behielt Arigund jedoch lieber für sich. In jedem Fall würde sich Arigund den Ritter einmal vorknöpfen. Zunächst aber eilte sie noch einmal zur Kammer des Truchsess und diesmal wollte sie sich nicht abwimmeln lassen.

Der Zustand des Burgherren war unverändert, nur dass er noch hohlwangiger und blasser wirkte als am Vorabend. Schwer atmend lag er auf seinem Lager. Die Luft im Zimmer war stickig. Pater Anselm murmelte Psalmen, während er ein rauchendes Gefäß schwenkte, in dem in Ermangelung von Weihrauch offensichtlich Wermut qualmte. Der Priester runzelte die Stirn, als er Arigund eintreten sah, wagte aber nicht mehr, sie wegzuschicken, nachdem Frau Kunigund ihre Schwiegertochter mit einer Umarmung empfangen hatte.

»Wir müssen beten, mein Kind«, flüsterte sie mit tränenerstickter Stimme.

»Steht es so schlimm?«, fragte Arigund so leise wie möglich.

»Der Medicus, der heute mit dem Herrn Josephus von Augsburg ankam, glaubt, der Truchsess würde die Nacht nicht überleben. Die unguten Säfte haben sich im ganzen Körper verteilt und wollen ihn nicht mehr verlassen. Ich habe nach Reimar schicken lassen. Der Minnesänger konnte endlich Auskunft geben, wo sich mein Sohn aufhält, und es ist gar nicht so weit weg.«

Arigund spürte einen heftigen Stich im Magen. Reimar kam zurück. Sie würde ihn wiedersehen, endlich. Die Burgherrin konnte unterdessen ihre Tränen nicht mehr beherrschen. Sie barg ihr Gesicht an der Schulter ihrer Schwiegertochter.

»Ich wollte ihm doch noch so viel sagen«, wisperte sie in Arigunds Ohr.

»Warum tut ihr es nicht einfach. Wir wissen ja nicht, ob seine Sinne schon geschwunden sind.«

Erstaunt sah die Burgherrin sie an. »Ein kluges Kind bist du, wirklich, und du besitzt so eine Herzensgüte, nach alldem ... Es tut mir so leid, mein Kind. Ich hätte mich damals für dich und Reimar einsetzen sollen, dann wärt ihr beide jetzt ein glückliches Paar.«

Noch nie hatte die Burgherrin ihre Gedanken so offen ausgesprochen. Arigund schluckte.

»Wenn, ja wenn ...«, dachte sie.

Ihre Füße brannten wie Feuer, doch noch war ihr Werktag nicht zu Ende. Arigund ließ sich an der Seite von Maria zu Reichenegg im Frauenzimmer nieder. Das kommende Gespräch wollte sie nicht alleine führen. Die alte Hofdame war vielleicht keine angenehme Gesellschafterin, aber sie war Frau Kunigund ergeben und sehr verschwiegen. Jemand hatte den Kamin angemacht, der wohlige Wärme abstrahlte. Seit der Truchsess das Schlagrecht erhalten hatte, gab es Holz im Überfluss. Man musste nicht mehr sparen wie im Winter zuvor. Nach energischem Klopfen trat Sigurd, begleitet von zwei Wachknechten, ein. Er neigte den Kopf gerade so weit, dass es noch der Höflichkeit entsprach.

»Ihr habt mich rufen lassen?«, begann er unhöflich und ohne eine Aufforderung abzuwarten.

Arigund ließ sich Zeit. Der Kerl ließ keinen Zweifel daran, dass er keine hohe Meinung von ihr hatte. Nun denn, er sollte sie kennenlernen.

»Sigurd, mir ist zu Ohren gekommen, dass Ihr in den Stand der Ehe eintreten wollt.«

Überrascht sah der Ritter zu ihr herüber. Genau das hatte Arigund bezweckt. Pater David hatte es sie gelehrt: Wenn du eine Auskunft willst von jemandem, der sie dir nicht geben möchte, frage nie direkt danach, sondern überrasche ihn.

»Ich, ähm, nun, ich besitze ja noch kein Lehen«, meinte Sigurd dann auch verwirrt.

Gebieterisch winkte Arigund ab. »Deshalb habe ich Euch ein Weib auserkoren, das darauf, sagen wir, nicht angewiesen ist. Sie ist von edlem Geblüt und verfügt über die nötigen Mittel, für euch beide zu sorgen.«

Arigund deutete auf die Frau an Ihrer Seite. Sigurd wurde blass. »Nun, die Tugendhaftigkeit der Frau von Reichenegg ist euch wohl bekannt. Vor kurzem erhielt sie Nachricht, dass ihr Neffe kinderlos verstarb, Gott hab ihn selig!«

Teilnahmsvoll ergriff sie die Hand der Hofdame. Die tupfte sich pflichtschuldig die Augen. Sigurd bekam ein gieriges Glitzern in die Augen, blickte aber unsicher auf die Frau, die er so unerwartet ehelichen sollte.

»Sein Lehen ist nicht groß, aber ein fleißiger und tugendsamer Mann könnte es wohl gewinnbringend verwalten. Ihr seid doch tugendhaft, Herr Ritter?«

»Gewiss, Herrin«, antwortete Sigurd hündisch.

»Nun sind uns aber gewisse Gerüchte zugetragen worden – ich gebe zu, ich halte sie für dummes Gerede.«

»Was denn für Gerüchte?«

Ein schuldbewusstes Zucken des Mundwinkels erschien auf dem Gesicht des Ritters, vor allem, als sich jetzt Maria zu Reichenegg einmischte, von der ja jeder wusste, dass sie Haare auf den Zähnen hatte.

»Ihr hurt mit dieser Magd herum, dieser schwarzhaarigen, wie auch immer sie heißen mag«, zischte die Edelfrau.

Der Ritter räusperte sich und bekam rote Hektikflecken. Offenkundig war etwas dran an der Sache.

»Gerüchte, wie Ihr treffend bemerkt habt, Herrin«, krächzte er schließlich.

Arigund nickte äußerst huldvoll. »Da seht Ihr es, Frau von Reichenegg, Herr Sigurd ist ein tugendsamer Ritter, genau wie ich sagte.«

Der Ritter atmete schwer. Die Edelfrau aber gab sich unbeugsam: »So soll er es auf die Bibel

schwören, dass er die Hure nie begehrt hat.«

»Das wird er sicher, nicht wahr, Herr Sigurd. Ihr seid reinen Gewissens.«

Sie griff nach der Bibel, die auf einem Tischchen neben ihr lag. Nervös trat der Ritter von einer Stelle zur anderen.

»Nun?«, drängte die junge Frau. »Was zögert Ihr, den Eid zu leisten?«

Sigurd knetete seine Hände. »Möglicherweise habe ich sie doch, sagen wir, ein ganz klein wenig begehrt«, räumte er ein.

»Wie wenig?«, fuhr ihn Maria an. »Habt ihr der Magd nachgestellt? Ihr aufgelauert?«

»Nein, nicht direkt aufgelauert, minnigliche Bemerkungen gemacht vielleicht.«

»Minigliche Bemerkungen? Bei einer Magd? Wollt Ihr mich, Eure zukünftige Gattin, auf den Arm nehmen?« Frau von Reichenegg rümpfte die Nase und begann den Ritter zu umkreisen. Ihr spitzer Finger stach bei jedem Satz wie ein Degen nach ihm, während sie keifte: »Abgepasst habt Ihr sie, an die Schenkel gefasst, in den Hintern gekniffen und zotige Sprüche gerissen. Nein, Frau Arigund, Ihr könnt keinesfalls von mir verlangen, so einem den Treueschwur zu leisten.«

Die Edeldame verschränkte die Arme vor der Brust.

»Das kam höchstens ein- oder zweimal vor«, versicherte Sigurd rasch, als er seine Pfründe schwinden sah, »und jetzt geht es sowieso nicht mehr, wo doch unser Herr Wirtho ...« Seine Hand schnellte vor seinen Mund, doch es war schon heraus. Arigund richtete sich zu voller Größe vor ihm auf und kam mit ihren Lippen ganz dicht an sein Ohr.

»Herr Wirtho? Hatte auch er etwas mit Luise?«

»Nein, gewiss nicht, Herrin«, stotterte Sigurd. »Es war nur ein Spiel, ein dummes Spiel, und die Augen sind unglücklich gefallen.«

»Willst du damit sagen, ihr habt um die Magd gewürfelt?«

»Nein ..., ich meine, ja. Es war dumm.«

»Und Herr Wirtho hat gewonnen.«

Der Ritter nickte unglücklich.

»Und was musstet Ihr tun?«, fragte Arigund tonlos.

»Sie ihm, nun, verzeiht, Herrin, in die Kammer bringen. Aber sie sträubte sich, und da haben wir ihr einen Sack über den Kopf gezogen und ihn um ihren Leib gebunden, aber sie zappelte noch, als wir sie Eurem Gatten übergaben, ganz bestimmt. Sie war munter wie ein Fisch im Wasser.«

Arigund wandte sich ab. Sie war so unglaublich wütend. Was dachten sich diese Kerle überhaupt! Glaubten sie, die Frauen auf der Burg waren Freiwild, mit dem man sich nach Belieben amüsieren konnte?

»Wann war das genau?«, herrschte sie den Ritter an.

»Gestern, Herrin.« Der Ritter schrumpfte in sich zusammen.

»Und wann hat die Magd Herrn Wirthos Kemenate wieder verlassen?«

Sigurd zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Eigentlich sollte ich vor der Tür Wache schieben, aber dann seid Ihr und die Herrin Kunigund aufgetaucht. Da zog ich es vor zu verschwinden.«

Arigund und Maria zu Reichenegg sahen sich lange schweigend an. Der Ritter trat von einem Bein aufs andere. Dann meinte er kläglich zu der Edelfrau. »Seht Ihr, Frau von Reichenegg, es war nur Spaß, nichts Ernstes. Ihr müsst Euch keine Sorgen um meine Treue als Ehemann machen. Heiratet Ihr mich jetzt?«

Arigund blieb die Spucke weg, doch die Angesprochene war weniger um Worte verlegen.

»Nein«, antwortete sie kurz und bündig.

»Aber ich habe die Magd nicht angerührt, und Geld habe ich auch.«

»Tatsächlich?«, fragte Arigund ohne großes Interesse. Der Ritter griff in seine Geldkatze und warf eine Hand voll Regensburger Pfennige vor die Damen.

»Seht nur, seht her!«

Erneut griff der Ritter in seine Börse. Ein Pfennig landete direkt auf Arigunds Schuh. Unwirsch warf sie ihn herunter, da fiel er auf die andere Seite. Arigund bückte sich und hob das Geldstück auf. Ein Kreuz war darin eingeritzt, schwach zwar, aber deutlich zu erkennen. Erstaunt betrachtete sie die Münze. Sollte der Dieb so schnell schon in die Falle getappt sein? Und war es wirklich dieser Sigurd? Zuzutrauen wäre es ihm.

»Wo habt Ihr diese Münze her?!«, brüllte sie den Ritter an, sodass der erschrocken zusammenzuckte.

»Ehrlich erworben, Herrin!«, entgegnete er unsicher.

»Kerl, woher stammt das Geld? Heraus damit! Meine Geduld hat langsam ein Ende!«

Die Wachknechte traten heran und hatten die Hände an den Lanzen. »Gewonnen, ich hab's beim Spiel gewonnen«, krächzte Sigurd erschrocken.

Arigund war nicht gewillt nachzugeben. Ihre braunen Augen funkelten vor Wut. »Wer gab dir die Münze?«, brüllte sie und packte den Ritter unvermittelt am Wams.

»Der Herr Wirtho war's. Aber ich hab sie ehrlich gewonnen.«

Arigund hatte plötzlich das Gefühl, man würde ihr den Boden unter den Füßen wegziehen. Selbst das Kind in ihrem Leib tratforsch um sich. »Wirtho, mein Gatte, er gab dir das Geld?«, forschte Arigund noch einmal nach.

»Ja, so war es. Was ist denn mit der Münze, was regt Ihr Euch so darüber auf?«

Müde wandte sich Arigund ab. Das war zu viel. Sie sank auf die Bank nieder. Maria zu Reichenegg herrschte den Ritter an: »Packt Euch, Mann, und lasst Euch nie wieder bei mir sehen! Was seid ihr doch für ein unmoralischer Mensch!«

Sigurd schlich davon wie ein geprügelter Hund. Arigund und Maria sahen sich lange an. Ihr Schweigen wurde von der Burgherrin gebrochen. Blass wankte sie in den Raum und flüsterte: »Der Truchsess, er ist eben von uns gegangen.«

Sie fiel Maria zu Reichenegg geradezu in die Arme. »Was soll ich denn jetzt tun, ohne ihn?«, hauchte Frau Kunigund.

Und mit einem hemmungslosen Spieler als Sohn, der sich an der Geldschatulle schadlos hält, dachte Arigund. Laut aber sagte sie: »Das Schreiben, Ihr solltet es gut verbergen, bis Reimar eingetroffen ist.«

Es war ein milder Frühlingstag, als man den Truchsess zu Grabe trug. Da das Reisen immer noch beschwerlich war, hielt sich die Größe der Trauergemeinde in Grenzen. Wirtho von Brennborg führte den Trauerzug an, je einen Arm reichte er seiner Mutter und seiner Gattin. Arigund hatte mit Staunen eine Veränderung an ihrem Gatten festgestellt. Während er sich früher einen Dreck um sie geschert hatte, richtete er seit dem Tod seines Vaters freundliche Worte an sie und bemühte sich sogar um höfliche Konversation. Auch seiner Mutter stand er tröstend zur Seite. Sollte Arigund sich doch in ihm getäuscht haben? Oder hatte es einer Tragödie wie des Todes seines Vaters bedurft, um den jungen Ritter zur Besinnung zu bringen? In jedem Fall bemühte auch Arigund sich, ihm keinen Grund für Ärgernisse zu liefern. Sie behandelte ihn zuvorkommend, legte die besten Happen auf seinen Teller, blieb bei offiziellen Anlässen stets drei Schritte hinter ihm und äußerte sich nur positiv über ihren Gemahl. Für Fremde musste es den Anschein haben, als führten die beiden eine harmonische Ehe, die Gott ohne Zögern mit einem Kind gesegnet hatte. Wirtho präsentierte sich als vollendeter Gastgeber, reichte hier eine Hand, machte da eine Verbeugung und tauschte dort mit einem Gast Trinksprüche aus. Er versuchte seinen Biergenuss in Grenzen zu halten und überraschte die Gäste durch ein angenehmes Wesen. So war – trotz des traurigen Anlasses – jeder voll des Lobes über den zukünftigen Truchsess von Brennborg, dessen Ernennung durch den Fürstbischof bei niemandem in Zweifel stand. Ein wenig wunderte man sich über Reimars Fehlen, am meisten betrübt war natürlich Frau Kunigund, hatte sie ihm doch eiligst einen Boten gesandt.

Über all dem Trubel hätte Arigund fast vergessen, was Sigurd ihr an jenem Abend, als der Truchsess von ihnen gegangen war, berichtet hatte, wäre sie von Annelies nicht täglich daran erinnert worden, dass es immer noch keine Spur von Luise gab. Auch an diesem Tag kamen die beiden ins Gespräch, während die Zofe ihrer Herrin half, sich für die Nacht zurechtzumachen. Durch das Fenster drangen die Stimmen der Männer, die mittlerweile schon weniger traurig wirkten. Der Abschied vom alten Herrn war im Laufe des Abends in ein Hoch auf den neuen umgeschlagen.

»Hör nur, Annelies, sie huldigen dem neuen Truchsess«, meinte Arigund munter.

»Vergib Ihnen, oh Herr, denn sie wissen nicht was sie tun«, zitierte die Zofe.

»Kannst du Wirtho keine Chance geben, sich als Burgherr zu bewähren?«, ermahnte Arigund.
»Er gibt sich wirklich Mühe.«

»Er versucht die Leute einzulullen wie ein hungriger Wolf die Wachhunde der Schäfer. Die streichen auch scheinbar ohne Interesse um die Herde herum, aber wehe, man lässt sie aus den Augen.«

»Wölfe lassen sich zähmen, Annelies, genau wie Hunde.«

»Falsch: Ein Wolf bleibt ein Wolf. In seiner Natur bleibt er ein wildes Tier, das sich am Blut seiner Opfer berauscht.«

»Du meinst also, Wirtho würde sich bloß verstellen? Aber hast du ihn nicht an der Gruft seines Vaters gesehen? Er sah so bedrückt aus. Ich glaube, er trauert wirklich. Vielleicht stand er seinem Vater doch näher, als wir vermutet haben?«

Die Zofe platzierte die Schmuckkärmel in der Presse und bürstete das schwarze Samtkleid aus, das Arigund getragen hatte.

»Ich sehe es«, bestätigte sie endlich, »und es macht mir Angst. Was bezweckt Euer Gatte? Er wird doch so oder so Truchsess. Es ist das Recht seiner Geburt.«

Arigund wandte das Gesicht ab und ließ sich in ihrem Bett nieder. Vorsichtig nippte sie an der warmen Milch mit Honig, die für sie bereitstand. Es war sowieso sinnlos, sich über Wirtho Gedanken zu machen. Er war ihr Gatte und würde es bis zu seinem oder ihrem Lebensende bleiben. Sie musste sich mit ihm arrangieren. Augenblicklich schien ihr das ganz gut zu gelingen, denn sie hatte bislang noch nie eine so gute Zeit mit ihm gehabt wie in den letzten Tagen.

»Irgendeine Spur von Luise?«, fragte Arigund, um das Thema zu wechseln.

Traurig schüttelte Annelies den Kopf. »Sie ist wie vom Erdboden verschluckt.«

»Wirtho meint, sie sei einfach weggelaufen, wahrscheinlich wegen eines Bauernburschen aus der Gegend. Sie war ja schon immer etwas leichtfertig.«

»Das hätte sie niemals getan!«, widersprach Annelies heftig. »Nicht, solange die Resl noch lebt.«

»Und wenn die einverstanden gewesen wäre? Vielleicht wollte die Alte dem vermeintlichen Glück ihrer Enkelin nicht im Weg stehen?«

»Warum setzt sie dann Himmel und Hölle in Bewegung, um nach Luise zu suchen? Nein, ihr ist etwas zugestoßen. Das weiß ich, und alle anderen wissen es auch.«

»Nun, es könnte ein wildes Tier gewesen sein, ein Bär. Der vergräbt seine Opfer.«

»Vielleicht, doch die Pferdehirten haben nichts davon berichtet. Er hätte kommen und wieder verschwinden müssen wie ein Geist. Bären aber bleiben länger in der Gegend, vor allem jetzt im Frühjahr.«

»Wir können nur Vermutungen anstellen. Ich glaube, es macht keinen Sinn weiterzusuchen. Egal, was passiert ist, die Hoffnung, sie lebend zu finden, schwindet mit jedem Tag. Wirtho wird die Magd bald für tot erklären lassen.«

Unwirsch verkniff die Zofe den Mund und schwieg. Arigund sah es und machte einen letzten Versuch, ein freundlicheres Thema anzuschneiden. »Und wir beide« – sie zwinkerte Annelies schelmisch zu – »müssen uns wohl allmählich mit der Vorbereitung auf unser neues Dasein als Mutter vorbereiten. Wie sieht es aus, hättest du Lust, die Amme meines Kindes zu sein?«

Erschrocken zuckte die Zofe zusammen.

»Oder fürchtest du, deine Milch würde für zwei Säuglinge nicht reichen?«, lenkte Arigund ein. »Ich werde selbstverständlich nicht darauf bestehen. Eigentlich hatte ich angenommen, es würde dich freuen.«

Die Zofe atmete tief durch, neigte den Kopf und meinte: »Es ehrt mich natürlich, Herrin, dass Ihr mir Euer Erstgeborenes anvertrauen wollt, jedoch habe ich bislang keine Erfahrung mit Kindern, denn auch bei mir ist es das erste Mal. Vielleicht wäre es günstiger, eine Amme zu wählen, die bereits Kinder hatte und sich besser auskennt.«

»Du hast Recht, Annelies«, gab Arigund nach und gähnte schläfrig. »Sicherlich ist das besser. Magst du Resl den Auftrag geben, nach einer solchen Frau zu suchen?«

»Ja, Herrin«, erwiderte die Zofe und schloss leise die Tür hinter sich.

Auf dem Flur atmete sie erleichtert auf. Arigund schien nicht zu wissen, dass Amme eines blaublütigen Kindes zu werden in aller Regel den Verlust des eigenen bedeutete. Nur selten wurde von adeligen Eltern ein Milchgeschwister akzeptiert. Die Brust der Amme gebührte ganz allein dem edlen Kind. Niemand durfte sie ihm streitig machen. Wäre der alte Truchsess noch am Leben, so hätte er Annelies als Amme niemals akzeptiert, da sie ja sein Kind austrug. Wirtho hingegen war das durchaus zuzutrauen. Allerdings schien ihm sein Spross herzlich egal. Zuweilen hatte Annelies

sogar den Eindruck, der neue Burgherr würde fast hasserfüllt auf Arigunds Bauch starren. Die jedoch schien nichts davon zu merken. Sie schien sich auch keine Gedanken darüber zu machen, was der Tod des Truchsess für sie bedeutete. Denn auch ihre Lage hatte sich verschlechtert. Glaubte Arigund tatsächlich, Wirtho würde – kaum zum Truchsess ernannt – treu, gerecht und gottesfürchtig werden?

Annelies befürchtete eher das Gegenteil: Wirtho war und blieb ein Tyrann, und entsprechend würde seine Regentschaft aussehen. Leise öffnete die Zofe die Tür zu ihrer Kammer. Hoffentlich blieb ihr dieser Luxus wenigstens noch bis zur Geburt ihres Kindes erhalten. Lächelnd nahm ihr Mann sie in die Arme. »Ich habe schon auf dich gewartet, Liebchen«, flüsterte er.

»Das war ein langer Tag«, seufzte Annelies, streifte die Holzschuhe ab und sank auf ihr Lager. Matthias ließ sich neben ihr nieder. »Komm her, ich knete ein wenig deine Füße. Sie sind ganz geschwollen.«

Annelies schloss genussvoll die Augen: »Das tut gut. Wie war dein Tag?«

»Wir hatten viel mit den Gäulen der hohen Herren zu tun.«

»Dann musstest du wenigstens den neuen Maestoso nicht reiten.«

»Glücklicherweise nicht. Der Hengst ist aufgebracht wegen der vielen fremden Stuten. Ständig versucht er sich loszureißen und Unfrieden zu stiften.«

»Ich danke dem Herrn für jeden Tag, an dem du nicht auf dieses Pferd steigen musst. Matthias, hör mir zu: Ich fürchte, jetzt, wo Wirtho Truchsess wird, werden wir unseres Lebens nicht mehr sicher sein. Es wird uns ergehen wie Luise.«

»Ach, Annelies, dass du keine Ruhe geben möchtest mit dem Herrn. Ich fürchte, eines Tages wird es ihm zu Ohren kommen und wir werden wirklich Schwierigkeiten bekommen.«

»Lass uns fortgehen, Matthias, bitte, bevor es zu spät ist«, bettelte seine Frau.

»Annelies, lass doch erst einmal das Kindchen zur Welt kommen. Dann können wir immer noch überlegen.«

»Hast du vergessen, was in unserer Hochzeitsnacht geschehen ist? Glaubst du wirklich, der neue Truchsess wird dieses Kind dulden? Wo er doch der Meinung ist, wenn überhaupt, dann sollte ich gefälligst sein Kind austragen?«

»Daran denkt er doch schon lange nicht mehr«, versuchte Matthias seine Frau zu beschwichtigen.

»Wie kannst du dir da so sicher sein? Du hast nicht das böse Funkeln in seinen Augen gesehen, als ich ihm heute Morgen auf dem Hof begegnet bin.«

Unwirsch hörte der Knecht auf, Annelies' Füße zu bearbeiten. »Du solltest ihm doch aus dem Weg gehen«, meinte er streng.

»Das ist leichter gesagt als getan. Wir sind hier nicht auf der Burg des Herzogs. Es lässt sich kaum vermeiden, dass ich als Zofe seiner Frau mit ihm zusammentreffe.«

Der Knecht krabbelte an Annelies' Seite, nahm sie in den Arm und streichelte ihren Bauch. »Ängstige dich nicht, Liebes! Ich passe schon auf uns auf.«

Annelies schüttelte ihn ab: »Das konntest du in unserer Hochzeitsnacht nicht und wirst es auch in Zukunft nicht können.«

Matthias zuckte zusammen und brummte: »Ich bin des Streitens müde, Frau. Du kennst meinen Standpunkt. Noch gibt es keinen Grund, von hier fortzugehen.«

Kerzengerade richtete sich Annelies auf und sagte: »Wenn du nicht mit mir kommst, so werde ich alleine gehen. Mein Kind wird nicht unfrei geboren.«

Obwohl sie todmüde war, wollte der Schlaf nicht über Annelies kommen. Grübelnd lag sie wach. Es war leicht gesagt, dass man sich notfalls auch alleine auf den Weg machen würde, es zu tun war etwas anderes. Im Grunde hatte eine schutzlose Frau so gut wie keine Chance, heil und gesund am Reiseziel anzukommen. Sie war Räubern und anderem Gesindel ohnmächtig ausgeliefert. Es sei denn, sie hatte Geld, um sich Wachknechte zu kaufen. Annelies besaß Geld, aber eigentlich hatte sie es gespart, um sich gemeinsam mit Matthias in Landshut ein neues Leben aufzubauen. Hinzu kam, dass man sie sehr wahrscheinlich suchen würde. Sie konnte sich also nicht einfach irgendwo ein paar Landsknechte mieten. Blieb also nur noch eine Möglichkeit: den Trubel der Besucher nutzen und sich unter die Abreisenden mischen. In einer größeren Reisegesellschaft würde sie nicht so rasch auffallen, und wenn doch, so könnte sie ein Schreiben von Frau Arigund fälschen, das sie nach Regensburg empfahl. Das würde niemanden wundern, stammte die Herrin doch aus der Stadt.

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als Annelies' Entschluss feststand. Gleich morgen würde sie ihn in die Tat umsetzen. Blieb nur noch eine Sache: Sie musste ihr Geld aus dem Versteck holen. Vorsichtig kroch sie unter der Decke hervor, um Matthias nicht zu wecken. Der Mond warf sein bleiches Licht auf seine Gestalt, und die Zofe wischte sich zwei dicke Tränen von den Backen. Sie würde ihren Mann vermissen. So sehr würde er ihr fehlen, aber es galt, für ihre Tochter zu sorgen.

Erst als sie draußen auf dem Hof stand, zog sie sich den wollenen Mantel über. Die Nächte waren noch immer frostig. Wenigstens Frau Luna schien es gut mit ihr zu meinen. Wie eine übergroße Laterne strahlte sie über Burg Brenenberg. Annelies öffnete die kleine Seitenpforte. Hier kam nachts nur hin und wieder ein Wachknecht vorbei und warf einen flüchtigen Blick auf das Gatter. Es war ein offenes Geheimnis, dass die Männer es benutzten, wenn sie sich nachts zu den Frauen ins Dorf schlichen. Deshalb achteten sie darauf, dass es stets gut geschmiert und einfach zu öffnen war. Annelies blieb kurz stehen und horchte, doch zu dieser Stunde schien außer ihr niemand mehr unterwegs zu sein.

Geschmeidig huschte sie aus der Pforte und den schmalen Weg hinunter. Sie hatte nicht weit zu gehen. Am Fuß der Burg gab es, hinter dornigem Gebüsch verborgen, ein ausgedehntes Höhlensystem, das früher einmal als Fluchtweg aus der Burg gedient haben musste. Er wurde jedoch schon lange nicht mehr genutzt und war halb verfallen, weil mittlerweile ein anderer Stollen gegraben worden war, der im Wirtshaus endete. Entsprechend verlassen war der Tunnel. Niemand wagte sich mehr hinein, aus Angst, die mächtigen Felsen würden nachgeben. Auch Annelies hatte nur den äußersten Bereich erkundet, war dort jedoch rasch auf ein gutes Versteck gestoßen. In einer Nische, so groß, dass sich ein Mensch darin verbergen konnte, gab es eine Spalte im Felsen. Dieser Kluft hatte die Zofe ihr kleines Vermögen anvertraut. Festen Schrittes näherte sie sich nun dem engen Eingang zum Tunnelsystem. Sie musste sich auf ihren schon sehr rundlichen Bauch legen und hineinkriechen. Skeptisch betrachtete die junge Frau ihre fülligen Formen. Hoffentlich gelang es ihr noch? Glücklicherweise gab es kein Problem. Keine zwei Ellen später erweiterte sich das Loch, sodass sie in gebückter Haltung stehen konnte. Annelies schnupperte. Irgendwie roch es brenzlich, nach Teer. Gab es noch jemand, der den Tunnel nutzte? Sollten sich am Ende Strolche hier eingenistet haben? Alle Sinne geschärft, blieb Annelies reglos stehen. Tatsächlich war ihr, als hörte sie etwas. Die gedämpfte Stimme eines Mannes, aber weit weg. Das Herz der Zofe schlug rascher. Hatte er ihr Geld gefunden und an sich genommen? Leise und vorsichtig, jeden Fuß vor

den anderen setzend, tastete sich die junge Frau vorwärts. Rechts neben ihr öffnete sich die Nische. Annelies wand sich hinein. Mit den Fingerspitzen versuchte sie den Spalt zu finden. Die Stimme verstummte, dafür waren nun deutlich sich nähernde Schritte zu hören. Hektisch flogen Annelies' Finger über den Stein. Wo war nur diese Felsspalte? Hatte sie sich am Ende verlaufen? Die Schritte kamen immer näher. Jetzt nahm die Zofe auch den Schein einer Fackel wahr. Bei ihrer ersten Erkundung der Höhle hatte sie wenige Schritte weiter einen kleinen Abzweig entdeckt. Gerade noch rechtzeitig konnte sich Annelies in den Schlupfwinkel zwängen.

»Kein Geräusch machen, nicht atmen!«, befahl sich die Zofe. Das Licht begann den Tunnel auszuleuchten. Die Schritte wanderten auf und ab. Der Mann hatte offensichtlich gehört, wie sie in den Tunnel eingedrungen war, denn er sah sich suchend um. Annelies wollte die Augen schließen, aber es gelang ihr nicht. Sie hatte zu viel Angst. Die Fackel qualmte. Rauch drang in ihre Nase und reizte ihre Lunge. Ein unbändiger Hustenreiz stieg in ihr auf. Dann drehte der Mann ab, kroch aus dem Tunnel und ließ sie im Dunkeln zurück. Annelies fühlte sich zu keiner Bewegung fähig. Nur ihr Herzschlag pochte ungewöhnlich laut. Gerade wollte sich die Zofe vorsichtig aus ihrem Versteck wagen, als erneut der Schein der Fackel am Eingang erschien. Der Mann kehrte zurück. Er musste kräftig sein, denn er schlüpfte so rasch durch den schmalen Zugang wie ein Aal. Als er sich aufrichtete, konnte Annelies einen Blick auf sein Gesicht werfen und zuckte heftig zurück.

Pater Anselm wog den Beutel mit Münzen in seiner Hand. Sie stammten aus der sonntäglichen Kollekte und waren eigentlich als Spende für die Armen gedacht. Profitieren davon würde allerdings nur noch eine von ihnen: Lola. Obwohl sich Berta von Eckmühl immer seltener in seine Träume drängte, suchte der Kaplan, von sündigem Verlangen geplagt, noch immer die Hure auf. Unzählige Narben auf seinem Rücken zeugten von genauso vielen gescheiterten Versuchen, der Sünde zu widerstehen. Einmal geweckt, ließ ihn das Verlangen nicht mehr los. Er bestrafte sich für seine Schwäche, aber das änderte nichts daran, dass sie ihn immer wieder bezwang. Auch heute trieb es ihn in die warme, nach Rosenblüten duftende Hütte, die etwas abseits vom Dorf unterhalb der Burg lag. Am Morgen hatte er der Hure die Beichte abgenommen. Was sie ihm zugeflüstert hatte, brachte sein Blut zum Kochen. Keine ruhige Minute hatte er mehr gehabt und nur noch daran denken müssen, wie es wäre, heute Nacht der Hure beizuwohnen. Er hatte versucht sich ins Gebet zu versenken, doch seine Gedanken waren nicht um Gott, sondern um Lola gekreist. Der Kaplan wusste, es gab nur ein einziges Mittel gegen seine zwanghaften Fantasien. Er musste zur Hure gehen. Lola wusste, was der Pater wollte, und begab sich stets – nachdem er ihr einen Beutel mit Münzen in die Hand gedrückt hatte – an den geheimen Ort. Schon der Gedanke daran brachte ihn in Wallung. Pater Anselms Schritte wurden eiliger und eiliger.

In der Hütte brannte Licht. Die Hure hatte ihn erwartet. Sie begrüßte ihn warmherzig, als sie seinen prall gefüllten Beutel erblickte. Sie nahm das Geld, legte es zur Seite und folgte dem Gottesmann. Schweigend erreichte sie den geheimen Ort. Das Spiel konnte beginnen. Die Hure warf sich auf den Boden, umfasste seine Knie, küsste seine Füße und klagte: »Vater, vergib mir, denn ich habe gesündigt.«

Pater Anselm roch den Duft von Rosen, der ihr anhaftete, und auch diesen anderen Geruch – etwas, das nur Frauen verströmten, etwas, das Männern den Verstand raubte. Wut flammte in ihm auf. »Evastochter, verrucht bist du, verrucht wirst du bleiben!«, donnerte er auf sie herab. Gerade wollte er nach ihr greifen, als ihn ein Geräusch zusammenzucken ließ. Erschrocken verharrte er und lauschte in die Dunkelheit.

»Was ist, wo bleibst du denn?«, lockte Lolas Stimme. »Siehst du nicht ein reuiges Weib, bereit, von dir die Buße zu empfangen?«

»Ich habe etwas gehört!«, flüsterte der Pater mit erschrockenem Gesichtsausdruck. »Da ist wer!«

Lola tat, als würde sie lauschen.

»Da ist nichts«, stellte sie fest. »Ihr habt Euch täuschen lassen.«

Sie versuchte, ihn zu sich zu ziehen, doch er machte sich unwirsch los.

»Ich schaue besser nach.«

Schon huschte Pater Anselm davon. Es dauerte nicht lange, bis er zurückkehrte. Lola kauerte unterwürfig auf dem Stroh.

Pater Anselm betrachtete sie mit Wohlgefallen. So ziemte es sich für eine Sünderin, und nun würde er selbst für ihre Buße sorgen. Er schob ihren Rock bis zu den Knien herauf. Ihre kleinen Füße gekreuzt, die Beine keusch zusammengepresst, sah sie ihn erwartungsvoll an. Das machte ihn jedes Mal rasend. Hastig raffte er seine Soutane und öffnete den Riemen, der seine Pumphose zusammenhielt.

»Ich bin bereit, wenn du es bist!«, rief er und umfasste ihre Hüften von hinten.

Annelies war hin- und hergerissen. Einerseits drängte es sie, ihr Geld in Sicherheit zu bringen und sofort zu verschwinden. Andererseits zog sie die Neugierde in den Tunnel. Was, bitte schön, hatte der Kerl mitten in der Nacht hier zu schaffen, wo er doch auf der Burg ein warmes Bett besaß? Unschlüssig krabbelte die Zofe möglichst leise aus ihrem Versteck. Diese Wände schienen Ohren zu besitzen, oder zumindest schienen sie jedes Geräusch weiterzutragen. Erneut ertönte die männliche Stimme, diesmal fordernd und laut: »Bist du bereit, Weib. Ich bin es durchaus!«

Das Wimmern ging in ein ersticktes Jammern über. Ohne es wirklich zu wollen, schob sich Annelies tiefer in den Stollen. Sie musste nicht weit gehen. Der Gang machte einen Knick, dann gab er den Blick auf eine höhlenartige Felskammer frei. Beinahe hätte Annelies laut aufgeschrien. Entsetzt verschloss sie ihren Mund mit ihrer Hand. In ihrem ganzen Leben hatte sie so etwas noch nie gesehen. Der Satan selbst trieb hier sein Unwesen.

Annelies wusste, sie hätte sofort umdrehen und geräuschlos flüchten sollen, aber im ersten Schreck hatten ihre Beine ihr nicht mehr gehorcht. Sie hörte die Ungeheuerlichkeiten. Sie sah die Schändlichkeit des Handelns und wollte doch nicht glauben, dass dies alles wirklich geschah. Erst als sie ihren Namen vernahm, fiel der Bann von ihr ab. Was hatte der Mann in seiner Raserei gesagt? »Und Annelies wird dir bald Gesellschaft leisten!«

In diesem Moment wurde ihr bewusst, in welcher Gefahr sie sich befand. Das hier war für niemandes Augen bestimmt. Wenn man auf sie aufmerksam wurde, würde sie diese Höhle niemals lebend verlassen. Noch war der Mann zu sehr von seinem eigenen Tun gefesselt, aber das würde nicht mehr lange der Fall sein. Annelies musste sich jetzt retten, oder es würde für immer zu spät sein. Kalter Schweiß rann der jungen Frau über den Nacken, als sie sich auf leisen Sohlen so rasch wie irgend möglich davonschlich. Die Schreie und Rufe, das Stöhnen und Jammern brannten sich in ihr Gedächtnis ein. Das würde sie bis ans Ende ihrer Tage verfolgen. Sie hatte einen Blick in die Hölle geworfen und würde das Antlitz des Teufels nie wieder vergessen. Sie schürfte sich die Hände und Knie auf, so schnell kroch sie aus dem Loch, und dann rannte sie um ihr Leben.

Erleichtert und von wohliger Wärme durchströmt sank Pater Anselm neben Lola aufs Lager. Sie schmiegte sich zufrieden an ihn und liebte noch ein wenig seine feuchten Lenden.

»Sagt einmal, Vater, stimmt es eigentlich wirklich, dass die Ritter um die Mägde würfeln?«, flüsterte sie scheinbar entsetzt.

»Hm«, brummte der Burgkaplan, »das ist mir nur in einem Fall bekannt. Es ist ja auch ein überaus schändliches Verhalten.«

»Dass sich die Ritter Sigurd und Waldemar wenig um Anstand scheren, verwundert mich nicht, aber von Herrn Wirtho hätte ich das nicht erwartet.«

Der Pater sah sie überrascht an: »Woher weißt du, wer ...«

Belustigt legte Lola die Hand vor den Mund und kitzelte den Pater mit der anderen neckisch unter dem Kinn.

»Auch bei mir beichten die Leut ...«

»Sei's, wie es sei, die beiden Schurken sind bei der Sache leer ausgegangen, und ich habe ihnen eine ordentliche Buße auferlegt.«

»Warum mussten die beiden denn Buße tun, wenn Herr Wirtho die Magd bekam?«, wollte Lola wissen.

Pater Anselm wälzte sich zur Seite. Er wurde schläfrig. »Weil sie das Luder in einen Sack gesteckt und ihm gebracht haben, und jetzt lass mich ein wenig ruhen, Weib! Hast doch deinen Willen und einen wilden Ritt gehabt.«

Sie kitzelte ihn ein wenig mit ihren pechschwarzen Haaren. »Der Herr Wirtho vermutlich auch mit der Magd?«

»Wird ihm schon zu Willen gewesen sein. Sie ist ein sündiges Weib und eine Hörige dazu.«

»Genau wisst Ihr's aber nicht?«

Der Priester schüttelte den Kopf und murmelte: »Bei mir hat sie's nicht gebeichtet.«

Bald darauf schnarchte er. Lola wartete kurz, dann erhob sie sich. Eine krumme, hinkende Gestalt trat aus dem Schatten heraus. Die alte Resl drückte der Hure ein Säckchen mit Kräutern in die Hand, die das Brennen lindern sollten, das Lola seit einiger Zeit beim Wasserlassen quälte. Dann schlich sich die Alte davon.

Stolpernd hastete Annelies den schmalen Pfad zur Festung herauf, getrieben von einem einzigen Gedanken: Zurück zur Burg! Das Tuch rutschte ihr vom Kopf, und ihr langes blondes Haar verfang sich immer wieder in Zweigen. Unter ihren Holzschuhen gab der Untergrund nach, und sie sah sich schon in den Abgrund stürzen. Lose Steine schlugen am Fuß des Berges nieder. Der Hall des Donners konnte in der hellen Mondnacht nicht lauter sein. Die Zofe verwünschte sich selbst, weil sie keine Haube aufgesetzt und nicht die guten Lederschuhe angezogen hatte, die ihr Arigund zum letzten Weihnachtsfest geschenkt hatte. Mehrfach glaubte sie hastige Schritte hinter sich zu hören. Keuchend und völlig außer Atem erreichte sie die kleine Pforte in der Burgmauer. Ihre klammen Finger rüttelten am Eisen des Türgriffs. Mit leisem Klacken gab das Schloss nach. Annelies atmete auf. Sie war in Sicherheit. Da legte sich eine eiskalte Hand auf ihren Mund und erstickte ihren Schrei. Starke Arme zogen sie in das angrenzende Buschwerk. Annelies roch Männerschweiß, spürte den Knauf eines Schwertes. Dann schwanden ihr die Sinne.

Es war der Ruf der Eule, der Arigund weckte. Im Traum hatte das Tier am Pfosten ihres Bettes gesessen – aufgeregt und mit den Flügeln schlagend, als habe es etwas Ungeheuerliches erlebt. Sein Gesicht wirkte dabei fast menschlich, hätten die Ohren nicht oben am Kopf gesessen und gäbe es nicht statt eines Mundes einen scharfen gelben Schnabel. Mit dem klapperte das Tier aufgeregt und schüttelte das Gefieder. Als es Arigunds verwirrte Miene bemerkte, schien es zu seufzen, dann sah es die junge Frau unverwandt an. Eine Weile saß die Eule nachdenklich da, schließlich senkte sie den Kopf. Zunächst klopfte sie mit dem Schnabel gegen das Holz des Bettpfostens, dann öffnete sie ihn, als wollte sie sprechen. Arigund hob die Hand und schrie: »Nein, nein! Ich will nichts wissen! Verschwinde!« Erstaunt sah die Eule sie an. Dann flog sie einfach zum Fenster hinaus. Ihr klagender Ruf war schon bald nur noch aus weiter Ferne zu hören, und der Name, den sie rief, wurde vom Winde verzerrt. Arigund konnte ihn nicht mehr verstehen.

Erschrocken fuhr die Kaufmannstochter aus dem Schlaf. Keuchend und mit nassgeschwitztem Hemd hockte sie aufrecht im Bett und lauschte in die Dunkelheit. Die Eule hatte sich in ein ganz normales Käuzchen verwandelt, das vermutlich irgendwo auf den Dächern saß und nach seinem Weibchen rief. Von dem Albtraum geblieben war nur das verschwitzte Laken. Arigund wollte gerade aufstehen und sich ein weiteres wollenes Tuch holen, als sie ein scharrendes Geräusch vor ihrer Tür hörte. Im nächsten Moment klopfte es. Jemand rief leise ihren Namen. Arigund tastete nach einem Talglicht und versuchte ihre Stimme fest klingen zu lassen: »Ja?«

»Herrin, i bins, d' Resl«, kam es von draußen. »Derf I reikommen?«

Ohne eine Zustimmung abzuwarten, öffnete sich die Tür, und die Alte schob sich in Arigunds Zimmer. Sie trug dieselbe Kleidung wie immer und sah nicht aus, als hätte sie sich heute Nacht schon zur Ruhe gelegt. Ihre Augen flogen durchs Zimmer, als wollte sie sich versichern, dass wirklich niemand außer ihnen hier war. Auf ihren Stock gestützt, humpelte sie dicht an die junge Frau heran.

»Ist was passiert, Resl?«, erkundigte sich Arigund und dachte im selben Moment, wie dumm die Frage war. Warum sonst schlich sich die Alte mitten in der Nacht in die Kemenate ihrer Herrin?

»Mir hams gefunden, d' Luise«, stellte die Alte fest, doch ihre Stimme bebte.

»Lebt sie noch?«, fragte Arigund vorsichtig.

Resl nickte bedrückt.

»Das ist gut, oder?«, hakte Arigund nach.

»Herrin, bitt schö zieht Euch an. I helf.«

In Arigund keimte Widerstand auf. Was dachte sich die Kräuterfrau bloß?

»I helf«, wiederholte die Alte in einem Tonfall, der keinen Protest duldete.

»Das kann Annelies machen. Geh sie wecken!«

»Des dauert zu lang. Bitt Euch recht schön. I helf. I kann des.«

Mit flinken Fingern griff die alte Magd nach den bereitgelegten Kleidungsstücken. »Hast du meinem Gatten schon Bescheid gegeben?«, wollte Arigund wissen. Resl blieb die Antwort schuldig. Sie befestigte die Schnüre der Cotte, half der jungen Frau in ein paar feste Lederschuhe und meinte im Hinausgehen nur: »Wir sollten leise sein.«

Die Fackeln auf dem fensterlosen Flur waren längst herabgebrannt. Es war stockfinster. Mit der Krücke in der Rechten gab Resl ein ordentliches Tempo vor. Die beiden Frauen verließen den

Palas und erreichten die Burgmauer. Resl sah sich kurz um, ob Arigund noch hinter ihr war, lauschte kurz und hielt dann zielstrebig auf eine kleine Pforte zu, von der Arigund stets geglaubt hatte, sie hätte ihren Dienst getan, da sie heruntergekommen und verwittert aussah. Tatsächlich aber ließ sich das Türchen leicht öffnen. Dahinter führte ein schmaler Trampelpfad den Burgberg hinab. Der Mond neigte sich zwar schon langsam wieder dem Firmament zu, warf aber noch ausreichend Licht, um den Weg zu sehen. Resl mit ihrem lahmen Bein hatte auf dem steinigen Boden Probleme. Mehrmals musste Arigund sie vor Stürzen bewahren.

»Wohin gehen wir?«, erkundigte sich Arigund, diesmal mit mehr Nachdruck. »Nun rede schon!«

»Später, Herrin. Es ist net weit.«

Sie ließen das Stück gerodeten Waldes, das die Burg umgab, hinter sich und erreichten die Rückseite des Berges, auf dem der Palas stand. Hier lenkte kein Pfad mehr die Schritte. Rissige Felsen ragten neben ihnen auf. Der Wald schob sich dichter heran und schloss sie schließlich ein. Unvermittelt trat ein groß gewachsener Ritter hinter dem Stamm einer mächtigen Buche hervor. Er trug sein Kettenhemd und hielt das Schwert drohend in der Hand. Arigund fuhr zurück.

»Haltet ein, Herr Ritter!«, rief die junge Frau erschrocken und hob abwehrend die Hände. »Vergreift Euch nicht an wehrlosen Frauen!«

»Nun, ganz so wehrlos erscheint mir Eure Begleitung nicht, edle Dame.«

Den Klang dieser Stimme hätte Arigund aus tausenden erkannt. Ihr Herz setzte für einen Schlag aus, doch dann begann es so wild zu pochen, als müsste es ihr in der Brust zerspringen. Sie sah sich nach der Kräuterfrau um: »Resl, warum hast du nichts gesagt ...?«

»Verzeiht, Herrin«, antwortete nun eine Frauenstimme. »Es war mein Vorschlag. Ich wusste nicht, ob Ihr trotzdem kommen würdet.«

»Annelies, was machst du da?«

»Nun, Eurer Zofe, edle Dame, verdanken wir es, dass aus einem großen Unglück nicht ein noch größeres erwächst. Aber lasst sie zunächst berichten, bevor wir uns mit eigenen Augen überzeugen wollen.«

Als Annelies die Augen aufschlug, hatte sie in ihrer Panik zunächst um Hilfe rufen wollen, bis sie die freundlich dreinblickenden Augen des Ritters erkannte.

»Geht es wieder, Jungfer?«, erkundigte sich der junge Mann besorgt.

»Jetzt, da ich sehe, dass Ihr es seid, Herr, wird mir warm ums Herz, doch mit der Jungfer ist's vorbei.«

»Naja, das dacht ich mir fast, als ich dich so im Arm hielt, Annelies. Dann wird unser Matthias also Vater?«

»Genau genommen wird es Ihr Bruder, Herr Reimar.«

Der junge Ritter kratzte sich kurz am Kinn. »Nun, wie gut, dass ich dazu nicht beitragen musste. Ich fürchte, das Gesicht deines Gatten würde sich sonst so rot färben wie sein Bart. Doch sag, was machst du alleine hier draußen, mitten in der Nacht?«

Mit einem Schlag standen ihr die Bilder aus der Höhle wieder vor Augen. Kurz wog sie ab, Herrn Reimar die ganze Geschichte zu erzählen, doch dann fasste sie lediglich das Verschwinden ihrer Freundin mit wenigen Worten zusammen. »Und Ihr, Herr, darf ich fragen, weshalb Ihr bei der Trauerfeier Eures Vaters nicht anwesend wart und Euch jetzt wie ein Dieb – verzeiht, Herr – in die Burg schleicht? Eure Mutter sandte Euch doch einen Eilboten, gleich nachdem der Truchsess verstorben war, und sie harrte Eurer mit großer Ungeduld.«

»Mich erreichte kein Bote. Ich hörte vom Tod meines Vaters nur durch Zufall, woraufhin ich mich augenblicklich in den Sattel schwang. Leider wurde ich kurz vor Brennborg von einer Schar Räuber angegriffen und meines Pferdes beraubt. Ich musste also auf Schusters Rappen weiterreisen.«

»Doch warum kamt Ihr durch diese kleine Pforte?«

Unentschlossen trat Reimar von einem Fuß auf den anderen. Auch er schien nicht alles sagen zu wollen. »Ich war mir nicht sicher, ob mein Bruder mich auch willkommen heißen würde«, gab er schließlich zu. »Doch zumindest wollte ich mit ein paar Worten und einem Lied meiner Mutter Trost spenden.«

Eine Weile sagte keiner etwas, aber beide dachten sie an Arigund.

»Und, war denn deine Suche erfolgreich, Annelies?«, lenkte der Ritter schließlich ab.

»Jedenfalls bist du hier hochgerannt, als wäre der Teufel hinter dir her.«

»Vielleicht war es so, Herr, vielleicht auch nicht«, meinte sie vieldeutig. »Und Luise habe ich wohl gefunden, zumindest das, was von ihr übrig ist.«

»So ist ein wildes Tier über sie hergefallen?«

»In gewisser Weise. Jedenfalls, ich denke, ich werde der Resl Bescheid geben, damit sie entscheiden kann, was zu tun ist. Ihr wollt jetzt sicher zu Eurer Mutter. Sie wird stolz auf Euch sein. Es ist ein stattlicher Ritter aus Euch geworden.«

»Und genau deshalb lasse ich euch da keinesfalls allein durch die Nacht streifen. Mein Schwert wird euch gegen jede Gefahr schützen, so, wie es mich die ganze Zeit beschützt hat.«

»Ich fürchte, Herr, einer Bedrohung wie dieser ist Euer Schwert noch nicht begegnet, doch wer bin ich, Euch an irgendetwas zu hindern.«

»Dann lass uns jetzt zur Hütte der Kräuterfrau gehen. Ich denke, ich finde den Weg noch, bin ich ihn in Kindertagen doch so oft gegangen.«

»Und so kam es, edle Dame, dass Ihr mich jetzt hier in Begleitung Eurer Zofe und unserer Kräuterfrau vorfindet«, schloss Reimar schließlich. »Es ist nichts Unrechtes dabei und nichts, was man Pater Anselm beichten müsste.«

Arigund faltete die Hände über ihrem Bauch. Wie sehr hatte sie den Tag herbeigesehnt, an dem sie ihren Minneritter wiedersehen würde. Doch unter welch merkwürdigen Umständen trafen sie sich jetzt?

»Und wo finden wir Luise?«, fragte sie einfach, denn all die anderen Dinge, die ihr durch den Kopf gingen, waren nichts für fremde Ohren.

»Es gibt einen Tunnel direkt unter der Burg«, meldete sich die Zofe zu Wort.

Resl schlug die Hände vor den Mund. »Was bin i für a Depp! Wie konnt i da nimma dran denken.«

»Der alte Fluchtweg aus der Burg«, bestätigte Reimar. »Mein Vater ließ ihn vor langer Zeit verschließen. Es war zu gefährlich geworden, ihn zu benutzen. Ist die Luise am Ende dort hineingeklettert, das dumme Ding?«

Annelies brachte es nicht übers Herz zu erzählen, was sie gesehen und gehört hatte. »Lass uns jetzt aufbrechen«, meinte sie deshalb einfach. »Die Nacht wird unser Tun nicht mehr lange verbergen.«

Die ersten Geräusche des nahenden Morgens begleiteten sie auf ihrem steinigen Weg. Annelies führte die Gruppe an. Trotz ihrer Schwangerschaft bewegte sie sich behende über die Felsen. Resl ächzte zuweilen, wenn ihr lahmes Bein keinen rechten Halt finden konnte. Reimar half Arigund, deren Knie zittrig waren und die bei jeder seiner Berührungen zusammenzuckte. Dann klappte der Spalt schwarz und unheimlich vor ihnen im Boden. Kein Laut war zu hören, kein Lichtschein wollte daraus dringen. Unschlüssig standen die vier davor.

»Da, diese Steinplatte hat der Truchsess über die Öffnung legen lassen, damit niemand hineinfällt«, erklärte Reimar. »Und jetzt ist's doch passiert.«

»Wie hast du denn den Tunnel gefunden?«, wandte sich Arigund an Annelies.

»Im vergangenen Jahr beim Pilzesuchen«, erklärte die Zofe schlicht. »Da war das Loch schon offen, aber nicht so groß.«

»Was erwartet uns da drin, Annelies?«, fragte Arigund.

Die aber presste die Lippen fest aneinander, kramte ein Talglicht aus ihrer Tasche und drückte es Arigund in die Hand. »Seht selbst!«, forderte sie die anderen auf.

»Es ist an der Zeit, dass du mit der Sprache herausrückst, Annelies«, mahnte Reimar. »Ich kann es nicht verantworten, dass Frau Arigund in diesen Höllenschlund steigt. Das ist viel zu gefährlich.«

»Du willst uns doch nicht aus bloßem Mutwillen heraus in den Bauch der Erde locken?«, meinte Arigund mit zittriger Stimme.

Die Zofe bückte sich lediglich und schob sich mit den Füßen voran durch die Öffnung.

»Also i kimm mit!«, stellte Resl fest. Steif machte sie es Annelies nach.

Arigund sah zu Reimar hoch. Sie hielt immer noch das Licht umklammert.

»Ich habe einen Feuerstein dabei«, sagte Reimar. »Bevor wir nicht wenigstens Licht haben, betreten wir diesen Tunnel nicht. Die Stimmen der beiden anderen wurden mittlerweile immer mehr vom Felsen verschluckt.

»Ich fürchte Schlimmes, Reimar«, flüsterte Arigund, während sich der Ritter abmühte. »Diese Geheimniskrämerei ist nicht Annelies' Art. Sie wirkt ganz verstört.«

»Ihr könnt hier draußen warten, Arigund«, erklärte Reimar. »Ich würde lieber sterben, als Euch irgendeiner Gefahr aussetzen.«

»Warum so förmlich?«, platzte es aus der jungen Frau heraus. »Haben wir nicht früher ...«

Der Ritter unterbrach sie: »Das war in einem anderen Leben. Jetzt seid Ihr die Frau meines Bruders und tragt sein Kind unter Eurem Herzen.«

Er hatte es also bemerkt. Arigund fasste sich unwillkürlich an den Bauch. Nun, wie hätte es ihm auch entgehen können?

»Man hat mich nicht nach meinem Willen gefragt«, sagte Arigund leise und ließ sich auf das Gras sinken.

»Ach, wirklich nicht?«, entgegnete Reimar bloß. Endlich war es ihm gelungen, das Talglicht zu entflammen. »Ich gehe voran«, meinte er dann versöhnlicher. »Ihr könnt selbst entscheiden, wie Ihr es halten wollt, aber kommt lieber mit, damit ich Euch in meiner Nähe weiß.«

Geschmeidig glitt er durch die Öffnung, vorsichtig darauf achtend, dass das Licht nicht erlosch. Arigund zögerte. Sie hatte entsetzliche Angst, in diesen Tunnel zu steigen, aber alleine hier draußen zu bleiben war ihr ebenfalls nicht geheuer. Entschlossen ließ sie die Füße in die Öffnung baumeln. Weit ging es nicht herunter. Der Tunnel machte gleich am Anfang einen Knick, sodass man rückwärts auf allen vieren weiterkriechen musste. Dann erweiterte sich das Loch. Ein kleiner Mensch wie sie konnte aufrecht stehen. Reimar dagegen war gezwungen, sich gebückt zu bewegen. Der Tunnel war ab hier behauen, um das Durchkommen zu erleichtern. Doch rechts und links zweigten kleinere spaltförmige Öffnungen ab, die durch die Kräfte der Natur entstanden waren. Loses Gestein hatte sich am Boden angesammelt, Risse durchzogen Decke und Wände – ein deutliches Zeichen, dass das Gewölbe nicht mehr sicher war.

Ein herzergreifendes Weinen durchbrach die Stille. Annelies und Resl hatten offensichtlich Luise gefunden.

»Hier entlang!«, wies Reimar den Weg, »Doch gebt Acht und stürzt nicht!«

Arigund folgte ihm. Ein Stück ging es geradeaus, dann machte der Tunnel einen Knick und erweiterte sich zu einer kleinen Höhle. Ruckartig blieb Reimar stehen und versperrte Arigund den Blick.

»Gütiger Herr im Himmel!«, hauchte er und versuchte Arigund die Sicht zu versperren, doch die hatte sich bereits an ihm vorbeigedrängt. Zunächst war es ihr nicht möglich, mehr zu erkennen als ein Knäuel aus Armen und Beinen, davor lag quer Resls Stock. Dann konnte sie Einzelheiten ausmachen. Was sie sah, war ein Kerker. Schwere Ringe aus Eisen waren in die Wand eingelassen. Eine Kette lief hindurch. Es stank bestialisch nach Urin, Exkrementen und verdorbenem Essen. Resl und Annelies hielten gemeinsam Luise, die in ihrem Arm lag wie eine zerbrochene Puppe. Sie hatte keinerlei Kleidung mehr am Leib. Ein paar zerrissene Fetzen lagen verstreut herum. Ihr Körper war furchtbar geschunden, und doch war das Leben nicht aus ihm gewichen. Wer auch immer dem Mädchen das angetan hatte, wusste genau, wie weit er gehen durfte. Mit verquollenen Augen sah die malträtierte Magd nun zu Arigund hin und öffnete den Mund, doch ihre Stimme war zu schwach. Arigund ging einige Schritte auf sie zu und kniete vor ihr nieder, doch erst als sie ihr Ohr ganz dicht an den Kopf des Mädchens hielt, konnte sie die Worte verstehen. »Für Euch«, hauchte sie.

Arigund spürte heiße Tränen an ihren Wangen. »Wer hat das getan?«, fragte sie mit erstickter Stimme, doch Luise hatte die Augen schon wieder geschlossen.

»Wir müssen sie hier herausbringen«, befahl Reimar. »Ich werde versuchen die Ketten zu lösen.«

»Wartet noch, Herr Reimar«, hielt Annelies ihn zurück. Resl wollte protestieren, doch als sie das ernste Gesicht der Zofe sah, schwieg sie.

»Ich habe ihn gesehen«, sagte Annelies schlicht. »Nachdem ich in die Höhle gekrochen war, hörte ich das Jammern und Wimmern, und da bin ich hin. Ich wünschte, ich hätte es nicht getan, denn so habe ich mit ansehen müssen, wie er ...«

»Wer, Annelies, wer?«, drängte Arigund aufgebracht.

Annelies senkte den Kopf und flüsterte: »Euer Gatte, Herrin.«

»Mein Bruder?«, fragte Reimar entgeistert. »Das muss ein Irrtum sein, Annelies. Warum sollte er? Ein Brennborg würde niemals ohne Grund foltern, noch dazu eine Frau.«

»Seht Ihr es denn nicht selbst?!«, schrie Annelies unvermittelt. »Schaut Euch Luise doch einmal an. Sieht sie nicht fast genauso aus wie ...«

»Ich«, stellte Arigund schlicht fest. Die Erinnerung an ihre Hochzeitsnacht, die Erniedrigungen, bevor der alte Truchsess eingegriffen hatte, alles war plötzlich wieder da. Aber hatte sich Wirtho nicht in jüngster Zeit geändert? War nicht die Boshaftigkeit aus seinem Gesicht gewichen? War er nicht ein anderer geworden seit dem Tod seines Vaters. Allerdings war an diesem Tag auch Luise verschwunden.

»Herrin, er hat Luise mit Eurem Namen angesprochen, und ich sollte ihr demnächst hier Gesellschaft leisten, nachdem er« – die Zofe schluckte – »das Baby ersäuft hat.«

»Das sind ungeheuerliche Anschuldigungen, Annelies«, meldete sich nun noch einmal Reimar zu Wort. »Ich kann das nicht glauben, bevor es Beweise gibt.«

»Die wirst du niemals bekommen!«

Mit diesem Schrei stürzte sich Wirtho von hinten auf seinen Bruder und knüppelte ihn brutal mit dem Knauf seiner Waffe nieder. Dann hob er das Schwert, um Annelies zu durchbohren. »Das ist für dich, du neugieriges Weibsstück!«, brüllte er. »Wusste ich doch, dass du es warst, vorhin, als ich mit der da beschäftigt war.«

Schreckensstarr stand die Zofe da. Wenigstens würde es ein rascher Tod sein, aber auch das Kind würde sterben! Doch da zerriss ein geller Schmerzensschrei die Luft. Resl war aufgesprungen und hatte sich schützend vor Annelies geworfen. Die Klinge fuhr ihr direkt in die Brust.

»Lauf!«, gurgelte sie noch der Zofe zu, dann brach sie zusammen. Das brachte Wirtho für einen Moment aus der Balance, denn sein Schwert steckte noch in ihrem Körper. Mit beiden Händen packte er den Knauf seiner Waffe und zog sie aus dem Leichnam der Kräuterfrau. Annelies drängte sich rasch an dem rasenden Burgherrn vorbei, rempelte Arigund an und verschwand Richtung Ausgang in der Dunkelheit.

Der Ritter hatte mittlerweile sein Gleichgewicht wiedergefunden und machte Anstalten, die Verfolgung der Zofe aufzunehmen.

»Wirtho, nicht!«, rief Arigund und hielt ihn an einem Ärmel zurück.

Da erst schien er seiner Gattin gewahr zu werden. Grob packte er sie am Hals und knurrte: »Wir sprechen uns noch, Hure! Triffst dich heimlich mit meinem Bruder und zeugst mit ihm einen Bastard, während du mir das treue Eheweib vorspielst.«

Eine ungeheure Wut gab Arigund Kraft. Sie hob das Knie und trat ihrem Gatten mit aller Wucht zwischen die Beine. Keuchend ließ er sie für einen Augenblick los. Arigund wandte sich nun ebenfalls zur Flucht, doch Wirtho war schnell wieder auf den Beinen und setzte ihr nach. Schon nach wenigen Sprüngen hatte er sie eingeholt, packte sie an den Haaren und zerrte sie zurück.

»Hiergeblieben! Dir werd ich's zeigen, mir in den Rücken zu fallen, so weit kommt's noch!«

Mit voller Kraft schlug er ihr ins Gesicht. Die Beine knickten Arigund weg. Sie schmeckte Blut, roch das faulige Stroh, auf dem Luise gelegen hatte, und hörte Wirtho weitertoben.

»Jetzt wirst du einmal lernen, was es heißt, sich gegen den Truchsess zu stellen, du mieses Stück Dreck.«

Ein schwerer Tritt traf sie direkt in den Bauch, dann verlor sie das Bewusstsein.

Wirtho warf einen kurzen Blick auf sein Weib, dann auf seinen Bruder. Beide lagen leblos auf dem Boden. Die waren erledigt. Blieb nur noch diese Zofe. Er musste sie unbedingt zum Schweigen bringen! Keuchend rannte der Ritter zum Ausgang des Tunnels, schob sich mit einem geschmeidigen Satz aus dem Loch, sprang auf die Füße und lauschte in die Nacht hinaus. Wohin konnte das Luder verschwunden sein? Zurück in die Burg? Ins Bett des Hörigen? Sollte sie wirklich so dumm sein zu glauben, der könnte sie vor dem Truchsess beschützen? Wirtho lauschte. Dann hörte er deutlich, wie jemand den schmalen Pfad zur Burg hinaufhastete.

»Ha, also doch!«, zischte Wirtho fast schon belustigt. »Du wirst mir nicht entgehen, kleines Füllen.«

Mit riesigen Sätzen sprang er Richtung Bergpfad. Seine Schritte hallten wie Bärentritte in der Nacht. Wenn er sie noch auf dem Pfad erwischte, konnte er sie einfach den Abhang hinunterstürzen. Das würde die wenigsten Fragen aufwerfen. Immer mal wieder lag jemand mit zerschmetterten Gliedern am Grunde der Burg. Er entdeckte eine fliehende Gestalt auf halber Höhe und verdoppelte seine Schritte. Offensichtlich hatte sie jetzt auch ihn entdeckt, denn nun wurde auch sie immer schneller. Wirtho war ein geübter Läufer. Rasch verringerte sich der Abstand, doch auf einmal war die fliehende Gestalt wie vom Erdboden verschluckt. Wirtho lachte rau. Wenn dieses kleine Luder dachte, ihn täuschen zu können, dann war es gewaltig im Irrtum. Es gab nur ein einziges Versteck auf diesem Weg, das Gebüsch gleich neben dem Eingang. Wirtho legte die letzte Wegstrecke langsamer zurück, um seinen Atem zu beruhigen. Einen Moment dachte er darüber nach, die Wachknechte zu rufen, doch dann verwarf er den Gedanken. Es war besser, diese Sache in die eigenen Hände zu nehmen. Tief griff er hinein ins Gestrüpp, berührte überrascht grobes Tuch, zerrte daran und packte grob mit der anderen zu. Mit unglaublicher Genugtuung zog er seine Beute aus dem Gestrüpp, nur um sie gleich erstaunt wieder loszulassen.

»Pater Anselm, was in Gottes Namen tut Ihr denn hier um diese Zeit?«

Der Priester trat unsicher von einem Fuß auf den anderen, ohne etwas zu sagen. Wirtho schnupperte wie ein Jagdhund und begann zu lachen. »Mich dünkt, ihr habt einem ganz besonderen Schäfchen geistlichen Beistand geleistet. Was wohl der Fürstbischof dazu sagt, wenn er erfährt, dass Ihr herumhurt?«

Der Kaplan schwieg hartnäckig. Wirtho dagegen flogen die Gedanken nur so zu, und zuletzt kristallisierte sich ein ganz besonderer heraus.

Von Todesangst getrieben rannte Annelies durch den Wald, bis ihr die Lungen brannten. Irgendwann sackte sie auf einem querliegenden Baum zusammen und japste nach Luft. Das Kind strampelte wild, als müsste es denselben Lauf hinlegen wie seine Mutter. Beruhigend legte die Zofe die Hände auf ihren gewölbten Leib und versuchte es mit leisem Summen. Normalerweise lies sich das Kleine so besänftigen, doch diesmal war es außer Rand und Band. Selbst als sich Annelies' Herzschlag beruhigt hatte, begehrte es weiter auf. Heiße Tränen rannen der Zofe die Wangen herunter.

»Was soll jetzt nur aus uns werden?«, flüsterte sie verzweifelt. »Zurück können wir nicht mehr, nicht einmal, um Matthias zu wecken.«

Aufmerksam horchte die junge Frau in die Dunkelheit, doch nur die gewohnten Geräusche des frühen Morgens drangen an ihr Ohr. Noch schien man nicht nach ihr zu suchen, aber das würde sich bestimmt bald ändern. Hier konnte sie nicht bleiben. Aber wohin gehen? Vorsichtig zog sich Annelies an einem Ast in die Höhe und sah sich um. Sie war gar nicht so weit gelaufen, wie sie gedacht hatte. In jedem Fall nicht weit genug für Wirthos Berittene. Zunächst musste sie die Straße finden. Wenn sie tiefer in den Wald hineinlief, würde sie niemals wieder herausfinden. Sie sah nach oben. Die Sonnenscheibe schickte ihre ersten Strahlen aus. Dort musste Osten sein. Die Straße nach Werth verlief westlich der Burg. Sie musste sich also in die andere Richtung halten. Mit energischen Schritten trat Annelies ihren Weg an. Es war gar nicht so schwer, sich hier draußen zu orientieren. Schon bald tat sich vor ihr die zerfahrene Piste auf, die Burg Brennberg mit dem Rest der Welt verband. Die an- und abfahrenden Besucher hatten deutliche Spuren hinterlassen. Annelies fiel ein, dass vermutlich auch heute viele Trauergäste die Burg verlassen würden, es sei denn, sie beteiligten sich an der Jagd auf eine kleine Zofe. Aber das erschien ihr unwahrscheinlich. Sollte Wirtho ein zu großes Aufheben um das Verschwinden einer Bediensteten machen, würden sich daraus zahlreiche Fragen ergeben. Überhaupt würde sie zu gerne erfahren, was für eine Geschichte sich der junge Burgherr ausdenken würde. Und wie würde er seinen Bruder zum Schweigen bringen? Wenn der dem Fürstbischof berichtete, welche gotteslästerlichen Dinge sich in der Höhle ereignet hatten, würde ihm das Amt des Truchsess verweigert werden. Andererseits, ob Reimar überhaupt noch am Leben war? War er nicht wie ein gefälltter Baum zusammengesackt. Was, wenn Reimar von seinem Bruder erschlagen worden war? Und Arigund? Was würde mit der Herrin geschehen? Es war ihr furchtbar, sie in großer Not zurückgelassen zu haben. Aber was konnte eine einfache Zofe schon ausrichten? Mit einem Mal wusste Annelies, was sie tun konnte. Es gab nur einen einzigen Menschen, der ihnen beiden helfen konnte: Antonio DeCapella. Wenn es ihr gelang, Regensburg zu erreichen, dann waren sie beide in Sicherheit.

Jetzt, wo sie ein Ziel vor Augen hatte, spürte sie neue Energien in ihren Körper strömen. Sie hatte zwar keine Ahnung, wie weit es bis in die große Stadt war – damals hatte die Reise drei Tage gedauert –, aber an den Weg konnte sie sich gut erinnern. Munter schritt das Mädchen aus und erreichte ungehindert am späten Vormittag die Weggabelung, an der es links nach Falkenstein weiterging und rechts bergabwärts Richtung Werth. Als sie sich näherte, erspähte sie eine wartende Gestalt, die am Straßenrand kauerte. Der rote Haarschopf war unverkennbar. Dennoch war das Mädchen vorsichtig. Es konnte sich auch um eine Falle handeln. Noch konnte man sie nicht gesehen haben. Sie bog in den Wald ab und lief parallel zur Straße. Je weiter sie kam, desto

vorsichtiger trat sie auf. Noch immer sah es so aus, als wäre Matthias allein. Er saß da, den Kopf in die Hände gestützt, und schien tatsächlich zu weinen. Annelies machte einen weiten Bogen um ihn herum und stellte zu ihrer Verwunderung fest, dass Arigunds Maultiere neben ihm an einem Baum festgemacht waren. Genüsslich fraßen sie die Blätter von den Ästen. Ansonsten schien alles ruhig. Noch einmal lauschte die Zofe in alle Richtungen. Dann warf sie vorsichtig ein Steinchen auf Matthias' Rücken. Der zuckte zusammen und sprang auf. Geschickt duckte sie sich unter die Äste eines Bergahorns.

»Annelies?«, rief der Knecht. »Bist du das?«

Hektisch drehte sich der junge Mann herum. »Annelies! Wenn du da bist, dann komm bitte!«

Ein weiteres Steinchen traf ihn und lockte ihn in den angrenzenden Wald. Mit klopfendem Herzen erhob sich das Mädchen.

»Pst!«, machte Annelies.

Der Knecht schnellte herum und flog in ihre Arme. »Dass ich dich wiederhabe, meine Annelies. Ich bin so froh!«

Doch sie befreite sich rasch.

»Bring die Maultiere ins Gebüsch, bevor man sie sieht!«, befahl sie. »Wie kommst du überhaupt dazu, sie der Herrin zu stehlen?«

Matthias tat brav wie ihm geheißen, band die beiden Braunen los und zog sie hinter eine große Tanne.

»Ich hab sie nicht gestohlen. Sie sollen nur nach Regensburg zurückgebracht werden. Das jedenfalls habe ich den Pferdehirten gesagt. Herr Wirtho hatte sie denen nämlich aufs Auge gedrückt, weil er meinte, sie seien für nichts mehr nütze, und Frau Arigund wollte sie ja unbedingt behalten.«

»Dorthin hat er sie also gebracht. Ich hatte mich schon gewundert, wo sie abgeblieben waren.«

»Zum Glück waren die Pferdehirten wegen der Trauerfeier gerade ganz in der Nähe. Es war nicht schwer, sie zu überzeugen. Die Burschen waren richtig froh, als ich sie mitnahm. Die störrischen Viecher hatten ihnen jede Menge Ärger bereitet.«

»Wird man sie nicht vermissen?«, fragte Annelies. Pferdediebstahl war schließlich ein schweres Vergehen.

»Im Herbst sicher, doch bis dahin sind wir weit weg.«

»Und die Hirten?«

»Sind heute Morgen schon in aller Frühe weitergezogen. Sie sind ja eh nicht gern gesehen.«

»Wie kommt es, dass du hier auf mich wartest? Du wolltest doch nicht weglaufen.«

Matthias schlang die Arme um seine Frau. »Du bist mein Ein und Alles, Annelies. Ich wachte heute Nacht auf und fand das Bett leer vor. Deine Sachen waren weg. Mir war klar, dass du deinen Plan in die Tat umgesetzt hast. Da bin ich dir nach. Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht und um das Kind.«

Behutsam küsste er sie auf die Stirn. »Ich will dich nicht verlieren. Bitte tu das nie wieder.«

Annelies schmiegte sich an ihn: »Wenn du wüsstest, was heute Nacht alles geschehen ist. Doch still, ich höre etwas. Lass uns weiter in den Wald gehen. Gewiss sucht man uns bereits.«

»So schnell? Warum das?«

Doch Annelies hatte schon die beiden Maultiere am Halfter gepackt und zerrte sie ins Gebüsch. »Mach schon, schnell!«, forderte sie ihn auf.

Wortlos nahm Matthias ihr die Tiere ab und tat, wie sie verlangte.

Es dauerte nicht lange, bis sie Hufgetrappel hörten und die lauten Stimmen von Reitern.

Annelies warf Matthias einen ernsten Blick zu. »Wir müssen wissen, welche Richtung sie einschlagen, damit wir ihnen nicht in die Arme laufen.«

Ihr Mann nickte, drückte ihr wieder die Tiere in die Hand und huschte davon. Die Zeit bis zu seiner Rückkehr schien nicht verstreichen zu wollen. Annelies atmete auf, als sie ihn zwischen den Büschen erkannte. »Sie sind allesamt den Berg hinunter nach Werth«, berichtete er. »Fünf Bewaffnete und der Herr Sigurd. Was hat das zu bedeuten? So viel Aufhebens wegen einer weggelaufenen Zofe und eines Knechts? Herr Reimar hätte darüber gelacht.«

»Es geht um viel mehr.«

Mit wenigen Sätzen fasste Annelies die Ereignisse der Nacht zusammen. Matthias wurde immer ernster. »Das ändert alles«, meinte er schließlich. »Du kannst nicht nach Regensburg zurück, denn genau damit rechnet der Herr.«

»Wohin dann?«

»Uns bleibt im Augenblick nur ein Weg, der nach Falkenstein.«

»Aber dort wird man uns nicht weiterhelfen.«

»Nein«, gab Matthias nachdenklich zu.

»Wir könnten versuchen, uns bis zur Salzstraße durchzuschlagen«, schlug seine Frau vor. »Die führt nach Passau. Aber was wird aus meiner Herrin?«

»Die hat ihre eigenen Leute, die ihr helfen werden. Zudem kann sich nicht einmal der Herr Wirtho leisten, seiner Frau ein Haar zu krümmen.«

»Im wahrsten Sinne des Wortes«, bestätigte Annelies. »Der Herr DeCapella hat im Ehevertrag darauf bestanden.«

Für eine Weile hingen beide ihren Gedanken nach. Nachdenklich kraulte Matthias den Maultieren den Hals. Die beiden Braunen reckten ihn genüsslich und schürzten die Oberlippe.

»Passau, das ist weit weg«, murmelte der Rossknecht schließlich. Für ihn bedeutete Regensburg schon eine Weltreise.

»Nicht das Ende der Welt«, versuchte Annelies ihm Mut zu machen.

Seine Hände krallten sich in die kurzen Maultierhaare. Sie würden ohne Schutz eines Herrn reisen, mussten auf sich selbst und das Glück vertrauen. Annelies betrachtete ihren Gatten. Zu diesem Schritt musste er sich selbst entschließen. Drängte sie ihn, würde er ihr dies bei jeder Gelegenheit vorhalten.

Endlich nickte der Rotbart und versuchte zuversichtlich auszusehen.

»Wir sollten aufbrechen«, meinte er und klopfte den beiden Tieren den Hals. »Der Weg nach Passau ist lang und beschwerlich.«

Entschlossen zogen sie die Maultiere zurück auf die Straße. Dort hob Matthias seine Frau auf den Rücken des einen und schwang sich selbst auf den anderen Braunen. Dann schlugen sie den Weg nach Falkenstein ein. Annelies war erleichtert. Zu zweit hatten sie vielleicht eine Chance, Wirthos Häschern zu entgehen und sich ein neues Leben aufzubauen. Sie brachte ihr Reittier an Matthias' Seite: »Nur mal so eine Frage: Hast du zufällig an etwas zu essen gedacht?«

Matthias lachte und griff in seine Tasche. »Natürlich. Ich war lange genug bei den Pferdehirten, um zu wissen, dass man gut daran tut, Proviant mitzunehmen.«

Arigund erwachte von Schmerzen gepeinigt. Ihr Körper schien zerreißen zu wollen. Sie schrie auf, doch die Pein wollte kein Ende nehmen. Um sie herum herrschte hektischer Betrieb. Irgendwo dazwischen glaubte sie auch die besorgte Miene der Frau Kunigund zu erkennen. Nach endloser Zeit rutschte etwas Warmes, Glitschiges in ihren Schoß. Arigund hörte ihre Schwiegermutter sagen: »Ein Junge, es ist ein Bub!«

Zweimal ertönte ein Laut wie von einem jungen Kätzchen, dann verstummte es, und Frau Kunigund brach in hemmungsloses Schluchzen aus. Arigund versuchte den Kopf zu heben und die Burgherrin zu trösten, aber die Welt versank wieder im Nebel.

Wirtho von Brennborg durchmaß den Raum mit großen Schritten. Wie selbstverständlich hatte er den Vorsitz der Runde der Ritter eingenommen, eine Rolle, die früher seinem Vater zugekommen war. »Sie ist eine Ehebrecherin!«, donnerte der junge Ritter. »Ich selbst habe sie auf frischer Tat ertappt. Sie hat mit meinem Bruder das Lager geteilt. Pater Anselm kann es bezeugen. Gott, ich fasse es nicht! Dieses Weib hintergeht mich mit meinem engsten Verwandten, kaum dass mein Vater zu Grabe getragen wurde. Wer weiß, wie lange das schon so geht! Der Herr straft mich.«

Wirtho versuchte seinen betroffenen Gesichtsausdruck mit einer theatralischen Geste zu unterstreichen.

»In der Tat ein schreckliches Vergehen«, bestätigte Bruder Anselm. Er wirkte heute noch blasser und gelblicher als sonst.

»Dennoch sollten wir zunächst abwarten, bis Reimar das Bewusstsein wiedererlangt«, meinte der Eckmühler, der angesichts der Ereignisse seine Abreise verschoben hatte. »Vielleicht gibt es eine ganz einfache Erklärung.«

»Erklärung?«, jaulte Wirtho und japste nach Luft. »Soll ich Euch detailliert beschreiben, wie sich die beiden in gotteslästerlicher Weise in der Höhle im Stroh gewälzt haben, bewacht von dieser alten Hexe, die einen viel zu gnädigen Tod durch mein Schwert gefunden hat.«

Unangenehm berührt schüttelte sein Nachbar den Kopf: »Trotzdem, ganz so einfach ist die Sache nicht«, fuhr er fort. »Ihr beschuldigt Euren Bruder, einen Mann vom selben Stand. Zudem soll es ein Schreiben Eures Vaters an den Fürstbischof geben, in dem er ausdrücklich darum bittet, Euch erst dann das Amt des Truchsess zuzusprechen, wenn Ihr einen legalen Erben benennen könnt. Auch ist Eure Gattin die Tochter eines Mannes, dem Euer Vermögen verpfändet ist. Böse Zungen könnten behaupten, es ginge Euch weniger um Eure Ehre als um Titel und Vermögen.«

Wirtho lief dunkelrot an. Seine Hand zuckte in Richtung Schwert, doch das war nicht an seinem Platz. Er hatte es, wie bei einer Beratung üblich, in der Waffenkammer gelassen. Bertas Vater entging die Geste nicht.

»Macht nicht so ein Gesicht, Herr Ritter«, blaffte er. »Euer Ehevertrag ist ein offenes Geheimnis.«

»Zumindest muss man den beiden in einer ordentlichen Verhandlung Gelegenheit geben, ihre Seite darzulegen«, gab ein alter Ritter zu bedenken, der sich als treuer Berater von Herrn Reimar einen guten Ruf erworben hatte.

»Es gäbe allerdings noch eine elegantere Lösung«, drängte sich der Pater wieder nach vorne.

»Ach ja?«, fragte Wirtho interessiert.

»Frau Arigund könnte den Schleier nehmen. Die Dominikanerinnen würden Eurer Gattin sicher Gelegenheit geben, Buße zu tun.«

»Ein guter Vorschlag, nur würde sie meine Gattin bleiben, und ich könnte auf absehbare Zeit keinen Erben vorweisen.«

»Nun, in diesem Fall ließe der Fürstbischof sicherlich wegen einer Scheidung mit sich reden. DeCapella müsste Euch eben entgegenkommen.«

Der Priester rieb die Finger aneinander, wie man es beim Geldzählen machte.

»Und mein Bruder?«, hakte Wirtho nach.

»Falls er das Bewusstsein wiedererlangt, könnte man ihn vielleicht davon überzeugen, dass es besser wäre, das Kreuz zu nehmen, um den Namen Brennborg in Ehren zu halten.«

»Glückwunsch, Wirtho«, merkte der Eckmühler mit süffisanten Grinsen an, »Ihr habt vorzügliche Berater.«

Es klopfte, und Sigurd betrat die große Halle. Umständlich klopfte er sich den Staub aus der Kleidung und machte eine gestelzte Verbeugung.

»Nun, mein Freund, hast du die Flüchtigen aufgegriffen?«, wandte sich Wirtho an ihn.

»Leider nein, mein Herr, doch es gelang uns, eine Räuberbande dingfest zu machen, die sich ganz offensichtlich des Pferdes und der Habseligkeiten Eures Bruders bemächtigt hat.«

Enttäuscht winkte der junge Burgherr ab. »Verdammt sollt ihr sein!«, fluchte er. »Was soll ich mit denen? Werft das Gesindel ins Loch. Es war der Hörige und sein Weib, die ihr bringen solltet. Packt Euch, und kommt mir nicht wieder ohne sie.«

»So viel Lärm um zwei Unfreie?«, wunderte sich der Eckmühler. »Sie werden von selbst zurückkommen oder verhungern.«

»Was kümmert's Euch!«, fuhr ihn Wirtho zornig an. »Sie sind mein Eigentum, und das halt ich zusammen.«

Mit wehendem Mantel verließ er den Saal und lief seiner Mutter direkt in die Arme. Sie stürmte mit geballten Fäusten auf ihn zu und trommelte gegen seinen Harnisch.

»Wie konntest du nur!«, rief sie aufgebracht.

»Beruhige dich, Mutter, und lass uns in deine Kemenate gehen. Ich habe sowieso mit dir zu sprechen.«

Energisch packte er sie am Arm und drängte sie ruppig in ihr Zimmer. Doch Frau Kunigund war noch lange nicht fertig mit ihm. Kaum hatten sich die Türen hinter ihr geschlossen, stürmte sie erneut auf ihren Sohn ein: »Wie konntest du nur so etwas tun? Dein eigen Fleisch und Blut. Deinen Sohn. Du hast ihn auf dem Gewissen. Was bist du nur für ein Ungeheuer?«

»Mäßige dich, Mutter!«, herrschte Wirtho sie an.

»Wie sollte ich! Bist du doch für den Tod deines Sohnes verantwortlich. Deine Frau konnte ihn nicht mehr in ihrem Bauch halten, weil du auf sie eingetreten hast, wie es nur ein barbarischer Heide tut. Dein Stammhalter ist gestorben, noch bevor Pater Anselm ihm das Sakrament der Taufe zukommen lassen konnte.«

Einen Augenblick lang funkelte Wirtho die Burgherrin an. Dann verhärteten sich seine Züge: »Ich habe keinen Sohn gezeugt. Was du da gesehen hast, war Reimars Bastard.«

Grob stieß er sie von sich. Doch sofort hing sie wieder an seinem Ärmel. »Du bist verrückt, wenn du das behauptest. Reimar war längst abgereist, als du das Lager mit Arigund geteilt hast.«

»Abgereist, von wegen. Die ganze Zeit war er in dieser Höhle und hat mit ihr Unzucht getrieben.«

»Das ist nicht wahr!«, widersprach Frau Kunigund, außer sich vor Zorn. »Reimar war in Augsburg, und dein Vater bewachte eure Hochzeitsnacht. Arigund war unberührt, als sie dir angetraut wurde, und sie hat dich auch danach nicht betrogen. Das alles denkst du dir nur aus.«

Erneut schüttelte der Ritter die alte Frau ab. »Nun ist es gut, Mutter. Mir scheint, du willst mich für dumm verkaufen. Ich weiß von eurer kleinen Intrige, mir mein rechtmäßiges Erbe streitig zu machen.«

Der Ritter griff in die Tasche seines Mantels und holte ein zerknittertes Pergament hervor. Das Siegel des Truchsess war gebrochen. »Hast du das etwa meinem Vater auf dem Sterbebett abgerungen, oder waren seine Sinne bereits im Jenseits und du führtest seine Hand zur Unterschrift?«

Kunigund starrte auf das Dokument. Wie kam es in Wirthos Besitz? Dann aber straffte sich ihr

Rücken. »Es war der freie Wille deines Vaters.«

»Lügen, alles Lügen. Niemals hätte er seinen Besitz einem solchen Schwächling anvertraut wie meinem kleinen Bruder. Er wusste, dass Brennberg eine starke Hand braucht, es zu führen.«

Die Hand mit dem Pergament schwenkte zum Talglicht auf dem kleinen Tisch. Sofort fing das Schriftstück Feuer. Kunigund stieß einen Schrei aus und versuchte, die Schrift ihrem Sohn zu entreißen, doch da stand sie bereits in hellen Flammen. Ohnmächtig musste die Burgherrin mitansehen, wie sich das Testament in einen Ascheregen auflöste.

»Du verstehst sicher, dass ich niemanden auf der Burg dulden kann, dessen Treue ich mir nicht sicher bin. Morgen wird dich Waldemar gen Eichstätt begleiten. Bis dahin wirst du deine Kemenate nicht verlassen. Es steht dir frei, alle deine persönlichen Sachen mitzunehmen. Deine Mitgift geht selbstverständlich an das Kloster.«

Kreidebleich trat die alte Frau einen Schritt zurück und sah ihren Sohn an wie einen Fremden. »Du wagst es, mir Anordnungen geben zu wollen?«, fragte sie mit kalter Stimme.

»Und du wirst sie befolgen, wie es sich einem Weib geziemt.«

Er öffnete die Tür und winkte zwei Wachknechte herbei. »Sorgt dafür, dass sich meine Mutter bis zu ihrer Abreise morgen früh ausruht. Sie soll nicht gestört werden.«

Ohne mit der Wimper zu zucken, befolgten die Männer Wirthos Befehl und bauten sich im Gang auf. Frau Kunigund blieb nichts anderes übrig, als sich zu fügen.

Ihre alte Zofe brachte ihr am frühen Abend das Nachtmahl, ein einfaches Gericht aus Getreidebrei und weißem Brot.

»Vergelt's Gott«, dankte ihr die Burgherrin. Dann zog sie ihre treue Dienerin zur Seite und steckte ihr einen versiegelten Umschlag zu. »Gib dies dem Eckmühler, damit er es an den Herrn DeCapella weiterleitet. Er wird es tun, denn er schuldet mir einen Gefallen. Aber bevor du gehst, sag mir noch, wie geht es der jungen Herrin? Weißt du etwas?«

Hektisch sah sich die Alte um. Der Wachknecht hatte sich über seine Mahlzeit hergemacht, die ihm die Zofe ebenfalls gebracht hatte. Dann flüsterte sie: »Ich werde tun, was Ihr wollt, aber ich kann nichts versprechen. Der Herr lässt mich beobachten. Frau Arigund ist schwach, doch sie lebt, und das wird auch so bleiben, wenn es dem Allmächtigen gefällt.«

Nach einem hastigen Knicks verschwand die Alte. Kunigund bekreuzigte sich und griff nach dem Rosenkranz auf ihrer Kommode. »Gott steh uns beiden bei, Arigund«, flüsterte sie.

Die Ungewissheit war das Schlimmste für Arigund. Allmählich begann ihr Körper sich zu erholen und ihr Geist sich zu erinnern, doch noch ergab alles kein Bild. Auch war niemand bereit, mit ihr zu sprechen. Arigund nahm an, dies sei eine Anweisung von Wirtho. Mehrfach fragte sie die Magd, die ihr ein einfaches Mahl brachte und bei der Verrichtung kleinerer Tätigkeiten half, nach Annelies. Die Frau senkte nur den Kopf und deutete zu dem Wachknecht vor der offenen Tür. Als Arigund sich nach Resl erkundigte, brach die Magd in Tränen aus und stürmte heraus. Auch Frau Kunigund kam nicht mehr an ihr Krankenbett. Der Einzige, der ihr Zimmer betreten durfte, war Pater Anselm, doch auch er war verschwiegen und lediglich bereit, Gebete mit ihr zu sprechen. Seine an sich schon verhärmten Gesichtszüge waren von neuen, tiefen Falten durchzogen und seine Gesichtsfarbe noch fahler als sonst. Er bot der jungen Frau an, ihr die Beichte abzunehmen, Arigund aber schüttelte nur den Kopf. Noch sah sie sich nicht in der Lage, über ihre Erlebnisse zu sprechen.

Der Pater faltete die Hände und atmete tief durch: »Arigund, könnt Ihr Euch noch an unser Gespräch an Eurem Hochzeitstag erinnern?«, fragte er streng.

»Gewiss, Vater, und Ihr wisst, an mir hat es damals nicht gelegen.«

Der Pater schlug für einen Moment die Augen nieder. Er wusste mittlerweile, wer sein Eingreifen verhindert hatte. Und was war daraus entstanden? Unglück, Leid, Tragödien. So war das, wenn man sich dem Willen des Herrn widersetzte. Er strafte hart und gerecht.

»Nun, Herr Wirtho wäre willens, auf eine öffentliche Gerichtsverhandlung gegen Euch zu verzichten, wenn Ihr den Schleier nehmt und einer Scheidung zustimmt.«

Erstaunt sah Arigund zu dem Priester auf. »Verfahren gegen mich? Doch wohl eher gegen ihn selbst?«

Die Mimik des Kaplans verfinsterte sich: »Der Herr Wirtho ahnte bereits, dass Ihr Euch Lügen ausdenken und ihn beschuldigen würdet. Wie schade, ich hatte Euch mehr Rückgrat zugetraut. Denkt doch, welche Schande es über Euch und Eure Familie brächte, wenn man Euch als Ehebrecherin bezeichnete. Ihr könntet dem entgehen.«

Empört fuhr Arigund hoch. »Ich soll was getan haben?«

Der Pater hob gebieterisch die Hand und schleuderte ihr seine Vorwürfe entgegen: »Mäßigt Euch, Arigund! Eure Lügen helfen Euch nicht mehr, sah ich Euch doch selbst in sündiger Umarmung mit dem Bruder Eures Gatten. Was für ein schändliches Treiben! Buße solltet Ihr tun und dem Herrn dafür danken, dass Euer geschätzter Gatte Euch nicht an den Schandpfahl binden lässt. Wie konntet Ihr nur! Und Euch dann auch noch an der armen Luise zu vergreifen. Zu Tode gequält habt Ihr sie, nur weil sie dem Herrn von Eurem schändlichen Tun berichten wollte.«

Er spuckte heftig vor ihr aus. Totenblass sank Arigund auf ihr Lager zurück und flüsterte: »Das ist, was man mir vorwirft?«

»So lautet die Anklage.«

»Und Reimar? Was sagt der?«

»Ich bin nicht befugt, Euch darüber Auskunft zu geben, aber es ist doch allgemein bekannt, dass Ihr schon vor Eurer Hochzeit mit ihm herumgeturtelt habt, elende Verführerin.«

Die junge Frau schloss die Augen. Warum sagte der Priester so etwas? Er musste doch wissen, dass das alles Lügen waren. Was hatte sie ihm getan? Und Reimar? War er beteiligt an der Intrige gegen sie? Es sah ganz danach aus. Aber dann hatte Wirtho ihn nicht erschlagen. Dann musste er

noch leben! Die Gedanken rasten blitzschnell durch Arigunds Kopf, wirbelten durcheinander wie Schneeflocken in einem Sturm und klärten sich mit einem Schlag. Nein, sie kannte Reimar. Niemals würde der solche Lügen über sie verbreiten. So etwas war lediglich Wirtho zuzutrauen. Die Behauptung, Reimar habe mit ihr Unzucht getrieben, war eine List, eine böswillige Intrige, mit der er sie loswerden und vor den Menschen auf Brennborg schlechtmachen wollte. Reimar war tot, erschlagen von seinem eigenen Bruder, und ihre Zukunft war mit ihm und seinem Vater gestorben. Wirtho würde sie niemals in Frieden lassen, schon gar nicht jetzt, wo sie sein Geheimnis kannte.

Während Arigund gedankenversunken aus dem Fenster blickte, lugte der Pater verstohlen durch die halboffene Tür auf den schummrigen Flur, in dem sich Wirthos Gestalt abzeichnete. Der Ritter nickte dem Burgkaplan zu.

»Ich weiß, dass auch der junge Reimar in seiner Unschuld Euch süße Worte geschenkt hat«, säuselte der Burgkaplan nun mit sanfter Stimme. »Aber das war nur Minne. Ihr hättet Euren lästerlichen Gedanken nicht nachgeben dürfen, mein Kind.«

Alles drehte sich um Arigund. Ihr war plötzlich übel. Sie wollte nur noch allein sein. Mit erstickter Stimme erklärte sie: »Richtet meinem Gatten aus, dass ich Euren Vorschlag annehmen und so bald wie möglich nach Regensburg abreisen möchte, um dort ins Kanonissenstift einzutreten.«

Der Priester nickte erleichtert. »Ich wusste, dass unser Herr Euch den richtigen Weg weisen wird. Doch der Weg nach Regensburg ist Euch verwehrt. Euer Gatte hat ein anderes Haus für Euch im Sinn.«

»Nämlich?«

»Das Dominikanerinnenkloster Heilig Kreuz.«

Es war Arigund nicht mehr möglich, die Tränen zurückzuhalten. Das war weit weg von Regensburg. Dort würde sie ein Niemand sein, eine Ehebrecherin ohne Privilegien, die man zu den niedrigsten Arbeiten heranziehen würde. Ohne ein Wort des Trostes drehte sich Pater Anselm um und verließ den Raum. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss.

Schon am nächsten Tag stand der Holzkarren bereit, der Arigund zu dem etwa zwei Tagesreisen entfernten Kloster bringen sollte. Sie durfte bis auf ihr hölzernes Kästchen nichts mitnehmen. Ihre gesamte Aussteuer, ihr Schmuck, ihre Kleider blieben auf der Burg. Wirtho ließ ausrichten, man würde alles nach Regensburg zu ihrem Vater schicken, woran Arigund Zweifel hegte. Der jungen Frau selbst hatte man bereits das einfache Gewand einer Büsserin angelegt. Das Gesinde, ihr einst freundlich zugetan, verfolgte ihre Abreise mit finsternen Blicken. Ganz offensichtlich hatte Pater Anselm oder die Ritterschaft ganze Arbeit geleistet und das Gerücht verbreitet, Arigund habe Luise auf dem Gewissen. Was sollten die Leute auch sonst glauben? Die alte Resl konnte nicht mehr für Arigund sprechen. Wie Wirtho wohl deren Tod durch sein Schwert begründet hatte? Vermutlich hatte er sie einfach verschwinden lassen, damit niemand diesbezüglich Fragen stellen konnte. Begleitet von einem alten Ritter, den Arigund als engsten Berater des verstorbenen Truchsess kennengelernt hatte, und dessen Knappen, holperte das unbequeme Gefährt vom Hof. Die Kaufmannstochter sah sich nicht mehr um, doch ihr war, als brannten Wirthos triumphierende Blicke in ihrem Nacken.

Arigund mobilisierte ihre gesamte Kraft, nicht zurückzuschauen, nicht den Leuten zuzurufen, dass sie sich vor der Bestie, die nun ihr Herr sein würde, in Acht nehmen sollten. Ehe sie es sich noch anders überlegen konnte, schlossen sich die Burgtore knarrend und fielen mit dumpfem Donnern ins Schloss. Ein tiefer Seufzer entglitt der Kaufmannstochter. Mit zornigen Augen sah der Kutscher, ein junger, kräftiger Bursche mit rabenschwarzem Haar, sie von der Seite an, wandte jedoch rasch den Kopf ab, als sich ihre Blicke trafen. Irgendwie erinnerten sie seine Gesichtszüge an den verstorbenen Truchsess. Vermutlich ein weiterer selbstgemachter Höriger. Wer wohl seine Mutter war? Inzwischen verstand Arigund, warum ihr Vater peinlich darauf bedacht war, dass keine lebenden Beweise seiner männlichen Bedürfnisse in der Wahlenstraße lebten. Es brachte Unfrieden, wenn legitime und illegitime Kinder eines Herrn nebeneinander lebten. Die rechtlosen »Bankerten« fühlten sich ständig zurückgesetzt. Sie mussten mitansehen, wie ihre Halbgeschwister all jene Privilegien genossen, die ihnen immer versagt bleiben würden, bloß weil ihre Mutter einem anderen Stand angehörte. Der Kutscher jedenfalls schien sich angesichts seines Schicksals gewaltig zu grämen, denn er blickte derart finster drein, dass es zum Fürchten war. Der Ritter, der trotz seines fortgeschrittenen Alters würdevoll und aufrecht im Sattel saß, machte keinen viel freundlicheren Eindruck. Arigund den Rücken zugewandt, ritt er stumm voran, die Hand stets in der Nähe des Schwertes. Der Knappe stammte aus einem unbedeutenden Haus, das seine Burg weit weg im Niederbayrischen hatte. Er diente noch nicht lange auf Brennborg. Arigund kannte nicht einmal seinen Namen. Der Knabe schien nicht weniger verängstigt wie Arigund und kaute nervös an seinen Fingernägeln. Der kleine Trupp hatte die letzten Häuser gerade hinter sich gelassen und war in den Wald eingebogen, da beobachtete sie, wie ihr Begleiter den Schwertgurt öffnete und seine Waffe zog. Der jungen Frau wurde bang. Sollte Wirtho seinem Vasallen befohlen haben, sie gleich hier umzubringen? Zuzutrauen war es ihm. Auch der Kutscher sah beunruhigt drein, hielt jedoch das Gespann nicht an. Aufmerksam durchforschte der Bewaffnete das Gebüsch. Das Schwert hatte er quer über den Sattel gelegt. Er trieb sein Pferd dichter an den Wagen heran. Eine Weile hielt er es auf gleicher Höhe, ohne ein Wort zu sagen, musterte sie jedoch eindringlich. Sie erreichten eine kleine Lichtung. Warme Sonnenstrahlen brachten den Tau auf dem Gras zum Funkeln.

»Kutscher, halt an!«, befahl der Ritter. »Mich dünkt, der eine Gaul geht lahm.«

Der Mann tat, wie ihm geheißen. Mit zitternden Händen knotete er die Leinen der Pferde an der Bremse fest und stieg vom Bock, immer nach dem Schwert schielend. Arigund klopfte das Herz bis zum Hals. Aufrecht saß sie da und wartete. Sie nahm sich vor, dem Tod gelassen ins Auge zu sehen, war sie ihm ja schon im Kindbett so nahe gewesen. Bei dem Gedanken wurde ihr seltsam schwermütig. Warum war es ihr nicht vergönnt gewesen, den kleinen Reimar wenigstens einmal im Arm zu halten? Doch was grämte sie sich. Sie würde nun bald bei ihm sein und bei ihrer Mutter. Sie roch den Schweiß des Schlachtrosses, hörte das Klirren des Kettenhemds. Der alte Mann atmete schwer. Seine Hand berührte ihre Schulter.

»Frau Arigund«, sprach er sie an, »nehmt dies!«

Kaltes Eisen berührte ihren Körper, aber es verletzte sie nicht. Erstaunt blickte sie auf. Der Ritter hielt ihr ein kleines Jagdmesser entgegen. Arigunds Augen weiteten sich. Sie kannte diese Klinge.

»Aber die, die gehört Reimar«, stammelte sie.

»Rasch, bevor der Knecht es sieht«, mahnte der Ritter.

Die junge Frau tat, wie ihr geheißen. Zum ersten Mal sah sie den Mann richtig an. Er hatte ein zerfurchtes Gesicht, über dessen Wange sich eine tiefe Narbe zog, was ihm sein finsternes Aussehen verlieh. Seine Augen aber blickten freundlich und ihr wohlgesonnen.

»Warum schickt er mir das?«, flüsterte Arigund.

»Besser, Ihr habt eine Waffe«, antwortete der alte Mann ausweichend. »Man weiß nie, was einem bei so einer Reise widerfährt.«

Fragend zog Arigund die Brauen zusammen. Der Ritter versicherte sich mit einem Seitenblick, dass der Knecht noch mit den Pferden beschäftigt war. Der ließ sich Zeit, offenbar froh, nicht das Schwert des Ritters von hinten im Rücken zu spüren.

»Drei der Räuber, die Ritter Sigurd gefangen hat, sind heute Nacht dem Kerker entflohen«, erklärte der Geharnischte. »Gut möglich, dass sie sich noch herumtreiben und Übles im Sinn haben. Wir wären leichte Beute.«

»Was wollten sie uns schon nehmen?«, seufzte Arigund resigniert.

»Pferde, Wagen und unser Leben.«

Arigund verstand die Bedenken des alten Vasallen nicht. Räuber hatten es auf Geld oder schnell zu verhöckernde Waren abgesehen. Was sollten sie mit einem alten Karren und zwei Gäulen, die man rasch als Eigentum des Truchsess erkennen würde, anfangen. Aber zumindest schien von ihrem Begleiter keine Bedrohung auszugehen. Vielleicht würde er ihr sogar auf die Fragen, die sie so quälten, eine Antwort geben.

»Herr Ritter, sagt mir doch, was ist mit dem jungen Herrn Reimar geschehen?«

Die Miene des Mannes verdunkelte sich schlagartig. Er richtete sich auf und wollte seinem Pferd die Sporen geben.

»Ich bitte Euch, im Namen des verstorbenen Truchsess, lasst mich nicht in dieser Ungewissheit. Diese Strafe habe ich nicht verdient.«

Erneut musterte sie der Mann, als wollte er ihr tief ins Herz blicken.

»Glaubt mir, weder der Herr Reimar noch ich haben etwas getan, das den Namen Brennberg beschmutzt. Herr Reimar hat mehr Ehre im Leib als jeder andere. Ich möchte doch nur wissen, ob er noch am Leben ist.«

»Er ist weder am Leben, noch ist er tot.«

»Und meine Zofe? Annelies?«

»Sie ist mit ihrem Mann zusammen von der Burg geflohen. Herr Wirtho lässt nach ihr suchen.

Sie wird ihrer Strafe nicht entgehen. Und nun ist es genug. Mein Auftrag lautet, Euch zu den Dominikanerinnen zu bringen. Wir sollten weiterfahren.«

»Nur eines noch, dann will ich mich in mein Schicksal ergeben: Frau Kunigund?«

»Die edle Dame ist schon vor Tagen abgereist. Sie wird in Eichstätt die Ruhe finden, die nottut, die Ereignisse der letzten Zeit zu verarbeiten.«

Mit diesen Worten richtete er seinen Blick nach vorne und scheuchte den Kutscher wieder auf den Bock. Der Wagen ruckelte los. Arigunds Gedanken aber kamen nicht zur Ruhe. Das Verhalten des Ritters war seltsam. Einerseits stand er loyal zu seinem Herren, andererseits hatte er ihr diese Waffe gegeben. Was meinte er wohl damit, dass Reimar weder tot noch lebendig sei?

Erneut musste das Gefährt halten. Ein Baum lag quer. Der Kutscher sprang herunter, die Sache zu besehen. Im selben Moment brach ein Höllengeheul los. Drei finstere Gestalten, bewaffnet mit Steinschleudern und Stöcken, stürzten sich auf den Ritter und seinen Knappen. Letzteren hatten sie schnell überwältigt. Der Fuhrknecht sprang vom Kutschbock und schlug sich in die Büsche. Der alte Ritter dagegen kämpfte mit aller Kraft. Das Schwert hoch erhoben, trieb er sein Pferd dem Raubgesindel entgegen. Das aber hatte den Platz gut gewählt. Mächtige Felsen gaben ihm die Möglichkeit, rasch in Deckung zu gehen, und begrenzten die Bewegungsfreiheit des Pferdes. Plötzlich strauchelte es. Seine Vorderbeine hatten sich in einem Seil verfangen. Der Ritter schwankte. Arigund ahnte, dass der Kampf so gut wie verloren war. Sie sprang vom Wagen und flüchtete ins Gebüsch. Vom Kampfplatz aus hörte sie einen lauten Jubelschrei. Nur kurz blieb sie stehen, dann hastete sie weiter. Mit einem Mal tauchte der Fuhrknecht vor ihr auf. Er stand da und wartete auf sie.

»Lauf!«, rief sie ihm zu. »Bring dich in Sicherheit!«

Doch der schien ohne sie nicht gehen zu wollen. Breitbeinig stand er da, mit grimmig entschlossener Miene. Arigund erreichte ihn und wollte ihn am Ärmel mit sich ziehen, da sah sie das Messer in seiner Hand.

»Was tust du da?«, rief Arigund.

»Euch Eurer gerechten Strafe zuführen«, entgegnete der junge Mann und packte sie wild entschlossen. »Luise war meine Schwester.«

Er hob die Hand mit der Klinge.

»Es tut mir leid!«, hauchte Arigund. »Es tut mir so leid.«

Dann fuhr Reimars Messer in sein Herz. Ein erstaunter Ausdruck machte sich auf dem Gesicht des Knechtes breit. Die Waffe entglitt seiner Hand. Ohne einen Laut brach der junge Mann zusammen. Ein dünnes Rinnsal Blut strömte aus seinem Mund. Arigund stand da und schaute auf ihn herab. Noch nie zuvor hatte sie einen Menschen getötet. Ein Knacken hinter ihr löste sie aus ihrer Starre. Hektisch sah sie sich um. Zwei der drei Räuber standen ihr gegenüber.

»Sauber!«, meinte der eine. »Eine Dame, die mit der Klinge umgehen kann. Dabei hat der Herr Wirtho uns leichte Beute versprochen.«

Arigund schüttelte sich. Also doch: Ihr Gatte hatte nie vorgehabt, sie ins Kloster zu schicken. Ein Unfall auf dem Weg. Raubgesindel, das nicht davor zurückschreckte, sich an einer jungen Frau zu vergreifen. So etwas kam vor. So leicht wurde man Witwer. So leicht kam man an ein Vermögen. Zudem hatte Wirtho jetzt alle Menschen aus dem Weg geschafft, die seine Ernennung zum Truchsess verhindern konnten: seine Mutter, seinen Bruder, seine ungeliebte Gattin. Von nun an konnte er auf Burg Brennborg tun und lassen, was er wollte. In dem Augenblick, als Wirthos Absicht sich Arigund offenbarte, kehrte ihr Kampfgeist zurück.

»Wenn ihr den Tod nicht fürchtet, versucht Euch an mir. Dieser Meuchelmörder hat es bereits

mit dem Leben bezahlt. Meines werde ich teuer verkaufen.«

Die Räuber sahen sich fragend an. Sie waren nur noch zu zweit, und der eine hielt sich mit der Hand eine tiefe Wunde am Bein. Ihr Gefährte war von dem alten Ritter niedergestreckt worden, und die Frau schien zu allem entschlossen. Arigund nutzte die Gelegenheit. All die Ratschläge, die ihr Vater seinen Agenten auf die Reisen mitgab, fielen ihr wieder ein. »Räuber«, so pflegte er zu sagen, »wollen Beute machen und am Leben bleiben. Verhandelt mit ihnen, und sie werden euch eures lassen.«

Arigunds Augen flogen hin und her. Der mit dem verletzten Bein schien der Anführer zu sein. An ihn musste sie sich wenden. »Der Herr Wirtho hat Euch also beauftragt, uns zu überfallen und allesamt umzubringen«, sagte sie und versuchte ihre Stimme fest klingen zu lassen. »Nun gut, was hat er euch dafür versprochen?«

Überrascht sah der verletzte Mann sie an. »Pferde und alles, was ihr bei Euch führt.«

»Das ist nicht viel für die Tochter des reichsten Kaufmanns von Regensburg, findest du nicht?«

Das Gesicht der beiden Männer wurde noch länger.

»Ihr habt keine Ahnung, wer ich bin, stimmt's?«

Die Männer schüttelten die Köpfe.

»Arigund DeCapella ist mein Name, und glaubt mir, mein Vater wird euch mein Leben mit klingender Münze vergelten. Herr Wirtho dagegen wird euch an den nächsten Baum hängen. Ich gehe jede Wette ein, dass seine Häscher sich bereits auf eure Fährte gesetzt haben, oder glaubt ihr tatsächlich, er lasse euch laufen?«

»Versprochen hat er's«, rief der Hinkende.

»Nichts als leere Worte. Der Brennberger sagt viel und hält nichts. Glaubt mir, ich kenn ihn gut. Hängen werdet ihr, aber vorher wird er euch lachend die Zunge herausschneiden, damit ihr nicht etwa vor dem Galgen euer Maul aufreißt.«

Besorgt sahen sich die beiden um.

»Denkt ihr nicht, ihr könntet aus diesem Geschäft besser herauskommen?«

»Und wie?«, fragte der Hinkende mit lauerndem Blick. Sein Begleiter schwieg und verließ sich offenbar ganz und gar auf dessen Verhandlungsgeschick.

»Zunächst müssen wir hier weg. Ins Böhmisches, gen Prag würde ich vorschlagen. Dort hat mein Vater eine Niederlassung. Er wird euch jeden Preis für mich zahlen, und ich werde eure Gesichter einfach vergessen.«

»Ins Böhmisches?«, widerholte der Räuber skeptisch.

»Hier ist keiner von uns sicher.«

»Aber das ist ziemlich weit«, wandte der Mann ein und sah auf sein Bein.

»Wir haben Pferde, und wir haben einen Wagen.«

»Und wir werden gesucht ...«

»Ich fälsche einen Geleitbrief. Ich kann schreiben.«

»Man wird es uns nicht glauben, so wie wir aussehen, und Geld haben wir auch keines.«

»Wir können das Ross des Ritters verkaufen. Wir müssen nur erst aus dem Einflussgebiet der Brennberger heraus.«

Die beiden warfen sich unschlüssige Blicke zu, schienen aber zumindest bereit, von ihrem ursprünglichen Plan erst einmal abzusehen.

»Wir sollten den Baumstamm beiseiteschaffen«, stellte der verletzte Mann fest.

»Vielleicht sollte ich dich erst einmal verbinden?«, versuchte Arigund ihn freundlich zu stimmen. Doch der Mann schüttelte unwirsch den Kopf.

»Das hat Zeit. Wenn es so ist, wie Ihr sagt, dann sollten wir die Beine in die Hand nehmen und so schnell wie möglich verschwinden. Also steckt das Messer weg, und helft uns. Mein Name ist übrigens Vaclav, Vaclav Barski, und das ist der Friedl.«

Arigund nickte, ließ das Messer aber griffbereit an ihrer Seite. Sie versuchte, nicht in die leeren Augen des Ritters zu starren, als sie den Ort des Überfalls erreichten. Die Räuber hatten ganze Arbeit geleistet und den alten Mann mit mehreren Knüppelhieben erschlagen. Sein Pferd scharrte aufgebracht mit den Hufen und versuchte sich loszureißen, als die Männer sich ihm näherten. Die beiden Kutschgäule dagegen, mager und von minderer Qualität, standen gelassen da und vertilgten das Laub der Bäume. Vaclav und Friedl waren offenbar erfahrene Wegelagerer. Das Hindernis sah zwar stabil aus, bei genauerem Hinsehen bestand der Baum jedoch aus zwei Hälften. Zu dritt war es eine Sache von wenigen Minuten, die leichtere Krone zur Seite zu ziehen.

»Reit du den Gaul, Friedl«, wies Vaclav seinen Kumpan an. »Ich fahr den Wagen. Die Dame kann neben mir sitzen.«

Der maulfaule Friedl tat widerspruchslos, wie man ihm aufgetragen hatte. Mit erstaunlichem Geschick zog er sich in den Sattel des Streitrosses und trieb es mit den Fersen vorwärts.

Arigund nahm neben Vaclav Platz. Sie war zum Umfallen müde, hatte aber große Angst davor, einzuschlafen. Kein Zweifel, dass die beiden ihr das Messer wegnehmen würden, sobald sie Gelegenheit dazu bekamen, und wer weiß, ob sie ihren ursprünglichen Plan, sie loszuwerden, dann nicht doch noch in die Tat umsetzten. Ihr Leben hing nach wie vor an einem seidenen Faden.

Energisch schwang der Vaclav die Peitsche über den Köpfen der beiden Kutschpferde. Schnaubend setzten sich die Tiere in Bewegung. Auf dem weiteren Weg warf ihr der Räuber immer wieder bedeutungsschwere Blicke zu. An der Weggabelung, wo es talwärts gen Werth, bergaufwärts aber Richtung Falkenstein ging, hielt er an.

»Warum fahren wir eigentlich nicht direkt nach Regensburg«, wollte der Mann wissen. »Du stammst doch von dort, oder?«

»Weil Wirtho genau das erwartet.«

Nachdenklich kratzte sich der Räuber seine verfilzten Haare. »Woher kann ich wissen, dass du wirklich diese Arigund bist.«

»Tja, hättest du den Ritter am Leben gelassen, dann könnte er es bestätigen. So aber wirst du dich auf mein Wort verlassen müssen.«

Verächtlich spuckte der Mann auf den Boden. »Das Wort einer Ehebrecherin.«

»Gegen das Wort eines gedungenen Mörders«, rutschte es Arigund heraus. Unerwartet lachte der Vaclav los. Doch dann wurde er wieder ernst. »Ich bin nicht immer ein Gesetzloser gewesen«, erklärte er. »Du und deinesgleichen lasst uns ja keine Wahl. Verhungern oder stehlen heißt es für uns.«

Arigund antwortete nicht.

»Im Grunde seid ihr keine anderen Leut' wie wir: Diebe und Söhne von Dieben. Nur haltet ihr das für euer Recht.«

»Mein Vater führt ein Handelshaus«, empörte sich Arigund.

»Sag ich doch: ein Dieb.«

Dann lenkte er die beiden Gäule bergaufwärts.

Am späteren Nachmittag kam Falkenstein in Sicht. Zu Arigunds Erstaunen bog Vaclav auf einen Feldweg nach rechts ab. Rasch verlor sich der holprige Pfad im Wald. Mit dem Wagen ging es hier nicht weiter.

»Aussteigen!«, befahl Vaclav und begann die Pferde auszuschirren.

»Wieso fahren wir nicht weiter?«, erkundigte sich Arigund vorsichtig.

»Weil ich es sage«, brummte Vaclav.

Friedl blieb auf dem Pferd hocken und kaute auf einem Stück Birkenrinde herum.

»Hilf gefälligst mit«, herrschte Vaclav die junge Frau an.

»Ich kann das nicht«, entschuldigte sich Arigund.

»Dann lernst du es jetzt«, gab ihr Vaclav Bescheid.

Vorsichtig näherte sich die junge Frau dem knöchigen Tier. Von unten wirkten die Kutschgäule riesig. Ihre Angst vor Pferden kroch wieder hoch. Sie versuchte sich einzureden, dass es nicht anders war als bei den Maultieren, und glaubte Reimars Atmen in ihrem Nacken zu spüren, seine Stimme zu hören. Sie wollte sich an ihn lehnen, seinen Atem trinken und sich von seinen Armen umfassen lassen. Ein Schmerz, als würde ihr jemand einen Dolch ins Herz rammen, durchfuhr sie, und beinahe wünschte sie, Vaclav zückte tatsächlich sein Messer. Stattdessen sagte er nur: »Was ist, worauf wartest du?«

Dann stieß er sie grob zur Seite und machte sich selbst daran, die Zugstränge zu lösen und dem Braunen das Brustgeschirr über den Kopf zu ziehen.

»Hoch jetzt mit dir«, meinte er unwirsch.

Arigund betrachtete den blanken Pferderücken und hatte keine Ahnung, wie sie da hochkommen, geschweige denn sich darauf halten sollte. Vaclav verstand.

»Das kann das edle Fräulein also auch nicht. Himmel noch mal!«

Es folgte ein Fluch, von dem Arigund glücklicherweise nur die Hälfte verstand, und schon die trieb ihr die Schamröte ins Gesicht. Entschlossen packte der Räuber die junge Frau mit seinen Armen und warf sie einfach quer über das Pferd. Rudernd und keuchend kam sie schließlich darauf zu sitzen. Ihre Hände krallten sich an der schwarzen Mähne fest, aber sie hatte das sichere Gefühl, bei der ersten Bewegung des Tieres herunterzurutschen. Ihre Arme schmerzten höllisch und sie war den Tränen nah, als sie nach endloser Zeit eine Höhle erreichten.

»Wir sind da«, erklärte Vaclav, ohne Anstalten zu machen, ihr herunterzuhelfen. Arigund sah sich um. Vom Rücken des Pferdes bis zum Boden war es ganz schön tief. Vorsichtig schwang sie ein Bein über die Kruppe und ließ sich so langsam wie möglich auf der Seite herunterrutschen. Und doch ging ihr der Aufprall auf die Erde durch Mark und Bein. Fast hätte sie das Gleichgewicht verloren und wäre auf den Hintern gefallen.

Steif betrat sie die Höhle. Hier also hausten die beiden, ein Loch in einem Felsen mit vom Rauch geschwärzten Wänden und ein paar hastig hingeworfenen Binsen als Lager. Der Unterschlupf war größer, als man es von außen erwarten konnte. Sogar die Pferde fanden darin Platz. Mit dem Kinn wies Vaclav zu einer mottenzerfressenen Decke. Vermutlich hatte sie dem ums Leben gekommenen Burschen gehört.

»Nicht das, was eine Dame so gewohnt ist, was?«, sagte Vaclav und musterte sie.

»Es wird gehen«, antwortete das Mädchen tapfer. »Soll ich mir jetzt mal deine Wunde anschauen?«

»Hast wohl schon lang kein Männerbein mehr in der Hand gehabt, hä?«, spottete der Räuber und spuckte vor ihr aus.

Arigund schnaufte verächtlich. Wenn du wüsstest, wie gern ich darauf verzichtet habe!, dachte sie. Laut aber gab sie ihm zur Antwort: »Zumindest keines, in dem eine Schnittwunde klappt. Nun zier dich nicht so. Ich werd dir schon nichts abgucken.«

Vaclav antwortete mit einem unverständlichen Knurren und flüsterte Friedl etwas ins Ohr, der daraufhin verschwand. Arigund strich mit der Hand über den Knauf ihrer Klinge, was dem Räuber nicht entging. Er grinste breit und streifte die Beinlinge ab. Arigund kam näher. Sie wusste zwar nicht so viel über Kräuter und Heilkunst wie Resl und Luise, aber dennoch hatte sie in dem Jahr auf Brennberg eine Menge über Wundbehandlung gelernt. Diese hier sah schlimmer aus, als sie war.

»Du hast Glück gehabt«, meinte sie sachkundig. »Das Schwert ist nur ins Fleisch gefahren, hat aber kein größeres Gefäß verletzt. Wir müssen lediglich darauf achten, dass es sich nicht entzündet. Habt ihr Arnikasalbe?«

Sie ertete lautes Lachen.

»Ihr beliebt zu scherzen. Wir haben kaum genug zu beißen, und wenn wir in den Genuss von Schweineschmalz kommen, dann landet es in unserem Magen und bestimmt nicht in irgendwelchen Tiegeln.«

»Das ist schlecht, denn so wirst du es büßen müssen. Ich könnte dir einen Umschlag aus Kräutern machen. Beinwell wächst da draußen bestimmt.«

Vaclav griff hart nach ihrem Handgelenk. »Du gehst nirgendwohin. Hältst du mich für blöd, oder was? Machst hier eine auf Heilerin, um dich dann davonzuschleichen.«

Überrascht sah ihn Arigund an.

»Was für ein misstrauischer Mensch du doch bist, Vaclav«, meinte sie lediglich. »Aber ganz wie du willst. Lassen wir es. Gibt es wenigstens halbwegs sauberes Leinen zum Verbinden?«

Er wies mit dem Kinn zu der Lagerstatt seines getöteten Kameraden. »Da drüben ist ein altes Hemd. Das reißt in Streifen. Sollte für einen Verband genügen.«

Genervt stand die junge Frau auf. Was sie fand, war ein alter, von Schweiß und Dreck triefender Lappen. Wenn sie den benutzte, würde sich die Wunde entzünden, das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Wütend sah Arigund zu Vaclav. Der starrte mürrisch zurück. Grimmig dachte die junge Frau: Soll der Kerl doch seinen Willen haben und daran verrecken!

Sie griff danach und begann es mit dem Messer in Streifen zu schneiden. Plötzlich glitt ihr Messer von etwas Hartem ab. Sie holte es heraus. Eine kleine gläserne Flasche, für den Räuber bestimmt ein Vermögen wert. Sie war halb mit einer bräunlichen Flüssigkeit gefüllt. Arigund roch daran. Branntwein! Was hatte sie anderes erwartet? Sie erinnerte sich, in einem Buch gelesen zu haben, dass die heilkundigen Schwestern zuweilen Tücher in heißem Wein badeten, bevor sie einen Verband anlegten. Branntwein war ja so etwas Ähnliches wie Wein. Entschlossen zog sie mit den Zähnen den Verschluss ab. »Ah, das Fräulein verschmäh auch keinen guten Tropfen«, rief Vaclav von seinem Lager aus. »Komm, lass uns teilen. Mich dürstet ebenfalls nach einem ordentlichen Schluck.«

Arigund musste grinsen. Dem würde sein Spott gleich vergehen. Sie kannte die Wirkung von Weinbrand auf offene Wunden. »Das ist alles nur für dich, mein Freund«, ließ sie ihn wissen und ging schnurstracks auf ihn zu. Ohne zu zögern, goss sie einen großen Schwall über sein Bein. Zunächst war Vaclav lediglich erstaunt, dann verzog sich sein Gesicht vor Schmerzen.

»Teufelsweib, was hast du getan!«, brüllte er und krümmte sich. »Willst du mir das Fleisch von den

Knochen sengen?«

Seelenruhig tränkte Arigund die Leinenstreifen in den Branntwein. »Ganz im Gegenteil, das würde passieren, wenn wir es so gemacht hätten, wie du es gesagt hast. Keine zwei Tage, und der Wundbrand hätte dich dahingerafft. Glaub mir, Vaclav. Auf der Burg haben wir mehr solcher Verletzungen behandelt, als du sie in deinem Leben davontragen wirst.« Das war natürlich gelogen, aber es verfehlte seine Wirkung nicht.

Noch einmal musste Vaclav die Zähne zusammenbeißen, als Arigund die Wunde verband. Er ließ sie gewähren, kommentierte ihre Bemühungen aber mit den wüstesten Beschimpfungen. Es kostete sie ihre letzte Kraft, den Zorn über diesen undankbaren Rüpel zurückzuhalten. Sollte er beim nächsten Mal doch selber sehen, wo er bliebe. Erschöpft kehrte sie in ihre Ecke zurück, wo sie in sich zusammensackte. Sie rollte sich zusammen, umklammerte ihre Beine mit den Armen. Alle Versuche, dem Schlaf zu widerstehen, waren vergebens. Die Augen wollten einfach nicht mehr offen bleiben. Sie glaubte, sie nur für einen winzigen Moment geschlossen zu haben, als sie von aufgeregtem Flüstern erwachte. Friedl war zurückgekehrt. Er berichtete lebhaft und offenbar wild gestikulierend. Mittlerweile war es stockdunkel und unangenehm kalt. Also mussten viele Stunden vergangen sein. Niemand hatte daran gedacht, ein Feuer zu entzünden. Arigund tastete nach ihrem Messer. Es war noch immer an ihrer Seite. Als die beiden sahen, dass sie wach war, kamen sie zu ihr herüber.

»Du hast Recht gehabt«, meinte Vaclav schlicht. »Man sucht bereits nach uns. Der Truchsess hat sein Wort gebrochen.«

Stumm nickte die junge Frau. Vaclav starrte sie erneut an, unschlüssig, was er nun tun sollte. Er beschloss, erst einmal seiner Wut Luft zu geben, und kickte mit dem unverletzten Bein den einfachen, dreibeinigen Hocker um, auf dem Arigund ihn verbunden hatte.

»Was für ein Mistkerl!«, schimpfte Vaclav laut. »Unbehelligt wollte er uns ziehen lassen, und jetzt hat er sogar ein Kopfgeld auf uns ausgesetzt.«

Friedl nickte. Er war als Späher ausgeschickt worden. Vaclav humpelte zu seinem Lager, kramte einen Brotkanten hervor und reichte ihn Arigund. Hungrig begann die junge Frau daran zu nagen. Der Räuber beobachtete sie wortlos.

»Du bist also tatsächlich des Truchsess' Weib.«

Es war eine Feststellung, keine Frage. Trotzdem bestätigte Arigund.

»Und man sagt, sie sei die Tochter eines reichen Kaufmanns.«

»Stimmt«, bekräftigte sie auch diese Angabe.

»Das ist gut, sehr gut. Aber wie können wir an das Gold kommen?«

»Ich hab's dir schon gesagt: Mein Leben wäre meinem Vater sicher eine stolze Summe wert.«

»Das glaub ich wohl. Ich bin nicht so dumm, wie du annehmen magst. Warum hasst der Truchsess dich so? Ich meine, er muss doch einen Grund haben ...«

Arigund zögerte. Alles mussten die beiden nun wirklich nicht wissen »Ich bin ihm im Weg, und er ist ein – wie sagtest du noch? –, ein Mistkerl.«

»Eine andere also«, stellte Vaclav fest und erntete für diese messerscharfe Schlussfolgerung einen anerkennenden Blick von Friedl. Mittlerweile schien Vaclav dem Truchsess so ziemlich alles zuzutrauen. Erstaunlich, wie schnell er umschwenkte.

»Er will dich aus dem Weg haben für dieses Weib. Will er sie heiraten?«

Arigund sah ihn lediglich verwirrt an, aber Vaclav nahm ihren Blick als Zustimmung auf.

»Natürlich will er das. Warum sonst sollten wir dir die Kehle durchschneiden. Jetzt aber fehlt deine Leiche. Der Truchsess wird nicht von uns lassen, bis er sicher sein kann, dass du seine Pläne

nicht mehr durchkreuzen kannst. Am besten, wir geben ihm, was er will, und hauen ab.«

Friedl nickte zustimmend.

»Dann müsstet ihr allerdings damit rechnen, dass mein Vater ein Kopfgeld auf euch aussetzt, und dessen Arm reicht weit, viel weiter als der des Truchsess.«

»Ein Kaufmann, pah!«, Vaclav spuckte auf den Boden.

»Ein Patrizier, der sowohl beim Herzog von Bayern als auch im böhmischen Königshaus ein und aus geht.« Arigund versuchte ihre Stimme überzeugend klingen zu lassen. Der Blick des Räubers wurde unsicher.

»Bringt mich nach Prag! Geht zu der Niederlassung unseres Handelshauses! Sie wird von meinem Onkel geführt. Er wird mich erkennen und auslösen. Mit dem Geld könntet ihr im Böhmischen ein neues Leben anfangen. König Ottokar wirbt überall Leute an, die als freie Männer den Osten besiedeln sollen. Das wäre doch etwas für euch. Ihr müsstet nicht länger in einer Höhle hausen, ständig die drohende Schlinge über dem Kopf, und Wirtho könnte euch nichts mehr anhaben.«

Friedls Augen begannen zu leuchten, aber Vaclav schien nur mäßig überzeugt.

»So eine lange Reise«, meinte er nachdenklich, »da kann viel passieren.«

»Es ist ein Risiko«, bestätigte Arigund, »aber der Preis ist es wert. Mein Vater würde mein Gewicht in Gold aufwiegen.« Die junge Frau hoffte inständig, sie würde sich in dieser Hinsicht nicht täuschen. Sie brauchte die beiden Männer, um sie nach Prag zu bringen. Allein würde sie das als Frau niemals schaffen. Deshalb war der Schutz von Gesindel allemal besser als gar keiner. Und vielleicht bot sich unterwegs die Gelegenheit zur Flucht. Sie könnte sich einem Händler anschließen und in seinem Schutz in die böhmische Hauptstadt gelangen.

»Dann sollten wir abhauen, bevor sie uns aufstöbern«, stieß Vaclav schließlich widerwillig hervor. Damit war es beschlossene Sache. Friedl warf Arigund ein Bündel hin.

»Ddd ... da«, stotterte er. Stumm war er also nicht. Er hatte lediglich einen Sprachfehler.

»Zieh das an«, ergänzte Vaclav. »In diesem Büßerhemd kannst du dich draußen nicht blicken lassen.«

Suchend sah sich Arigund nach einem Ort um, an dem sie sich unbeobachtet hätte umkleiden können, doch der war nirgends zu entdecken. Vaclav beobachtete sie mit spöttischem Blick.

»Zupf dich!«, bellte er Friedl an. Der Junge huschte hastig aus der Höhle. Vaclav aber blieb, wo er war.

»Was ist?«, fragte er mit spöttischem Unterton.

»Dreh dich um«, forderte Arigund.

»Ich denk gar nicht dran. Jeder Kaufmann nimmt seine Ware in Augenschein. Glaubst du, ich hätte nicht dieselben Rechte.«

»Ich bin keine Ware und du kein Kaufmann!«, fauchte Arigund.

Mit zwei Schritten war er bei ihr, als würde seine Verletzung überhaupt nicht existieren. Arigund griff nach ihrem Messer und hob es drohend. Vollkommen unbeeindruckt, griff Vaclav nach ihrem Handgelenk. Ein geschickter Dreh, und die Klinge fiel zu Boden. Im nächsten Moment packte er Arigund an der Kehle. Sie spuckte ihm ins Gesicht. Doch auch das half ihr nichts. Ihr stockte der Atem, als sie fühlte, wie eine Schneide unter ihr Hemd fuhr. Ein reißendes Geräusch, und der grobe Leinenstoff war durchtrennt. Dann stieß der Räuber die junge Frau von sich. Unbeholfen stürzte sie zu Boden. Erst jetzt stieß Arigund einen spitzen Schrei aus. Mit den Händen versuchte sie ihre Blöße zu bedecken. Vaclav ragte über ihr auf und verschlang sie mit den Augen. Enttäuschung machte sich auf seinem Gesicht breit.

»Du hast gerade erst geworfen«, stellte er fest, als wäre sie nicht mehr als eine Katze, deren Junge ein Bauer im Sack ertränkte.

Arigund hielt die Lippen fest geschlossen. Was für ein Widerling! Ungehalten warf er ihr Sachen hin, die dem Geruch nach einer Magd gehört hatten, die vom Waschen nicht viel hielt. Trotzdem grapschte Arigund hastig danach. Vaclav machte wortlos kehrt und ließ sie allein. Mit zitterigen Händen streifte die Kaufmannstochter die Kleidung über und tastete dann verzweifelt nach Reimars Messer. Unter keinen Umständen würde sie es hierlassen, gehörte es doch zu dem wenigen, was ihr von ihm geblieben war – das Messer und seine Lieder.

DEZEMBER 1270

Es war bitterkalt. Der Winter hatte in diesem Jahr lange auf sich warten lassen, aber nun brach er mit aller Macht herein. Arigund hatte den Eindruck, als wäre zusammen mit den Bäumen auch die Zeit erstarrt. Die goldenen Dächer Prags lagen nach wie vor in unbestimmter Ferne. Zuweilen kam es Arigund vor, als bestünde die Stadt nur in ihren Träumen, doch dann trafen sie Reisende, die geradewegs aus der Handelsmetropole kamen. Zweimal hatte Arigund im Laufe ihrer Wanderung versucht, sich nachts davonzuschleichen und reisenden Kaufleuten anzuschließen. Beide Male war sie von Vaclav erwischt und übel zugerichtet worden. Den Händlern gegenüber gab er sie als sein Weib aus, das wirre im Kopf sei und sich wilde Geschichten ausdenke. Die Fremden schüttelten lediglich die Köpfe. Kein Wunder, dass niemand dem Mädchen Glauben schenkte – die Tochter eines reichen Regensburger Patriziers kam ja wohl kaum in der Kleidung einer Magd und in Begleitung solchen Abschaums daher. Nach diesen Vorfällen hatte Arigund ihre Fluchtpläne aufgegeben.

Ihre Fahrt war durch zahlreiche Hindernisse verlangsamt worden. Es hatte eine Weile gedauert, bis Arigund verstanden hatte, dass man als »Vogelfreie« nicht einfach die Handelsstraße benutzen und in Gasthöfen oder Klöstern übernachten konnte. Anfangs hatte Wirtho noch intensiv nach ihnen suchen lassen. Deshalb mied Vaclav den Handelsweg, so oft es ging, und schlug sich lieber auf Seitenpfaden durch. Mehrfach stellte sich der »Schleichweg« als Sackgasse heraus, oder er verlief in die komplett verkehrte Richtung. Dann waren sie zum Umkehren gezwungen und verloren viel Zeit. Die Reise selbst wurde mühsamer, je länger sie dauerte. Immer seltener fanden sie ein Dach über den Kopf, und wenn, dann waren es meist üble Spelunken, aus denen der Gestank nach Verdorbenem und Selbstgebranntem drang.

Ihre beiden Reisegefährten liebten den Alkohol. Arigund lernte rasch, dass es besser war, sich unsichtbar zu machen, wenn der Humpen das zweite Mal zwischen Vaclav und Friedl hin und her gegangen war. Sie wusste von Wirtho, wozu Männer im Rausch fähig waren. Aber immerhin hatte der nicht versucht, sie im Suff an einen Hurenwirt zu verscherbeln oder dazu zu zwingen, fremden Männern ihre weiblichen Reize zu präsentieren, wie Vaclav an den ersten Tagen ihrer Reise. Wenig später hatte er noch einmal im betrunkenen Kopf Anstalten gemacht, Arigund auf sein Lager zu zwingen, doch diesmal war sie vorbereitet. Statt mit dem Messer nur zu drohen, stieß sie es Vaclav in den Arm. Die Verletzung war nicht tief, hatte aber eine sehr ernüchternde Wirkung, zumal sie ihm in unmissverständlichen Worten klarmachte, dass sie sich die Klinge notfalls selbst in den Leib rammen würde, sollte er auch nur noch ein einziges Mal wagen, sie anzufassen. Zu ihrer Verwunderung rang sich der Räuber, der um das Lösegeld bangte, eine Entschuldigung ab. Seit diesem Tag ließ er sie halbwegs in Ruhe.

Im nächsten Ort waren sie passend zum Jahrmarkt eingetroffen. Obschon die lange Flucht und viele Wegzölle ihre Geldvorräte erschöpft hatten, gab es für Friedl und Vaclav kein Halten mehr. Hilflos blickte Arigund ihnen aus der Luke ihrer Dachkammer nach. Am ersten Tag leerten Hurenhaus und Glücksspiel die letzten Reserven ihrer Reisekasse, am zweiten ersäuften die beiden den Kummer über ihren Verlust mit dem Erlös des einen Kutschpferdes. Sie verkauften das andere,

um nicht hungern zu müssen. Arigund gelang es, dem volltrunkenen Vaclav eine Hand voll Münzen zu stibitzen und in ihrem Rocksack zu verstecken. Der Weitblick bewahrte sie vor dem Verhungern, weil sie sich in einem unbeobachteten Augenblick einen Kanten Brot oder einen Becher Milch leisten konnte, doch seither waren sie auf Schusters Rappen unterwegs. Dorf hatte sich an Markt gereiht und Markt an Siedlung. Längst schon scherte sich Arigund nicht mehr um die Namen, sondern tastete lieber vorsichtig nach ihrem schwindenden Reichtum im Rocksack. Sie sparte, so gut es ging, und aß gerade genug, um bei Kräften zu bleiben. So war der Hunger ihr ständiger Begleiter und seit Einbruch des Winters auch die Kälte. Je weiter sie nach Osten kamen, umso misstrauischer verhielten sich die Menschen ihnen gegenüber. Mehrfach hatten sie vergeblich bei den Bauern an die Tür geklopft und um ein Lager im Heuschuber gebeten. Mit finsternen Blicken und wild geschwungenen Mistgabeln hatte man sie vom Hof gejagt.

Schließlich waren die drei auf einen von Zerfall bedrohten Schafstall gestoßen. Heu war zwar keines mehr darin, und der Ostwind pfiff durch die Ritzen, aber immerhin hatten sie ein Dach über dem Kopf. Friedl, der immer noch wenig sprach, aber geschickte Hände besaß, war nach einer Weile mit einer Hand voll Eiern aufgetaucht. Er strahlte vor Stolz. Arigund wollte lieber nicht wissen, woher er sie hatte. Sie schlürfte gierig das Innere heraus. Die beiden anderen taten es ihr gleich, dann krochen sie gemeinsam unter ihre Decke. Neidvoll blickte die junge Frau zu ihnen hinüber. Die beiden konnten sich wenigstens gegenseitig wärmen. Mittlerweile zog sie sogar in Erwägung, Vaclav zu gewähren, wonach ihn, wie sie wohl wusste, verlangte, aber sie hatte einfach zu viel Angst vor einer Schwangerschaft. Was würde ihr Vater, der selbst eine Magd mit dem eigenen Bankert im Bauch wegschickte, dazu sagen, wenn sie statt mit einem blaublütigen Enkel mit einem solchen Balg daherkam? Zudem schien Vaclavs Trieb ungewöhnlich ausgeprägt. Der Bursche schreckte ja nicht einmal davor zurück, seine Befriedigung bei Friedl zu suchen. Anfangs hatte Arigund befürchtet, Vaclav würde sich irgendwann einfach wieder auf sie stürzen. Doch zu ihrer Erleichterung stellte sie fest, dass der Räuber – solange ihm Friedl zu Willen und er halbwegs nüchtern war – keine weiteren Annäherungsversuche machte. Allerdings quittierte Vaclav ihre Prüderie mit ständigen Erniedrigungen. Er ließ sie Dinge tun, die sie nicht schaffen konnte und beschimpfte sie dann wüst als »Schlampe« oder Schlimmeres.

Als sie am nächsten Morgen in gereizter Stimmung weitermarschierten, setzte Vaclav wieder einmal zu einem inzwischen wohlbekannten Lamento an.

»Hätt ich mich nur nie auf die Sache eingelassen«, sagte er zu Friedl, der mit schmerzverzerrtem Gesicht neben ihm ausschnitt. Arigund hatte sein leises Jammern unter Vaclavs lustvollem Stöhnen in der letzten Nacht wohl bemerkt. »Was für eine blödsinnige Idee! Nach Prag. Wo liegt das noch mal?«, rief der Räuber über die Schulter zu Arigund, die hinter ihnen herstapfte.

»An der Moldau«, erklärte sie zum tausendsten Mal.

»Das ist ein Fluss«, dozierte Vaclav und machte dabei Arigund nach. »Siehst du, Friedl, die edle Frau weiß, wo Prag liegt und dass die Moldau ein Fluss ist, aber wie wir dorthin kommen, ohne zu verhungern, das kann sie uns leider nicht sagen.«

Friedl nickte nur bedächtig, griff in den Schnee, formte eine Kugel und warf sie zielgenau gegen den Stamm einer Fichte.

»Wenn es darum geht, Essen zu organisieren, da macht sie sich die Hände nicht schmutzig. Wer kriecht nachts in den Hennenstall und greift den Vögeln unters Gefieder? Der Friedl! Wer würde Prügel beziehen, wenn der Bauer ihn erwischt? Auch der Friedl. Sie macht nichts, und sie kann auch nichts.« Vaclav hatte sich immer mehr in Rage geredet. Am Schluss brüllte er die junge Frau so laut an, dass auch ihr der Geduldsfaden riss.

»Hättest du nicht unser ganzes Geld verspielt, versoffen und verhurt, müssten wir nicht frieren und hungern«, schrie sie ihm ins Gesicht.

Da packte sie der Räuber und stieß sie heftig zu Boden: »Du mieses kleines Miststück!«, brüllte er. »Weißt du, was ich mit dir mache, wenn dein Alter nichts für dich rausrückt? Ins verdreckteste Hurenhaus werde ich dich verkaufen.«

Arigund funkelte zurück, ersparte sich aber jeglichen Kommentar. Schließlich stand sie auf, klopfte sich den Schnee ab und meinte schlicht: »Im nächsten Ort ist Weihnachtsmarkt. Vielleicht finden wir Arbeit.«

Vaclav lachte rau und klopfte seinem Kumpel auf die Schulter. »Für unseren guten Friedl hier gewiss, was aber willst du tun? Taschentücher besticken?«

Diesmal lachten beide Männer gemeinsam.

»Ich könnte singen«, schlug Arigund nüchtern vor. Seit ihrer Flucht von der Burg hatte sie das nicht mehr getan, aber auf dem letzten Markt hatte sie Spielleute beobachtet. Sie waren nicht besonders gut gewesen, trotzdem hatte sich der Hut, den sie nach ihrer Vorstellung umgehen ließen, mit klingenden Münzen gefüllt.

»Ach ja, und du glaubst, dir hört jemand zu?«

»Zumindest könnten wir es versuchen.«

»Quatsch, das wird nie etwas«, wiegelte Vaclav ab.

Eine Weile stampften sie wortlos weiter. Noch vor wenigen Wochen hätte sich der Räuber kaum die Mühe gemacht, auch nur eine Sekunde über den Vorschlag nachzudenken. Er hatte alles vermieden, wodurch man auf Arigund aufmerksam werden konnte. Doch mittlerweile war Brennberg weit entfernt und ihre Lage verzweifelt.

»Nun, vielleicht wäre es möglich, dass du zumindest die Leute zum Verweilen bringst. Dann könnte Friedl sie um ihre Börse erleichtern.«

Arigund seufzte. Sie wusste längst, dass Friedl kein gewalttätiger Mensch wie Vaclav war, sondern ein unscheinbarer Taschendieb. Deshalb begingen die beiden selten Schandtaten gemeinsam. Ihr Gefährte Toni, der bei dem Überfall ums Leben gekommen war, hatte mit Vaclav die Raubzüge durchgeführt. Friedl hingegen taugte nur zum Schmierestehen. Er war viel zu ängstlich, aber er hatte ungemein geschickte Finger und stahl wie eine Elster. Vermutlich war er mal erwischt worden, als er jemandem in die Börse gegriffen hatte, und die Bande hatte ihm bei seiner Flucht Schutz und Unterschlupf gewährt.

Gegen Mittag erreichten sie die kleine Marktgemeinde. Lehmhütte drängte sich an Lehmhütte. Schwarzer Rauch hüllte die schneebedeckten Sträßchen in einen stinkenden Nebel, der sich in ihre Lungen brannte. Händler und Bauern hatten kleine Stände aufgebaut oder boten ihre Waren auf ausgebreiteten Decken an. Es roch verlockend nach gerösteten Kastanien und heißem Würzwein. Arigund hätte für ihr Leben gern von all diesen Gaumenfreuden gekostet, traute sich aber nicht, nach ihrem heimlichen Münzvorrat zu greifen. Vaclav würde ihn ihr gewiss abnehmen und wie üblich in Brantwein umsetzen. In der hintersten Ecke des Marktes hatten Schausteller eine kleine Bühne errichtet. Gerade zeigte ein Jongleur sein Geschick. Gekonnt wirbelte er sechs Äpfel durch die Luft, die er zuvor einer Bäuerin aus dem Korb geangelt hatte. Er erntete viel Applaus, und man überließ ihm – trotz des Protestes der Frau – die letzte Frucht gerne, nachdem er sie mit dem Mund aufgefangen hatte. Freudig biss der Künstler hinein und räumte die Bühne. Seine Kameraden packten ihre Sachen zusammen. Sie hatten genug verdient, um sich die klammen Hände an einem Becher Würzwein zu wärmen.

»Jetzt oder nie!«, forderte Vaclav Arigund auf und schubste sie unsanft Richtung Bühne. Zögernd kletterte die junge Frau hinauf. Die Menge strebte auseinander. Vaclav gestikulierte heftig. Arigund zog sich die schmutzige Tracht zurecht, trat nach vorne, schwenkte die Hüften so, wie sie es bei Annelies oft gesehen hatte, öffnete den Mund und stimmte das Liebeslied an, das Reimar einst für sie geschrieben hatte. Dabei machte sie einige zunächst unsichere, später durchaus ansehnliche Tanzschritte.

»Hört Ihr das, Heinrich?«

Aufgeregt stieß der Knabe seinen Begleiter in die Rippen, was ihm einen tadelnden Blick einbrachte.

»Eine Wandersängerin«, bestätigte sein Begleiter, ein gut gewachsener Ritter mit blondem, leicht gewelltem Haar, das er trotz der Kälte unbedeckt trug. Der Junge drehte den Kopf, um festzustellen, aus welcher Richtung der Gesang ertönte. Nachdem er zu einem Ergebnis gekommen war, packte er seinen Begleiter am Handgelenk und zog ihn mit sich.

»Hier entlang!«, befahl der Kleine. »Von dort drüben muss es kommen. Es hört sich lieblich an.«

Der zehnjährige Jakob, jüngster Spross einer begüterten Weberfamilie aus Graben am Lechfeld mit Namen Fugger, zog den jungen Ritter an der Hand quer über den Marktplatz, schlüpfte an Bauern und Handwerkern vorbei, bis ihm ein Menschaufmarsch vor einer einfachen Holzbühne den Weg versperrte. Hier war kein Durchkommen mehr. Der Ritter seufzte. Sie waren unterwegs nach Prag, wohin Jakob von seinem Vater zur Erziehung geschickt wurde, während Heinrich hoffte, den Winter am Hofe König Ottokars von Böhmen verbringen zu können.

»Hebt mich hoch, Heinrich!«, forderte das Küken mit befehlsgewohnter Stimme. »Ich muss sehen, zu welchem Antlitz diese wunderbare Stimme gehört.«

Klein, wie er war, gab es für den Knaben keine Chance, einen Blick auf die Bühne zu werfen, da ihm die Leiber der Erwachsenen den Blick verstellten. Ungeduldig zerrte er an Heinrichs Wams, dass es aus den Nähten zu gehen drohte. Heinrich lachte. Der Junge trug das Herz am rechten Fleck. Er hatte allerdings auch ein ungestümes Wesen, wenn seinen Wünschen nicht augenblicklich entsprochen wurde. Dem Ritter schien es durchaus angebracht, ihm nicht sofort seinen Willen zu lassen.

»Üb dich in Geduld, Jakob«, ermahnte Heinrich von Meißen. »Wenn du weiterhin wieherst wie ein ungestümes Fohlen, kann kein Mensch mehr etwas hören.«

Einen Moment starrte der Junge seinen Begleiter mit offenem Mund an. Der Minnesänger nutzte die Gelegenheit, um Jakob weiter aufzuziehen.

»Überhaupt gibt es da nichts zu sehen, was für einen Knaben bestimmt wäre. Eine Wandersängerin, wie du schon treffend festgestellt hast. Sie hat Augen wie Kastanien und schwingt mit geschürzten Röcken das Tanzbein. Nichts also, was dich interessieren könnte.«

Der Mund des Jungen klappte wieder zu. Heinrich wollte den Knaben noch ein wenig aufziehen, als er plötzlich einen Ruck an seiner Geldkatze spürte. Der Ritter griff mit der Hand an seinen Gürtel und erwischte gerade noch den Lederbeutel und einen Daumen. Klirrend fielen die Prager Groschen zu Boden, die er beim Münzwechsler getauscht hatte.

»Teufel noch mal!«, entfuhr es dem Adeligen. Gleichzeitig bog er den Finger nach hinten, bis es krachte. Der Dieb schrie auf, als das Gelenk aus der Pfanne sprang. Heinrich drehte sich um und blickte in die schmerzverzerrten Augen eines ausgezehnten Burschen.

»Ein Taschendieb!«, fauchte der Ritter und packte mit der anderen Hand nach dem Kragen des dreisten Kerls. Doch da bemerkten die ersten Menschen das Geld auf dem Boden und fingen an, sich danach zu bücken. Flugs rafften gierige Finger an sich, wessen sie habhaft werden konnten.

»Jakob, unsere Reisekasse!«, rief Heinrich.

Der Kleine tat sein Bestes, wurde jedoch achtlos zur Seite geschubst. Fluchend ließ Heinrich

den Dieb fahren und griff stattdessen nach seinem Schwert.

»Niemand vergreift sich an meinem Geld!«, donnerte er. Die Menge wich zurück. Jakob stopfte die verbliebenen Münzen in seine eigenen Taschen, während der Ritter hilflos zusehen musste, wie der Dieb zwischen den Menschen verschwand.

»Ich hab's«, erklärte der Bub.

»Dann lass uns gehen«, befahl sein Begleiter.

»Aber die Sängerin ...«, wandte der Junge ein.

»Es ist zu gefährlich hier, jetzt, wo man gesehen hat, wie reich unsere Börse bestückt ist.«

Heinrich warf einen kurzen Blick zurück auf die Bühne. »Sie hat ihre Vorstellung ohnehin beendet und sammelt die Münzen ein, die man ihr zugeworfen hat.«

Energisch drängte der Ritter den Jungen in eine Seitengasse, während er sich immer wieder versicherte, dass ihnen keine weiteren Diebe folgten. Sein Schwert hatte das Gesindel offenbar erst einmal eingeschüchtert. Ungehindert erreichten sie eine der besseren Schenken, aus der es verlockend nach heißem Würzwein duftete. Die beiden traten ein. Der Raum war sauber, aber dunkel. In der Hoffnung, die Kälte aussperren zu können, hatte man die Fenster mit Brettern fest verschlossen. Ein gemütliches Feuer brannte im Kamin und verbreitete angenehme Wärme. Auf den Tischen aus hellem Buchenholz brannten Talglichter. Heinrich drängte Jakob zu einer Nische und ließ sich erleichtert auf der Bank nieder. Der Ritter sog den würzigen Geruch von Nelken ein, roch den Hauch von Zimt, eines besonders edlen Gewürzes aus den fernen Landen, und sah sich um. Sein Gesicht entspannte sich. Diese Schenke wurde nur von gut gekleideten Männern aufgesucht. Die meisten von ihnen waren Kaufleute auf dem Weg nach Prag oder einheimische Honoratioren. Der Ritter hatte die richtige Schenke ausgewählt. Hier würde man ihnen keinen Fusel vorsetzen. Heinrichs Kehle lechzte nach blutrotem Wein, der sanft durch die Kehle rann und einen leicht erdigen Geschmack auf der Zunge hinterließ. Seine Augen begannen zu leuchten. Er strich sich sein weizenfarbenes Haar aus der Stirn, glättete seinen Mantel aus fein gewebter Wolle und lockerte den Schwertgurt.

Eine adrette junge Frau kam an ihren Platz. Der Ritter bestellte, wonach ihn düstete. Als sie gegangen war, wollte Jakob in seine Taschen greifen und dem Ritter die Reisekasse aushändigen, doch Heinrich hielt seine Hand, noch bevor er sie wieder aus der Tasche ziehen konnte.

»Lass stecken, Junge. Du kannst mir unser kleines Vermögen später aushändigen. Ich bin ohnehin froh, dass wir es noch haben.«

Die Schankmagd wogte mit vollen Gläsern in den kleinen Händen heran, wobei ihre prallen Brüste hin- und herschwenkten wie das Euter einer Kuh. Sie grinste breit, als sie die Becher vor den beiden jungen Herren abstellte und sagte in einwandfreiem Deutsch: »Hier kommt etwas zum Aufwärmen, ein Gaumenschmaus, wie Ihr ihn sonst nur in Prager Kellern serviert bekommt.«

Sie beugte sich tief zu Jakob und noch tiefer zu Heinrich herab. »Wenn die Herren sonst noch einen Wunsch haben?«

»Brot und Rauchfleisch wären prima«, sagte Jakob, lange bevor Heinrich sich von dem Anblick des Dekolletés erholt hatte.

»Geselchtes haben wir nicht, aber vielleicht darf ich den Herren wunderbare Zipferl bringen?«

Heinrich hatte schon einmal von den herzhaften geräucherten Würsten gehört. Bei dem Gedanken daran lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Doch Jakob kam ihm mit frechem Mundwerk zuvor.

»Ich bin mir sicher, dass du ganz außerordentliche Zipferl hast«, meinte er mit anzüglichem Zwinkern, »also bitte, erfreue uns damit.« Heinrich nickte belustigt. Auch was Frauen anging,

schien ihm der Kaufmannssohn ein wenig frühreif. Der Ritter nahm an, dass dies einer der Gründe war, weshalb sein Vater beschlossen hatte, dass sich sein Sprössling besser weit weg von zu Hause die Hörner abstoßen sollte. Zumindest gab es eine Andeutung in diese Richtung. Laut lachend trollte sich die Magd. »Ein fröhliches Kind«, kommentierte sie keck.

Jakob rollte mit den Augen, bis er erneut auf die Wandersängerin zu sprechen kam: »Fandet ihr die Stimme nicht ebenfalls ganz außergewöhnlich?«

Heinrich von Meißen nickte. Auch ihm war aufgefallen, wie gut die junge Frau den Ton hielt. Ihre Stimme musste geschult worden sein. Zudem sahen ihre Tanzschritte nicht aus wie x-beliebiges Bauerngehopse. Abfolge und Schritte gehörten eindeutig zu einem Schreittanz, wie man ihn auch bei Hofe sah.

»Du hast ein gutes Gehör, Jakob«, lobte der Ritter und nahm einen ersten, tiefen Schluck aus seinem Becher. Der Wein übertraf seine Erwartungen noch bei Weitem. Er war einfach köstlich. Diese Trauben konnten keinesfalls im rauen Böhmen gereift sein. In ihnen vereinten sich die Süße der südlichen Sonne und der Duft von Lavendel.

»Ein ganz vorzüglicher Tropfen«, schwärmte der Sänger.

»Ihr habt Sie doch gesehen, Frauenlob«, drängte der Junge weiter und nannte den Minneritter bei seinem Beinamen, unter dem er weit über die Grenzen seiner Heimat Meißen hinaus bekannt geworden war. »Welchen Eindruck hattet Ihr?«

»Nun, ich konnte nur ganz kurz einen Blick auf sie werfen. Sie trug die Kleidung einer Bäuerin und war für die Jahreszeit recht dünn gewandet.«

»Aber wie sah sie aus, Herr Heinrich, beschreibt sie mir? War sie eine Frouwe oder bloß ein Wib?«

»Mich dünkt fast, du hegst ein ganz außerordentliches Interesse für sie, mein Freund.« Belustigt versetzte er dem Jüngling einen kameradschaftlichen Stoß mit dem Ellbogen. Der zog einen Schmolmund. Heinrich wusste, der Bursche würde keine Ruhe geben, bis er eine hinreichende Antwort bekam. Also griff er die literarische Anspielung Jakobs auf und meinte: »Sei gewiss, für dich ist sie nichts – und sie ist auch nicht das, was man eine Frouwe, eine edle Dame nennen könnte. Aber ein Wib, ein Weib, ist sie biologisch gesehen ganz ohne Zweifel.« Heinrich zeichnete rundliche Formen in die Luft.

»Ihr habt trübe Augen vom Schneestaub, Herr Heinrich«, ereiferte sich der Jüngling. »Diese Stimme kann keiner vom Volk hören. Sie war viel zu klar und die Sprache zu rein.«

Der Sänger lachte. So leicht ließ sich der Junge nicht an der Nase herumführen. Jakob prustete mit. Der Spaß ging auf seine Kosten, der nächste würde auf Heinrichs gehen.

»Gewiss ist sie wunderschön, und Ihr wollt sie mir nur madig machen«, meinte Jakob schließlich etwas atemlos.

Heinrich seufzte: »Also gut. Sie könnte etwa in meinem Alter sein, obwohl sie klein von Gestalt ist und eine dunkle Gesichtsfarbe aufweist. Vielleicht ist's ein Zigeunermädchen.«

»Ganz ausgeschlossen. Die Weisen, die sie sang, klangen nicht nach fahrendem Volk. Die Dichtung glich eher der Euren.«

Der Tuchhändlerssohn verschränkte die Arme vor der Brust. Heinrich nickte zustimmend und fuhr sich nachdenklich über das bartlose Kinn. Der Junge hatte Recht. »Ich bewundere deinen Scharfsinn, Jakob. Die Dichtung war wirklich außerordentlich sorgfältig verfasst und der Vortrag frei von Fehlern. Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, dass eine Wandersängerin die Strophen vortrug, hätte ich geschworen, sie stammten aus der Kehle eines echten Troubadours. Zudem habe ich die Verse noch nie vernommen, und doch klangen sie vertraut.«

»Aber das passt doch alles nicht zusammen!«, stellte Jakob aufgeregt fest. Er hatte bislang kaum an seinem Würzwein genippt und fuchtelte nun so wild mit den Händen herum, dass man befürchten musste, er würde den kostbaren Tropfen in Kürze über den Tisch verteilen. Besänftigend legte Heinrich seine Hand auf diejenige seines jungen Reisegefährten.

»Beruhige dich bitte und zapple nicht so aufgeregt. Man wird schon aufmerksam auf uns. Zudem kommt gerade unser Essen. Hol dein Messer heraus! Wir wollen nachher weiterreden.«

Hastig hob Arigund die Münzen auf. Viele waren es nicht, aber zusammen würden sie zumindest für eine warme Mahlzeit reichen. Die junge Frau wunderte sich, dass ihre Gefährten nicht einmal einen Hut hatten herumgehen lassen. Schätzten sie ihre Sangeskunst als so gering ein? Ärgerlich beschloss sie, ihre Einnahmen für sich zu behalten, und stellte sich schon vor, wie sie langsam und genüsslich einen Steckrübeneintopf schlürfen würde. Sie verbarg ihren geringen Ertrag in einem Tuch und kletterte die wackeligen Stufen von der Bühne herunter.

Ein rotgesichtiger Bauer verstellte ihr den Weg und betrachtete sie mit lüsternen Augen. Ganz nebenbei öffnete er die Faust. Ein Prager Groschen leuchtete ihr entgegen. Viel Geld für einen Bauern. Ein Vermögen, wenn einem der Magen knurrte. Arigund war klar, wie sie das Geldstück erlangen konnte. Lange starrte sie auf die Münze. Wer sollte es ihr in ihrer Lage verdenken, einmal das Unaussprechliche zu tun? Einmal diesem Mann zu Willen sein, um mit diesem Geld ein warmes Essen, einen guten Mantel und vielleicht sogar einen wollenen Schal zu kaufen, damit sie nicht erfrieren würde.

Arigund stand da und fühlte, wie die Versuchung ihr Herz schneller schlagen ließ. Ihre vor Kälte roten Finger öffneten sich und ballten sich wieder zur Faust. Zorn stieg in ihr hoch. Wut auf ihren Vater, der sie gewinnbringend verscherbelt hatte, auf Wirtho, der sie hasste und umbringen wollte, und natürlich auf ihre Begleiter, die alles Geld verspielten und versoffen. Der Freier versuchte es mit einem Lächeln, wobei er eine Reihe fauliger Zähne entblößte. Arigund schluckte. Sie schloss die Augen. Eine energische Hand packte sie an der Schulter.

»Komm!«, befahl Vaclav und zerrte sie in die Menschenmenge hinein. Sie zuckte zusammen wie ein ertappter Dieb und ging willenlos mit. Der Prager Groschen entschwand aus ihrem Bewusstsein, wurde verdrängt von einem wütenden Vaclav. Hatte er beobachtet, was sich an der Bühne abgespielt hatte? Grob schob er sie vor sich her, vom Marktplatz weg in eine kleine, von Küchenabfällen übersäte Gasse. Der saubere Neuschnee bestand hier nur noch aus matschgrauer Pampe, vermischt mit Urin und Unrat. Die eiskalte Flüssigkeit fraß sich in ihre wollenen Strümpfe.

»Ich hab Hunger«, jammerte Arigund. »Ich will etwas zu essen.«

»Hör auf mir herzutriefeln«, stauchte Vaclav sie zurecht. Der Geruch nach Branntwein durchsetzte seinen Atem. »Ich hab schon genug um die Ohren.«

In Erwartung der nächsten Spelunke ließ sie sich mitziehen. Unvermittelt schloss sich Friedl wieder an. Ihr spärliches Reisegepäck hatte er flüchtig über die Schultern geworfen. Zudem schlich er mit dem Gesicht eines geprügelten Hundes hinter ihnen her, statt wie sonst an Václavs Seite zu gehen. Der spähte in jede Gasse und jeden Winkel. Zielstrebig arbeiteten sie sich aus der kleinen Ansiedlung heraus. Arigund wurde mulmig.

»Bleiben wir heute Nacht nicht hier?«, fragte sie vorsichtig.

»Halt endlich dein Maul, blödes Miststück!«, zischte Vaclav mit funkelnden Augen.

Verschreckt zog die junge Frau den Kopf ein. Was hatte sie jetzt nur schon wieder falschgemacht? So hatte sie ihre beiden Begleiter nicht mehr erlebt, seit sie Bayern hinter sich gelassen hatten. Hatten Wirthos Späher sie entdeckt? Reichte sein Einfluss gar bis hinter die Mauern von Prag? Der Gedanke ließ sie schauern. Wo sollten sie dann noch hin? Arigund wischte sich eine Träne von den Wangen. Sie war müde. Sie war hungrig, und zu allem Überfluss begann es erneut zu schneien. Dicke Flocken sanken geräuschlos zu Boden. Heute Nacht würde sie gewiss erfrieren.

Heinrich von Meißen rieb sich genüsslich über den Bauch und trank den letzten Schluck Wein aus.

»Wir sollten uns zurück ins Haus unseres Gastgebers begeben«, schlug der junge Ritter vor. »Es ist schon dunkel, und man wird die Türen schließen wollen.«

Jakob nickte. Auch ihm wurden die Augen schwer. Er sehnte sich nach dem weichen, mit Gänsedaunen gestopften Bett, das ihn heute Nacht angenehm warm halten würde. Auch hatte der Hausherr, ein Freund seines Vaters, den beiden einen eigenen Domestiken zur Verfügung gestellt, der ihnen jeden Wunsch von den Augen ablas. Mittlerweile wusste der Kaufmannssohn solche Annehmlichkeiten zu schätzen. Zu Beginn seiner Reise hatte er das Abenteuer in vollen Zügen genossen. Er fand es aufregend, in einer einfachen Gaststätte abzustiegen und von finsternen Gestalten durch rauchiges Kerzenlicht eindringlich gemustert zu werden. Sein ganzes junges Leben lang hatte man den Patriziersohn mit Ermahnungen, Anweisungen und Verboten traktiert. Er hatte sich danach gesehnt, von der Kandare gelassen zu werden und das richtige Leben zu kosten. Diese Reise war für ihn wie ein Ausbruch aus seiner behüteten, aber todlangweiligen Welt gewesen. Nach den ersten Wanzenstichen und rot gefrorenen Zehen hatte sich Jakobs Abenteuerlust langsam gelegt. Mittlerweile sehnte er sich danach, endlich Prag zu erreichen und in einem weichen Bett zu schlafen. Auch das Erlebnis mit den Taschendieben am heutigen Tag weckte in ihm eher Ärger als Tatendrang. Nur die junge Frau mit der wunderbaren Stimme ließ ihm keine Ruhe. So schlug er vor: »Lasst uns noch einmal über den Marktplatz gehen. Ich würde zu gerne wissen, wer sich nun wirklich hinter dieser Stimme verbirgt.«

Heinrich seufzte. Sein Schützling war nur schwer von etwas abzubringen, das seine Neugier geweckt hatte. Allerdings war sich der Ritter sicher, dass die Bühne leer sein würde, denn in Kürze würde die Kirchenglocke zum Abendgottesdienst läuten, was gleichzeitig den Markttag beendete. Aber was konnte es schaden, dem Buben seinen Willen zu lassen? Wenigstens würde er dann seine Ruhe bekommen. Ergeben nickte Heinrich und beglich die Rechnung. Das Gedränge in den Gässchen hatte bereits merklich nachgelassen, was vermutlich daran lag, dass es immer noch heftig schneite. Der Ritter zog den Kopf ein und blinzelte sich die Schneeflocken von den Wimpern. Mit langen Schritten überquerten sie den Markt. Die meisten Stände waren bereits abgeräumt, und kaum ein Bauer aus der Gegend bot noch etwas feil. Lediglich eine uralte, fast kahle Tuchhändlerin harrte in der Kälte aus. Vermutlich blieb ihr nichts anderes übrig, da der Tagesumsatz nicht einmal die Standgebühr deckte. Ihre Ware war ungewöhnlich, weshalb sie vermutlich so wenig davon verkaufte. Das grobe Leinen war mit einfachen Mustern bedruckt, die vermutlich mit Modeln, hölzernen Druckstempeln, aufgetragen wurden, denn sie wiederholten sich beständig. Jakob blieb kurz stehen und besah sich die Ware genauer. Die Muster waren liebevoll gestaltet, kleine Punkte, die zuweilen eine Figur ergaben oder eine Blume.

Die Alte öffnete ihre vor Kälte blauen Lippen. Ihre Stimme war brüchig, und sie sprach mit einem ungewöhnlichen Akzent: »Herr, mögt Ihr mehr Licht haben? Es ist schon recht dunkel.«

Ihre mageren Finger, die nicht einmal durch Fingerlinge geschützt waren, reichten ihm einen Stummel mit einem Talglicht. Jetzt erst entdeckte Jakob, dass die Muster von einer tiefblauen Farbe waren, deren Intensität ihn überraschte.

»Sag mir, Mütterlein, wie kommst du nur zu so einem erstaunlichen Blau? Benutzt ihr etwa nicht Färberwaid?«

»Es ehrt mich, wenn unsere Kunst Euren Zuspruch findet, Herr«, gab die Alte ihm ausweichend

zur Antwort. »Wollt ihr einen Ballen Tuch mitnehmen, als Geschenk für Schwester oder Mutter?«

Prüfend hatte Jakob den Stoff zwischen den Fingern gerieben. »Das Leinen erscheint mir dafür zu grob, zudem reisen wir mit leichtem Gepäck.«

Enttäuschung machte sich auf dem Gesicht der Alten breit. Heinrich atmete auf. Er hatte schon befürchtet, Jakob würde nicht widerstehen können, wie schon öfter auf der Reise. Sie hatten sogar ein zusätzliches Maultier erwerben müssen, um all die Kleinigkeiten transportieren zu können, mit denen sich der Junge zusehends belastete. Schon wollte sich der Ritter abwenden, als er Jakob fortfahren hörte: »Aber wenn du mir Bescheid gibst, wo ich dich finde, und wenn du bereit wärest, deine Künste an feinerem Tuch zu erproben, so würde ich dir einen unserer Agenten schicken, der dir deine Ware abnimmt. Vorerst möchte ich dir nur dies kleine Deckchen als Muster abkaufen.«

Die Alte nannte einen viel zu hohen Preis, den Jakob ohne Feilschen zu akzeptieren schien, denn seine Hand fuhr in die Tasche. Heinrich rollte mit den Augen. Ob aus diesem Knaben je ein erfolgreicher Kaufmann werden würde? Dann, gerade als die Alte zugreifen wollte, schloss sich noch einmal die Faust des Jungen. Die Alte sah erstaunt hoch.

»Ich knüpfe jedoch eine Bedingung daran. Heute Nachmittag hat dort drüben eine junge Frau gesungen. Ich möchte wissen, wer sie ist und wo ich sie finde.«

»Viel Gaukler war da heut'«, murmelte die Alte.

Auffordernd sah Jakob seinen Ritter an. Hätte er sich doch denken können, dass sein Schützling nicht aufgab. Seufzend beschrieb er die Sängerin.

»Morgen früh, gleich zu Marktbeginn, werde ich wieder da sein. Kannst du mir Auskunft geben, so werden wir wohl ins Geschäft kommen.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte sich Jakob um und eilte der Straße zu, in der sie ihr Nachtquartier gefunden hatten.

Vaclav trieb die kleine Gruppe an wie ein Hirte die Herde, vorbei an den niedrigen Lehmhütten, die so dicht am Boden errichtet waren, als wären sie nicht mehr als Höhlen. Der Räuber hatte Friedl, der kaum weniger hungrig war als Arigund, nicht einmal erlaubt, sich an einem unternehmungslustigen Huhn zu vergreifen, das in einen geschützten Stall einzusperren man offensichtlich vergessen hatte. Mit triefendem Gefieder saß es nun in einem zerflederten Nadelbaum und hoffte, dem Fuchs für diese Nacht zu entkommen. Arigund beneidete das Tier selbst um diesen einfachen Rastplatz. Sie warf dem Heuschober einen sehnsüchtigen Blick zu, doch der struppige Köter, der davor angebunden war, machte einen solchen Radau, dass im Wohnhaus ein Licht entzündet wurde. Vaclav packte sie unerbittlich am Arm und zerrte sie weiter.

Sie mussten schon Stunden gewandert sein, als der Schneefall nachließ und es endlich aufklarte. Ein bleicher Halbmond, umgeben von silbern glänzenden Sternen, schenkte ihnen sein spärliches Licht und geleitete sie freundlich bis vor einen heruntergekommenen Gasthof. Gut die Hälfte der Nacht war bereits verstrichen, trotzdem tönte lautes Singen aus der Stube. Arigund und Friedl konnten ihr Glück kaum fassen, als Vaclav genau auf die Herberge zuhielt, die Tür öffnete und sie hineinschob. Die Gesellschaft darin – allesamt wenig vertrauenswürdige Gestalten, die sich mit Würfelbechern und Bier bei Laune hielten – merkte nur kurz auf, ohne sich weiter stören zu lassen. Vaclav ging zum Wirt und handelte einen Preis für die Übernachtung und eine warme Mahlzeit aus. Erstaunt sah die junge Frau den zweiten Prager Groschen des Tages. Diesmal wechselte er von Vaclavs langen Fingern in die fetten des Wirtes.

Es dauerte nicht lange, bis eine Schankmagd erschien und ihnen dunkles Bier und einen undefinierbaren Eintopf vorsetzte. Arigund schlang ihn in sich hinein wie den köstlichsten Schmaus, bis ihr Magen rebellierte. Auch die beiden Männer aßen stumm und kippten gierig das Bier in sich hinein. Sie blieben aber nicht wie sonst im Schankraum, sondern warfen dem Würfeltisch und der Schankmagd lediglich einen sehnsüchtigen Blick zu. Gemeinsam trappelten sie die schmale Treppe hoch. Zu dritt zwängten sie sich in eine winzige Kammer, die so eng war, dass sie in dieser Nacht wohl oder übel dicht aneinandergedrängt würden schlafen müssen. Arigund sank einfach in sich zusammen. Im Halbschlaf bekam sie noch mit, dass wieder einmal der arme Friedl anstelle der Magd herhalten musste. Sein Jammern verfolgte sie bis in den Traum.

Am nächsten Morgen scheuchte sie Vaclav schon vor Tagesanbruch aus ihrem Lager. Er lachte über Arigund, die sich mit dem eiskalten Wasser Gesicht und Hände wusch, und pinkelte ungeniert in das Stroh, das ihnen gerade noch als Schlafstätte gedient hatte.

»Vertreibt die Wanzen!«, verkündete er mit breitem Grinsen, als er Arigunds entsetzten Gesichtsausdruck sah. »Macht jeder so«, ergänzte er noch.

Einzeln kletterten sie die Stiege zur Schankstube hinunter. Vom Wirt war nichts zu sehen. Vaclav und Friedl gönnten sich jeder noch ein Bier. Arigund ließ verstohlen einen nicht gegessenen Kanten Brot in ihrem Rock verschwinden. Zwei der Würfelspieler lagen auf dem verdreckten Fußboden und schliefen ihren Rausch aus. Vorsichtig stieß Vaclav sie mit dem Fuß an. Die beiden Diebe grinsten und leerten den Burschen die Taschen. Viel war allerdings nicht zu holen. Die beiden waren ganz offensichtlich die Verlierer des Abends gewesen.

»Und du«, raunte Vaclav zu Arigund gewandt, »gehst in die Küche und schaust, ob für uns was zu finden ist.« Die junge Frau zögerte. Den alten Brotkanten hätte sowieso niemand mehr

gegessen, aber sich an den Vorräten des Wirtes vergreifen? Sie hatte noch nie gestohlen.

»Mach schon!«, drängte Vaclav. »Wer weiß, wann wir wieder eine solche Gelegenheit bekommen.«

Rüde wurde sie vorwärtsgeschubst. Arigund spähte in den kleinen Raum, der als Vorratskammer diente. Viel war auch da nicht zu holen: ein paar Eier, eine Scheibe Speck, zwei Laib Brot. Hastig packte die junge Frau alles in ihr Tuch. Darin befanden sich immer noch die Münzen, die sie beim Singen »verdient« hatte. Entschlossen legte sie das Geld an die Stelle, wo sich das Brot befunden hatte. Gewiss war das nicht genug, doch zumindest gab es ihr das Gefühl, keine Diebin zu sein.

Ihre Begleiter warteten draußen vor der Tür. Vaclav hatte sich den Mantel des einen Spielers geschnappt, Friedl die Lederschuhe des anderen. Sie waren ihm viel zu groß und hatten ein dickes Loch an der Ferse. Trotzdem schien der Junge glücklich über seinen Fang. Vaclav warf einen wohlwollenden Blick auf Arigunds Beute, klopfte ihr auf die Schulter und sagte: »Na bitte, die edle Dame lernt langsam, dass das Essen nicht vom Himmel fällt. Jetzt aber schnell, bevor sich da drin was zu rühren beginnt.«

Zügig schritt der junge Mann voran. Arigund hastete ihm nach. »Vaclav, warte«, keuchte sie. »Sag, warum mussten wir gestern so schnell den Markt verlassen?«

Der Räuber winkte ab, doch Arigund war nicht bereit nachzugeben.

»Bitte, war es wegen mir? Hat mich ein Späher aus Brennborg erkannt?«

Sie bekam ein belustigtes Grinsen zur Antwort. »Glaubst du wirklich, du seist von solcher Bedeutung, dass dein gehörnter Gatte dir bis ins Böhmisches nachsetzt?«, spottete Vaclav. »Sei beruhigt. Nicht dir drohte Gefahr, sondern unserm wertigen Friedl.« Die letzten Worte rief der Räuber laut über die Schulter, wo sein Kumpan schleppend und mit schmerzverzerrtem Gesicht hinter ihnen herhumpelte. »Er hat nämlich mal wieder nicht nachgedacht und seine flinken Finger an einem Ritter versucht. Um ein Haar hätt' ihm der dafür die Hand abgeschlagen. Dann wär's vorbei gewesen mit dem lustigen Leben. Stimmt's, Friedl?«

Statt einer Antwort spuckte der in den Schnee. Nicht ohne Sorge entdeckte Arigund ein hasserfülltes Glitzern in Friedls Augen. Als ihm bewusst wurde, dass sie ihn beobachtete, senkte er sofort wieder den Kopf.

»Wie weit ist es noch bis zur Hauptstadt?«, wollte die junge Frau wissen.

»Wenn wir uns ranhalten, können wir zum Christfest da sein.«

»Und dann?«

»Dann werden wir sehen, ob unser Goldesel wirklich nur Bricklebit sprechen muss, dass die Taler klimpern. Wenn nicht, gibt es genug Hurenwirte, die mir ein ordentliches Sümmchen für ein hübsches Singvögelchen wie dich bieten.«

Arigund wurde blass, sagte aber nichts. Sie dachte an den Mann mit den fauligen Zähnen und Reimar, von dem sie in letzter Zeit wieder häufiger träumte.

Der Abschied von ihren Gastgebern fiel herzlich aus. Der Ritter erhielt sogar noch ein Empfehlungsschreiben an einen Verwandten in Prag, sodass er sich nicht um Unterkunft sorgen musste, falls er wider Erwarten nicht sofort freundliche Aufnahme bei Hofe finden würde. Die beiden Reisenden wollten sich einer Gruppe von Kaufleuten anschließen, die auf dem Weg zur Hauptstadt war und einen Ritter, der das Schwert zu führen wusste, gerne in ihre Gesellschaft aufnahm. Doch bevor sie ihre Pferde zum Treffpunkt lenkten, überquerten sie erneut den Marktplatz und spähten nach der Alten aus. Obwohl es noch eine Weile bis zur Markteröffnung dauern würde, herrschte bereits reges Treiben. Lastkarren versperrten die schmalen Gassen, sodass es nur langsam vorwärtsging. Die Bauern schimpften, weil sie den Reitern Platz machen sollten; mehr als einmal überzeugte sie erst der Griff nach dem Schwert. Auch die Alte war schon zur Stelle.

Jakob stieg von seinem Graufalben, einem Pferdchen, das zwar klein an Wuchs, aber ungemein zäh und trittsicher war. Arabella funkelte erbost, als Jakob abstieg und Heinrich die Zügel in die Hand drückte. Unwillig stampfte sie mit dem Vorderbein und bleckte die Zähne zu Heinrichs Hengst. Jakob hob mahnend den Zeigefinger, und die Stute senkte verdrossen den Kopf. Fremden gegenüber war sie misstrauisch, doch an Jakob hing die Stute mit besonderer Zutraulichkeit, obwohl er sie nur wenige Monate vor seiner Abreise erworben hatte. Jakob hatte Arabella auf dem monatlichen Rossmarkt entdeckt. Sie stand angebunden neben einem Schweinekoben und kämpfte gegen die rohen Hände eines Rossmetzgers an. Der Bauer schlug ihr grob züchtigend mit einem Knüppel zwischen die Augen, sodass das Blut ihr Gesicht herunterrann.

»Hehe!«, hatte der Junge den Bauern zurechtgewiesen. »Muss das denn sein!« Dann sah er zu dem Stütchen und es zu ihm. Jakob war es vorgekommen, als würde es ihn mit seinen dunkelbraunen Augen um Hilfe anflehen. Von der Seite seines Vaters weichend, trat der Junge näher, um das Pferdchen in Augenschein zu nehmen. Er sah sich einem kleinen, ausgezehnten Pony gegenüber mit verfilztem Winterfell, das nach Schweinemist stank.

»Was geht's den jungen Herrn an«, keifte der Rossmetzger von der Seite. Vermutlich hätte er den Jungen mit dem Ochsenziemen verjagt, wäre Jakobs Vater nicht dabei gewesen.

»Oder will er das Tier gar kaufen?«, quakte nun der Bauer, ein besseres Geschäft ahnend, als es ihm der Metzger angeboten hätte. »Ein gesundes Tier ist es«, lobte er seine Ware sogleich. »Keine vier Lenze hat's gesehen. Seht selbst.«

Schon wollte er der Stute ans Maul greifen, doch der Rossmetzger fuhr dazwischen und erklärte: »Doch zum Reiten taugt's nicht, ist's doch ein Schelf, ein Wildpferd, das bis vor Kurzem im Wald hauste und keine Menschenhand kennt.«

»Stimmt das?«, forschte nun Jakobs Vater nach.

»Ein Wildfang ist es wohl«, räumte der Bauer zögernd ein.

»Vor wenigen Wochen erst pferchten die Häscher die Herde«, ereiferte sich der Rossmetzger weiter, »trieben sie doch ihr Unwesen in der Gegend, durchbrachen Zäune und stahlen den Bauern das Futter. Der Leithengst gebärdete sich so wild, dass ihn erst die Speere der Jäger bändigen konnten. Sein böses Blut rinnt in ihren Adern. Kein Pferd ist's für einen jungen Herrn.«

Der Kaufmann nickte und legte seine Hand auf Jakobs Schultern und schob ihn weiter. Doch der duckte sich und war mit zwei Sprüngen zurück bei der Graufalbin.

»Was ein Pferd für mich ist und was nicht, das entscheide immer noch ich!«, rief er trotzig. Er

löste den Strick und zog daran. Erstaunlicherweise folgte ihm die Graufalbin willig. Triumphierend blickte er zu seinem Vater, der den Kopf schüttelte und mürrisch meinte: »Wenn du selbst entscheiden kannst, dann bezahle auch selbst.«

So hatte Jakob schließlich sein eigenes Erspartes eingesetzt und die Stute mit nach Hause genommen. Unter seinen Händen hatte sich Arabella zwar nicht gerade in einen edlen Vollblüter verwandelt, aber sie trug ihn so sicher über Feld und Flur wie kein zweites Reittier. Zudem gab es niemanden, der dem Jungen das Tier neidete, was durchaus eine Menge Vorteile brachte.

Die Zügel in der Hand trat Jakob an den Stand der alten Tuchhändlerin und fragte ohne große Begrüßung: »Nun, Mütterchen, was hast du in Erfahrung bringen können?«

Die Alte besah die beiden Männer zunächst einmal mit ihrem zahnlosen Grinsen. »Die Sängerin, nach der Ihr Euch erkundigt habt, junger Herr«, begann sie dann, »stammt nicht von hier. Sie gehört auch nicht zu den Gauklern, die am Weihnachtsmarkt auftreten.«

Jakob sah enttäuscht aus. »Aber ihren Namen hast du herausfinden können?«

Die Marktfrau schüttelte den Kopf.

»So hast du dir deinen Lohn nicht verdienen können. Schade.«

Abrupt drehte sich der Tuchhändlerssohn um.

»Wartet noch, junger Herr!«, hielt ihn die Alte auf. »Ich denke doch. Der Schankwirt weiß von zwei Burschen, die wohl mit ihr unterwegs sind.«

»Was für Burschen?«, fragte nun Heinrich von Meißen. »Wie sahen sie aus?«

Die Frau spuckte aus. »Gesindel, Pack, einer kräftig mit blonden Haaren und schiefer Nase, der andere spindeldürr und halb verhungert, mit den Augen einer Krähe. Sie kamen, um Quartier zu machen. Der Markt war noch nicht vorbei, als der Dürre ihre Sachen raffte und abhaute, als wäre der Teufel hinter ihm her.«

Oder die Marktwächter, dachte Heinrich, in dem ein Verdacht aufkeimte. Die Beschreibung passte haargenau auf seinen Taschendieb. Sollte die Wandersängerin den Lockvogel für diese Burschen spielen? Dann befand sie sich wahrlich in schlechter Gesellschaft.

»Wo sind sie hin?«, wollte Heinrich wissen.

Die Alte zuckte mit den Schultern. »Fort,nehm ich an. Hier hat sie keiner mehr gesehen.«

»Und die Frau? Warum sollte die Frau bei ihnen gewesen sein?«

»Weil sie für drei Quartier gemacht haben, und eine davon war ein Weibsbild.«

»Aber gesehen hat er sie nicht, der Wirt«, mischte sich jetzt wieder Jakob ein.

»Nein, junger Herr, gesehen hat er sie nicht, aber gesagt hat er, dass die beiden recht geheimnisvoll getan hätten. Und der Anführer hätt' sie immer nur ihr ›Goldeselchen‹ genannt.«

Jakob wiegte den Kopf. Noch konnte er sich keinen Reim auf das machen, was die Tuchhändlerin berichtete, aber sein Herz begann schneller zu schlagen. Sollte sich hier endlich ein richtiges Abenteuer anbahnen? Eines, von dem man später einmal bei Wein und Spielleuten berichten konnte?

»Wusste der Wirt, wohin sich die drei wenden wollten?«, hakte er nach.

»Das ist nicht schwer zu erraten. Nach Prag.«

»Weißt du das sicher?«, fragte Heinrich, während ihm schon Schlimmes schwante.

»Sie haben sich jedenfalls erkundigt, wie weit es von hier bis zur Königsstadt ist.«

Auf Jakobs Gesicht machte sich ein triumphierendes Grinsen breit. Er griff in seine Tasche und holte das versprochene Geldstück heraus. »Nun also zum Geschäft«, fuhr er sachlich fort, griff sich eines der Deckchen, dessen tiefdunkle Farbe bei Tageslicht noch strahlender war, und fragte. »Wo genau kann man dich finden, und wie lautet dein Name, Mütterchen?«

Bereitwillig erteilte die Frau dem jungen Kaufmann Auskunft: Sie gehöre zu einer Gruppe von Sorben, die am Moldauufer das Recht zur Rodung erhalten und sich vor einer Generation dort niedergelassen hatten. Die Ansiedlung sei keinen Tagesritt von hier entfernt und nicht schwer zu finden. Jakob versicherte ihr noch einmal, dass sie von ihm hören werde. Dann schwang er sich auf Arabella. Aufgeregt plappernd ritt er aus dem Örtchen heraus und hätte beinahe vergessen, dass sie doch mit den Kaufleuten verabredet waren. Seine Ungeduld blieb niemandem verborgen, als es viel zu lange dauerte, bis sich der Zug formiert und in Bewegung gesetzt hatte.

Wie selbstverständlich ritt der Knabe an die Spitze des Trosses, und immer wieder sogar weit voraus, bis Heinrich ihn energisch zurück an seine Seite rief.

»Diese Straße ist nicht sicher, Jakob«, mahnte der Ritter. »Ich verspüre nicht die geringste Lust, deinem Vater Rede und Antwort zu stehen, wenn dir jetzt, so kurz vor unserem Ziel, noch ein Leid geschieht. Du bleibst jetzt gefälligst neben mir.«

»Warum müssen wir überhaupt mit all diesen Menschen reiten«, murrte der Knabe. »Sie bewegen sich mit der Geschwindigkeit einer Augsburger Wanderschnecke. Wenn wir in diesem Tempo weiterreisen, erreichen wir Prag erst zum Osterfest.«

»Immer noch besser als gar nicht.«

»Herr Heinrich, Ihr habt ein Schwert und wisst damit umzugehen. Lasst uns voranreiten. Seht, schon wieder halten wir an.«

Der Ritter reckte sich und spähte nach vorne. »Ein Gasthaus«, stellte er fest. »Vermutlich will man hier die Pferde und Maultiere nochmals tränken.«

Der Junge stöhnte auf: eine Pause, kaum dass sie zwei oder drei Stunden unterwegs waren.

»Ich weiß gar nicht, warum du murrst. Ich an deiner Stelle würde nach vorne gehen und den Wirt nach deiner hübschen Sängerin und ihrer diebischen Begleitung befragen. Wenn sie nicht erfrieren wollten, dann sind sie sicher hier eingekehrt.«

Sofort hellte sich Jakobs Gesicht auf.

»Da könntet Ihr Recht haben, Heinrich!«, rief er begeistert und trat Arabella in die Seiten, was diese mit einem lauten Quietschen und einem Buckler quittierte. Der Ritter schüttelte den Kopf. Jakob war einfach unverbesserlich.

Das Strahlen in seinem Gesicht sprach mehr als tausend Worte, als der Kleine kurz darauf zurückkehrte. »Ihr hattet den richtigen Riecher, Heinrich!«, rief er schon von Weitem. »Sie sind hier gewesen, und diesmal gibt es auch eine gute Beschreibung von der Frau. Hört, was die Schankmagd mir berichtete.«

»Die Schankmagd, so, so«, neckte Heinrich. »Mit der warst du aber schnell fertig.«

Jakob wurde rot bis unter die Haarwurzeln. »Nun lasst mich doch endlich ausreden«, knirschte er durch die Zähne. Heinrich bemühte sich um eine ernste Miene. Langsam begann auch ihm die Sache Spaß zu machen. »Die Magd schätzt sie höchstens auf sechzehn, vielleicht auch jünger. Sie ist von kleiner Gestalt, ihr Gesicht von ungewöhnlich brauner Farbe, aber mit ebenmäßigen Zügen. Zuerst hätte sie sie für eine Dirne gehalten und den großen Burschen für ihren Kerl, doch dann ist sie gemeinsam mit ihm und seinem Freund in die Kammer gegangen und nicht mehr heruntergekommen, obwohl genug Freier da gewesen wären.«

»Vermutlich ist sie sein Weib.«

»Hab ich auch gesagt, aber die Magd meinte, sie hielte sie nicht für eine von denen.«

»Wie kommt sie denn da drauf?«, fragte Heinrich belustigt.

»Na ja, zum einen hat sie sich morgens gewaschen, zum anderen ...« Jakob zögerte.

»Jetzt rück schon mit der Sprache raus«, drängte Heinrich.

»Na ja, die drei sind recht früh am Morgen abgehauen. Sie hatten zwar die Zeche bezahlt, aber sie haben sich an den Vorräten des Wirts schadlos gehalten.«

»Was war schon anderes von dem Gesindel zu erwarten? Und was das Waschen angeht, nun, manche Frauen meinen, sie könnten so verhindern ... Ach, das erfährst du noch früh genug.«

»Die Schankmagd sagte, zwar hätten einige Lebensmittel gefehlt, aber es habe Geld dafür neben dem Brotkasten gelegen. So etwas habe sie ihr Lebtage noch nicht erlebt.«

»Das ist in der Tat erstaunlich.«

Heinrich kratzte sich den Hinterkopf und schwieg. Hier passte einiges nicht zusammen. Vielleicht sollte er doch einmal eine Weile bei der Vorhut reiten. Da es noch nicht wieder geschneit hatte, würde man Spuren im Schnee sicher deutlich sehen können.

»Versorge du jetzt erst einmal dein Pferdchen«, wies er den Jungen an. »Arabella wird es dir später danken.«

Doch Jakob war nicht dumm. »Ihr wollt ein Stück vorausreiten, stimmt's? Lasst mich mitkommen!« Bittend sah der Junge ihn an und rollte mit seinen dunkelbraunen Augen, eine Geste, der Heinrich selten widerstehen konnte. Diesmal aber blieb er unbeugsam.

»Tu jetzt, was ich dir gesagt habe«, wies er den Buben an. Er selbst aber trieb sein Pferd weiter nach vorne. Schon nach kurzer Zeit entdeckte er die Fußspuren der kleinen Gruppe im frischen Schnee. Sie mussten früh aufgebrochen sein, denn die Ränder hoben sich nicht mehr scharf von der Schneedecke ab, sondern zerfielen bereits. Obwohl er beritten war, würde es bestimmt bis weit in den Mittag dauern, bis er die drei eingeholt hatte. Doch so lange konnte er den kleinen Troll keinesfalls alleine lassen. Jakob würde ihm nachsetzen, keine Frage. Heinrich wog ab, ob sie es riskieren konnten, alleine vorwegzureiten. Es war nicht gelogen, dass der Weg gefährlich war und man jederzeit mit einem Überfall rechnen musste. Andererseits, es war kurz vor Weihnachten. Vielleicht hatte der liebe Gott ein Einsehen und hielt seine schützende Hand über sie. Heinrich versuchte, sich das Lied in Erinnerung zu rufen, das die junge Frau gesungen hatte. Erneut kam ihm der Rhythmus der Dichtung bekannt vor, so als hätte er die Weise schon einmal gehört. Wenn er sich nur erinnern könnte, wo und wann das gewesen war? Er begann die Melodie zu summen. Sie klang vertraut. Energisch wendete er sein Pferd und ritt zurück. Sein Entschluss stand fest: Er wollte das Rätsel lösen.

Arigund hörte die Pferde als Letzte und wollte schon erschrocken aufschreien, als Vaclav sie unvermittelt zur Seite riss und in Richtung Wald zog. Doch der war bei Weitem nicht mehr so nah wie auf früheren Wegstrecken. Offensichtlich sorgte der Landesherr dafür, dass die Straßenränder regelmäßig gerodet wurden. So stolperten die drei vorwärts, ohne eine echte Chance, unentdeckt zu bleiben. Vaclav warf einen finsternen Blick auf die beiden Reiter und flüsterte einen unmissverständlichen Fluch. Seine Finger angelten das lange Messer aus seinem Gürtel. Auch Friedl schien zutiefst erschrocken. In seiner Aufregung verlor er seine Waffe und rannte kopflos weiter. Arigund stolperte. Ihre Beine waren wie Blei nach dem morgendlichen Gewaltmarsch. Sie stolperte in den Schnee und blieb einfach liegen. Vaclav versuchte sie hochzuzerren, schrie sie an und trat sogar mit Füßen nach ihr, doch es half alles nichts. Die junge Frau war mit ihren Kräften am Ende. Mit einem Blick auf den Ritter, der bedrohlich mit blankgezogenem Schwert immer näher heranpreschte, beschloss der Räuber, dass es besser sei, so rasch wie möglich von der Bildfläche zu verschwinden. Er ließ von Arigund ab und lief um sein Leben. Im allerletzten Moment erlangte er Deckung im dichten Unterholz. Jetzt galt es nur noch, die eigene Haut zu retten. Das Messer fest in der Hand, war er bereit, sein Leben teuer zu verkaufen, denn es bestand kein Zweifel daran, dass es sich um ebenjenen Ritter handelte, den Friedl, der Dummkopf, um seine Habe hatte erleichtern wollen. Bei einem vorsichtigen Blick aus dem rettenden Versteck stellte er jedoch mit Erstaunen fest, dass der Ritter von ihm abgelassen und neben Arigund sein Pferd pariert hatte. Der Räuber verbarg sich in dem blattlosen Gesträuch und beobachtete die beiden Männer. Der kleinere entpuppte sich bei genauerem Hinsehen als Knabe. Er stieg ab und sah nach dem Weib. Für einen winzigen Moment erwog der Räuber einen Angriff. Doch da war der andere mit dem Schwert, ein erfahrener Ritter ganz ohne Zweifel, der mit seiner Waffe umzugehen verstand. Er war vorsichtig, behielt die Umgebung gut im Blick und ließ sich durch den Kleinen nicht ablenken. Nein, es war einfach zu gefährlich, sich diesem Mann in offenem Kampf zu stellen. Hilflos musste Vaclav zusehen, wie sich die beiden Fremden seines Goldesels bemächtigten. Fluchend zog er sich tiefer in den Wald zurück. Wie hatte er nur so dumm sein können, sie auf dem Markt singen zu lassen! Andererseits: Sollte der Ritter das Weib doch bis Prag durchfüttern. Er würde sie sich schon wieder holen. Einem Vaclav nahm man so einfach nichts weg. Zunächst aber galt es, diesen Tölpel von Friedl wieder einzusammeln.

Wie ein Habicht hatte sich der Ritter auf die fliehenden Gestalten gestürzt, das Schwert hoch über dem Kopf erhoben. Er hatte nicht ernstlich damit gerechnet, dass die beiden Männer sich ihm im Kampf stellen würden – zu oft schon hatte er mit diesem feigen Pack zu tun gehabt. Aber man wusste ja nie. Zudem juckte es Heinrich in den Fingern, den dreisten Taschendieb seiner gerechten Strafe zuzuführen. Der dürre Kerl hatte allerdings flinke Füße und huschte wie ein Rebhuhn ins Unterholz. Der größere schien ein anderer Brocken zu sein. Er sah den Reitern entgegen. Seine Augen funkelten zornig, und er schien zunächst seine Chancen abzuschätzen. Erst als er erkannte, dass der Ritter ihm überlegen war, trollte er sich ebenfalls. Aber Heinrich traute seinem Sieg nicht. Solches Gesindel war hinterhältig. Kaum drehte man ihm den Rücken zu, fiel es wieder über einen her. Deshalb ließ er die Stelle, an der die beiden Burschen verschwunden waren, nicht aus den Augen und behielt auch das Schwert in der Hand.

Jakob war noch im Trab von Arabella gesprungen und sah nach der jungen Frau. Vollkommen erschöpft lag die arme Kleine im Schnee, zitternd und schluchzend. Sie hatte schützend die Arme über dem Kopf verschränkt, als fürchtete sie, der Ritter wolle ihr das Haupt abschlagen. Ihr langes, dunkelbraunes Haar hatte sich aus der ärmlichen Haube gelöst und breitete sich wie achtlos hingeworfene Haselnusszweige über ihre Schultern. Jakob redete unentwegt auf das Mädchen ein, und tatsächlich schien es sich endlich zu beruhigen. Schwerfällig richtete es sich auf und betrachtete Heinrich aus niedergeschlagenen Augen. Sie war tatsächlich von sehr kleinem Wuchs und fast knabenhafter Gestalt. Auch Heinrichs Vermutung, dass sie wohl nicht aus dem Böhmischen stammte, schien sich zu bewahrheiten. Andererseits konnte er sich auch nicht länger vorstellen, dass sie dem fahrenden Volk angehörte. Ihre Gesichtszüge waren ebenmäßig, die Lippen voll mit weichem Schwung, und ihr erster Griff ging an ihr Haar, um es sittsam zurück in die Haube zu stecken. Beachtete man zudem den leichten Olivton der Haut, so würde er ihr eher südländische Wurzeln zuschreiben: Vielleicht war sie Italienerin oder Maurin? Als sie sich einen Moment unbeobachtet glaubte, hob sie den Kopf. Ihre Blicke trafen sich, und der unerbittliche Ostwind schien für einen Moment den Atem anzuhalten. Selbst die Wintersonne erstrahlte wärmer. Die kastanienfarbenen Augen erreichten Heinrichs Herz und veränderten den Rhythmus seines Schlages. Kampfesmut lag darin, Stolz, Adel und zugleich vielversprechende Sinnlichkeit. Bei Gott, Jakob hatte Recht gehabt: Dieses Mädchen musste von Stand sein. Was aber suchte sie dann in der Gesellschaft solchen Packs?

»Nenn mir deinen Namen!«, befahl der Ritter.

Ein weiteres Mal blitzten kurz und leidenschaftlich ihre Augen auf, dann senkte sie demütig den Kopf und antwortete leise: »Nennt mich, wie ihr wollt, Herr Ritter, denn ich besitze keinen.«

»Das kann nicht sein«, protestierte Jakob. »Jeder Christenmensch ...«

Heinrich unterbrach ihn mit den Worten: »Und deine Herkunft wirst du uns wohl auch verschweigen wollen?«

Erwartungsgemäß schwieg sie.

»So müssen wir annehmen, da du dich in Gesellschaft von Dieben befunden hast, dass auch du eine Diebin bist?«

»Ich habe mich keines Vergehens schuldig gemacht, weder vor Gott noch vor den Menschen«, erklärte sie.

Heinrich schüttelte den Kopf. Allein diese Wortwahl. So sprach kein Bauernmädchen und schon gar keine Räuberdirne. Nichts passte hier zusammen.

»Was tun wir jetzt?«, riss Jakob ihn aus seinen Gedanken. Fürsorglich breitete er seinen Mantel über die bibbernde junge Frau.

Heinrich senkte erst einmal sein Schwert, ohne es jedoch ganz wegzustecken. »Wir warten am besten, bis unsere Reisegesellschaft eintrifft. Auf einem der Wagen wird sich schon ein Platz für unsere Namenlose finden. In Prag sehen wir dann weiter.«

»Verzeiht, Herr, wenn ich mich einmische, doch wenn Ihr einen Rat von mir hören wollt, so lasst uns einen sicheren Ort aufsuchen und dort die Gesellschaft erwarten, mit der Ihr reist. Mit Vaclav ist nicht zu spaßen. Er wird sich sein Eigentum zurückholen wollen.«

»Und das bist du? Sein Eigentum? Was tust du für ihn? Bist du seine Hure?«

Die Schamröte stieg ihr ins Gesicht und machte sie noch attraktiver. »Was fällt Euch ein!«, fauchte sie zornig. Augenblicklich besann sie sich und senkte erneut die Stimme: »Ich singe auf Jahrmärkten.«

»Oh ja!«, rief Jakob begeistert. »Wir haben dich gehört. Deine Stimme ist wie die Märzsonne, die den Schnee zum Schmelzen bringt.«

»Ich hatte einen vorzüglichen Lehrer«, erwiderte sie bescheiden und wurde nachdenklich. Sie lächelte versonnen, eine Geste, die der Junge sofort auf sich bezog. Strahlend erklärte er: »Ich musste dich wiedersehen, nachdem ich dich auf dem Markt habe singen hören, und wäre dir bis ans Ende der Welt gefolgt.«

Die junge Frau schüttelte leise den Kopf, so als wäre Jakob nicht der Richtige, solche Worte an sie zu richten.

Heinrich beobachtete sie und schwieg. Tausend Gedanken jagten durch seinen Kopf. War diese junge Frau vielleicht vor der Verheiratung mit einem ungeliebten Mann geflohen, während sie den Geliebten zurücklassen musste? Oder war ihr Geliebter eventuell durch Meuchelmörders Hand gestorben? Vielleicht würde sie seine Muse werden und ihre Geschichte den Stoff für eine neue Ballade geben. Schon nahmen die ersten Zeilen Gestalt an:

*Ach, gramgebeugtes Herz,
vor Kummer magst beinah zerspringen
es ist so voller Schmerz ...*

Heinrich schüttelte sich. Jetzt war nicht die Zeit für Dichtkunst. Die junge Frau hatte Recht. Sie sollten sich in Sicherheit bringen, bevor das Gesindel neuen Mut fasste. Er reichte ihr seine Hand. Sie verstand sofort und ließ sich von ihm hinten aufs Pferd heben. Sein Brauner schnaubte ärgerlich, trottete dann jedoch gehorsam durch den hohen Schnee. Sie schlang einen Arm um seine Hüften. Ihre Wärme drang zu ihm vor und wallte zu Hitze auf. Jakobs ununterbrochenes Geplapper plätscherte an Heinrich vorbei wie das Rauschen eines Baches und verlief sich in weiter Ferne. Zeile um Zeile formte sich stattdessen in Heinrichs Kopf und vereinte sich mit einer traurigen, sehnsuchtsvollen Weise. Vordergründig nickte und brummte der Ritter abwechselnd, was dem Buben zu genügen schien. Hätte man Heinrich jedoch gefragt, was Jakob ihm anvertraut hatte, so hätte er sich an kein einziges Wort erinnert.

Der Tag ging bereits zur blauen Stunde über, als sie endlich die nächste Herberge erreichten. Heinrich wusste vom Führer ihrer Reisegesellschaft, dass hier das Nachtlager aufgeschlagen werden sollte. Die drei stiegen von den Pferden, übergaben sie dem Stallknecht und machten beim Wirt Quartier für sich und die anderen. Nachdenklich betrachtete Heinrich seine schöne Reisebegleitung. Wo sollte sie schlafen? Eigentlich geizte es sich nicht, dass sie die Kammer mit ihm und Jakob teilte, andererseits wollte er sie im Auge behalten, damit sie sich nicht aus dem Staub machen konnte. Schließlich ließ er einige große Tücher kommen und trennte in der engen Kammer einen Bereich für sie ab. Erleichterung zeigte sich auf ihrem Gesicht. Gepäck hatte sie keines zu verstauen, denn sie trug nichts bei sich außer einer einfachen ledernen Tasche, die sie jedoch stets an sich gedrückt hielt.

»Ich lass dir Speise hier nach oben kommen und einen Zuber mit warmem Wasser.«

»Ein Bad?«, hauchte sie, und ihre Augen glitzerten freudig. Sofort schlug sein Herz wieder schneller. Ach, wie wunderbar war sie anzusehen, wenn ein Glücksstrahl ihr Gesicht zum Leuchten brachte!

»Ich sehe, ich habe dir einen Wunsch von den verschlossenen Lippen ablesen können. Nun, denke ich, ist es an der Zeit, mich vorzustellen. Mein Name ist Heinrich von Meißen, und dieser quirlige Bursche hier ist mein Schützling Jakob Fugger aus Graben.«

Ihre Augen schauten interessiert. »Ist das nicht in der Nähe von Augsburg?«

»Richtig!«, rief der Junge. »Bist du schon einmal da gewesen?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Dann weißt du es ebenfalls von deinem Lehrer.« Jakobs Stimme klang enttäuscht.

»Auch das nicht, mein Va ...«, sie unterbrach sich hastig, »... nun, ich habe nur geraten, das ist alles.« Sie wandte sich zu Heinrich um und betrachtete ihn voller Hochachtung. »Heinrich von Meißen, sagtet Ihr, wäre Euer Name?«

Der Ritter nickte. »Hast du schon von mir gehört?«

»In der Tat, das habe ich. Jedermann spricht von Frauenlob, dem Minnesänger. Man sagt, Eure Kunst sei mit der des Walther von der Vogelweide zu vergleichen.«

Verwundert schüttelte der Ritter den Kopf. Das geheimnisvolle Mädchen sprach ihn mit seinem Beinamen an, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt. War das vielleicht die passende Gelegenheit, ihr ihren Namen zu entlocken? Versuchen konnte er es ja mal.

»Was bist du nur für ein merkwürdiges Weibsbild?«, begann er mit spöttischem Grinsen. »Dir kommen all diese Namen über die Lippen, als würdest du jeden Tag darüber plaudern, und doch trafen wir dich in der Gesellschaft von Gesindel an. Mich dünkt fast, wir hätten hier einem Fräulein von Stand die rettende Hand gereicht?«

Das Klopfen der Bademagd unterbrach ihre Konversation, die so hoffnungsvoll begonnen hatte. Nachdenklich zog sich Heinrich zurück, um sich mit Jakob um die Quartiere der anderen zu kümmern.

Arigund fühlte sich wie im siebten Himmel. Wie konnte es nur sein, dass sie niemals zuvor die Wohltaten eines Bades so genossen hatte? Anfangs schmerzten ihre Zehen, als sie mit dem warmen Wasser in Berührung kamen, doch mittlerweile durchströmte wohlige Wärme ihren Körper. Zum zweiten Mal in zwei Tagen wurde sie außerdem richtig satt, denn die Magd hatte nicht nur warmes Wasser und Seife, sondern auch eine große Portion Eintopf und einen Krug Bier gebracht. Hungrig hatte sie alles in sich hineingestopft. Jetzt seifte sie sich gründlich ein und hoffte, wenigstens einige der zahllosen Läuse und Flöhe, die sie sich während ihrer Flucht eingefangen hatte, zu ersäufen. Auch ihr Haar war schrecklich verfilzt. Am besten wäre es vermutlich, die Lockenpracht einfach abzuschneiden. Andererseits war sie immer so stolz auf ihre dichte Mähne gewesen. Noch einmal versuchte sie, die Strähnen zu trennen. Dann wurde es ihr zu bunt. Sie kramte nach dem Messer, das sich noch immer in ihrer Tasche befand. Strähne um Strähne fiel zu Boden, bis ihr Haar kaum länger war als das von Heinrich.

»Heinrich von Meßen.« Sie flüsterte den Namen leise. Nachdenklich seifte Arigund ihre verbliebene Lockenpracht ein. Nass reichte sie ihr jetzt gerade mal bis zur Schulter. Männer trugen ihr Haupthaar auch nicht viel kürzer. Der Duft der Seife erinnerte sie an Brennborg, und plötzlich fiel ihr wieder ein, in welchem Zusammenhang Heinrichs Name gefallen war. Frau Kunigund hatte ihn erwähnt, kurz nach Arigunds Vermählung. Der Minneritter hatte sich dem Vernehmen nach in Kelheim aufgehalten, einem anderen Minnehof. Man hatte dort sehr von ihm geschwärmt. Einen Augenblick lang erlaubte sich Arigund, davon zu träumen, wie es wohl gewesen wäre, ihn auf Brennborg, ihrer Burg, willkommen zu heißen. Vielleicht hätte er den Liebreiz der jungen Burgherrin in einem Lied gerühmt und von ihrer unglücklichen Liebe gesungen. Vielleicht wären die Verse an Reimars Ohr gekommen, und er wäre vorsichtiger gewesen, wäre von seinem Bruder nicht ...? Ja, was denn ...? Erschlagen worden? Es gab keine Gewissheit. Der alte Ritter hatte nur gesagt, Reimar sei weder am Leben noch tot. Nur eines war sicher. Wirtho würde niemals zulassen, dass sie mit Reimar glücklich werden würde. Zwei salzige Tränen schlichen sich auf Arigunds Wangen.

Fröhlich pfeifend hüpfte Jakob die schmalen Stufen zu ihrer Kammer hoch. Er hatte gemeinsam mit seinem Ritter die ankommenden Reisenden willkommen heißen und sich sodann um das Entladen ihres Maultiers gekümmert. Die wichtigsten Utensilien, ein Kästchen mit wertvollen Farben und Heinrichs Laute, hatte er vorsichtshalber an sich genommen. Er wollte es nur rasch in der Kammer verbergen und sich dann der Gesellschaft im Schankraum wieder anschließen. Nachdem er schwungvoll die Tür aufgerissen hatte, wäre er beinahe wieder zurückgeprallt. Ihre junge Reisegefährtin hockte dort, mitten im Zimmer, in einem Bottich, lediglich mit dem Badehemd bedeckt, welches nass und durchscheinend mehr zeigte, als es verbarg. Jakob wurde heiß und kalt zugleich. Sein Mund stand offen, aber kein Laut kam aus der Kehle, und sein Herz klopfte wild. Er wusste, er sollte den Raum sogleich wieder verlassen, das hätte die Schicklichkeit geboten, doch dann entdeckte er die abgeschnittenen schwarzen Haare auf dem Boden.

»Meine Güte, was machst du denn?«, krächzte er mühsam.

Hastig tauchte sie bis zum Hals unter.

»Raus, verschwinde!«, kreischte sie und spritzte ihn mit dem Badewasser nass.

Jakob erschrak und dachte plötzlich: »Genau wie Lucrezia!« Seine Ziehschwester hatte immer ein Riesentheater veranstaltet, wenn er sie in der Badestube überraschte. Am Ende hatte er sich einen Spaß daraus gemacht, was ihm eine Menge Ärger eingebracht hatte. Der Bub musste lachen.

»Hast du keinen Anstand?«, fuhr ihn die junge Frau erneut an.

»Für eine Räuberbraut nimmst du den Mund recht voll!«, sagte er mit vollerer Stimme.

»Und du für einen Knaben, der gerade der Ammenbrust entwöhnt wurde«, erwiderte sie mit funkelnden Augen.

»Hätte sie so hübsche Brüste gehabt wie du, würde ich noch heute daran saugen«, hielt ihr Jakob frech entgegen.

»Weißt ja kaum mehr damit anzufangen, und jetzt scher dich raus!«

Erneut schickte sie ihm eine nasse Dusche herüber, der er geschickt auswich. Ohne sich um die Seifenlauge zu scheren, die ihm um die Nase spritzte, huschte er an ihr vorbei und stellte seine Sachen ab.

»Immerhin, aufs Maul gefallen bist du nicht. Lass uns einen Handel machen. Wenn du mir verraten magst, warum du dich geschoren hast wie ein Schaf, dann verschwinde ich augenblicklich.«

»Was geht's dich an!«, schimpfte sie. »Bin ich etwa einem Knaben Rechenschaft schuldig?«

»Du hörst dich an wie eine italienische Marktfrau!«, konterte Jakob. Das geheimnisvolle Mädchen zuckte sichtbar zusammen. Ohne es wirklich beabsichtigt zu haben, hatte er offenbar ins Schwarze getroffen.

»Du hast also italienische Wurzeln«, stellte Jakob fest. »Lass mich raten: Deine Eltern sind Kaufleute. Wie also magst du in die Gesellschaft dieses Gesindels gekommen sein? Haben sie dich entführt, um Lösegeld zu erpressen?«

Die junge Frau wurde blass und zog sich wieder tiefer ins Wasser zurück. Jakob triumphierte. Er hatte sie überlistet. Doch seine Freude währte nur kurz, denn schlagartig verdunkelten sich ihre Gesichtszüge.

»Was weißt du schon«, schluchzte sie plötzlich und wandte ihr Gesicht ab.

Jakobs Herz wurde weich. Das hatte er nicht gewollt.

»Entschuldige«, stammelte er. »Ich wollte dir nicht zu nahe treten. Lass uns einfach darüber reden. Vielleicht kann ich dir helfen. Meine Familie ist nicht ohne Einfluss.«

Plötzlich wurde ihm die Kuriosität der Situation bewusst. Was ihn eben noch amüsierte, wurde ihm peinlich.

»Zieh dich erst mal an«, schlug er vor. »Ich gehe solange hinter die Abtrennung.«

Doch seine freundlichen Worte fruchteten wenig. Ihre Tränen rannen hemmungslos weiter. Unsicher irrten Jakobs Blicke umher.

»Wo sind eigentlich deine Sachen?«, fragte er sie.

»Ich weiß nicht«, antwortete die junge Frau zwischen zwei Schluchzern. »Liegen sie nicht irgendwo?«

»Also, ich kann nichts entdecken.«

Jakobs Blick fiel auf seine Reisetruhe. »Soll ich dir erst einmal was von mir leihen?«, bot er linkisch an.

»Warum nicht«, seufzte das Mädchen. Jakob öffnete seine Truhe, kramte Hemd, Pumphose und Beinlinge heraus und legte alles neben sie auf einen Schemel. Dann zog er sich taktvoll hinter die aufgespannten Tücher zurück, lauschte aber gespannt.

Es dauerte nicht lange, da vernahm er ein Plätschern und das leise Tappen von Füßen, dann das Rascheln von Tuch. Jakob konnte nicht widerstehen. Er lugte durch die Ritze. Was er sah, verschlug ihm den Atem. Vor seinen Augen verwandelte sich die ärmlich gekleidete Räuberbraut in einen adretten jungen Mann.

In diesem Augenblick öffnete sich erneut die Tür. Heinrichs Blondschoopf ragte herein und rief: »Jakob, wo bleibst du ...? Oh, Verzeihung«, stammelte der Ritter, »ich dachte dies sei unsere Kammer.«

Hastig zog er sich zurück. Jakob trat hinter dem Vorhang heraus. Er und die junge Frau sahen sich an und kicherten. Im nächsten Moment stand Heinrich wieder im Raum. Energisch stürmte er auf die beiden zu. »Was um Himmels willen ist hier los?«

Die junge Frau drehte sich zu ihm um. Heinrich starrte sie wortlos an, bis bei ihm langsam der Groschen fiel.

»Bei der Heiligen Jungfrau Maria, was ist denn mit dir geschehen?«, polterte er los. »Sind das nicht deine Sachen?«, wandte sich der Ritter an den Jungen.

Der grinste verschmitzt und meinte: »Sie sitzen, wie für sie geschneidert, nicht wahr?«

»In der Tat«, bestätigte Heinrich.

Die junge Frau murmelte: »Meine Kleider waren plötzlich verschwunden. Als ich nichts anderes fand, gab mir Euer Begleiter diese. Selbstverständlich werde ich sie dem jungen Herren unversehrt zurückgeben, sobald ich meine wiederhabe.«

Heinrich nickte. Allmählich gewann er seine gewohnte Souveränität zurück.

»Ich gab Anweisung, sie zu waschen«, erklärte er, »und habe dir hier etwas anderes mitgebracht.«

Heinrich deutete auf ein Kleiderbündel, das er unter dem Arm trug. »Aber dein Haar, was ist damit geschehen?«, wollte der Ritter wissen.

»Ich habe es abgeschnitten. Es war nicht mehr zu retten. Kein Grund zur Trauer, es wächst wieder nach.«

»Nun sieht sie aus wie ein Troubadour«, warf Jakob fröhlich ein, griff nach Heinrichs Laute und drückte sie der jungen Frau in die Hand. »Los, Spielmann«, scherzte er »lass uns deine Balladen hören, damit wir mit dir lachen und weinen können.«

Zu Jakobs Überraschung fasste ihre Begleiterin das Instrument fachmännisch und ließ nachdenklich die Finger über die Saiten wandern. Dann schlug sie wie selbstverständlich die Laute an und stimmte in ein trauriges Liebeslied ein. Die beiden Männer betrachteten sie verblüfft. Schon bei den Minnesängern kam es nicht oft vor, dass einer sein Instrument so gut beherrschte, in den Händen einer Frau grenzte es für sie an ein Wunder. Heinrich trat einen Schritt zurück und lauschte verzückt. Was für eine wunderbare Stimme sie hatte! Und der Reim: Die Verse waren sorgfältig gesetzt, und der Text voller Poesie. Heinrich und Jakob nickten anerkennend, als die junge Frau geendet hatte.

»Du schlägst die Laute wie ein erfahrener Spielmann und trägst wie ein Minnesänger vor«, lobte der Ritter.

»Fehlt nur noch die Gunst einer Minneherrin«, scherzte Jakob.

»Du hast Recht, Junge: Die Lieder würden jeder edlen Dame ans Herz rühren und ihre Sehnsucht wecken.«

»Und überdies bräuchte kein Gatte um ihre Keuschheit zu fürchten, denn mit dir könnte ja nichts passieren«, stellte der Junge trocken fest.

Heinrich lachte herzlich, wobei er eine Reihe weißer, gesunder Zähne zeigte. Er schlug Jakob auf die Schulter.

»Da magst du wohl Recht haben«, gestand er zotig, »aber glaube mir, das ist nicht immer auch im Sinn der Dame. Doch das sind keine Gespräche, die man vor einer Frau führt, mein lieber Jakob.«

Er wandte sich wieder der jungen Frau zu: »Und nun zu dir: Ich denke, es ist an der Zeit, dass du uns deinen Namen verrätst.«

Als der Ritter nur Schweigen erntete, war es Jakob, der stolz hinausposaunte, was er in Erfahrung gebracht zu haben glaubte.

»Sie ist die Tochter eines venezianischen Kaufmanns und wurde von den Männern entführt, die Ihr in die Flucht geschlagen habt, Herr Heinrich.«

Der Ritter musterte die junge Frau. »Entspricht das der Wahrheit?«, fragte er.

Ergeben nickte sie. Jakob sah triumphierend zu dem Ritter herüber.

»Und wie ist dann dein Name?«

»Arigund«, flüsterte die junge Frau.

»Arigund«, wiederholte der Ritter. »Und dein Geschlecht ist?«

»Das der DeCapella aus Regensburg«, meinte sie stockend.

Alle schwiegen für eine Weile, schließlich bat Heinrich: »Jakob, magst du hinuntergehen und uns einen Krug Bier besorgen? Und, Junge, es hat keine Eile.«

Zunächst wollte der Kleine protestieren, war es doch offensichtlich, dass der Ritter ihn wegschickte, um alleine mit Arigund reden zu können. Als er jedoch dessen strenge Miene sah, verließ er wortlos den Raum.

Arigund ärgerte sich. Sie hatte sich so fest vorgenommen, nichts über ihre Herkunft preiszugeben, und dann hatte dieser Knabe alles erraten. Solange niemand von ihrem Schicksal wusste, hatte sie sich einreden können, dies alles sei so etwas wie ein unguter Traum, aus dem sie nur aufzuwachen brauchte, um sich in ihrer Kammer in Regensburg wiederzufinden. Jetzt wusste sie, alles war Wirklichkeit. Jeder konnte erfahren, wie es ihr ergangen war, und sich das Maul darüber zerreißen. Sie schämte sich. Ach, würde sich nur der Boden unter ihr auftun und sie verschlingen!

Arigund bemerkte kaum Heinrichs Hand, die sie zu einem hölzernen Schemel geleitete, auf dem sie schluchzend niedersank. Geduldig wartete er, bis sie sich beruhigt hatte. Irgendwann sah sie zu ihm auf und musterte ihren Retter. Jetzt, da er den Waffenrock abgelegt hatte, kam seine schlanke Gestalt gut zur Geltung. Seine Finger waren langgliedrig und fein, gewiss mindestens ebenso gut geeignet, die Laute zu schlagen, wie das Schwert zu halten. Obwohl er die zwanzig kaum überschritten haben konnte, war sein Gesicht vom Wetter gegerbt und seine Augen umkränzt von feinen Lachfältchen, was ihm ein freundliches Aussehen verlieh. Er zog sich einen zweiten Schemel heran und ließ sich neben ihr nieder. Freundlich reichte er ihr Bier in einem irdenen Becher, den Jakob irgendwann gebracht haben musste. Arigund griff danach und trank gierig. Ihre Kehle war trocken, und ihre Augen brannten.

»Du hast Schlimmes hinter dir«, begann er behutsam. »Nun ist es an der Zeit, die Last zu teilen. Sprich also, und ich werde sehen, wie dir zu helfen ist, Arigund von Regensburg.«

Für einen kurzen Moment war sie versucht, ihm ihre ganze Geschichte anzuvertrauen, doch irgendetwas mahnte sie zur Vorsicht. Dieser Mann war geübt im Umgang mit Frauen. Schließlich lebte er von deren Gunst. Was aber würde er tun, wenn er erfuhr, dass sie die entlaufene Gattin eines Truchsess war? Schon seine Ehre verpflichtete ihn, sie Wirtho zurückzubringen. Was der tun würde, war klar: Er wollte sie um jeden Preis loswerden.

»Da gibt es nicht viel zu erzählen«, begann die junge Frau schließlich zögerlich. »Meine Reisegesellschaft wurde von diesen Räubern überfallen. Bis auf mich kamen alle ums Leben. Als Vaclav, Ihr habt ihn ja kennengelernt, erfuhr, wer ich bin, beschloss er, mich mit sich nach Prag zu nehmen. Das Handelshaus meines Vaters hat dort eine Niederlassung. Er wollte Geld erpressen.«

»Euch ist großes Leid widerfahren, und ich will tun, was in meiner Kraft steht, weiteres zu verhindern«, sagte Heinrich mitfühlend. »Wo fand denn dieser Überfall statt? Ihr müsst seither einen langen Weg zurückgelegt haben.«

Nervös knetete Arigund ihre Finger. Dieser Ritter war ein scharfer Beobachter.

»Auf der Handelsstraße nach Passau. Wir waren nicht weit gekommen.«

»Verzeiht meine Neugierde, aber warum wollte Euch dieser Vaclav bis nach Prag verschleppen? Wäre es nicht viel bequemer gewesen, sich ein Versteck in der Nähe von Regensburg zu suchen, statt eine so weite, unsichere Reise auf sich zu nehmen?«

Er bewegte seine Hände grazil und unterstich seine Worte durch weite Gesten.

»Wer kann schon in den Kopf eines anderen hineinschauen«, versuchte sich die junge Frau herauszureden. »Er hatte wohl Angst vor den Häschern und meinte, im Böhmisches sicherer zu sein.«

»Trotzdem ist es ein langer Weg, zumal ohne Pferde.«

»Oh, anfangs hatten wir Pferd und Wagen, die unsrigen natürlich. Vaclav hat sie nach und nach

verkauft und den Erlös verspielt oder versoffen.«

Der Ritter nickte. Diese Erklärung schien ihm einzuleuchten.

»Und als gar nichts mehr ging, hat er Euch aufgefordert zu singen, damit er und sein Kumpan gemütlich die Zuhörer bestehlen konnten.«

Arigund bekam feuerrote Ohren. Woher wusste der Ritter das?

»Jakob und ich haben Euch singen hören«, erklärte Heinrich. »Euer Auftritt hat unsere Aufmerksamkeit so gefesselt, dass es diesem schwächlichen Kerl beinahe gelungen wäre, unsere Reisekasse an sich zu bringen.«

»Deshalb habt Ihr uns also verfolgt«, stellte Arigund fest. »Vaclav muss es geahnt haben. Er war furchtbar wütend auf Friedl.«

»Nun, ehrlich gesagt kam eines zum anderen, und es war in erster Linie Jakobs Idee. Dem Jungen steht der Sinn nach Abenteuern.«

»Vermutlich, weil er noch keine echten hat bestehen müssen«, meinte Arigund trocken.

»Da könntet Ihr Recht haben. Nun aber zurück zu den beiden Gaunern: Ich fürchte, sie könnten versuchen, Euch erneut zu entführen. Ihnen steht das Wasser bis zum Halse, und sie haben viel Aufwand gehabt. Es könnte möglich sein, dass Vaclav Männer um sich schar, uns zu überfallen. Wir sollten vorsichtig sein. Besser, Ihr bleibt in der Kammer. Dies hier ist das einzige Gasthaus in der ganzen Gegend. Nicht schwer zu erraten, dass wir heute hier rasten.«

Ein wenig nachdenklich kaute Arigund auf ihrer Lippe. Sie fand die Besorgnis des Ritters übertrieben. Vaclav würde sich nie an eine so große Reisegesellschaft wagen. Doch das musste Heinrich nicht erfahren. Wenn sie den Ritter richtig verstanden hatte, bot er ihr an, unter seinem Schutz bis nach Prag zu reisen. Sie war erleichtert darüber. Auf diese Weise würde sie endlich die Goldene Stadt erreichen.

»Heute Nacht werde ich das gerne tun«, begann Arigund vorsichtig, »aber morgen? Ich kann nicht ewig in diesem Zimmer bleiben.«

»Die Kaufleute werden uns Schutz bieten, vor allem, wenn sie erfahren, dass Ihr eine der ihren seid.«

Arigund zog zweifelnd die Augenbrauen zusammen.

»Diese Männer mögen wohl den Namen meines Vaters gehört haben, doch niemand von ihnen kennt mich vom Sehen. Man könnte mich für eine Betrügerin halten. Wie wäre es, wenn ich einfach diese Verkleidung hier anbehalte und Ihr mich vor den anderen als befreundeten Spielmann ausgeben würdet, den Ihr zufällig getroffen habt.«

Zweifelnd musterte sie Heinrich. »Das kauft Euch niemand ab«, meinte er.

»Nun, Ihr habt Euch vorhin täuschen lassen.«

»Beim ersten flüchtigen Blick, ja. Aber Eure Stimme verrät Euch. Sie ist zu hell.«

Arigund musste ihm Recht geben. Nur Kirchenknaben sangen noch in ihrer Tonlage. Doch das konnte die Lösung sein!

»So behaupten wir, dass ich noch nicht im Stimmbruch bin«, schlug sie vor.

»Auch das wird man rasch durchschauen. Euer Körper ist nicht der eines Knaben.«

»Ich kann meinen Busen mit einer Bandage verbergen. Allzu üppig ist er sowieso nicht.«

»Trotzdem kann jeder sehen, dass Ihr erwachsen seid. Eure Stimme müsste tiefer sein, es sei denn ...«

Der Ritter unterbrach sich und sah nach unten.

»Es sei was?«, hakte Arigund nach.

»Nun, es gibt Troubadoure in Italien, die man nicht zum Manne werden lässt, wenn Ihr versteht,

was ich meine.«

Arigund sah ihn fragend an.

»Nun, es sind, ähm, sie werden ... entmannt, damit ihnen die helle Stimme erhalten bleibt.«

Jetzt war es an Arigund zu erröten. »Dann bin ich eben ein solcher.«

»Ein Kastrat«, erklärte Heinrich und verzog merkwürdig das Gesicht.

»Wie unangenehm den Männern der Gedanke ist«, wunderte sich Arigund. Laut wiederholte sie: »Ein Kastrat also.«

»Das würde auch erklären, warum Euch kein Bart sprießt. Ja, damit könnten wir bis Prag durchkommen.«

»Dann sollten wir Jakob einweihen, bevor er sich verplappert«, merkte Arigund an.

»Und einen Namen bräuchtet Ihr noch«, stellte Heinrich fest, der mehr und mehr Gefallen an dem Versteckspiel fand. »Wie wäre es mit Tassilo?«

»Das klingt gut«, begeisterte sich Arigund. »Tassilo« würde ihr Glück bringen. Das fühlte sie ganz tief in ihrem Herzen. Ihr Blick schweifte hinaus zu den verschneiten Bergen des Böhmerwaldes. »Tassilo dal Monte«, schlug sie vor und sah den Ritter erwartungsvoll an.

»Ein wunderbarer Name«, stimmte Heinrich zu und hob den Krug. »Darauf sollten wir trinken.«

Einen Humpen später gesellte sich Jakob wieder zu ihnen. Ihn amüsierte die Idee, aus Arigund »Tassilo« den Spielmann zu machen, köstlich. Vor Begeisterung schlug er sich auf die Schenkel.

Am nächsten Morgen wartete ein gesatteltes Maultier auf die junge Frau. »Eigentlich unser Packtier«, vertraute ihr Jakob an, »aber nun sollt Ihr es reiten. Wir durften unser Gepäck auf einen der Handelskarren laden.«

Arigund betrachtete das Tier eingehend. Täuschte sie sich oder hatte das Schicksal sie wieder mit »Marron« vereint. Sie war sich keineswegs sicher und fragte Jakob deshalb, woher er das Tier habe.

»Das stammt von einem Mann, den wir unterwegs getroffen haben«, antwortete der Knabe. »War ein harter Brocken. Der kannte den Wert dieses Tieres ganz genau. Er hat uns eine Menge Münzen abgeluchst, aber ich muss sagen, es ist seinen Preis wert. Als Tuchhändler verfügen wir über zahlreiche Maultiere, aber man bekommt selten ein so starkes und gesundes. Allerdings ist sein Charakter nicht weniger schwierig als Arabellas. Vor allem Herrn Heinrich scheint es zu misstrauen.«

»Will ich wohl meinen, dass es seinen eigenen Kopf hat«, rutschte es der jungen Frau heraus.

»Kennt Ihr Euch mit Maultieren aus?«, fragte Jakob erstaunt.

»Ein wenig«, schummelte Arigund. Sie wagte kaum zu hoffen, es könne sich bei dem Händler um Matthias gehandelt haben.

»Wo habt ihr das Tier denn erworben?«

»In Oppidum. Wir hatten Quartier bei den Camburgern genommen. In dem Örtchen war gerade Markt. Doch den Mann trafen wir auf dem Wege dorthin. Er rastete am Saaleufer.«

»Warum hat er das Tier denn hergegeben?«

»Nun, seine Frau hatte vor Kurzem entbunden. Er wollte von dem Erlös einen Karren anschaffen.«

Arigund hielt den Atem an. »Entbunden, sagst du?«

Der Junge bemerkte ihre Aufregung: »Kennst du die beiden etwa?«

»Möglicherweise. Kannst du sie mir etwas genauer beschreiben?«

»Beim Mann ist das leicht. Er trug einen dichten Bart von der Farbe rostigen Eisens, und groß war er, noch größer als der Herr Heinrich. Seine Frau habe ich nur kurz gesehen.«

»Ihr Haar?«, fragte Arigund aufgeregt. »War es honiggelb?«

»Sie trug eine Haube, aber ihren Namen kann ich Euch wohl verraten.«

»Und der wäre?«, drängte Arigund aufgeregt.

»Er nannte sie Lisl. Wir dachten nämlich, es wäre der Name des Maultieres, und wir wunderten uns schon, wo es doch gar keine Stute ist, aber dann hatte der Kerl nur nach seinem Weib gerufen.«

»Annelies«, flüsterte Arigund mit pochendem Herzen. »War sie wohlauf?«, hakte sie sofort nach.

»Nun, sie hielt sich abseits, aber: Ja, ich denke, sie und das Kindchen waren gesund und munter.«

Arigund umarmte den Jungen stürmisch. »Jakob, das ist ja wunderbar!«, rief sie laut.

»Wenn ihr mit euren Intimitäten fertig seid«, bemerkte Heinrich ungewohnt streng, »die Reisegesellschaft wollte dann los.«

Er war bereits aufgesessen, und sein Pferd tänzelte unruhig. Doch im Gegensatz zu Wirtho griff Heinrich nicht rüde in die Zügel, sondern klopfte es lediglich am Hals. Als würde es die Absicht

seines Herrn verstehen, beruhigte sich das Tier und schnaubte erleichtert. Arigund musste lächeln. Diese Art, ein Pferd zu bändigen, erschien ihr weit besser als alles, was sie auf Brennberg gesehen hatte. Heinrich war zweifellos ein außergewöhnlicher Mensch, wenn es ihm glückte, sich nur durch Berührungen mit seinem Pferd zu verständigen. Das Tier gehorchte seinem Reiter nicht nur, es schien geradezu begierig zu sein, seine Wünsche zu erfüllen. Es spitzte die Ohren und sah sich interessiert um.

Jakob schien das nicht zu bemerken, oder er war es schon gewohnt, jedenfalls schnatterte er aufgeregt: »Stellt Euch vor, Ari ..., ich meine, Tassilo kennt den Pferdehändler, von dem wir Lisl haben.«

»Marron«, verbesserte Arigund, ohne darüber nachzudenken.

Heinrichs Augen funkelten wild. »Lisl, Marron, es ist mir völlig egal, wie ihr das Vieh nennt. Hauptsache ihr beiden kommt endlich in den Sattel und hört mit dem kindischen Herumgehüpfe auf. Schließlich seid Ihr ein *Mann*, Tassilo, und kein Knabe.«

Heinrich betonte das Wort »Mann« besonders. Er schien in der Tat ungehalten, und Arigund konnte ihn sogar verstehen. Schließlich war die Art der Umarmung zwischen ihr und Jakob ziemlich intim für die Beziehung zwischen einem Knaben und einem Mann. So etwas konnte Anlass für Gerede geben. Arigund beschloss, in Zukunft vorsichtiger sein. Dennoch konnten ihr Heinrichs harsche Worte die gute Laune nicht verderben. Sie war noch nie so fröhlich in den Sattel gestiegen wie jetzt. Ihr Herz hüpfte vor Freude. Es gab keinen Zweifel, Annelies und Matthias waren Wirthos Häschern entkommen. Wo auch immer sie sich jetzt befanden, ihre Liebe hatte Zukunft.

Schwungvoll stieg sie in Marrons Sattel und versuchte es, genau wie Heinrich vorhin, mit freundlichen Worten und einem Klopfen am Hals. Das Maultier wandte ihr erstaunt den Kopf zu.

»Hallo, alter Freund«, flüsterte Arigund in seine langen Ohren, »so sehen wir uns wieder.«

Als wollte das Maultier sie ebenfalls begrüßen, holte es tief Luft und gab jenen merkwürdigen Mischton von sich, der halb aus einem Pferde-, halb aus einem Eselwiehern bestand. Dann schloss es zu Heinrichs Pferd auf. Sie waren eine ganze Weile geritten, als der Ritter sich in weit versöhnlicherem Ton wieder an sie wandte: »Ihr scheint heute guter Dinge zu sein. Überbrachte Euch Jakob eine gute Nachricht?«

Die junge Frau nickte. Ihre Wangen glühten noch immer vor Freude.

»Ihr kennt den Pferdehändler von früher?«, bohrte Heinrich weiter.

Arigund hatte sich bereits eine passende Antwort zurechtgelegt, und so kam ihr die Lüge leicht über die Lippen. »Ihn nicht, doch sein Weib. Sie war in Regensburg meine Zofe, verließ uns aber. Ich mochte sie sehr. Jakob meinte, Ihr habt sie am Saaleufer getroffen?«

»Ja.«

»Sie waren gewiss nach Nürnberg unterwegs.«

»Ihr scheint Euch mit dem Verlauf der Handelsstraßen gut auszukennen. Doch vergesst Ihr eines: Sie könnten sich genauso gen Leipzig gewendet haben. Zudem wachen die Herren von Camburg auch über zwei andere Handelswege, die Salz- und die Wendenstraße. Haben die beiden die Brücke benutzt, können sie vom Mönchengosser Land aus in jede Richtung weiterfahren.«

»Sie könnten also überall sein«, meinte Arigund.

»Richtig.«

»Wäre sie in unserem Hause geblieben, hätte ich bei einem Mädchen sicher Pate gestanden«, murmelte Arigund. »Ihr wisst wohl nicht, um das Geschlecht des Kindes?«

Der Ritter schüttelte den Kopf und meinte stattdessen: »Sie muss hoch in Eurer Gunst gestanden

haben.«

»Oh ja, und in der meines Vaters«, antwortete Arigund mit versonnenem Lächeln. »Wann habt ihr sie getroffen?«

»Das ist schon eine ganze Weile her.«

»Ich hoffe für sie, dass es ein Mädchen geworden ist. Sie wünschte es sich so sehr.« Arigund senkte den Blick.

Der Ritter sah sie merkwürdig an, öffnete die Lippen, als wollte er etwas fragen, schwieg aber dann doch. Arigund war froh darüber. Sie hätte nie gedacht, dass sie ihr eigenes Söhnchen, Wirthos Kind, jemals vermissen würde. Merkwürdigerweise durchfuhr sie ein unerklärlicher Schmerz bei dem Gedanken, es niemals im Arm halten, niemals aufwachsen sehen zu können.

»Erzählt mir von Prag, Herr Ritter«, versuchte sie abzulenken. »Seid Ihr schon einmal dort gewesen?«

Heinrich verneinte, schien aber froh über den Themenwechsel. »Ich habe gehört, dass Prag riesig ist«, dozierte er, »und voller Leben steckt. Wenn Ihr Regensburg gewohnt seid, wird Prag Euch sicher gefallen.«

»Was habt Ihr dort vor?«

»Ich hoffe, die Gunst des Königs zu gewinnen und in diesem Winter die Herrschaften mit meiner Kunst zu erfreuen.«

»Das wird Euch gewiss trefflich gelingen. Man sagt, niemand könne sich im Lautenspiel mit Euch messen.«

Geschmeichelt lächelte der Ritter zu ihr herüber. Arigund errötete bei dem Gedanken, das Leuchten in seinen Augen könne ihr gelten. Arigund beneidete ihn. Er gab solch eine stattliche Figur zu Pferde ab. Zudem kannte er seinen Platz in der Welt. Alles gelang ihm scheinbar mühelos. Gewiss lagen ihm die Frauen zu Füßen, und die Männer sonnten sich in seinem Glanz. Zum zweiten Mal in ihrem Leben wünschte sich Arigund, schöner zu sein, anmutiger, kurvenreicher und vor allem, eine hellere Haut zu haben. Hätte Gott ihr ein Antlitz wie das von Berta geschenkt, dann wäre es ihr wohl gelungen, Heinrichs Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aber wollte sie das überhaupt? Dann aber erinnerte sich Arigund, dass sie bereits verheiratet war, und seufzte tief.

»Was ist?«, fragte Heinrich sofort besorgt.

Die junge Frau schüttelte den Kopf und antwortete: »Es ist nichts. Ich bin wohl nur das Reiten nicht mehr gewohnt.«

Das war nicht einmal gelogen. Ihr taten bereits sämtliche Muskeln und vor allem das Gesäß weh. Trotzdem war es besser, als zu Fuß zu gehen. Heinrich nickte verständnisvoll und versuchte sie abzulenken. Er deutete zu Jakob hinüber. »Schaut einmal, was der Bengel schon wieder treibt.«

Jakob beugte sich gerade vom Sattel herab, formte einen Schneeball und schleuderte ihn frech einem der Kutscher an den Hut. Der Mann schrie auf und grapschte hastig nach seiner Kopfbedeckung. In letzter Sekunde konnte er verhindern, dass das wertvolle Stück zu Boden fiel. Wütend drehte er sich nach dem Reiter um, wagte dann aber doch nicht, die Schimpftirade loszulassen, die ihm schon auf der Zunge lag, sondern ballte lediglich die Faust. Als Jakob Arigunds belustigten Blick sah, begann er wilde Grimassen zu reißen. Die junge Frau erwiderte, sehr zu Heinrichs Verdruss, die Albernheiten. Jakob fühlte sich angespornt. Tollkühn kniete sich der Junge auf die Kruppe seines Pferdchens oder versuchte schließlich sogar zu stehen. Prompt landete er im tiefen Schnee. Lachend sprang er auf die Füße, schüttelte sich wie ein Hund und rannte seiner Stute hinterher. Arigund lachte aus vollem Halse, und Heinrich stimmte mit ein.

»Was für ein Troll dieser Junge doch ist«, keuchte er zwischen zwei Lachanfällen. »Bin

gespannt, was später einmal aus ihm wird.«

»Wer weiß«, erwiderte Arigund, »jedenfalls wird einem in seiner Gesellschaft nicht langweilig.«

Jakob hatte inzwischen sein Stütchen wieder an Arigunds Seite gebracht und ihre letzten Worte aufgeschnappt. Seine Augen blitzten unternehmungslustig.

»Nun, Tassilo«, hob er an, »auch Ihr versteht Euch ja darauf, die Leute zu unterhalten. Möchtet Ihr unseren guten Herrn Heinrich heute Abend nicht zu einem kleinen Sängertwettstreit herausfordern? Diese drögen Handelsherren lechzen nach Abwechslung.«

Arigund wurde dunkelrot. Was dieser Lausbengel sich nur immer ausdachte! »Ich fürchte, es wäre ein ungleiches Messen«, versuchte sie die Sache abzuwiegeln.

»Ihr meint, unser wackerer Ritter steht schon jetzt so in Eurem Bann, dass es ihm die Stimme verschlagen hat? Jedenfalls kann er kaum die Augen von Euch lassen!«, neckte der Junge.

Heinrich wandte sichtlich verlegen den Blick ab, und Arigund stotterte: »Ganz im Gegenteil, ich würde es niemals wagen, mich mit ihm auf eine Stufe zu stellen. Ist er doch ein Ritter, und ich bin nur ein einfacher, ähm, Spielmann.«

Jakob lachte und meinte: »Nichts da. Keine Ausflüchte.«

Heinrich, der wusste, Jakob würde nicht lockerlassen, schlug vor: »Nun, vielleicht könnten wir gemeinsam musizieren?«

»Ich bin vollkommen aus der Übung«, versuchte Arigund sich zu drücken. Der letzte Mann, mit dem sie gemeinsam gesungen hatte, war Reimar gewesen.

»Das klingt ganz so, als wolltet Ihr euch vor einem Vergleich drücken und uns um unseren Spaß prellen«, stichelte der Knabe.

»Sie will nicht, Jakob!«, mischte sich Heinrich ein. »So lass es doch dabei bewenden.«

»Oder sie ist einfach rücksichtsvoll und möchte einen Heinrich von Meißen nicht brüskieren.« Geheimnisvoll beugte sich der Knabe zu den beiden herüber und flüsterte: »Frauenlob verliert im Sängertwettstreit gegen eine Frouwe, eine Dame, das würde eine Menge Spötter auf den Plan rufen.«

Der Ritter fuhr hoch, und mit seltener Ungeduld rückte er Jakob den Kopf zurecht: »Treib es nicht zu weit, Bursche! An meiner Ehre lass ich mir nicht rütteln.«

»Dann gilt es also«, triumphierte der Junge und klatschte vor Freude in die Hände. Das schlaue Bürschlein hatte wieder einmal erreicht, was es wollte. Arigund konnte nur den Kopf schütteln. Wenn sich der Kleine so weiterentwickelte, würde er es entweder weit bringen oder früh sterben. Jetzt trieb er vorsichtshalber seinen Graufalben an und rief den beiden über die Schulter zu: »Der Sieger erhält den Trinkpokal, den ich aus dem Gasthof habe mitgehen lassen.«

Mit schelmischem Grinsen klopfte er auf seinen Mantel, an dem sich deutlich eine Wölbung abzeichnete. Heinrich drohte ihm mit dem Zeigefinger.

»Ich bin froh, wenn ich den von den Füßen habe«, schimpfte der Ritter in dem Bewusstsein, ausgetrickst worden zu sein. Dann drängte er seinen Hengst dichter an Arigunds Maultier und beugte sich zu ihr herüber.

»Was soll's. Lassen wir dem Knaben seinen Spaß. Ein paar lustige Liedchen zur Nacht können nicht schaden. Oder reicht Euer Vorrat an Strophen für einen Sängertwettstreit nicht aus?«

»Da macht Euch mal keine Sorgen. An Liedern habe ich genug und für jeden Anlass.«

»Die stammen wohl alle von Eurem geheimnisvollen ›Lehrer‹, dessen Namen Ihr auf keinem Fall preisgeben wollt?«

Arigund öffnete den Mund für eine Erwiderung und schloss ihn im selben Moment. Sie schluckte. Erneut hätte sie sich um ein Haar dazu hinreißen lassen, von ihrer Zeit auf Brennberg zu

berichten. Aber natürlich musste Heinrich ja misstrauisch werden, denn woher sollte eine Bürgerliche so viele Minnelieder kennen?

Jäh riss Marron sie aus ihren Gedanken, indem er zornig nach dem Hals von Heinrichs Hengst biss und dabei ins Straucheln kam. Arigund schwankte im Sattel, doch Heinrich griff nach ihrem Arm und bewahrte sie vor einem Sturz. Die junge Frau rutschte wieder in ihrem Reitsitz zurecht und schüttelte Heinrichs Hand ab.

»Mir scheint, Tassilo, Euer Maultier ist auf sittsamen Abstand zwischen uns bedacht«, meinte er mit zweideutigem Lächeln. »Offenbar möchte er Euch vor starken Männerhänden bewahren.«

Arigund richtete sich im Sattel auf. »Nun ja, mit starken Männerhänden kann man auch unangenehme Erfahrungen machen«, antwortete Arigund augenzwinkernd und nun ganz wieder in ihrer Rolle als Troubadour. »Wer könnte ihm da sein Misstrauen verdenken!«

Heinrich lachte herzlich und meinte dann: »Oh ja, dass sich Euer Maultier mit meinem Hengst anlegt, um seine schöne Reiterin zu schützen, das kann ich gut verstehen.«

»Tatsächlich?«, entgegnete Arigund belustigt. »Ihr würdet wohl Eure Gesundheit nicht einer schönen Dame wegen aufs Spiel setzen?«

»Ganz gewiss nicht. Das Opfer wäre zu groß.«

»Für Euch oder für die Frauen?« Arigund zwinkerte verschmitzt. Heinrich starrte sie verwundert an. Das waren ja ganz neue Töne. Diese Dame scherzte mit ihm auf fast minnigliche Art und Weise. Wie interessant und wie angenehm!

»Für beide«, rief er über die Schulter, wendete seinen Hengst und gesellte sich zu den Kaufleuten.

»Wenn Ihr das sagt, Herr Heinrich«, murmelte Arigund vor sich hin und verfolgte ihn mit bewunderndem Blick. Selbst verhüllt in seinem weiten, wärmenden Mantel gab dieser Ritter eine stattliche Figur ab. Zudem war er ganz anders als die Raubeine, die sie auf Burg Brennborg kennengelernt hatte – Reimar natürlich ausgenommen.

Sie waren den ganzen Tag geritten, um an ihr neues Quartier zu kommen, eine der besseren Herbergen. Arigund freute sich, einen vollen Teller mit einer ordentlichen Portion Fleisch zu bekommen, ohne sich um das Gepäck, die Pferde und all die anderen Kleinigkeiten kümmern zu müssen. Auch Jakob beteiligte sich kaum an diesen Alltäglichkeiten, sondern warb bei jedem, egal, ob er's hören wollte oder nicht, für den geplanten Sängerpokalwettbewerb. Er war für die Zeit nach dem Nachtmahl angesetzt. So blieb Arigund nur wenig Gelegenheit, sich auf dem sauberen und bequemen Strohlager auszuruhen. Als sie sich nach einer viel zu kurzen Pause herunter in die Wirtsstube begab, musste sie feststellen, dass der Raum gerammelt voll war. Nicht nur die Kaufleute drängten sich um die rasch errichtete Bühne, sondern auch zahlreiche Gäste aus dem benachbarten Örtchen.

Würde man heute einen Hut herumgehen lassen, dachte Arigund, würde er sich gewiss rasch füllen.

Die junge Frau spürte, wie Aufregung von ihr Besitz ergriff. Sie war es nicht gewohnt, vor so vielen Menschen zu singen. Andererseits war ihr Körper erfüllt von einem angenehmen Prickeln, ganz anders als damals beim Weihnachtsmarkt, wo sie einfach nur gehofft hatte, ein paar Groschen zu erhalten, damit sie nicht verhungern musste. Jakob klopfte ihr aufmunternd auf die Schultern, und auch von den Gästen bekam sie Zuspruch, obwohl kaum jemand davon ausging, es könnte ihr gelingen, den Wettbewerb für sich zu entscheiden. Schließlich war Heinrich ein berühmter Minnesänger. Von Tassilo dal Monte hatte man noch nie gehört.

Doch Arigund hatte sich vorbereitet. Während des Ritts war sie die Liedertexte durchgegangen, die Reimar ihr einst geschenkt hatte. Sie hatte ganz vergessen, wie viele musikalische Liebeschwüre er ihr geleistet hatte. Manche waren lediglich auf einem abgerissenen Stückchen Pergament flüchtig dahingekritzelt, das Reimar ihr im Vorbeigehen zugesteckt hatte. Andere waren mit großer Sorgfalt verfasst und wunderbar illustriert. Der junge Ritter hatte sich so viel Mühe gegeben, ihr Freude zu bereiten, und er hatte immer gehofft, ein berühmter Minnesänger zu werden, so wie der von der Vogelweide. Wenn sie schon sonst nichts für ihren Geliebten tun konnte, dann würde sie zumindest dazu beitragen, dass ein paar seiner Lieder bekannt wurden. Sorgsam hatte sie die Pergamente durchkämmt. Nicht jedes der Werke war für fremde Ohren gedacht. Arigund überlegte kurz, sie zu verbrennen, brachte es dann jedoch nicht übers Herz. Stattdessen versenkte sie die Handschriften tief in ihrer ledernen Tasche. Die Tasche und die Texte schienen nun ihr wertvollster Besitz zu sein. Die Kaufmannstochter tastete mit den Fingern danach. Ihr Schatz lag sicher geborgen an ihrem Busen. Erleichtert griff sie nach der Laute, die Heinrich ihr großzügig geliehen hatte. Er selbst wollte heute sein zweites Instrument, eine meisterlich gefertigte Leier, spielen.

Der Wirt geleitete die Sänger zu der kleinen Bühne und wies ihnen ihre Plätze zu. Arigund setzte sich auf einen bereitgestellten Schemel. Sie begann das Instrument zu stimmen, während sie leise sumnte. Heinrichs meerblaue Augen ruhten wohlwollend auf ihr. Als sie zu ihm herübersah, zwinkerte er ihr aufmunternd zu. Erneut mahnte sich Arigund zur Vorsicht. Sie sollte sein freundschaftliches Bemühen nicht mit ritterlichem Werben verwechseln und überhaupt: Wenn sie jemandem eine Kammer in ihrem Herzen zubilligte, dann ja wohl Reimar. Ach, wenn er jetzt hier sein könnte. Wenn er jetzt mit ihr auf dieser Bühne stehen würde! »Konzentriere dich auf deinen Vortrag!«, mahnte sie sich selbst.

Sie ließ noch einmal den Blick über die Menge in dem vollgestopften Raum schweifen, dann versuchte sie, nur noch an ihre Musik zu denken. Die Menschen drängten sich dicht an dicht, sodass man kaum mehr ihre Gesichter ausmachen konnte. Jakob hatte die drei angesehensten Kaufleute überredet, als Schiedsrichter zu wirken. Würdevoll betrat der Älteste von ihnen nun die Bühne und eröffnete den Wettkampf. Zunächst erklärte er die Regeln. Beide Sänger sollten abwechselnd fünf Lieder vortragen, ein jedes mit einer anderen Melodie. Keines von ihnen sollte länger dauern als die Zeitspanne, die ein erwachsener Mann benötigte, um drei Krüge Bier zu leeren. Arigund und Heinrich nickten, um anzuzeigen, dass sie verstanden hatten. Die Schiedsrichter bestimmten, dass der Herr von Meißen beginnen solle, da er in Rang und Namen höher stehe als jener Tassilo dal Monte.

Lächelnd griff der Ritter nach der Kurbel seiner Drehleier und trällerte ein lustiges Lied über ein junges Mädchen, das sich heimlich mit ihrem Liebsten im Wald verabredete und, um ihn zu treffen, den misstrauischen Vater überlisten musste. Er ertete so manchen Lacher und viel Applaus. Arigund konterte mit jenem zotigen Küchenlied, das sie einst auf der Hochzeit ihres Vaters zum Besten gegeben hatte. Sie bemerkte zufrieden, dass es – von einem vermeintlichen Mann gesungen – eine ganz andere Wirkung auf das Publikum erzielte. Die Männer grölten und klatschten den Schankmägden auf den Po. Lediglich Heinrich starrte sie mit offenem Mund an. Trotzdem ging der Punkt am Ende an »Tassilo«. Arigund warf ihm einen triumphierenden Blick zu, während eine junge Frau ihr den Bierkrug füllte und dabei ihr dralles Hinterteil schwenkte. Arigund fasste sich ein Herz und kniff dem Mädchen so, wie sie es von den Männern kannte, herzlich in die Pobacke. Als das Mädchen quiekend davonsprang, hob sie den Krug an den Mund und nahm einen tiefen Schluck.

Heinrich runzelte die Stirn und hob sein Instrument wieder an. Diesmal trug er eine kurze Ballade vor, von einem jungen Königssohn, dessen Angebetete unerreichbar auf einem hohen Turm festsaß. Sie konnten sich ihre Liebesschwüre lediglich von einer weißen Taube zutragen lassen. Arigund konterte mit einem von Reimars Liebesliedern. Sie gab sich alle Mühe, aber ihre Finger rutschten mehrfach von der Laute, und so passte der Klang des Instruments nicht immer zum Gesang. Entsprechend ging diese Runde und auch die folgende an Heinrich. Arigund beschloss, als Nächstes das von Pater David geschriebene Kirchenlied vorzutragen. Sie hatte richtig kalkuliert: Die Schiedsrichter kamen nicht umhin, dem gottesfürchtigen Gesang ihre Zustimmung zu geben. Zudem steigerte die Punktgleichheit den Wetteifer der Anwesenden. Nicht wenige setzten auf »Tassilo«, die meisten davon waren weiblichen Geschlechts. Heinrich räusperte sich und trug ein Lobeslied auf die Frauen vor. Es war nichts Neues, denn sogar Arigund kannte das Werk von Sängern, die auf Brennberg zu Gast gewesen waren, doch es kam gut an. So manch eine Frau bekam glühende Wangen und leuchtende Augen. Arigund beschloss, es noch einmal mit dem Liebeslied zu versuchen, das sie am Markttag vorgetragen hatte. Schon beim Vortragen merkte sie, dass sie nicht überzeugend für die Zuhörer gewesen war. Sie bekam zwar Applaus, aber der Sieg ging an Heinrich.

Der berühmte Minnesänger prostete den Schiedsrichtern zu und spendierte großzügig ein halbes Fass Bier für die Gäste. Arigund wurde von den Händen, die ihr anerkennend auf die Schultern schlugen, beinahe in die Knie gezwungen. Man zog sie auf eine der hölzernen Bänke und hob die Krüge. Jeder wollte ihre Geschichte hören, und Arigund erzählte artig, sie stamme aus Venedig und sei dem Ruf ihrer einzig wahren Liebe, einem Adelsfräulein, das als Hofdame an den Prager Hof geschickt worden war, gefolgt. Die meisten Männer nickten anerkennend, andere schüttelten verständnislos den Kopf und meinten, es gäbe doch genug Weiber, sodass man sich solcherlei

Anstrengungen sparen könne. Krug um Krug wurde den Sängern kredenzt, und Arigund kämpfte rasch mit den ungewohnten Mengen an Bier. Es fiel ihr immer schwerer, den Worten einen Sinn zu verleihen. Zuletzt schwieg sie lieber, da die anderen begannen, sich über sie lustig zu machen. Auch die Annäherungsversuche der Schankmagd wurden dreister. Hatte sie anfangs nur scheinbar zufällig Arigunds Schulter gestreift, so verstrubbelte sie mittlerweile schäkernd ihr Haar oder versuchte ihr zwischen die Beine zu fassen.

Heinrich verfolgte das Geschehen mit besorgtem Blick und versuchte von den Kaufleuten wegzukommen. Die aber zogen ihn immer wieder auf seinen Stuhl zurück. Der Minneritter fluchte leise. Jetzt sah er, wie sich die Schankmagd vornüber beugte und dabei ihre drallen Brüste halb entblöste. Sie flüsterte dem vermeintlichen Spielmann etwas ins Ohr, woraufhin er sich erhob und gemeinsam mit der Magd auf die Tür zustrebte.

Kaum hatten die beiden den Schankraum verlassen, sank Arigund, die sich vor Trunkenheit kaum noch auf den Füßen halten konnte, erschöpft zu Boden, »Mir scheint, Euch ist nicht ganz wohl, junger Herr«, flüsterte die Magd in ihr Ohr. Einen Augenblick wunderte sich die Sängerin, wer mit diesen Worten wohl gemeint sein könnte. Mit stierem Blick schaute sie zu der Sprecherin auf, sah jedoch nur einen überdimensionalen Busen, der sich vor ihren Augen zu drehen begann.

»Was willst du?«, lallte die Sängerin.

»Ich kenne einen Ort, an dem Ihr Euch ausruhen könntet«, säuselte die Magd weiter.

»Den kenn ich auch, meine Stube oben.«

»Oh, da liegt schon einer drin. Ich weiß was viel Besseres.«

Die drallen Finger griffen nach Arigunds Hosenbund und zogen sie mit erstaunlicher Kraft auf die Beine. Die Sängerin versuchte sich zu befreien, war aber viel zu betrunken. Von kräftigen Armen umschlungen, wurde sie nach draußen, in Richtung der Ställe geschoben. Die kalte Luft traf Arigund wie der Hammer eines Schmiedes. Unversehens musste sie sich übergeben. Die Magd ließ ihr Opfer lachend los. Aus dem Augenwinkel sah Arigund, wie jemand klingende Münzen in die fettigen Hände des Weibes fallen ließ. Dann wurde sie um die Hüften gepackt, und eine wohlvertraute Stimme zischte: »Na, Goldeselchen, wohl einen über den Durst getrunken?«

»Vaclav!«, keuchte Arigund und strampelte ungeschickt mit den Beinen. Ihre Hände tasteten nach ihrem Messer, bekamen es zu fassen und hackten nach den um sie wirbelnden Beinen.

Der Räuber fluchte, warf sein Opfer auf den Boden und trat mit seinem schweren Schuhwerk auf ihre Hand. Das Messer glitt ihr aus den Fingern. Ein mächtiger Stiefel kickte es zur Seite, hob sich ein weiteres Mal und traf sie in die Rippen. Einen Moment wurde ihr schwarz vor Augen. Als sie wieder zu sich kam, hing sie wie ein Sack Mehl über Vaclavs Schultern und würgte.

»Kotz mich ja nicht voll, Schätzchen, oder du reitest nackt nach Prag!«, drohte er.

Sie wollte schreien, doch als habe er darauf gewartet, stopfte er ihr eine Handvoll Schnee in den geöffneten Mund. Als sie sich zu wehren versuchte, bemerkte sie, dass ihre Hände auf den Rücken gefesselt waren und sich ein Strick um ihren Hals befand, den der Räuber gnadenlos zuzog, sobald sie sich anschickte, Widerstand zu leisten. Endlich stellte er sie auf die Füße.

»Pack dich!«, befahl er und zog an dem Lederriemen, dass Arigund erneut die Luft wegblieb. Energisch schubste er sie in Richtung Wald. Dort wartete Friedl mit drei Pferden, die unverkennbar den Kaufleuten gehört hatten. Ohne Zeit zu verlieren, hievte der Räuber Arigund auf den Rücken des vordersten Tieres, schwang sich selbst auf das nächste, nahm Friedl den Führstrick aus der Hand und trabte los. Der Taschendieb musste – wie stets – schauen, dass er hinterherkam.

»Wie habt Ihr mich so schnell gefunden?«, keuchte Arigund, die endlich wieder zu Atem kam. Vaclav lachte rau.

»Wenn man untertauchen will, sollte man nicht ganz so viel Tamtam um sich machen, ›Tassilo‹. Und jetzt halt's Maul!«

Sie ritten die ganze Nacht und hielten auch am Morgen nur kurz, um die Pferde zu tränken. Vaclav band Arigund los.

»Wage nicht zu fliehen!«, grollte er.

»Das brauche ich auch nicht. Herr Heinrich wird nach mir suchen und mich mit sich nehmen.

Wenn dir dein Leben lieb ist, lass mich hier und schau zu, dass du Land gewinnst.«

Mit zornig funkelnden Augen packte der Räuber das Mädchen, dass ihr der Atem stockte.

Überrascht rang Arigund nach Luft, Sie versuchte seine Finger zu lösen, die wie ein Schraubstock um ihren Hals lagen, doch sie hätte genauso gut gegen eiserne Schellen ankämpfen können.

Allmählich begannen ihr die Sinne zu schwinden. Vaclavs Bieratem umwaberte sie. Keuchend presste er sich an sie und zischte ihr ins Ohr: »Du gehörst mir. Wage noch einmal mit diesem Kerl zu gehen und ich versprech dir: Ich finde dich, und dann zerquetsche ich deine zarten Fingerchen, auf dass sie nie wieder die Saiten einer Laute zupfen.«

Dann warf er sie in den Schnee, wo sie nach Luft ringend liegen blieb. Hasserfüllt starrte Arigund ihm nach, während sie versuchte, wieder Gefühl in ihre taub gefrorenen Finger und Klarheit in ihre Gedanken zu bekommen. Kein Zweifel, dass Vaclav es ernst meinte. Dem Räuber zählte ein Menschenleben nichts. Unterwegs hatte er Friedl gegenüber geprahlt, wie einfach es gewesen war, die beiden Knechte, die im Stall hatten Wache halten sollen, zu überwältigen. Der Taschendieb hatte stumm und blass zugehört und sich ansonsten wortkarg gegeben. Er schien Arigund noch wortkarger als früher. Warum nur blieb er bei diesem Ungeheuer Vaclav, das ihn demütigte, ihn schlug und quälte? Im Gegensatz zu ihr war Friedl kein Gefangener! Er konnte doch einfach sein Bündel packen und gehen. Arigund schloss die Augen. Dieser verfluchte Vaclav! Wie sollte sie ihn jemals wieder losbekommen? Ihre letzte Hoffnung war, dass ihr Onkel tatsächlich für sie zahlen würde. Ansonsten – das war Arigund klar – würde der Räuber seine Drohung wahr machen und sie einfach an das nächstbeste Bordell verscherbeln. Ob Heinrich dann noch käme, sie zu retten? Wohl kaum. Auf Brennberg jedenfalls war Lola ein Niemand gewesen, und in Regensburg hatte man nicht mal geduldet, dass die Huren ihr Gewerbe innerhalb der Stadtmauern ausübten. Und überhaupt: Wie kam sie jetzt auf Heinrich? Waren sonst nicht all ihre Gedanken und Sehnsüchte bei Reimar gelegen?

Die Wut brannte wie Feuer in seinen Adern. Zum ersten Mal, seit er es besaß, schund Heinrich sein Pferd. Mit aller Entschlossenheit hatte er sich aus den Reihen der Kaufleute gedrängt, als er sah, wie die Magd die reichlich angetrunkene Arigund aus der Wirtsstube herausbugsierte. Ihm war klar, dass das nur zu Schwierigkeiten führen konnte. Arigund dagegen schien vollkommen ahnungslos oder zu betrunken, um die Sache zu durchschauen. Heinrich bemühte sich, irgendwie in Richtung Tür zu kommen, aber es war wie der Versuch, gegen eine Herde Schafe Sturm zu laufen. Ständig wurde er hierhin und dahin geschubst. Ein jeder versuchte, den »Held des Abends« bei sich zu behalten. Als es dem Ritter endlich gelang, den Ausgang zu erreichen, kam die Magd schon wieder herein. In ihrem Gesicht zeigte sich ein verdächtig selbstzufriedener Ausdruck, ihre Faust war fest geschlossen. Voller böser Vorahnungen nahm der Ritter das Mädchen beim Arm und fragte: »Wo ist Tassilo?«

Ein süffisantes Grinsen machte sich auf ihrem Gesicht breit. »Der junge Herr hat wohl ein wenig zu tief ins Glas geschaut, und nun kotzt er in den Schnee.«

Sie wollte sich losmachen, doch Heinrich ließ nicht von ihr ab.

»Was ist noch, Herr?«, quengelte sie. »Ich muss wieder an die Arbeit. Der Wirt schaut schon.«

»Ach, so plötzlich?«, spottete Heinrich. »Wo du doch gerade mehr als genug Zeit hattest. Was wolltest du von meinem Spielmann?«

»Die Frage muss doch wohl eher lauten: Was wollte er von mir? Könnt Ihr es Euch nicht denken? Aber seid ganz beruhigt, es ging zwar ein wenig schnell, aber er hat mich gut entlohnt.« Sie klimperte demonstrativ mit den Münzen in ihrer Hand. »Wenn Ihr genauso großzügig seid, dann stehe ich gerne auch Euch zu Diensten.«

Sie kam nicht mehr dazu, ihren üppigen Busen zu schwenken. »Hure, woher hast du das Geld!«, fauchte Heinrich. »Der Spielmann hat's dir gewiss nicht gegeben.«

Der Ritter schüttelte die Magd wie einen reifen Pflaumenbaum.

»Lasst von mir ab!«, keifte die Magd so laut, dass die anderen Gäste aufmerksam wurden.

»Erst, wenn du mir die Wahrheit sagst.«

»Wenn's doch so war: Der Sänger gab's mir für meine Dienste.«

»Lügnerin!«, brüllte Heinrich ungeduldig und hob drohend die Hand.

Der Wirt walzte heran, die Kelle in der Hand wie eine Waffe schwingend.

»Niemals hat er dich auch nur angefasst!«, schrie Heinrich.

»Woher wollt Ihr das denn so genau wissen?«, mischte sich nun der Hausherr ein.

»Man nahm Tassilo seine Männlichkeit bereits als Knabe.«

Plötzlich wurde es ungewöhnlich still im Raum. Heinrich fühlte das Blut in seiner Stirn pochen. Er war nahe dran, die Beherrschung zu verlieren. Trotzdem zwang er seine Stimme zur Ruhe: »Wer also gab dir das Geld und wofür?«

Die Magd erkannte, dass ihr Lügengebäude eingestürzt war. Die Männer im Schankraum starrten sie mit grimmiger Miene an, und Heinrichs Haupt war purpurrot.

»Ein anderer Kerl war's!«, stammelte das Mädchen schließlich, »ein Tscheche mit wilden Augen.«

»Und wofür?«, hakte Heinrich ungeduldig nach.

»Herauslocken sollt ich den Spielmann, aber allein. Mehr musste ich nicht tun.«

Heinrich gab einen wütenden Schrei von sich, gefolgt von einem wenig minniglichen Fluch,

und stürzte zur Tür hinaus. Noch im Laufen zog er das Schwert.

Trotz der Schneedecke war es draußen schwarze Nacht. Heinrich blinzelte in die Dunkelheit und versuchte irgendetwas zu erkennen.

»Tassilo!«, rief er mit lauter Stimme, doch er erhielt keine Antwort. Verzweifelt umrundete der Ritter das Gasthaus. Langsam gewöhnten sich seine Augen an die Finsternis. Etwas weiter drüben wirkte der Schnee zertrampelt. Voller Hoffnung eilte der Ritter hin. Sein Stiefel stieß gegen einen harten Gegenstand. Heinrich bückte sich und hob ihn auf. Arigunds Messer. Ein wenig frisches Blut schien daran zu kleben.

»Nein!«, brüllte Heinrich voller Zorn. Er sank auf die Knie und ballte die Fäuste.

Jakob eilte herbei.

»Was ist geschehen?«, wollte der Knabe wissen.

»Er hat sie wieder«, flüsterte Heinrich mit zittriger Stimme.

Jakob wandte sich ab und stürmte zum Stall. Heinrich erhob sich mühsam und schlurfte langsam hinter ihm her. Der Junge rannte schon wieder heraus, als der Ritter dort ankam.

»Es fehlen Pferde, Herr Heinrich«, berichtete der Knabe.

Auch die anderen scharten sich mittlerweile um sie.

»Das kann nicht sein«, meinte der Anführer ihrer Reisegesellschaft, »wir haben Wachen aufgestellt.«

»Niedergemetzelt«, erklärte Jakob, »sie liegen im Stroh und rühren sich nicht mehr.«

Wütendes Stimmengewirr erhob sich. Heinrich erwachte endlich aus seiner Starre. Gebieterisch hob er die Hände und sorgte für Ruhe.

»Wartet, wartet!«, rief er laut. »Wir müssen genau überlegen, was jetzt zu tun ist.«

Er wandte sich an Jakob.

»Ist mein Hengst noch da?«, wollte er wissen.

»Steht angebunden an seinem Platz.«

»Gut, dann werde ich den Schurken, die Tassilo entführt und die Knechte gemeuchelt haben, mit leichtem Gepäck nachreiten. Die Herren Kaufleute sollen sehen, was ihnen von ihrem Hab und Gut abgeht und genau darüber Buch führen. Der Wirt möge die Magd ergreifen. Sie muss eingehend befragt werden.«

»Ich werde mit Euch reiten, Herr Heinrich!«, rief Jakob.

Der Ritter blickte den Jungen liebevoll an.

»Diesmal nicht, mein Sohn«, widersprach er.

»Warum nicht?«, begehrte der Junge sofort auf. »Ich könnte ...«

Heinrich brachte ihn unwirsch zum Schweigen. »Ich weiß deinen Mut zu schätzen, Jakob, doch bedenke, dass wir schnell sein müssen, wenn wir Erfolg haben wollen. Es liegt aber tiefer Schnee, und du reitest ein kleines Pferd. Arabella würde uns mit ihren kurzen Beinen nur aufhalten. Hol also jetzt bitte meinen warmen Mantel und eine Handvoll Münzen aus unserer Reisekasse. Eil dich! Ich saddle inzwischen.«

Jakob nickte, wenn auch widerwillig, und lief davon, den Wünschen des Ritters nachzukommen. Heinrich bat hastig den Ältesten der Kaufleute, sich des Jungen anzunehmen und ihm notfalls auch zu dem Manne zu bringen, der zukünftig für Jakobs Erziehung zuständig sein sollte. Der Handelsherr nickte mit zusammengebissenen Zähnen und meinte: »Ich hoffe, Herr, es gelingt Euch, die Übeltäter zu ergreifen und ihrer gerechten Strafe zuzuführen.«

Der Ritter bedankte sich kurz und hastete in den Stall. Als der junge Fugger mit Heinrichs Sachen kam, führte der Ritter gerade seinen Hengst heraus. Schwungvoll schwang er sich in den

Sattel.

»Wünsch mir Glück, Junge«, verabschiedete sich Heinrich, »und hab ein Auge auf unser Hab und Gut!«

Der Schnee stieb in weitem Bogen, als der Ritter sein Pferd in Galopp setzte. Er machte rasch die Spuren der drei Flüchtigen aus. Sobald sie ein Stück vom Gasthof entfernt waren, zeichneten sie sich deutlich im Neuschnee ab. Die Flucht musste gut geplant gewesen sein, denn so sehr der Ritter seinen Hengst auch antrieb, die Räuber bekam er nicht zu Gesicht.

Heinrich ritt die ganze Nacht. Sein armes Pferd war schweißbedeckt und schon lange in Schritt gefallen. Es stampfte müde dahin. Endlich erreichten sie ein Gehöft. Die Bauersleute versorgten das Ross bereitwillig und erzählten auch, dass die Hunde des Nachts angeschlagen hätten. Mehr wussten sie aber nicht zu berichten. Auf seine Frage, ob sie ein frisches Pferd für ihn hätten oder eines besorgen könnten, schüttelte das Ehepaar lediglich den Kopf. So ein Tier könnten sie sich nicht leisten, nicht einmal ein Ochse ließe sich auf ihrem bisschen Grund durchfüttern. Zur Bestätigung öffneten sie die Tür zu dem Verschlag, der sich gleich neben der Wohnstube befand. Dem Ritter schlug ein so übler Gestank entgegen, dass er sogar auf den angebotenen Becher Milch verzichtete. Notgedrungen stieg er wieder auf seinen Braunen, der trotz der Rast kaum mehr die Beine aus dem Schnee bekam.

Der Tag brach grau an, und der Himmel hing voller Wolken. Heinrich war mindestens so müde wie sein Pferd. Die Augen wollten ihm zufallen, und sein Rücken schmerzte von der gebückten Haltung, die er einnehmen musste, um nicht von den Spuren abzukommen. Am nächsten Gehöft bekam er zum ersten Mal seine Vermutung bestätigt, dass Vaclav den Weg nach Prag eingeschlagen hatte. Der Pächter, ein breitschultriger Mann, der allerdings kein Deutsch sprach, deutete ihm an, ein dürrer, wortkarger Mann habe bei ihm drei Pferde getränkt und einen Scheffel Getreide gekauft. Die anderen beiden habe er nicht gesehen, aber die Pferde hätten deutlich die Spuren von Sätteln getragen.

Vaclav ist schlau!, dachte Heinrich. Er hat seinen Kumpan mit den Pferden zum Bauern geschickt, während er sich selbst mit Arigund versteckt hielt.

Für einen kurzen Moment überlegte er, ob es Sinn machte, seine Vermutung zu überprüfen, indem er das Versteck suchte, doch dann würden die drei nur einen noch größeren Vorsprung bekommen. Also bedankte er sich lediglich kurz und ritt weiter. Gegen Mittag erreichte er schließlich ein Wirtshaus. Sosehr er sich auch bemühte, er schien den drei Flüchtigen nicht näher gekommen zu sein, denn auch hier erinnerte man sich wohl an eine recht merkwürdige Reisegesellschaft aus drei Männern, doch die waren trotz der Warnungen des Wirtes, dass man in Kürze mit heftigem Schneefall rechnen müsse, schon nach kurzer Rast wieder weitergezogen. Inzwischen musste auch Heinrich einsehen, dass der Wirt mit seiner Wettervorhersage Recht behalten hatte. Heftiges Schneegestöber pfiff um das Wirtshaus, sodass dem Ritter keine andere Wahl blieb, als Quartier zu machen. Zudem hätte sein Hengst auch keinen weiteren Gewalttritt überstanden. Das Tier war definitiv am Ende seiner Kräfte. Obwohl er selbst zum Umfallen müde war, rieb der Sänger sein Pferd eigenhändig ab und passte auf, dass ihm nur das beste Heu und unverdorbenes Futter vorgelegt wurde. Erst dann ging er in die Wirtsstube, machte sich hungrig über den Rübeneintopf her, zahlte die Zeche und zog sich in die mit frischem Stroh aufgefüllte Schlafstube zurück. Er schnallte lediglich den Schwertgurt ab und fiel dann sofort in einen unruhigen Schlaf.

Die Gedanken wirbelten durch Arigunds Kopf wie die Schneeflocken um ihre Nase. Früher hätte sie vielleicht die tollkühnen Männer bewundert, die es wagten, des Nachts einem solchen Unwetter zu trotzen. Heute schaffte sie es nicht einmal mehr, Vaclav für verrückt zu erklären. Schon längst war jedes Gefühl aus ihren Händen und Füßen gewichen. Man sah die Hand nicht mehr vor Augen, geschweige denn den Weg vor den Füßen. Dass sie sich noch auf der Straße befanden, war nur daran zu erkennen, dass hier keine Bäume wuchsen. Ihre Pferde waren die letzte Strecke nur noch gestolpert und verweigerten schließlich endgültig den Gehorsam. Friedl versuchte es mit gutem Zureden, Vaclav mit Schlägen, doch die Tiere waren nicht mehr bereit, gegen den Sturm anzulaufen. Sie drehten die Kruppen gegen den Wind und verharrten regungslos.

Missmutig schickte Vaclav Friedl los, einen geschützteren Platz zu suchen. Der kam schon nach kurzer Zeit wieder und berichtete von einer großen Tanne, unter deren tief hängenden Ästen sie wohl ein wenig Schutz finden konnten. Schwerfällig folgten ihnen die ermatteten Pferde, die wohl ahnten, dass sie im offenen Gelände erfrieren würden. Vaclav band sie an und schlüpfte schließlich zu den anderen beiden unter den Baum. Zu dritt krochen sie unter die alte Woldecke, die Friedl irgendwo aufgetrieben hatte. Vaclav schlang wieder einen Gürtel um Arigunds Hals und band das andere Ende um sein Handgelenk, obwohl auch ihm klar sein musste, dass es einem Selbstmord gleichkam, sich heute Nacht davonzustehlen zu wollen. Dankbar für das bisschen Wärme, kuschelte sich Arigund an Friedels Seite. Sie war einfach zu erschöpft und durchgefroren, um über Anstand und Sitte nachzudenken. Friedl fiel sofort in den Schlaf. Sein leiser Atem kitzelte die junge Frau in den Haaren. Vaclav dagegen schnaufte unruhig. Dann erhob er sich unvermittelt, stieg über Friedl und legte sich neben sie. Arigund tat zunächst einfach so, als schliefe sie, dann aber fühlte sie seine Hand an ihren Schenkeln. Im ersten Augenblick war sie starr vor Schrecken. Danach öffnete sie ihren Mund zu einem Schrei. Vaclavs Hand erstickte ihn, und seine grimmige Stimme zischte in ihr Ohr.

»Jetzt wieder so prude, kleine Nachtigall? Hast doch mit dem feinen Herrn Ritter auch turteln können und ihm gewiss gegeben, wonach es einem Manne gelüftet.«

Dabei drückte er sie mit seinem Gewicht zu Boden und zwang ihre Beine mit seinen Knien auseinander. Heftig begann er seine Lenden an ihrem Gesäß zu reiben. Arigund versuchte, sich seinem Griff zu entwinden, und strampelte dabei Friedl die Decke weg. Der Taschendieb schlug die Augen auf und starrte die beiden an.

»Was glotzt du so?«, blaffte Vaclav.

Friedl zuckte zusammen und rückte von ihnen ab. Vaclav begann nach Arigunds Gürtel zu tasten. Dazu musste er die Hand von ihrem Mund nehmen. Gierig sog sie die Luft in die Lungen und ächzte: »Nein, Vaclav, nein! Hör auf!«

»Ich denke gar nicht daran«, erwiderte er, wobei er es endlich schaffte, den Strick in die Finger zu bekommen und den Knoten zu öffnen. »Jetzt bin ich mal dran. Hast mich lange genug warten lassen.«

Grob packte er ihr Gesäß.

»Wenn ich schwanger werde, siehst du keinen Pfennig«, versuchte Arigund zu argumentieren.

»Was schert's mich«, keuchte er in ihren Rücken. Jetzt hielt er sie nur noch mit einer Hand. Mit der anderen öffnete er seine Hose.

Endlich konnte Arigund sich ihm entwinden, kroch zu Friedl und zog an seinem Hemd. »Und

du? Willst du das Geld auch nicht mehr?«

Der Taschendieb musterte sie mit glühenden Augen. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis er die Decke nahm und sie über Arigund warf. »Nn ..., nn ... nicht kaputt machen«, stotterte er und sah Vaclav an. Der kniete mit entblößtem Unterleib über Arigund.

»Was?«, zischte er. Aber diesmal senkte Friedl nicht den Blick, sondern ballte sogar die Fäuste.

»Nn ... nicht kaputt machen«, wiederholte der Bursche.

Langsam richtete sich Vaclav auf. »Hat dich der Teufel geritten, du kleine Ratte?«

Friedl wich ein wenig zurück, doch das half ihm nichts. Vaclavs Faust traf ihn mitten ins Gesicht. Ein Tritt mit dem Stiefel, und der schwächliche Taschendieb ging zu Boden. Nun versuchte Arigund, Friedl zu helfen, der benommen unter den Zweigen lag, doch Vaclav schüttelte sie ab wie eine lästige Fliege und band sie einfach an den Stamm. Dann tat er dem Jungen das an, was er eigentlich mit Arigund vorgehabt hatte. Das Schluchzen und Stöhnen verfolgten Arigund bis weit in die Nacht hinein. Als Vaclav endlich schwer atmend von Friedl abließ, starrte er Arigund an, als dächte er darüber nach, ob er nicht auch noch über sie herfallen sollte. Dann aber sagte er bloß: »Morgen werden wir Prag erreichen.«

Kurz darauf hörte Arigund sein Schnarchen. Irgendwann musste auch sie eingeschlafen sein, denn sie erwachte in den frühen Morgenstunden, schweißgebadet und schwer atmend, durch das Stampfen der Pferde. Ihr war ungewöhnlich heiß, und sie hatte großen Durst. Vorsichtig versuchte sie, an die Wasserflasche zu kommen, die nur wenige Ellen von ihr entfernt lag, doch der Strick um ihren Hals zog sich unerbittlich zu, wenn sie die Hand danach ausstreckte. Friedl lag am selben Platz, wo Vaclav ihn zurückgelassen hatte, die Decke fest um sich geschlungen, die Augen geschlossen, und atmete in tiefen Zügen. Ihn wollte Arigund keinesfalls aus dem Schlaf reißen. Einen Moment überlegte sie, Vaclav zu wecken, doch draußen heulte immer noch der Sturm – und was, wenn der Räuber beschloss, sogleich weiterzuziehen? Dann lieber nichts trinken und noch ein wenig ausruhen.

Es schneite noch immer, als Heinrich am nächsten Tag sein Pferd sattelte und sich wieder auf den Weg machte. Zumindest hatte der Sturm nachgelassen. Geradezu friedlich fielen die dicken Flocken vom Himmel herab und sanken geräuschlos auf das weiße Polster. Heinrichs Hengst schüttelte sich, dass der Sattel knarzte, um die Flocken loszuwerden. Ihm hatte die Rast gutgetan. Das Tier wirkte ausgeruht und voller Tatendrang. Energisch kämpfte es sich durch den makellosen Schneeteppich, der ihm mittlerweile teilweise bis zum Sprunggelenk reichte. Zuweilen wurden die Schneewehen so tief, dass sein Reiter absteigen und zu Fuß gehen musste. Sie waren gut zwei Stunden unterwegs, als von rechts eine Spur auf die Straße zulief: Drei Pferde hatten sich hier, geführt von ihren Reitern, durch den Schnee gekämpft. Hoffnung keimte in Heinrich auf. Nun war er klar im Vorteil. Während die drei durch den tiefen Schnee stapfen mussten, brauchte er lediglich den Spuren zu folgen. Sein Pferd würde schneller vorwärtskommen.

Trotzdem mahnte er sich, vorsichtig zu sein. Wie leicht konnte er in einen Hinterhalt geraten. Der Weg krümmte sich und führte sanft einen Berg hinauf. Als Heinrich oben angekommen war, bot sich ihm ein atemberaubender Anblick. Vor ihm lag ein breites Tal, in dem die Moldau sich als goldbraunes Band durch eine stille Winterlandschaft schlängelte. In einer Flussschleife konnte man die Dächer Prags bereits erahnen. Selbst die Umrisse der beiden Burgen glaubte Heinrich erkennen zu können. Sein Herz schlug schneller. Wie sehr hatte er diesen Anblick herbeigesehnt, überzeugt, am Königshaus sein Glück machen zu können. Jetzt aber war ihm nur bang, Arigunds Spur könnte sich in dem Häusermeer endgültig verlieren.

Erneut trieb er sein Pferd an. Am Fuße des Bergs lag ein Dorf, dessen Dächer mit Schnee bedeckt waren. Aus den Kaminen kräuselte schwarzer Rauch und versprach warme Stuben. Ein paar dunkelbraune Schweine wälzten sich im Schnee und quiekten dabei so vergnügt, dass man es bis auf den Bergpfad hörte, untermalt von quirligen Hähnen, die sich ein Gesangsduell lieferten. Heinrich hielt auf die Ortschaft zu. Ihre Bewohner, meist Bauern oder Viehhirten, betrachteten ihn misstrauisch. Zottige Hunde schossen laut kläffend auf seinen Hengst zu und schnappten nach dessen Fesseln. Ein grauhaariger Mann rief ihnen ein harsches Kommando zu, woraufhin sie mit eingeklemmtem Schwanz abzogen. Heinrich hielt auf ihn zu und grüßte freundlich. Auch der Alte zog seinen Hut.

»Gevatter, ich bin auf der Suche nach meinem Gefährten, der mit zwei Burschen vorausgeritten ist. Ein junger Kerl mit dunklem Haar, dem noch nicht einmal ein Bart sprießt.«

Lange wiegte der Mann lediglich den Kopf, als müsste er über den Sinn der Frage nachdenken. Vielleicht verstand er auch die Sprache nicht? Dann jedoch antwortete er in gebrochenem Deutsch.

»Sind hier durchgekommen. Drei Männer mit drei erschöpften Pferden.«

»Ist das lange her?«

»Nicht lange her. Baten um Wasser und Körner für die Pferde. Haben gut dafür bezahlt. Meine Frau hat gegeben Kräutertee an jungen Mann. Er krank.«

Heinrich zuckte zusammen. »Krank sagst du?«

»Husten und Fieber. Aber wollte nicht rasten. Großer Mann drängte.«

»Wohin sind sie geritten?«

Der knochige Finger des Mannes hob sich und deutete zum anderen Ende des Dorfes. Heinrich nickte.

»Wie weit ist es noch bis Prag?«, fragte er.

»Nicht weit. Mit Pferd wie deinem heute Abend kann man da sein. Aber viele Menschen unterwegs wegen Markt.«

Der Ritter drückte dem Alten eine kleinere Münze in die Hand und trabte über die rutschige Straße. Hühner stoben auseinander, und die Hunde begannen erneut zu geifern. Es wurde Zeit, die Flüchtigen endlich einzuholen. Heinrich verschwendete keinen Gedanken mehr daran, Spuren zu suchen. Das wurde ohnehin immer schwieriger. Je näher sie der großen Stadt kamen, umso belebter wurde die Straße.

Der Weg führte nun an den Ufern der Moldau entlang. Der Wald war vor dem Holzbedürfnis der Menschen zurückgewichen. Nur noch wertloses Wasserholz säumte die Ufer der Moldau. Heinrich schlängelte sein Pferd an Hand- und Ochsenkarren vorbei, viele von ihnen gehörten Köhlern mit rabenschwarzen Gesichtern und Händen, die Holz oder Kohle in die Stadt schafften, um sie dort für teures Geld zu verkaufen. Immer mehr Gespanne, Karren und Menschen befanden sich auf der engen Straße. Heinrich verfluchte seine Mitreisenden, die sich im Schneckentempo fortzubewegen schienen.

Endlich glaubte er, die drei zu erspähen. Sie versuchten gerade, sich an den Karren zweier streitender Händler vorbeizudrängen. Vaclav bemühte sich angestrengt, sein Pferd auf den Straßenrand zu dirigieren. Hinter ihm ritt Arigund, die Nachhut bildete der dürre Taschendieb. Als hätte er den Blick im Rücken gespürt, fuhr Vaclav plötzlich herum und entdeckte den Ritter. Energisch trat er auf seinen Gaul ein, bis der sich schließlich mit einem verzweifelden Satz an den Karren vorbeidrängte. Der Dürre beeilte sich, es seinem Begleiter gleichzutun, und hieb auf Arigunds Pferd ein. Da gaben die beiden Karrenführer den Weg frei. Heinrich spornte seinen Braunen an, woraufhin dieser angaloppierte. Der Ritter zog sein Schwert. Erschrockene Gesichter sahen zu ihm auf. Die Fußgänger stoben schreiend zur Seite, um sich vor den Pferdehufen in Sicherheit zu bringen. Die Karrenbesitzer ließen die Ziemer knallen, und die Ochsen protestierten lauthals, als ihnen das Fell gegerbt wurde. Heinrich sah, wie sich die eben noch vorhandene Lücke zwischen den Gespannen langsam wieder schloss. Verzweifelt brüllte er, man solle den Weg frei halten, doch kam es dadurch nur schlimmer.

Krachend schlugen die Holme der Leiterwagen aneinander, barsten und verhakten sich. Heinrichs Pferd versuchte auszuweichen, rutschte jedoch auf der eisigen Straße aus, strauchelte und kam zu Fall. In weitem Bogen wurde der Ritter aus dem Sattel geschleudert. Glücklicherweise fiel er in den Schnee, was seinen Sturz dämpfte. Trotzdem blieb er benommen liegen. Helfende Hände streckten sich ihm entgegen und halfen ihm auf. Heinrich sah verzweifelt den Flüchtenden nach. Jemand brachte ihm sein Pferd, während die Köhler auf der Straße lauthals stritten, wer denn nun die Schuld an dem Unglück trage. Wütend brüllte der Ritter sie an, sie sollen doch endlich den Weg frei geben. Heinrich hatte schon einen Fuß im Steigbügel, als er bemerkte, dass sein Brauner das rechte Vorderbein nicht belastete.

»Nicht auch das noch!«, stöhnte er leise. »Welch schlimme Späße treibt das Schicksal mit mir, oder ist's gar Teufelswerk?«

Vorsichtig führte er sein Tier ein paar Schritte. Es hinkte erbärmlich. Hektisch sah sich der Ritter nach einem Ersatz um, doch hier hatte niemand mehr zu bieten als einen Ochsen oder die eigenen Füße. Heinrich kämpfte wütende Tränen herunter. Jetzt war alles verloren. Hatten die drei erst einmal das Stadttor passiert, würde es schwer werden, sie aufzuspüren. Ärgerlich nahm Heinrich seinen Braunen am Zügel. Das letzte Stück des Weges würde er wohl zu Fuß gehen müssen.

Es kam nicht ganz so schlimm, wie er befürchtet hatte. Er war noch nicht allzu lange unterwegs, als eine Gruppe Ritter mit dem Wappen des Königs auf den Schabracken auf ihn traf – offensichtlich eine kleine Jagdgesellschaft. Die Männer boten ihm freundlich Begleitung und ein frisches Ross an. Dankend sagte der Ritter zu. Die Jäger waren gut gelaunt. Sie hatten reichlich Wild am Sattel hängen. Der junge Mann, der die Gruppe anführte und sich als Pavel von Dubá vorstellte, gesellte sich zu Heinrich und begann mit ihm zu plaudern: »Ihr wurdet bereits angekündigt, Herr Heinrich, und unser König erwartet gespannt eine Kostprobe Eurer Lieder.«

»Es wird mir eine Ehre sein, den König und seine Familie mit meiner bescheidenen Kunst zu erfreuen«, antwortete Heinrich höflich.

»Was man so hört, ist sie alles andere als bescheiden, Herr Ritter. Sie wird den Feiern zum Christfest besonderen Glanz verleihen. Unser Herrscher fürchtete schon, es würde Frühjahr werden, bis Ihr eintrefft. Im Winter sind die Straßen oft kaum passierbar. Was für eine Überraschung! Gönn mir das Vergnügen, Euch bei Hofe einzuführen.«

»Sehr gerne, Herr von Dubá«, stimmte Heinrich zu. Ein solches Angebot war schwerlich abzulehnen, und doch hätte Heinrich zu gerne darauf verzichtet, rückte es seine eigenen Pläne doch in weite Ferne. Der Adelige hatte Heinrichs Zögern wohl bemerkt und fragte: »Ich hoffe doch, Ihr habt keine anderweitigen Verpflichtungen?«

Hin- und hergerissen erwiderte Heinrich: »Im Grunde nur eine Kleinigkeit. Ein Freund bat mich, seinen Sohn hierher ins Goldene Prag zu begleiten. Ich möchte lediglich sichergehen, dass der Junge angemessen willkommen geheißen wird. Deshalb bitte ich um Entschuldigung, wenn ich Eurer Einladung nicht sofort Folge leisten kann.«

»Ach was, da müsst Ihr Euch nicht selbst bemühen. Ich sende einen Boten.«

»Nun, es befindet sich auch mein Gepäck noch bei der Reisegesellschaft und vor allem meine Instrumente.«

»Auch das soll Euch keinen Kummer bereiten. Ich denke frische Kleidung werde ich Euch vom Kammerherrn zukommen lassen. Vorher soll die Bademagd Euch ein wenig verwöhnen. Auch könnt Ihr sicher sein, dass wir fein gearbeitete Instrumente am Hofe haben.«

Seufzend gab Heinrich nach. Die Rettung Arigunds würde warten müssen.

Die hastige Flucht hatte Arigunds Kräfte aufgezehrt. Ihre fiebrigen Augen nahmen weder die Schönheit Prags wahr noch das winterliche Gedränge vor den Toren der Stadt. Sie erlebte ihre Ankunft wie durch einen Nebelschleier. Der Marktwächter, der die eintreffenden Karren und ihren Inhalt aufs Sorgfältigste prüfte, musterte die drei misstrauisch. Einlass in die Stadt gewährte er erst, nachdem Vaclav dem Mann unverhohlen zwei Geldstücke zugesteckt hatte, deren Wert seinen Monatssold bei Weitem überstieg. Malá Strana, wie die Einheimischen diese Stadt nannten, war eine junge, moderne Ansiedlung voller Leben. In den Straßen hörte man überwiegend Deutsch, waren doch viele Bewohner vom neuen König aus Norddeutschland angeworben worden. Auf dem Markt dagegen herrschte ein babylonisches Gewirr von Sprachen, was die Händler und Marktfrauen jedoch nicht daran hinderte, gute Geschäfte zu machen. Notfalls benutzten sie ihre Hände und Füße, um sich zu einigen. Vaclav glaubte sich auf dieser Seite der Moldausiedlungen gut auszukennen, hatte er doch seine ersten Lebensjahre hier verbracht, bis sein Vater ihn an einen Rauchfangkehrer verkaufte. Der hatte den schwächlichen Jungen nicht nur durch die engen steinernen Schlunde kriechen lassen und durch täglichen Hunger dafür gesorgt, dass das möglichst lange so blieb, sondern sich auch anderweitig ausgiebig mit ihm vergnügt. Als Vaclav schließlich doch für diese Tätigkeit zu groß geworden war, hatte er ihn zum Teufel gejagt und sich Ersatz gesucht. Trotzdem waren die Erinnerungen an Prag in Vaclav lebendig.

Wie sehr wunderte er sich jetzt, dass ihm zwar manches bekannt vorkam, aber nichts mehr dort stand, wo es nach seiner Erinnerung hätte stehen sollen. Die Kleinseite war eine andere geworden. Gewachsen war sie mit einem Gürtel eilig hochgezogener Behausungen für die Neuankömmlinge. Statt der geduckten Häuschen rahmten schmucke Steinburgen den Markt. Es gab Dinge zu kaufen, von denen er als Bub nicht einmal geträumt hatte. Die Suche nach seinem Elternhaus trieb ihn weiter durch die Gassen, doch wo es einst gestanden haben musste, befanden sich heute die Werkstätten der Gerber. Vaclav fragte Passanten und schließlich einen alten Meister, der seine Gesellen dabei beobachtete, wie sie Rindsleder auf einen Karren luden. Zwar schüttelte der alte Mann genau wie die anderen den Kopf, doch dann ergänzte er: »Die Tschechen wohnen jetzt alle am anderen Moldauufer.«

Vaclav nickte und bedankte sich höflich. Was war nur aus »seinem« Prag geworden? Suchend sah er sich nach einer Bleibe um. Er wagte nicht, Friedl mit Arigund allein zu lassen, steckte ihm doch der Anblick des Ritters, der mit gezücktem Schwert und entschlossener Miene auf sie zustürmte, noch in den Knochen. Es war schieres Glück gewesen, dass die Ochsenkarren den Weg versperrt und seinen Verfolger aufgehalten hatten. Wie hatte der Mann sie so schnell einholen können? Inzwischen hatte bestimmt auch er Prag erreicht. Der Räuber ging allerdings davon aus, dass man ihn in diesem bunten Völkergemisch nicht so leicht würde aufstöbern können. In jedem Fall würde er Zeit gewinnen, und die galt es zu nutzen. Gelang es ihm, das Geschäft schnell abzuschließen und das Mädchen loszuwerden, konnte er sich wieder davonestehlen.

Zunächst aber benötigten sie einen Unterschlupf. Den hoffte Vaclav bei seiner Familie zu finden. Er würde ihnen gegenüber Arigund als seine Frau ausgeben. Dann würde schon niemand unangenehme Fragen stellen.

»Kommt!«, befahl er seinen Begleitern.

Gemeinsam verließen sie das Viertel, um die Moldau an der Furt bei Poric zu überqueren.

Lange suchten sie vergeblich nach Vaclavs Verwandten. Niemand kannte sie dort. Der kurze Tag neigte sich bereits wieder seinem Ende zu, als sie sich endlich dazu entschlossen, in einer Spelunke Unterkunft zu nehmen. Der Wirt musterte Arigund, die sterbenselend aussah, und verlangte den doppelten Preis. Zähneknirschend willigte der Räuber ein. Gestützt von den beiden Männern wurde das Mädchen in eine Dachkammer geschleppt und auf ein einfaches Lager gelegt. Aus allen Ritzen zog es hier. Vaclav schimpfte über das »Rattenloch«. Der Wirt zuckte mit den Schultern und ließ sie einfach stehen.

Vaclav warf einen Blick auf seine Geisel. Hoffentlich verreckte sie ihm nicht zuletzt. Das Fieber war noch weiter gestiegen, und bellender Husten quälte sie.

»Du bleibst hier!«, herrschte Vaclav Friedl an. »Ich versuche die Gäule loszuwerden.«

Der Taschendieb schien zufrieden mit der Aufteilung. Er ließ sich neben Arigund ins Stroh fallen. Auch er war erschöpft.

Vaclav ließ sich einen Krug Bier vom Wirt geben und machte sich dann mit den Pferden im Schlepp Richtung Markt davon. Lange musste er nicht herumfragen. Schon nach kurzer Zeit fand sich ein Tuchhändler, der nur allzu gern bereit war, die Tiere für kleines Geld zu erwerben. Wer fragte schon nach der Herkunft, wenn man ein solches Schnäppchen machen konnte? Gut gelaunt beschloss Vaclav, noch einen Erkundungsgang in die Altstadt zu unternehmen. Er ließ sich von einem Ochsenkarren wieder über die Moldau bringen und betrat die Stadt durch das Tor, an dessen Nordseite sich das jüdische Viertel befand.

Die Altstadt entsprach schon eher den Bildern aus seiner Kindheit, nur schienen die Häuser noch prächtiger geworden zu sein. Er ließ sich eine Weile treiben und landete am Rossmarkt, der nach den Hinterlassenschaften der Gäule stank. Die Essen der Schmiede glühten, vor ihren Handwerkerbuden wurden einige Pferde beschlagen. Von früher wusste Vaclav, dass die Fernhandelskaufleute am Fuß der Burg zu finden waren. Sie residierten in prächtigen Steinhäusern mit richtigen Fenstern aus Glas und einem eigenen Eingang für die Domestiken. Vaclav hatte keine Mühe, das Haus zu entdecken, in dem sich die Handelsniederlassung der DeCapellas befand,

Mit prahlerisch in den Himmel aufragenden Giebeln stand es keine hundert Schritte von der Kirche entfernt. Hinter den Fenstern flackerten Kaminfeuer, Menschen in vornehmen Kleidern warfen ihre Schatten gegen die Glasfenster. Vaclav pffte durch sein lückenhaftes Gebiss. Wenn Arigund tatsächlich zu denen da drin gehörte, so hatte er wahrhaftig einen Goldesel hierhergeschleppt. Gegen diese Pfeffersäcke war der Truchsess ein armer Schlucker. Im Geist verdoppelte Vaclav die Summe, die er fordern würde. Fröhlich pfeifend schlängelte er sich durch die Gassen, die sich immer mehr mit Betrunkenen und Nachtgeistern füllten, den Blick stets prüfend nach oben gerichtet, um den Ergüssen sich leerender Nachttöpfe rechtzeitig aus dem Weg gehen zu können. Vergnügt verließ er die Altstadt und kehrte in seine einfache Bleibe zurück. Dort erwartete ihn ein völlig aufgelöster Friedl. »Ich glaube, ss ... sie stirbt«, jammerte der dürre Mann. »Sie redet nur noch wirres Zeug.«

Unwirsch schüttelte Vaclav den Kopf. »Hier wird nicht gestorben«, murkte er, nicht halb so selbstsicher wie gewöhnlich. Arigund wirkte tatsächlich mehr tot als lebendig. Ihre Haut war von ungewöhnlicher Blässe. Ihr Atem rasselte, und ihre Lider flackerten unruhig. Sie wälzte sich fiebrig auf ihrem Lager hin und her.

»Geh und frag bei der Köchin nach kaltem Wasser, sauberen Tücher und einem Krug Würzwein!«, wies Vaclav seinen Gefährten an. »Danach besorg noch zwei warme Decken!«

Friedl nickte, froh, die Verantwortung nicht mehr alleine tragen zu müssen, und trollte sich. Unruhig wanderte Vaclav im Zimmer auf und ab. Was, wenn ihm sein Goldeselchen jetzt verreckte, ob dann der Truchsess vielleicht wenigstens noch etwas für ihren Kopf lohnen würde? Doch Arigund hatte ihn gewarnt. Das war ein Mann, dem man besser aus dem Weg ging. Ob dieser Heinrich von Meißen einer von seinen Leuten war?

Heinrich war hingerissen, als sie die Judithabrücke überquerten und die Stadt vor ihnen lag. Prag war genau so, wie er es sich vorgestellt hatte: bunt, lebendig und mit steinernen Prachtbauten, die von der Macht des Königs und dem unvorstellbaren Reichtum der Bürgerschaft zeugten. Niemand schien hier Hunger leiden zu müssen. Selbst die Bettler wirkten gut genährt. Es war Markt in der Gallusstadt und die Straßen verstopft mit Menschen, die in ihre Wohnstätten zurückkehrten. Pavels Wappen schien hoch angesehen, denn selbst die Träger der Sänften wichen rasch zur Seite und drängten die Fußgänger – zumeist Mägde mit randvollen Körben – auf die steinernen Stufen der Häuser. Pavel lächelte den scheinbar blickdichten Vorhängen der Sänften zu. Er wurde von manch einem sehnsüchtigen Paar dunkler Augen belohnt oder sogar dem zaghaften Winken einer zarten, mit Goldschmuck verzierten Frauenhand.

Der junge Adelige beugte sich zu Heinrich herüber und flüsterte: »Wisst Ihr, was das Beste daran ist, nicht verheiratet zu sein?«

Heinrich zog fragend die Augenbrauen zusammen.

Pavels Antwort ließ nicht lange auf sich warten: »Die Vorstellung, man könnte jede von ihnen haben.«

Er lachte laut und schlug sich dabei auf seinen Schenkel. Heinrich deutete ein Grinsen an, um nicht unhöflich zu wirken. Sie erreichten die Altstadt, und erst hier schien sich Prags Wohlstand wirklich zu zeigen. Je näher die Reiter der Residenz des Königs kamen, desto prächtiger wurden die Patrizierburgen und umso ehrgeiziger ihre Bauherren. Türmchen und Zinnen, kleine Erker und andere architektonische Verzierungen schmückten überreich die Domizile und zeugten vom Reichtum ihrer Bewohner.

»Man könnte meinen, sie fühlten sich als Herrscher der Stadt«, erklärte Pavel belustigt, während seine Rechte das Schwert streichelte. »Einige leisteten sich sogar den Luxus, die Straße vor dem Haus mit viereckigen Steinen zu versehen. Steine auf die Straßen legen!«, meinte er kopfschüttelnd. »Man könnte meinen, die Herren Kaufleute wüssten mit ihrem Geld nichts Besseres anzufangen.«

»Pflaster nennt man das«, merkte Heinrich an. »Sie kennen es von den alten Römerstraßen.«

Pavel zuckte mit den Schultern. »In jedem Fall ist es jetzt im Winter für die Pferde angenehmer als dieser elende Schlamm, deshalb reiten wir gerne in Häusernähe.«

»Dann muss man aber aufpassen, nicht versehentlich mit Unrat überschüttet zu werden.«

»Ganz im Gegenteil«, verbesserte Pavel. »Den Unrat lassen die Herrschaften freundlicherweise in die Gasse auf der Rückseite der Häuser kippen. Was uns viel mehr Kopfzerbrechen bereitet, ist die Unsitte der Patriziersprösslinge – allesamt verzogene Bengel ohne Erziehung und Anstand –, zu jeder Tages- und Nachtzeit Rennen auf der Straße abzuhalten. Man ist seines Lebens nicht mehr sicher! Unser König sollte da wirklich einmal härter durchgreifen, wenn es schon der Rat nicht tut.«

Heinrich nickte ohne wirkliche Anteilnahme. Wenn die Stadt sonst nichts zu regeln hatte, war sie wahrhaftig gut dran. Vielleicht sollte man sich hier niederlassen, eine Familie gründen und Geschäften nachgehen? Heinrichs Gedanken flogen zu Arigund. Ob sie die Frau an seiner Seite werden konnte? Er bewunderte nicht nur ihr musikalisches Talent, ihre Stärke, ihren Mut. Welche geschützt aufgewachsene Bürgerstochter hatte schon das Zeug dazu, eine solche Entführung zu überleben? Die meisten wären schon in den ersten Tagen gestorben oder hätten sich aus purer

Verzweiflung das Leben genommen. Die Reiter erreichten König Ottokars Residenz. Hatte Heinrich schon in der Stadt große Augen bekommen, kam er jetzt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Die Burg des Regenten ließ sich mit nichts vergleichen, was der Sänger jemals zu Gesicht bekommen hatte. Sie thronte erhaben über der Stadt, mit Mauern so dick, dass sie nicht einmal die Trompeten Jerichos zum Einsturz hätten bringen können. Das mächtige Tor wurde von armdicken Beschlägen gesichert, gegen die ein Gegner bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag anrennen konnte, ohne das Geringste auszurichten. Heinrich blieb nicht die Zeit, sich in Ruhe umzusehen. In flottem Trab erreichten sie den inneren Hof, wo sie ihre Pferde den Knechten überließen. Pavel flüsterte einem Domestiken etwas ins Ohr und führte anschließend den Sänger höchstpersönlich durch ein Gewirr von Gängen zu einem Wohnturm. Sie kletterten die hölzernen Stiegen hinauf zu einem aufs Angenehmste ausgestatteten Raum, in dem bereits ein frisch entfachtetes Feuer brannte.

»Verzeiht, dass wir Euch vorerst nicht im Haupthaus unterbringen, Herr Heinrich. Das wird sicher noch geschehen, sobald unser König Ottokar es befiehlt. Nehmt so lange mit dieser bescheidenen Bleibe vorlieb.«

Pavel wies mit dem Kinn auf einen jungen Mann, der hinter ihnen erschienen war.

»Nicolaus ist angewiesen, Euch jeden Wunsch von den Augen abzulesen.«

Heinrich deutete eine Verbeugung an, lächelte und meinte höflich: »Bitte richtet dem König aus, dass ich mich sehr glücklich schätze, seine Gastfreundschaft genießen zu dürfen.«

Pavel strahlte und antwortete ebenfalls mit einer Verbeugung: »Erlaubt, dass ich mich nun zurückziehe. Mich rufen die Pflichten, aber ich hoffe, Euch zum Nachtmahl an meiner Seite zu sehen.«

Kaum hatte Pavel den Raum verlassen, als Nicolaus auch schon begann, seinem neuen Herrn aus Mantel und Stiefel zu helfen. Die Sachen waren von dem Sturz recht mitgenommen. Der Domestik nahm auch Wams und Hemd an sich, zog sich jedoch zurück, als zwei Knechte eintraten, die einen hölzernen Bottich brachten und mit warmem Wasser füllten. Nachdem auch sie den Raum verlassen hatten, zog sich Heinrich erleichtert bis aufs Hemd aus und ließ sich seufzend ins Wasser gleiten. Genüsslich schloss er die Augen. Nach einem solchen Gewaltritt ging einfach nichts über ein heißes Bad. Seine Gedanken flogen davon und landeten bei Arigund. Es wäre wunderbar, wenn sie jetzt bei ihm sein und ihm den Nacken kneten könnte. Doch dann riss ihn die Erinnerung an Vaclav schlagartig aus seinen Tagträumereien, und die Sorgen kehrten zurück. Hoffentlich ging es dem Mädchen gut. Sicherlich, es war kaum zu erwarten, dass Vaclav ihr das Leben nahm. Schließlich war sie eine wertvolle Geisel. Vermutlich würde er sich so schnell wie möglich mit ihrem Onkel in Verbindung setzen und sehen, ob sich Kapital aus ihr schlagen ließ. Aber wehe, wenn sich das als Trugschluss herausstellte! Während dem Sänger diese Gedanken durch den Kopf gingen, formten sich weitere Strophen seiner neuen Ballade und vereinten sich mit einer Melodie. Sie sang das Lob einer jungen Frau mit dem Herzen einer Löwin und der Tugend einer Taube, die in der Hand grausamer Räuber ihre Errettung durch die Hand eines mutigen Ritters erwartete. Plötzlich fühlte Heinrich einen Lufthauch in seinem Nacken. Instinktiv griff er nach seinem Messer, das er gewohnheitsmäßig neben sich gelegt hatte, und fuhr herum. Erschrocken streckte die blutjunge Bademagd die Hände nach vorne und ließ die frischen Sachen, die sie in den Armen gehalten hatte, fallen.

»Verzeiht, Herr!«, stammelte sie. »Ich wollte Euch nicht erschrecken.«

Die Melodie löste sich auf. Der Text war dahin.

»Dann klopfe beim nächsten Mal an, oder mach irgendwie auf dich aufmerksam«, meinte der Ritter unwirsch. Die Weise, die eben noch fast greifbar vor seinem geistigen Auge gestanden hatte,

schien verloren. Er sehnte sich jetzt nur noch nach Arigund. Sie war seine Muse. Sie beflügelte seine Poesie. Er musste sie wiederfinden. Unterdessen fuhrwerkte das Mädchen vor ihm auf dem Boden herum und klaubte die Kleidungsstücke auf, die sie vor Schreck hatte fallen lassen. Heinrich stieß die Luft aus seinen Nasenflügeln wie ein Drache einen Feuerstrahl.

»Verzeiht«, stammelte das Mädchen erneut. »Vielleicht darf ich Euch ein wenig den Rücken bürsten?«

Heinrich nickte. Möglicherweise würde ihn das wieder entspannen, und die Strophen flögen zu ihm zurück, oder er bekäme wenigstens eine brauchbare Idee, wie er Arigund sicher retten konnte, ohne sich auf das Wohlwollen des Handelsherrn verlassen zu müssen. Aber das Gegenteil war der Fall. Immer düsterere Gedanken befielen den Ritter, als die Hände der Magd seine verspannte Muskulatur kneteten. Schon die bloße Vorstellung, was Vaclav mit Arigund tun würde, wenn er sein Geld nicht bekäme, jagte ihm Schauer über den Rücken.

»Kennst du die Häuser der italienischen Fernhandelskaufleute?«, fragte er unvermittelt das Mädchen.

»Das tut ein jeder, Herr«, antwortete es.

»Gibt es eine Handelsniederlassung der DeCapellas in Prag?«, wollte Heinrich wissen.

»Oh ja, in der Tat. Sie befindet sich gar nicht weit von hier. Ihr seid daran vorbeigekommen, und sie ist euch gewiss aufgefallen. Sie besitzt den höchsten Hausturm.«

»So ist die Familie wohlhabend?«

»Das kann man wohl sagen, Herr.«

»Wer vertritt die Angelegenheiten des Hauses?«

»Das ist der Herr Sergio DeCapella, ein Bruder des Handelsherrn. Er wohnt dort schon, seit ich denken kann.«

Heinrich strich sich über den Bart. Kratzige Stoppeln staken in alle Richtungen. Bevor er dem König unter die Augen trat, musste er dringend den Bader kommen lassen. Der Ritter richtete sich in der Wanne auf.

»Es ist gut, Mädchen«, sagte er unvermittelt. »Reich mir ein Laken, und dann schick mir einen Schreiber und den Bader.« Knicksend zog sich die Kleine zurück. Heinrich trocknete sich ab und schlüpfte in die frischen Sachen. Sie dufteten nach Kräutern und waren aus edlen Stoffen, die sich sehr angenehm trugen. Gerade hatte er seinen Gürtel geschlossen, als ein rundlicher Priester eintrat, Pergament und Feder unter dem Arm.

»Ihr habt nach einem Schreibkundigen verlangt, mein Sohn?«

Heinrich kämpfte weiter mit dem Lederriemen und deutete zu einem Tischchen. »Gott zum Gruße«, meinte er freundlich. »Nehmt doch Platz, Pater ...?«

»Augustus«, ergänzte der Priester, »und auch Euch Gottes Segen.«

»Ich werde Eure Zeit nicht lange in Anspruch nehmen«, erklärte Heinrich, dem es endlich gelungen war, dem Lederriemen seinen Willen aufzuzwingen, und der nun in die Stiefel schlüpfte. »Es sind nur wenige Zeilen, um die ich Euch bitte.«

Der Priester hatte mittlerweile sein Schreibzeug ausgebreitet, leckte vorsichtig am Federkiel und roch an der Tinte. »An wen ist das Schreiben denn gerichtet?«

»An Sergio DeCapella, und es sollte gleich nach seiner Fertigstellung von einem Boten überbracht werden. Das Haus dürfte Euch bekannt sein.«

»In der Tat. Das Handelshaus ist ein großer Gönner unseres Minoritenordens.«

»Freut mich zu hören, das zeugt von guter christlicher Gesinnung und einem wohlthätigen Herzen.«

»Und was soll ich zu Papier bringen, Herr Heinrich?«

»Nicht mehr, als dass ich um ein Treffen ersuche in einer Angelegenheit, die keinen Aufschub duldet.«

Die Feder des Priesters kratzte über das Papier, während der Schreiber keine Miene verzog.

»Ist das alles?«, fragte er, als er geendet hatte.

Heinrich nickte. Der Priester wirkte enttäuscht.

»Der Bote möge warten und die Antwort gleich mitbringen«, schloss Heinrich lediglich, da sich genau in diesem Moment glücklicherweise auch der Bader einstellte. Er unterzeichnete rasch und ließ das Schreiben vor seinen Augen siegeln.

Vaclav beobachtete nervös, wie die Kräuterfrau Arigund untersuchte. Die Frau war hochschwanger und nur für doppelte Bezahlung bereit gewesen, den Weg in das Gasthaus auf sich zu nehmen.

»Und? Was ist jetzt?«, fragte er ungeduldig.

Ohne ein Wort zu sagen, streckte ihm die Heilerin fordernd ihre Hand entgegen. Er war versucht, sie wegzuschlagen und das Weib so lange zu schütteln, bis es ihm freiwillig Antwort gab. Verächtlich spuckte der Räuber vor der Heilerin aus. Ohne auf die Provokation einzugehen, meinte die Frau nur: »Erst der versprochene Lohn.«

Ärgerlich drückte Vaclav ihr das Geldstück in die Hand. Die Frau nahm es und prüfte es eingehend. Dann nickte sie. »Das Fieber hat deinen Freund stark geschwächt. Zudem ist er ausgezehrt, aber es könnte gut gehen. Er ist noch jung.«

»Sprich verständlich, Weib!«, fauchte Vaclav.

»Koch Tee aus diesen Kräutern, und mach Wadenwickel! Mehr kann man nicht tun. Die Natur muss sich selber helfen.«

»So viel hab ich auch ohne deine gut bezahlte Hilfe gewusst«, grollte Vaclav.

Die Frau wandte sich zum Gehen. Vaclav versperrte ihr den Weg. »Bleib gefälligst, und tu was für dein Geld!«

Er deutete auf die Schüssel mit dem kalten Wasser und den Tüchern.

»Mach du das!«, blaffte er gebieterisch. »Ich besorg den Kräuteraufguss.«

Die Frau versuchte zu protestieren, schloss aber den Mund, als sie sah, wie Friedl sein Messer zog und es demonstrativ auf seinen Schenkel legte. Ergeben wandte sie sich ihrer Arbeit zu. Irgendwann würde der Wirt heraufkommen und sie erlösen. So jedenfalls war es mit ihm abgesprochen, denn sie hatte diesen Männern vom ersten Moment an nicht getraut. Das hier war eine üble Gegend, und diese beiden Männer würden nichts dazu beitragen, ihren Ruf zu verbessern. Hoffentlich ließ der Wirt sich nicht allzu viel Zeit. Doch ihre Erwartungen wurden enttäuscht. Niemand kam, sie auszulösen. Nicht einmal Vaclav kehrte mit dem versprochenen Tee zurück.

Von Unruhe getrieben, verließ Vaclav die Spelunke, nachdem er mit zwei weiteren Geldstücken dafür gesorgt hatte, dass die Kräuterfrau heute keine weiteren Patienten mehr aufsuchen würde. Langsam wurde es Zeit, dass sein Eselchen ein bisschen Gold ausspuckte. Es war mittlerweile stockfinster, obwohl noch nicht einmal die Stunde des Nachtmahls angebrochen war. Doch das kam Vaclav gerade recht. Er zog die Kapuze seines Mantels tief übers Gesicht und schlug den Weg zur Fernhandelssiedlung ein. Noch immer waren zahllose Menschen unterwegs, doch ihre Gesichter wirkten verschlagener als am Nachmittag. Vaclav war nicht der Einzige, der geduckt durch die schmalen Gassen zwischen den Häusern huschte und dort laut protestierende Ratten aufschreckte.

Der Räuber hatte sich den Standort des Kaufmannshauses genau gemerkt, auch die Seitenstraße, in der sich die kleine Tür befand, die in einen gepflegten Garten führte. Vorhin hatte er einige Kinder dort spielen sehen. Der Anblick hatte ihn auf eine Idee gebracht. Er würde sich eines der Kinder bemächtigen, keines der herrschaftlichen, die wurden zu gut beaufsichtigt, aber es trieben sich genug andere Bälger des Haushalts herum. Eines würde schon zu greifen sein. Dem würde er seine Botschaft einbläuen, dass es ja nicht vergaß, sie auszurichten. Als Vaclav das Pfortchen erreichte, war es verschlossen, doch einen Mann wie ihn hielt das von seinen Plänen nicht ab. Innerhalb kürzester Zeit war das Schloss geöffnet. Der Bandit spitzte die Ohren. Kein Geräusch war zu hören. Vorsichtig drückte er gegen die Holzplanken und steckte den Kopf hinein. Der Garten war menschenleer. Vaclav überlegte kurz. Es galt, Geduld zu üben. Er sah sich nach einem Versteck um und fand es in der Holzlege, weit hinten, wo die nicht gehackten Scheite lagen. Behutsam legte er das Holz zur Seite, wodurch eine Kuhle entstand, groß genug, um hineinzuschlüpfen. Zudem gab es eine kleine Tür, durch die die Angestellten das Holz in das Haus holten. Er fand sie unverschlossen und nickte zufrieden. Nun brauchte er nur noch seinen Mantel über sich zu legen, und schon verschmolz er mit der Dunkelheit.

Sergio DeCapella glich seinem älteren Bruder äußerlich wie ein Ei dem anderen, nur dass man ihm ansah, wie sehr er gutes Essen liebte. Sein Charakter allerdings war gänzlich verschieden von Antonios. Der jüngere Italiener war von Hause aus bedächtig, neigte dazu, die Dinge zweimal zu überschlafen, bevor er eine Entscheidung traf. Als er Heinrichs Nachricht aus der Burg erhielt, schickte er den Boten ohne Antwort zurück – egal, für wie dringend der Adelsherr sein Anliegen auch hielt, er würde sich gedulden müssen. Heute war der Geburtstag seiner Tochter Aleandra. Konnte etwas wichtiger sein, als in die Augen einer Siebenjährigen zu schauen, der gerade ihr größter Wunsch erfüllt werden sollte: ein Hündchen.

Auch wenn Sergio DeCapella dies mit Verwunderung vernommen hatte – andere Mädchen ihres Alters brannten darauf, eine wertvolle Puppe zu bekommen, um damit vor den Freundinnen anzugeben –, hatte er ihn selbstverständlich zu erfüllen versucht. Er liebte seine Tochter von ganzem Herzen. Deshalb hatte er seine Agenten angewiesen, ein wohlerzogenes Tier guter Abstammung zu besorgen, welches möglichst nicht allzu viele Flöhe mit sich herumtrug. Was sie ihm schließlich brachten, hatte selbst sein Herz schmelzen lassen. Das entzückende Hündchen war weiß wie der Schnee, besaß eine winzige, spitze Schnauze, rabenschwarze, lebhaftige Augen und Pfoten, die kaum größer waren als ein Daumnagel. Das Fell stand in alle Richtungen ab, und sein Schwänzchen krümmte sich wichtigtuend über dem Rücken. Sergios russischer Agent hatte das Tier mitgebracht. Der hatte Stein und Bein geschworen, es stamme aus einer Linie, die im Palast des Zaren gezüchtet wurde. Man würde dort das lange Fell dieser Hunde kämmen, zu Wolle verspinnen und daraus sündhaft teure Handschuhe fertigen. Sergio nickte anerkennend, bewunderte aber insgeheim die Fantasie dieses Mannes. Immerhin war es eine wunderschöne Gutenachtgeschichte für Aleandra.

Nun musterte Sergio DeCapella das muntere Fellknäuel zu seinen Füßen, während er darauf wartete, dass das Kindermädchen seine Tochter hereinbringen würde. Die kleine Hundedame erwiderte sehnsüchtig seinen Blick.

»Du möchtest wohl ein Stück von diesem wunderbaren Pfefferkuchen?«, erwiderte sich der Kaufmann dabei, wie er begann mit dem Hund zu sprechen, als sei er ein Mensch. Der schien seine Worte genau verstanden zu haben und leckte sich über die winzige Schnauze. Der Kaufmann lachte und brach ein Stück von der Leckerei ab. Der Hund setzte sich auf die Hinterpfoten und streckte bittend die Pfoten aus, während er dabei begeistert bellte. DeCapella ließ die Süßigkeit fallen, genau in das zuschnappende Schnäuzchen. In diesem Moment öffnete sich die Türe, und Aleandra stürmte herein. Alle Manieren vergessend, jauchzte das Mädchen laut und stürzte sich auf das Hündchen. Das erschrak zunächst, dann aber leckte es Aleandra bereits über das Gesicht. Die Kinderfrau schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Junge Dame!«, rief sie. »Wollt Ihr zunächst nicht Euren Vater begrüßen, wie es sich gehört?«

Davon wollte das Kind nichts hören.

»Ein Hund, danke, danke, danke, Vater!«, rief sie einfach nur, während sie vor dem Tier kniete. Der Kaufmann räusperte sich. Eilig sprang Aleandra auf, um ihn zu umarmen, wandte sich dann aber sofort wieder ihrem neuen Gefährten zu.

»Nun, ähm, es ist schön, dass du dich freust, mein Kind«, murmelte DeCapella und strich sich verlegen seine Kleidung glatt. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!«

»Das ist ein wunderbarer Geburtstag, der beste überhaupt«, schwärmte das Mädchen und

begann das Tier mit Pfefferkuchen vollzustopfen.

»Wir müssen noch einen Namen finden«, stellte DeCapella fest. »Weißt du einen?«

»Ist es denn ein Weibchen oder ein Männchen?«, fragte Aleandra ernst.

»Man hat mir gesagt, es sei eine Hündin.«

»Bella, weil sie so wunderschön ist«, schlug seine Tochter vor.

»Das ist ein sehr passender Name.«

»Dann bleibt es dabei. Wir nennen sie Bella.«

Kaum »getauft«, verlor das Tier scheinbar das Interesse an den Menschen. Unruhig und winselnd rannte es zur Tür. Vater und Tochter schauten sich ratlos an.

»Vielleicht muss sie mal raus?«, schlug das Kindermädchen vor.

»Oh ja, sicher«, meinte der Kaufmann. »Hans soll kurz mit ihr in den Garten gehen.«

»Ich gehe selbst«, beschloss Aleandra. »Ich mag Bella nicht gleich wieder hergeben. Vielleicht können wir im Schnee spielen.«

Bittend sah das Kind seinen Vater an. In DeCapellas Gesicht zuckte es. Eigentlich wollte er Nein sagen, aber wenn dem Kind so viel daran lag ...

»Es ist schon spät, und draußen ist es dunkel«, wandte die Kinderfrau ein.

Aleandra setzte eine noch flehentlichere Miene auf, dass Sergio nachgab.

»Nun gut, aber nur kurz und dass du mir nicht vollkommen durchweicht zum Nachtmahl erscheinst.«

Erneut musste der Kaufmann vor den Augen der Domestiken eine Umarmung über sich ergehen lassen, dann wirbelte seine Tochter herum, schnappte sich das Hündchen und stürmte aus der Stube. Der Patrizier sah ihr kopfschüttelnd nach. Dieses Kind war wie ein ungeschliffener Diamant. Derzeit war ihm ihr Liebreiz vorbehalten, aber er fürchtete, dass das nicht mehr lange so blieb.

Vaclav sah das Kind in Begleitung einer Frau aus dem Haus in den Garten treten. Im nächsten Moment beleuchteten Fackeln das Gesicht des Mädchens, und sein Herz begann zu rasen. Die Ähnlichkeit mit seinem Goldeselchen war unverkennbar: derselbe dunkle Teint, dieselbe Haarfarbe, dieselbe Statur, nur dass dies hier ein Kind war. Gier schlich sich in sein Denken. Was, wenn er sich dieses Mädchen schnappte – nur für den Fall, dass Arigund die Nacht nicht überlebte? Hatte er sich nicht genug mit ihr abgeplagt, um von den DeCapellas eine Entschädigung verlangen zu können? Aber wie sollte er es anfangen?

Der Zufall kam ihm zu Hilfe. Das Mädchen setzte sein Hündchen in den Schnee, wo es zunächst fröhlich heruntollte, bis es Václavs Witterung aufnahm. Es schnupperte, machte einige ungeübte Sprünge und raste dann laut kläffend auf die Holzlege zu. Vaclav zog sein Messer, um dem Vieh die Kehle durchzuschneiden, falls es die Dreistigkeit besitzen sollte, nach ihm zu schnappen. Das Mädchen begann nach dem Hund zu rufen, der jedoch dachte gar nicht daran zu gehorchen, sondern schlüpfte stattdessen in die Holzlege hinein.

»Sie hat gewiss eine Katze entdeckt«, hörte Vaclav die Frau sagen. Dann rief sie: »Bleibt hier, Herrin! Es ist zu gefährlich, wenn am Ende ein Holzstück herunterfällt und Euch am Kopf trifft.«

Das Kind jedoch schien kaum besser zu gehorchen als sein Hund. Es ignorierte die Rufe der Kinderfrau. Vaclav hörte es näher kommen und rieb sich die Hände. Vorsichtig richtete er sich in seinem Versteck auf, griff nach einem Holzstück und wartete.

»Bella, komm her!«, befahl das Mädchen. Der Hund hielt einen Augenblick mit seinem ohrenbetäubenden Gebelle inne und sah sich um. »Brav jetzt«, säuselte seine Herrin und kam langsam näher. Das bestärkte den Hund. Mit zwei Sätzen war er oben auf dem Holzstoß und stürzte sich zähnefletschend auf Vaclav, der ihm daraufhin das Holzscheit über den Kopf schlug. Der Hund jaulte auf, machte kehrt und rannte winselnd davon. Vaclav sprang heraus. Wie der Herr der Hölle stand er unvermittelt vor dem Kind. Das Mädchen war so verblüfft, dass es sich einfach packen ließ. Vaclav griff es sich und drückte ihm das Messer an die Kehle.

»Ein Wort, und du bist tot!«, zischte er in das Ohr des Mädchens.

Mittlerweile wurde die Frau misstrauisch und kam näher. Immer wieder rief sie den Namen des Mädchens: »Aleandra!«

Zeit, von hier zu verschwinden, dachte Vaclav.

Mit dem Fuß stieß er die Kellertüre auf, dann klemmte er sich das Kind unter den Arm und kroch mit ihm gemeinsam in sein Versteck. Die Kinderfrau wollte bereits mit der Fackel in die Holzlege leuchten, als sie die offene Türe bemerkte. Sie fiel auf Václavs Trick herein und trat in das Gebäude in der Annahme, Aleandra sei dort entlanggegangen. Der Räuber wartete, bis sich ihre Schritte entfernten. Dann kroch er, das Kind unterm Arm, aus seinem Versteck hervor, wickelte das immer noch vor Schrecken starre Mädchen in seinen Umhang, warf sich das Bündel über den Rücken und hastete zur Pforte. Unbemerkt schlüpfte er aus dem Garten in die Seitenstraße. Er nahm sich sogar noch die Zeit, das Schloss wieder zuzudrücken. Keuchend vor Aufregung setzte er das Kind ab und wickelte es aus dem Mantel. Das Mädchen öffnete den Mund, um zu schreien. Grob gab er ihm eine Ohrfeige und hielt ihm sofort wieder die Hand vors Gesicht.

»Hast du vergessen, was ich gesagt habe?«, zischte er ihm zu. »Keinen Ton, keinen einzigen Laut, und jetzt komm unter meinen Mantel!«

Eingeschüchtert tat das Mädchen, was es sollte.

Heinrich von Meißen war erbost darüber, dass der Kaufmann ihn auf den morgigen Tag vertröstet hatte. Der Herr sei beschäftigt, lasse er durch den Boten ausrichten. Der Ritter schnaubte wütend. Die Arroganz dieser Pfeffersäcke war wirklich unerträglich. Früher hatte kein Bürgerlicher gewagt, einen Adelsherrn abzuweisen.

Zornig gürtete er sein Schwert und ließ sich ein Pferd geben. Kaum aufgesessen, sprengte er von der Burg, musste jedoch bald die Gangart des Tieres bremsen. In den Straßen drängten sich einfach immer noch zu viele Menschen. Das Haus des Handelsherren war hell erleuchtet. Menschen eilten darin umher. Heinrich wollte gerade vom Pferd steigen, als ihm ein Mann auffiel, dessen Gang ihm bekannt vorkam. Wo hatte er ihn schon einmal gesehen, und warum bauschte sich sein Mantel so seltsam? Es war, als steckte eine zweite Person darunter. In diesem Moment sah der Kerl auf. Augenblicklich ergriff er die Flucht. Auch Heinrich hatte ihn erkannt. Vaclav! Energisch trieb er sein Pferd an. Die Menschen sprangen schreiend und fluchend auseinander und gaben eine Gasse frei.

»Diesmal entkommst du mir nicht!«, schrie der Ritter und griff nach dem Schwert. Noch zwei, drei Sätze, und sein Pferd hatte den Mann erreicht. Heinrich wollte ihm gerade die flache Seite des Schwertes über den Schädel ziehen, da stieß der Kerl die Person, die unter seinem Mantel verborgen gewesen war, direkt vor das Pferd.

»Ein Kind!«, fuhr es dem Ritter durch den Kopf.

Hart griff er in die Kandare. Sein Tier bäumte sich auf und schlitterte über das rutschige Pflaster. Mächtige Hufe wirbelten bedrohlich über dem Kopf des Mädchens. Heinrich gab dem Pferd die Sporen, sodass es einen gewaltigen Satz über das Kind machte. Dann jagte er entschlossen Vaclav hinterher. Der rannte wie ein Hase die Gasse entlang, von einer Straßenseite zur nächsten springend und an verschlossenen Türen rüttelnd.

»Aufhalten!«, brüllte der Ritter, aber niemand machte Anstalten, der Aufforderung Folge zu leisten. Vaclav blickte kurz über die Schulter. Beim Anblick des Ritters mit blankgezogenem Schwert beschleunigte er seinen Lauf noch mehr. Trotzdem verringerte sich der Abstand zusehends. Heinrich triumphierte. Diesmal sollte der Kerl seiner gerechten Strafe nicht entgehen. Da bog der Räuber in eine Seitengasse ab. Der Durchgang war zu schmal für ein Pferd. Fluchend ritt Heinrich weiter, um Arigunds Entführer den Weg abzuschneiden, aber er kam zu spät. Der Kerl war wie vom Erdboden verschluckt, als Heinrich die nächste Kreuzung erreichte. Erneut war dem Räuber die Flucht geglückt. Enttäuscht ritt der Ritter zu der Stelle zurück, an der das Kind gestürzt war. Helfende Hände hatten es aufgehoben. Die Menschen bildeten einen Kreis um das Mädchen, als wäre es eine zu bestaunende Sehenswürdigkeit. Sie machten jedoch dem Ritter bereitwillig Platz.

Er beugte sich zu dem Mädchen hinunter und fragte: »Ist dir etwas geschehen, mein Kind?«

Es hob den Kopf mit vom Weinen verquollenen Augen, die ihn jedoch trotzdem tapfer ansahen. Heinrich zuckte zusammen. Was für eine Ähnlichkeit mit Arigund!

»Aleandra!«, rief jemand verzweifelt. Eine Frau stürzte aus dem Haus der DeCapellas und drängte sich durch die Menschenmenge. Ein ziemlich fatter Mann folgte ihr mühsam mit gebieterischen Schritten. Er achtete nicht darauf, dass seine teuren, offensichtlich nicht für den Straßenmatsch gedachten Stiefel durchnässt und schmutzig wurden. Die Frau, zweifellos das

Kindermädchen, schlang ihre Arme um die Kleine und warf ihr dann unter tausend »Heilige Maria Mutter Gottes« ihren eigenen Mantel über. »Was tust du bloß auf der Straße?«

»Da war ein stinkender Mann«, stammelte das Mädchen endlich. »Der hatte ein Messer und hat mich einfach mitgenommen.«

Alle sahen sich suchend um. Aleandra deutete auf Heinrich, dem der Atem stocken wollte.

»Der Ritter hat mich gerettet«, erklärte das Kind. Plötzlich befreite es sich aus den Armen der Kinderfrau und rannte zu Heinrich herüber, knickste artig und sagte mit fester Stimme. »Vielen, vielen Dank, hoher Herr!«

Der dicke Mann trat jetzt auch vor ihn und richtete nach kurzer Verbeugung das Wort an Heinrich: »Seid auch meines Dankes versichert, Herr. Wäret Ihr so gütig, mir Euren Namen zu nennen, damit ich weiß, wem ich verpflichtet bin?«

»Verpflichtet seid Ihr nur Gott und Eurem König. Meinen Namen, glaube ich, kennt Ihr bereits. Heinrich von Meißen nenne ich mich, Herr DeCapella.«

Sein Gegenüber wurde erst blass, dann dunkelrot. Schließlich fand der Kaufmann seine Fassung wieder. »Ihr wart es, der mich in dringlicher Angelegenheit sprechen wollte?«

»So ist es«, fuhr Heinrich ihn barsch an, »aber ich fürchte, jetzt habe ich keine Zeit. Man erwartet mich bei Hofe.«

Ohne sich weiter um den Kaufmann zu kümmern, wendete er sein Pferd und ritt zur Burg zurück.

Völlig außer Atem erreichte Vaclav die Spelunke. Ihm war klar, dass er Mist gebaut hatte. Der Ritter hatte ihn unzweifelhaft erkannt. Binnen Kurzem würde die ganze Stadt nach ihm suchen. Sie mussten weg, und zwar so schnell es ging. Doch wie? Die Pferde hatte er verkauft und das Geld schon fast aufgebraucht. Sie würden laufen müssen, aber mit Goldeselchen am Bein würden sie nicht weit kommen. Zudem waren die Stadttore mittlerweile geschlossen. Hastig rannte der Räuber die Stufen hoch, schubste Friedl zur Seite und musterte Arigund. »Und?«, fragte er die Kräuterfrau.

»Man muss die Nacht abwarten«, gab sie ihm Bescheid. »Ich kann nichts mehr tun und nur empfehlen, Euren Freund ins Hospital der Kreuzherren mit dem roten Stern zu bringen, das ihr an der Judithabrücke findet. Ich würde jetzt gern heimgehen. Meine Kinder warten auf mich.«

Vaclav zögerte einen Moment, nickte dann jedoch. Was konnte sie ihm schon schaden? Und vielleicht würde er ihre Hilfe noch einmal benötigen.

Heinrich erwachte mit schwerem Kopf. Nur verschwommen erinnerte er sich an die Geschehnisse der letzten Nacht. Man hatte nach dem Kirchgang die Geburt des Herrn Jesus mit einem rauschenden Fest gefeiert, und bei Gott, die Przemysliden verstanden sich aufs Feiern. Heinrich war angemessen begrüßt und bei Hofe willkommen geheißen worden. Mit wem genau er jedoch in dieser Nacht Verneigungen und Höflichkeiten getauscht und wem er alles zugeprostet hatte, während seine Gedanken einzig und allein um Arigund kreisten, überstieg sein Erinnerungsvermögen. Ihm war klar geworden, er hatte Arigunds Lage verschlimmert, indem er Vaclav erneut entkommen ließ. Bestimmt war der Räuber jetzt in Panik. Was, wenn er von seinem ursprünglichen Plan Abstand nahm, das Lösegeld von den DeCapellas zu erpressen? Was, wenn ihm das jetzt zu gefährlich schien? Heinrich musste rasch handeln, und dazu brauchte er Verbündete, die sich in Prag gut auskannten, solche, die einen Gesetzlosen in kurzer Zeit aufspüren konnten. Heinrichs Schwert würde das Weitere schon erledigen. Aber wen ins Vertrauen ziehen? Den König? Den konnte der Sänger noch nicht einschätzen. Vielleicht würde er seiner Sache gewogen sein, vielleicht aber auch nicht. Pavel? Der hatte sich ja von Anfang an uninteressiert gezeigt. Vermutlich würde er Heinrich auf die Stadtbüttel verweisen. Dann blieb nur der Kaufmann, der Onkel, aber dem grollte Heinrich insgeheim noch, weil der sich ihm gegenüber so respektlos verhalten hatte. Andererseits war ihm DeCapella einen Gefallen schuldig. Ja, der Handelsherr musste ihm helfen. Heinrich rieb sich die Stirn. Das Denken verursachte Kopfschmerzen, oder war es der Alkohol der Nacht? Erneut versuchte der Sänger, seine Gedanken zu bündeln. Konnte er DeCapella vertrauen? Im Grunde wusste er kaum etwas über Arigunds Stellung im Handelshaus. Und was, wenn der Kaufmann, sobald er erfuhr, dass sich ein weiteres Familienmitglied in Vaclavs Händen befand, die gesamte Stadtwache verrückt machte und Vaclav in die Enge drängte. Bei einem Gemetzel konnte viel passieren, und am Ende würde die Klinge womöglich noch die unschuldige Geisel treffen. Vielleicht war es besser, bei DeCapella nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, sondern erst einmal vorsichtig zu erkunden, wie weit man den Onkel ins Vertrauen ziehen konnte.

Stöhnend richtete sich der Sänger auf, als er ein leises Klopfen vernahm. Heinrich angelte nach seiner verstreuten Kleidung, bis er entdeckte, dass ein Domestik bereits frische für ihn bereitgelegt hatte. Brummig zog er sich wieder aus und griff nach dem Hemd aus feinem, nach Kräutern duftendem Leinen. Das Klopfen wollte nicht aufhören.

»Ja doch, gleich«, knurrte Heinrich zur Tür.

Heinrich blickte sich nach seinem Schwert um und fand es wie stets griffbereit neben seinem Bett. Er nahm es an sich und rief laut: »Tretet ein, wer immer an der Tür ist.«

Geräuschlos schwang die Tür auf. Nicolaus verneigte sich demütig und berichtete, es warte schon seit geraumer Zeit ein Bote für den Herrn von Meißen.

»Bringt ihn zu mir!«, befahl Heinrich.

»Der Mann führt ein Schreiben mit sich. Soll ich den Skriptor dazubitten, der Euch schon gestern zu Diensten war?«

Heinrich schüttelte den Kopf. Er wusste selbst die Feder zu führen und brauchte auch niemanden, der ihm vorlas. Gestern hatte er nur deshalb die Dienste des Priesters in Anspruch genommen, weil es bei Hofe üblich war. Nicolaus zog los, den Boten zu holen, und Heinrich nutzte die Gelegenheit, sich salonfähig zu machen.

Der Mann trug auf seinem Mantel ein wohlbekanntes Wappen: die gekreuzten Schlüssel Regensburgs und eine Gondel mit dem Löwenkopf am Bug. Kein Zweifel, wer ihn geschickt hatte. Heinrich überraschte der überschwängliche Dank des Handelsherrn für die Rettung seiner Tochter nicht und ebenso wenig dessen höfliche Einladung zum Frühstück am heutigen Tag. Einen winzigen Augenblick lang fühlte sich Heinrich geneigt, DeCapella noch eine Weile zappeln zu lassen, aber Arigunds Angelegenheiten duldeten keinen Aufschub. Also schickte der Ritter den Boten mit einem positiven Bescheid zurück.

Das Haus des Handelsherrn war innen noch prächtiger als außen. Der Raum, in den man Heinrich brachte, lag im ersten Stock des Wohnturmes. Man erreichte ihn über eine breite Treppe aus fremdländischem, dunklem Holz. Der Lauf des Geländers war so glatt wie die Haut eines Säuglings und glänzte speckig. Sein Ende war als Löwenkopf geformt. Zwei Domestiken ließen für den Ritter die breite Flügeltür aufschwingen und gaben den Blick frei auf eine opulente Tafel, gedeckt mit Speisen, deren Erlesenheit sich durchaus mit der am königlichen Hof messen konnte. Knusprig gebratene Gänse lagen auf silbernen Platten, eingelegte Eier wurden in irdenen Schalen gereicht, und das Brot duftete so frisch, als sei es erst am Morgen gebacken worden. Sergio DeCapella empfing Heinrich wie einen guten alten Freund erst mit knapper Verbeugung, dann mit weit ausgebreiteten Armen.

»Herr Ritter, welche Freude Euch in meinem Haus begrüßen zu dürfen.«

»Der Ruf Eurer Gastfreundschaft, Herr DeCapella, ist weit über die Grenzen Prags hinaus bekannt«, antwortete Heinrich höflich. »Wer könnte da schon widerstehen?«

Der Kaufmann gab dem Diener ein Zeichen, woraufhin der ein Tablett mit zwei Bechern dunkelroten Weins kredenzte. Sie nahmen Seite an Seite unter einem fein gearbeiteten Wandteppich Platz. Der Diener legte noch einmal Holz im Kamin nach und zog sich dann zurück. DeCapella wollte ungestört mit dem Ritter sprechen.

»Greift zu, und lasst uns ein wenig plaudern«, forderte der Kaufmann den Ritter auf. Heinrich griff erfreut zu, half ein opulentes Frühstück seiner Erfahrung nach doch am allerbesten gegen einen schweren Kopf.

»Nun, zunächst muss ich Euch noch einmal von Herzen danken, dass Ihr meine Tochter aus den Händen dieses Unholds befreit habt«, begann der Handelsherr ohne große Umschweife. »Ich stehe tief in Eurer Schuld.«

Heinrich machte erneut eine höfliche Verbeugung und meinte großzügig: »Wie ich gestern schon sagte: Verpflichtet seid Ihr nur Gott und dem König. Was ich getan habe, hätte jeder Mann von Stand getan.«

DeCapella lächelte selbstgefällig, und Heinrich hatte das Gefühl, dass die Liste nicht vollständig war. Vielleicht hätte er sagen sollen, Gott, dem König und dem Hause DeCapella. Doch der Handelsherr fesselte Heinrichs Aufmerksamkeit bereits wieder.

»Wie ich hörte, wart ihr eher zufällig zugegen.«

Der Mann hatte also Erkundigungen eingezogen.

»Ja und nein«, antwortete Heinrich vorsichtig. Er war des Frage-und-Antwort-Spiels bereits überdrüssig. Zeit, selbst die Initiative zu ergreifen. »Doch erzählt mir zunächst, wie es überhaupt zu dieser Entführung kam?«

»Das ist mit wenigen Worten geschehen. Es muss der Unachtsamkeit der Kinderfrau zugeschrieben werden. Ich habe sie selbstverständlich sofort ihre Sachen packen lassen.«

»So hat sie Aleandra auf der Straße aus den Augen gelassen?«

DeCapella machte ein bekümmertes Gesicht. »Nein, es scheint, als seien unsere Kinder nicht einmal mehr im eigenen Garten sicher. Wir nehmen an, der Entführer drang durch eine Gartenpforte in mein Grundstück ein. Er riss das Kind mit sich und floh auf die Straße. Wenn Ihr nicht die Situation so schnell erfasst hättet, dann wäre es Aleandra schlimm ergangen. Wodurch fiel Euch der Mann auf?«

»Herr DeCapella, ich jage diesem Kerl schon eine ganze Weile hinterher. Es handelt sich um einen ganz dreisten Burschen, der vor nichts zurückschreckt.«

Der Kaufmann nickte. »So kennt Ihr seinen Namen?«

»Er nennt sich Vaclav.«

»Nicht ungewöhnlich für Prag. Ihr kennt sein Gesicht?«

»Ich erkannte ihn auf der Straße und er mich. Ich versuchte ihn zu stellen, was leider misslang.«

»Das mindert nicht die Tapferkeit Eures Handelns und ändert nichts daran, dass Ihr meine Tochter gerettet habt.«

Nachdenklich nippte der Kaufmann an seinem Becher und tauchte ein Stück Brot in eine Schüssel mit warmer Milch.

»Verzeiht meine direkte Frage, aber Ihr batet gestern um eine Audienz. Es ging nicht etwa um diesen Vaclav?«

Heinrich musterte das Gänsebein, das er gerade in der Hand hielt, und zögerte kurz mit der Antwort. Wie viel würde er DeCapella erzählen müssen, um ihn als Verbündeten zu gewinnen, ohne dass der Herrscher gleich die ganze Stadtwache mobilisierte? Zumindest was Vaclav anging, brauchte Heinrich kein Blatt vor den Mund zu nehmen.

»Doch, genau darum ging es«, bestätigte der Ritter.

»So hattet Ihr bereits Kenntnis davon, dass der Bursche meine Tochter entführen wollte?«

Heinrich sah überrascht auf, was der Kaufmann fälschlich als Bestätigung deutete.

»Der himmlische Vater möge mir verzeihen«, seufzte DeCapella, »und ich habe Euch nicht empfangen. Das Leben meines Kindes habe ich riskiert, und Euch habe ich brüskiert. Das war unverzeihlich.«

Bekümmert griff sich DeCapella ans Herz, fasste dann jedoch nach dem Trinkpokal und leerte ihn bis auf den letzten Tropfen. Seine Hand zitterte ein wenig, als er sich nachschenkte.

»Nun, mir ist tatsächlich zu Ohren gekommen, dass dieser Mann nach Prag kam, um Eurem Hause Schaden zuzufügen«, erklärte Heinrich vorsichtig.

»Das ist tragisch, wirklich tragisch. Ihr müsst mich für einen Narren halten, Herr Heinrich.«

»Nichts liegt mir ferner.«

»Aber warum habt Ihr in dem Schreiben keine Andeutung gemacht. Ich hätte doch sofort ...«

Heinrich winkte ab. Ihm stand nicht der Sinn nach Erklärungen und Entschuldigungen. »Heute folgte ich Eurer Einladung, weil wir nun beide ein Interesse daran haben, diesen Mann ohne großes Aufsehen dingfest zu machen. Oder liege ich da falsch?«

DeCapella tat einen weiteren, tiefen Schluck aus seinem Weinkelch, tupfte sich die Lippen mit einem weißen Leinentuch ab. Seine Hand zitterte nicht mehr, und um seinen Mund machte sich ein entschlossener Ausdruck breit. »In der Tat, lieber Herr von Meißen, in der Tat. Ich fürchte, wenn bekannt wird, wie leicht dieser Streich gelang, könnten noch andere Gesetzlose auf die Idee kommen, sich an Patrizierkindern zu vergreifen. Die Folgen wären nicht auszudenken.«

Der Venezianer breitete theatralisch die Arme aus und machte ein übertrieben bedrücktes Gesicht. Der nächste tiefe Schluck Rotwein ergoss sich in seinen Schlund. Noch einmal wurden die Lippen getrocknet. Dann beugte sich DeCapella vor.

»Die Lokatoren teilen diese Meinung mit mir. Seid also unserer Unterstützung sicher.«

Heinrich legte fragend die Stirn in Falten. Von Lokatoren hatte er noch nie gehört. DeCapella sah es und erklärte. »Sie verkörpern Recht und Gesetz in Prag. Aber darf ich erfahren, was Euch treibt, solchem Gesindel hinterherzujagen? Mir scheint das ein recht ungewöhnlicher Zeitvertreib für einen Ritter?«

Heinrich zögerte mit der Antwort. Sie waren an einem kritischen Punkt angekommen. Jetzt galt es, sich zu entscheiden, und das Misstrauen obsiegte. Der Ritter entschloss sich, Arigunds wahre Identität für sich zu behalten. Wenn er sie aus den Fängen der Räuber befreit hatte, sollte sie selbst entscheiden, wie sie es mit ihrem Onkel halten wollte. Heinrich griff nach seinem Becher, nahm einen Schluck und ließ ihn genießerisch im Gaumen kreisen.

»Ein ganz vorzüglicher Tropfen, den Ihr da kredenzt, Herr DeCapella.«

Ebenso langsam, wie er den Becher ergriffen hatte, stellte Heinrich das Gefäß zurück auf den mit feinem Leinen eingedeckten Tisch.

»Auf meiner Reise nach Prag begleitete mich neben dem Sohn meines Freundes Fugger auch ein ..., ein Spielmann«, log der Ritter, »den Vaclav gewaltsam mit sich nahm.«

»Ein Spielmann?«, echote DeCapella erstaunt. »Was will er denn mit dem?«

»Dasselbe wie mit Eurer Tochter: Er möchte Lösegeld erpressen.«

»Und seine Familie wäre in der Lage, dieses zu zahlen?«

»Gewiss.« Heinrich lächelte vielsagend. »Der junge Mann, Venezianer übrigens, stammt aus einer vornehmen Familie und ist in der Tat außergewöhnlich.«

»Venezianer?«, wiederholte DeCapella aufmerksam. »Sollte ich die Familie kennen?«

»Schon möglich«, wick Heinrich der Neugierde des Hausherrn aus.

»Wie lautet denn sein Name?«

»Tassilo dal Monte.«

»Dal Monte?«, echote DeCapella. »Ein weit verzweigtes Geschlecht in Venedig, aber an einen Tassilo kann ich mich gar nicht erinnern.«

Heinrich fluchte innerlich, dass er den Namen ins Spiel gebracht hatte. Wie ungeschickt! Natürlich kannte der Handelsherren die großen venezianischen Familien, stammte er doch selbst aus einer. Doch nun war es zu spät.

»Nun, ähm, er ist auch fast noch ein Kind. Wahrscheinlich ist er deshalb Eurer geschätzten Aufmerksamkeit entgangen«, versuchte Heinrich zu retten, was noch zu retten war.

»Ein junger Adelsherr aus Venedig also, der sich in Eurer Obhut befand«, bestätigte DeCapella mit viel zu teilnahmslosem Gesicht. Heinrich nickte, obwohl ihm gar nicht wohl in seiner Haut war. DeCapella war kein Dummkopf. In seinem Kopf tickte es, und er ging vermutlich alle Möglichkeiten durch, was es mit dem vermeintlichen Spielmann so auf sich haben könnte.

»So könnte man es ausdrücken«, bestätigte Heinrich deshalb mit belegter Stimme.

»Und nun seid Ihr in einer prekären Lage, hm«, brummelte Arigunds Onkel, scheinbar gewillt, es bei Heinrichs Version der Geschichte bewenden zu lassen.

»Eine Frage der Ehre«, versicherte der Ritter. Der Kaufmann nickte verständig.

»Und seine Entführung?«

»Erfolgte in nicht weniger dreister Art und Weise als die Eurer Tochter. Wir haben also gemeinsame Interessen, denn ich bin nicht willens, diesen Kerl entkommen zu lassen. Zudem hoffe ich, Tassilo lebend aus seinen Händen befreien zu können.«

Heinrich schlug sich gegen die Brust. Der Kaufmann nickte so energisch, dass sein Doppelkinn in Schwingung geriet. Heinrichs Auftritt schien ganz nach seinem Gusto.

»Ich sehe, wir sind vom gleichen Schlag.«

DeCapella prostete seinem Gegenüber zu. Auch Heinrich nahm erneut einen tiefen Schluck. Er stellte sich vor, wie es wohl wäre, so etwas jeden Tag haben zu können, ohne auf die Gunst eines anderen angewiesen zu sein.

»Wie also wollen wir vorgehen, um die Sache ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen?«

»Wenn Ihr mein Ohr und mein Auge seid, so könnte ich Euer Schwertarm sein«, schlug Heinrich vor.

»Das klingt gut. Ich bin einverstanden.«

Ein weiteres Stückchen Brot landete in der Milchsüssel und wurde sorgfältig gekaut. Heinrich lehnte sich erleichtert zurück. Er hatte seinen Verbündeten und einen diskreten noch dazu.

»Nun, täusche ich mich, oder habt Ihr nicht bereits Erkundigungen eingezogen?«

Es war ein Versuch, doch ein breites Grinsen zog über DeCapellas Gesicht. »Ihr vermutet richtig, doch mir fehlte bislang eine treffende Beschreibung. Wenn Ihr mir damit aushelfen könntet, sollten wir, sagen wir, spätestens zur Vesper wissen, wo sich dieser Vaclav aufhält.«

DeCapella griff nach Pergament und Tinte und verfasste ganz nebenbei ein paar Zeilen.

»Vorausgesetzt, er verlässt nicht die Stadt«, merkte Heinrich an.

»Er müsste an den Torwachen vorbei, und die kennen das Interesse meines Hauses. Sie müssten eben nur wissen, nach wem sie Ausschau halten sollen.«

»Vaclav selbst fällt nicht weiter auf. Er ist groß und kräftig, hat braune Augen und ist rücksichtslos in seinem Vorgehen. Er hat einen Helfer bei sich, einen dünnen, stotternden Kerl, eher harmlos, ein Taschendieb, der sich Friedl nennt. Zudem ist vermutlich Tassilo noch immer dabei, ein Mensch von kleiner, zarter Statur, unverkennbar Venezianer. Vaclav wird versuchen, diesen verborgen zu halten.«

Ein Strahlen huschte über DeCapellas Gesicht. Er siegelte das Papier und betätigte einen Klingelzug, der sich nahezu unsichtbar hinter ihm befand: »Gut, drei Männer also. Zwei davon recht auffällig. Die sollten aufzuspüren sein.«

Ein Domestik erschien. DeCapella übergab ihm das Schreiben ohne große Erklärungen. Der Hausherr war offensichtlich von vorneherein davon ausgegangen, dass er die Beschreibung des Entführers von Heinrich bekommen würde. Warum auch nicht?

»Und jetzt lasst uns fröhlichere Gespräche führen«, meinte DeCapella munter. »Ich würde Euch gerne meine Familie vorstellen.« Die hölzerne Tür tat sich auf, und etwa zehn weitere Personen traten ein, darunter einige weiter entfernte Verwandte des Hausherrn und Aleandra, die dem Ritter schüchtern ein kleines Döschen und ein Medaillon mit ihrem Bildnis überreichte.

»Ich danke Euch, Herr von Meissen«, flüsterte das Kind mit roten Wangen. »Ich bewundere Eure Tapferkeit und werde Euch ewig verbunden sein.«

»Ewig ist ein langer Zeitraum, wertes Fräulein«, erwiderte Heinrich lächelnd, »aber ich werde gewiss Euer Lächeln in Erinnerung behalten.«

Das Mädchen strahlte und nahm dann am Ende der Tafel Platz.

»Meine Gattin Agneta«, stellte der Kaufmann eine ebenfalls dunkelhaarige, noble Frau vor, die ihren Gatten um fast einen Kopf überragte.

»Auch ich bin Euch sehr verbunden, Herr Ritter«, begrüßte sie ihn und nahm dann den Platz an Heinrichs Seite ein.

Ganz zuletzt lugte ein wohlbekanntes Gesicht um die Pforte.

»Jakob!«, rief Heinrich erstaunt. »Was tust du denn hier?«

Lachend kam der Bursche auf den Ritter zugeschossen, schwenkte einen überdimensionierten Hut und strahlte dann seinen Ritter an.

»Nun, so leicht werdet Ihr mich nicht wieder los, Herr Heinrich.«

»Wie hast du mich so schnell gefunden?«, wollte der Ritter wissen.

»Das war nicht schwer. Die halbe Stadt spricht schon von Euren Heldentaten. Wenn Ihr so weitermacht, wird man bald Balladen über Euch singen!«

Dann verneigte sich der Junge vor dem Kaufmann. »Es ist mir eine Ehre, in Eurem Hause weilen zu dürfen.« Jakob ließ den Blick über die weiblichen Angehörigen schwenken. Sein Augenmerk fiel auf Aleandra, und Heinrich musste kein Gedankenleser sein, um zu wissen, dass auch Jakob die Ähnlichkeit mit Arigund bemerkte. Der Junge verneigte sich noch einmal und fuhr fort: »Und für die angenehme Gesellschaft dieser Damen.«

»So lasst uns nicht länger stehen«, ließ DeCapella verlauten, »sondern das Christfest gebührend feiern.«

Gerne hätte Heinrich noch ein wenig mit Jakob geschwatz, doch der Herr des Hauses hatte den Knaben weiter nach hinten gesetzt. Stattdessen wandte sich der Herr des Hauses wieder an den Ritter. Sie plauderten über den Hof und über Heinrichs Reisen. Als DeCapella hörte, dass sich der Sänger auch in Regensburg aufgehalten hatte, geriet er ins Schwärmen.

»Eine wundervolle Stadt!«, meinte der Kaufmann mit vollen Backen kauend.

»Man nennt es das Venedig Bayerns«, sagte Heinrich.

»Ich liebe es, an der Donau spazieren zu gehen, wenn ich bei meinem Bruder weile, aber natürlich ist die Stadt nicht wirklich mit Venedig zu vergleichen.«

»Aber das Klima ist in jedem Fall angenehmer als hier«, merkte seine Frau an.

»Da habt Ihr Recht«, bestätigte Heinrich.

»So kennt Ihr die Stadt gut?«, fragte Agneta begeistert.

»Ich weilte nur kurz dort.«

»Habt Ihr meinen Bruder kennengelernt?«, wollte DeCapella wissen.

»Leider nein, aber seine Tochter Arigund.«

Ein kurzes, peinliches Schweigen trat ein. Dann räusperte sich DeCapella. »Ich vergaß es fast. Ihr seid Minnesänger und weiltet vermutlich auf Burg Brennborg.«

Heinrichs Augen flackerten kurz. »Burg Brennborg, ja.«

»Lebte der alte Truchsess noch?«, erkundigte sich Agneta, fuhr dann jedoch einfach fort. »Er starb vergangenen Sommer. Was für eine Tragödie! Seine Gattin ist vor Kummer ins Kloster eingetreten. Und Arigund, das arme Mädchen! Sie verlor bei all der Aufregung das Kind. Danach wurde sie so schwermütig, dass ihr Gatte sie zu ihrer Sicherheit ebenfalls ins Kloster bringen lassen wollte, aber sie wurde auf dem Weg dorthin überfallen und ermordet. Ist es nicht schrecklich, dass dieses Gesindel nicht einmal davor zurückschreckt, sich an wehrlosen Frauen und Kindern zu vergreifen?«

Heinrich wollte eigentlich höflich bejahen, verschluckte sich jedoch und wurde von einem Hustenanfall geschüttelt. Arigund war also verheiratet, und zwar mit dem Brennborg. Plötzlich wusste Heinrich auch, woher er Arigunds Lieder kannte. Sie stammten allesamt aus Reimars Feder. Er hatte den jungen Ritter in Kelheim getroffen und war sehr von ihm angetan gewesen. Eine Weile waren sie auch gemeinsam gereist, doch dann hatte Reimar vom Tod seines Vaters erfahren und sich überstürzt von Heinrich getrennt. Allerdings hatte Reimar nie erwähnt, dass er verheiratet war; nur dass es da jemanden gab, dem sein Herz ganz und gar gehörte, das hatte Heinrich wohl bemerkt.

»Und was ist aus Arigunds Gatten geworden?«, fragte er vorsichtig.

»Nun, der ist jetzt natürlich Truchsess«, erklärte DeCapella.

»Wirklich zu schade, dass Arigund verblichen ist«, setzte der Kaufmann seufzend hinzu. »Mein Bruder hatte sich immer sehnlich gewünscht, ein Kind unserer Familie möge einmal einen Adelstitel tragen. Wie geschickt er doch diese Ehe eingefädelt hatte.«

DeCapellas Blick ging hinüber zu seiner Tochter, die sich mit Jakob blendend zu amüsieren

schien. Unmerklich runzelte er die Stirn. Heinrich zog sich kurz unter einem Vorwand zurück. Er brauchte erst einmal einen Moment für sich, um die Nachricht zu verdauen. All seine eigenen Hoffnungen Arigund betreffend waren mit einem Schlag dahin. Aber warum hatte sie ihm verschwiegen, dass sie verheiratet war? Der Vertrauensbruch schmerzte sehr. Heinrich brauchte eine ganze Weile, bis er sich instande fühlte, wieder zur Weihnachtsgesellschaft zurückzukehren.

Das so genannte Frühstück zog sich bis weit in den Nachmittag hinein. Es dämmerte bereits, als sich der Ritter verabschieden konnte. Mit Jakob an seiner Seite stand er endlich vor seinem Pferd, das ein Stallbursche am Zügel hielt. Ein weiterer trat hinzu, ihm den Steigbügel zu halten. Der Ritter wollte gerade den Fuß heben, als der Bursche ihm zuraunte: »Auf der linken Moldauseite in einem üblen Viertel findet ihr die Spelunke Malostranká. In einer Kammer im Obergeschoss befinden sich die drei Männer, die Ihr sucht.«

Verblüfft sah Heinrich den Mann an. Der aber hielt die Augen gesenkt.

»Man sagt, sie erreichten die Stadt kurz vor Euch und sie wollen sie morgen wieder verlassen«, fuhr der Reitknecht fort.

Heinrich nahm Schwung und saß wortlos auf. Jakob hatte sich bereits auf seine kleine Stute geschwungen und führte das Maultier mit sich. »Ich habe Eure Habseligkeiten daraufpacken lassen«, meinte der Junge munter.

Heinrich nickte und ritt näher zu seinem Schützling heran. »Man hat sie gefunden«, raunte er. »Lass die Sachen hier! Wir werden Marron brauchen.«

Vaclav wurde immer unruhiger. Eigentlich hatte er die Stadt heute Morgen bereits verlassen wollen, aber dann hatte der Schneefall so stark zugenommen, dass er sein Vorhaben verschieben musste. Zudem war sein Goldeselchen einfach nicht auf die Beine zu bringen. Im Fieber faselte sie ständig von einer Höhle, aus der sie entkommen musste. Erst gegen Mittag wurde sie ruhiger.

Vaclav hatte Friedl eingeschärft, sich nicht draußen blicken zu lassen, aber dann war ihm der Bursche doch entwischt. Er kam mit leuchtenden Augen und einer Börse voller Münzen zurück. Václavs Blick wurde gierig. Gerissen forderte er Friedl zu einem Würfelspiel heraus. Zufällig kam der Knecht des Wirtes dazu, und in kürzester Zeit hatte sich eine illustre Runde gebildet. Der Wirt spendierte ordentlich Bier – weil Weihnachten sei – und hockte sich dazu. Vertieft ins Spiel verging der Tag wie im Flug. Am Ende hatten Vaclav und Friedl sogar noch etwas hinzugewonnen. Genüsslich rieben sie sich die hungrigen Bäuche, doch auch daran hatte der Wirt offenbar gedacht. Zwei Schankmägde brachten den Männern das Essen herauf. Als Vaclav sah, wie sie die Hüften schwenkten, hatte er das untrügliche Gefühl, dass sie ihm weit mehr bieten würden als nur ein gutes Weihnachtsessen. Er ließ zwei Münzen in ihre Hände gleiten und schickte Friedl mit den anderen nach unten. Zu seiner Überraschung schloss sich die eine Magd dem Taschendieb an.

»He, so war das nicht gemeint«, protestierte Vaclav, doch die dunkelhaarige Schönheit zwinkerte ihm lachend zu und schloss die Tür, während ihre Freundin sich bereits an Václavs Beinlingen zu schaffen machte. Der Räuber wandte sich ihr zu. »Was soll's!«, meinte er mit schwerer Zunge. »Du scheinst mir so viel wert wie zwei.«

»Das will ich wohl meinen, mein Schöner«, gurrte die Magd und rollte dabei das »R« wie eine schnurrende Katze. Begeistert fasste Vaclav ihr an den Busen.

»Ahh, das fühlt sich gut an«, stöhnte er und begann ihre Röcke in die Höhe zu schieben.

»Eine finstere Gegend«, flüsterte Jakob. Selbst sein Stütchen schnaubte ängstlich.

»Wenn du willst, kannst du umkehren«, bot Heinrich an.

»Damit Ihr den Ruhm ganz alleine einheimst?«, protestierte der Junge augenblicklich. »Kommt nicht in Frage!«

Selbstbewusst klopfte er an Arigunds Messer, das seit ihrer Entführung an seinem Gürtel hing.

»Es könnte ordentlich hergehen, Jakob. Ich weiß nicht, ob sich die Wirtsleute und deren Gäste einmischen werden.«

»Dann lass ich Euch schon gar nicht schutzlos dort hinein. Am Ende stolpert Ihr noch«, frotzelte Jakob. »Dann braucht ihr Ritter doch jemanden, der Euch wieder auf die Füße stellt.«

Heinrich hob drohend den Zeigefinger.

»Sei nicht so frech, sonst verpflichte ich dich als meinen Knappen. Dann musst du meine Stiefel putzen und mein Schwert polieren, bis dir die Finger wund sind.«

Der Junge antwortete lediglich mit einer Grimasse.

»Sagt einmal, Herr Heinrich, warum habt Ihr eigentlich dem DeCapella verschwiegen, dass ›Tassilo‹ in Wahrheit seine Nichte Arigund ist.«

»Es war nur so ein Gefühl, doch leise. Ich hab etwas gehört.«

Heinrichs Hand fuhr ans Schwert, das quer über dem Sattel lag.

»Ich höre nichts?«, raunte der Junge, wurde aber sofort von Heinrich zurechtgewiesen.

»Dort drüben. Ich habe einen Schatten gesehen. Jemand folgt uns«

Jakob wollte sich umdrehen, doch Heinrich hielt ihn zurück.

»Nicht!«, flüsterte der Ritter. »Man braucht nicht zu wissen, dass wir es bemerkt haben.«

»Ein Hinterhalt«, stellte Jakob fest.

»Abwarten. Halte dich nah an meiner Seite, aber komm meinem Schwertarm nicht in die Quere.«

Der Junge versuchte aus den Augenwinkeln etwas zu erkennen, doch in das Dämmerlicht mischte sich jetzt dichter Nebel.

Die Umrisse wackeliger Buden, deren Dächer aussahen, als würden sie jederzeit unter der Schneelast nachgeben, verschwammen miteinander. Statt Türen besaßen viele von ihnen nur Decken oder Tücher, die nass und schwer die Armut hinter den Fassaden verbargen. Es gab also auch in Prag Armut, man versteckte sie lediglich besser als in anderen Städten. Immer wieder hörte man Kinder weinen, da und dort ein leises Singen, sie zu beruhigen, doch viel öfter Keifen und Zetern von Erwachsenen. Von feierlicher Weihnachtsstimmung war in diesem Viertel nichts zu bemerken. Heinrichs Ross machte einen erschrockenen Sprung zur Seite, als direkt neben ihnen ein Schwall übel riechender Flüssigkeit auf die Straße gegossen wurde. Heinrichs Schwert sauste zischend durch die Luft und hätte dem schimpfenden Weib beinahe die Hand abgetrennt. Sie rächte sich mit einem Fluch in ihrer fremden Sprache und einem Schneeball. Der traf jedoch nicht.

»Was für ein Gassengewirr«, sagte Heinrich gereizt. »Wir müssten doch längst da sein.«

»Und was für ein übler Gestank!«, ergänzte Jakob.

Ruckartig blieben die Pferde stehen. Aus dem Nebel löste sich eine Gestalt, tief in einen weiten Mantel gehüllt. Sie winkte. Heinrich trat seinem Gaul in den Bauch, um näher heranzukommen. Das Tier rührte sich keine Elle. Der Ritter wünschte sich seinen Braunen unter dem Sattel. Der Hengst wäre nicht so ängstlich. Es war schließlich Jakobs Graufalbin, die den Schritt nach vorne

wagte, aber da war die Gestalt schon wieder verschwunden.

»Hier entlang, hohe Herren!«, flüsterte eine raue Stimme mit hartem Akzent. »Hier geht es zum Gasthaus.«

Heinrich drehte sich im Sattel um, denn plötzlich schien die Stimme hinter ihnen zu sein.

»Wer bist du?«, rief er. »Gib dich zu erkennen.«

»Pst, pst, seid doch leise. Ich bin hier, Euch zu führen, werte Herren.«

Erneut war es den beiden Reitern, als würde die Stimme wieder aus einer anderen Richtung kommen. Heinrich wendete sein Pferd, das nervös mit den Hufen stampfte.

»Es ist nicht mehr weit«, flüsterte die Gestalt und tauchte wieder vor ihnen auf. Ihr Mantel war voller Schnee und lag weit über ihr, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Heinrich trieb sein Pferd an, und diesmal gehorchte es endlich. Grob riss er an der Kapuze.

»Lasst das!«, fauchte die Gestalt und zog sich die Kapuze wieder über die Haube.

»Eine Frau!«, rief Heinrich erstaunt.

»Ja, doch!«, maulte sie unwirsch.

»Wer bist du?«, forderte der Ritter sie auf.

»Die Kräuterfrau in diesem elenden Viertel«, erklärte sie ärgerlich, »und ich helfe Euch nicht etwa, weil der Pfeffersack mir Geld gibt, sondern bloß, weil dieser Grobian mir ans Leder wollte. So braucht mir keiner zu kommen. So nicht.«

»Was brauchte Vaclav von dir?«

»Seinem Begleiter geht es schlecht. Das Fieber hat ihn gepackt.«

»Welchen, den dürrer oder den italienischen.«

»Den, der eigentlich eine Frau ist«, gab sie ihm Bescheid, »und jetzt lasst uns fortgehen, bevor man noch mehr auf uns aufmerksam wird.«

Der Nebel war mittlerweile so dicht, dass man die Hand kaum vor Augen sah. Plötzlich quietschte das Herbergsschild über ihnen. Es hing schief an der Wand eines steinernen Gebäudes, das die schäbigen Hütten umher weit überragte. In der Gaststube brannte Licht, aber es war sehr ruhig. Die Kräuterfrau deutete auf ein kleines Fenster unter dem Giebel.

»Dort oben, wo das Licht durch die Ritzen dringt.«

»Wie kommen wir ungesehen hinein?«, fragte Jakob vertrauensselig.

»Hinten herum durch den Stall.«

Der Junge lächelte die schwangere Frau an. Er sah keinen Grund, weshalb sie lügen sollte.

»Gebt mir Eure Pferde, werte Herren, damit sie noch da sind, wenn Ihr sie nachher braucht«, bot die Frau an.

Misstrauisch überließ Heinrich ihr die Zügel. Er wollte Jakob an der Tür zurücklassen. So konnte er ein Entkommen des Räubers durch diesen Ausgang verhindern.

»Diesmal soll uns der Kerl nicht entwischen, Jakob. Du achtest auf den Vordereingang. Ich gehe hinten herum. Doch pass auf! Du weißt, wie gefährlich Vaclav ist. Zögere nicht, dein Messer zu gebrauchen! Nicht bei ihm und auch bei keinem anderen.«

Er hatte zwar zu dem Jungen gesprochen, aber sein Blick ruhte auf der Kräuterfrau.

Vaclav fasste schläfrig in das Stroh, auf dem sein Kopf ruhte. Die Schankmagd hatte seine Manneskraft bis aufs Letzte gefordert. Wieder und wieder hatte sie ihn gereizt, bis er ermattet ins Stroh gesunken war. Danach waren ihm die Augen zugefallen, aber eine wohlige Wärme hatte sich in seinem Körper ausgebreitet.

Die war jeden Pfennig wert, dachte er schläfrig.

Sein Goldeselchen atmete schwer, aber es röchelte nicht mehr so schrecklich wie in der Nacht zuvor. Morgen würde er es von hier wegbringen, vielleicht auch schon heute Nacht, wenn er sich ein wenig ausgeruht hatte. Es war gefährlich, zu lange an einem Ort zu bleiben. Tastend suchte er nach dem Becher mit dem Bier und stieß ihn dabei um.

»Mist, verdammt«, fluchte er und rappelte sich mühsam hoch. Der Kienspan an der Wand warf ein schummriges Licht. Der Räuber rappelte sich auf. Seine Beine zitterten leicht. Er lachte leise und tappte zu dem Krug. Was konnte so ein Rasseweib doch anstrengend sein. Enttäuscht musste er feststellen, dass das Gefäß so gut wie leer war. Gierig ließ er den letzten Tropfen in seine Kehle rinnen. Was sollte er jetzt tun? Er war durstig und das Weib weg. Also die Stiegen hinunter und sich nachfüllen lassen. Der Wirt war ja anscheinend noch wach. Oder doch einfach weiterschlafen? Vaclav gähnte und ging zum vernagelten Fenster. Eiskalte Luft drang durch die Ritzen in den Brettern und noch etwas anderes, Stimmen.

Vaclav lauschte, doch es war schon wieder still. Neugierig versuchte er, durch die schmalen Spalten nach draußen zu spähen. Durch den wabernden Nebel glaubte er, die Schemen von Pferden zu erkennen, ein großes, schweres, ein kleines, das noch wachsen wollte, und – ein langohriges. Vaclav zuckte zurück. Ein Maultier. Konnte das Zufall sein? Noch fester presste er sein Auge gegen den Spalt und versuchte, mehr zu sehen, aber vergeblich. Die Tiere waren aus seinem Blickwinkel verschwunden. Das konnte nichts Gutes bedeuten. In Windeseile zog sich der Räuber an. Selbstverständlich kannte er mittlerweile die Fluchtwege aus dem Haus. Vorn standen die Pferde, und ganz sicher waren sie nicht unbewacht. Besser war es, hinten durch den Stall zu verschwinden. Vaclav griff nach seinem Dolch, warf einen letzten, bedauernden Blick auf Arigund und erwog für einen winzigen Augenblick, sie mitzunehmen, doch in ihrem Zustand würde sie ihn nur behindern. Allerdings – wenn sie ihm nicht mehr von Nutzen war, dann sollte sie es auch für keinen anderen mehr sein. Mit zwei Schritten war er bei ihr.

Heinrich war ungehindert durch den Stall in den Gasthof gelangt, was ihn in großes Erstaunen versetzte. Normalerweise ließ man die Pferde nie ohne Bewachung zurück, zumal in so einer Gegend. Entweder war Gott auf der Seite der Gerechten, oder DeCapella hatte ihrem Glück ein wenig nachgeholfen. In der engen Küche warf eine Schankmagd einen kurzen, erstaunten Blick auf den Ritter, trollte sich dann jedoch, ohne ihn anzusprechen. Mit gezücktem Schwert schlich Heinrich die Stufen hinauf. Von einem schmalen Flur führten drei Türen ab, doch nur hinter einer brannte Licht. Das musste es sein. Ein spitzer Schrei drang zu ihm durch die Tür. Heinrich warf sich gegen die Bretter, sodass die Angeln nachgaben. Was er sah, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Vaclav kniete über Arigund, von dem Messer in seiner Hand troff Blut. Wutentbrannt stürzte sich der Ritter auf den Räuber. Der sah seinen Gegner kommen und sprang zur Seite. Heinrichs Schwert fuhr krachend in die Holzdielen und blieb darin stecken. Mit erstaunlicher Gewandtheit sprang Vaclav auf die Füße und bedrohte nun seinerseits den Ritter. Zwei blitzschnelle Messerstöße glitten an Heinrichs Kettenhemd ab. Der Ritter schätzte seine Chancen ab. Er war ein geübter Kämpfer und bestimmt mindestens ebenso kräftig wie Vaclav. Im Turnier hätte er gewiss gute Karten gehabt. Hier aber galten keine Regeln, und kein Herold schritt ein, wenn ein Gegner zu unritterlichen Mitteln griff. Heute Nacht würde nur einer von ihnen den Ring lebend verlassen. Wild entschlossen ging der Ritter mit gesenktem Kopf auf den verhassten Gegner los und brachte ihn zu Fall. Doch Vaclav hatte schon so manchen Kampf überstanden. Geschickt rollte er sich ab und kam auf die Knie. Heinrich rammte dem Mann die Faust in den Rücken, kassierte dafür aber einen Stich ins Bein. Er spürte die Verletzung gar nicht, sondern trat Vaclav gegen die Hand mit dem Messer. Er traf das Handgelenk und hörte einen Knochen zerbersten. Vaclav jaulte auf und versuchte sich zur Tür zu retten. Wütend trat er nach Heinrichs Kniekehle und erwischte sie mit den Zehen. Der Ritter knickte weg, was Vaclav sofort zur Flucht nutzte. Wie ein Hase sprang er die Stufen hinunter. Heinrich setzte ihm nach. Der Räuber hastete zur Hintertür, erreichte den Stall und prallte gegen Friedl.

»Aus dem Weg, Mann!«, kreischte Vaclav. Doch Friedl blieb, wo er war. Ein Messer blitzte auf. Vaclav spürte kaum mehr als einen Ruck, als es ihm ins Herz fuhr. Verwundert sah er zu seinem Kumpan hoch. Statt Worte quoll Blut aus seinem Mund.

»Du sagst mir nie wieder, was ich tun soll«, zischte Friedl und stotterte dabei erstaunlicherweise kein bisschen. Energisch zog er das Messer aus Vaclavs Brust, bereit, ein zweites Mal zuzustechen, doch der war bereits zusammengebrochen. Hellrotes Blut strömte aus seinem Körper und bildete innerhalb kürzester Zeit eine große, zähe Lache. Der Taschendieb spuckte seinem Peiniger ins Gesicht, dann sah er zu Heinrich hoch, der keuchend in der Tür stand. Eine Weile sagte keiner etwas.

»Ich hab's ge ... getan«, flüsterte Friedl endlich, als könnte er das selbst kaum glauben.

»Ja, und jetzt solltest du abhauen, bevor die Büttel kommen«, antwortete Heinrich.

»Und was ..., was ist mit Arigund?«

»Ich weiß nicht. Ich befürchte, er hat ihr die Kehle durchgeschnitten.«

Friedl nickte, bückte sich, nahm Vaclav die Geldstücke ab, die der in der Tasche seines Mantels verborgen hatte, drehte sich um und wollte davonrennen.

»Warte noch einen kurzen Augenblick!«, hielt ihn der Ritter auf. Misstrauisch blieb Friedl stehen. Heinrich trat näher heran und flüsterte dem Taschendieb hastig etwas ins Ohr.

Erstaunt sah der junge Mann auf, nickte und machte sich hastig davon. Der Ritter sah ihm nach. Er hatte das Gefühl, Friedl nicht zum letzten Mal gesehen zu haben. Heinrich wartete, bis der Nebel Friedls Gestalt verschluckt hatte. Dann stapfte er mit schweren Schritten erneut die Treppe hoch. Der Wirt schien den Krach, den sie veranstaltet hatten, einfach zu ignorieren. Kein Mensch kam, um nachzusehen. Mehr und mehr hatte Heinrich das Gefühl, der Kaufmann habe nichts dem Zufall überlassen wollen. Langsam öffnete der Ritter die Tür zur Dachkammer und näherte sich Arigund. Reglos lag sie auf der Seite. Das Stroh war mit Blut durchtränkt. Zögernd näherte sich der Ritter. Er kniete sich neben sie und griff nach ihrer Hand. Ihre Arme trugen Schnittwunden, die noch immer heftig bluteten. Doch wie konnte das sein, wenn sie tot war? Hastig drehte Heinrich die junge Frau um. Er hatte sich getäuscht. Ihr Hals war vollkommen unverletzt. Sie hatte Vaclavs Messer mit den Armen abgewehrt. Erleichtert zog Heinrich sie in seinen Schoß und flüsterte ihren Namen. Hastig zerriss er ein nasses Leinentuch, das in einer Schüssel schwamm. Er verband die Verletzungen an den Armen. Wegen der Kälte der Tücher schlug Arigund die Augen auf. Heinrich war sich ganz sicher, Glückseligkeit darin zu lesen, als sie seinen Namen flüsterte. Er selbst aber schwieg.

JANUAR 1271

Das neue Jahr war mit solch gewaltiger Kälte hereingebrochen, dass sich eine feste Eisschicht über der Moldau gebildet hatte. Arigunds Blick glitt über die glatte, schneebedeckte Fläche, unter der sich der gewaltige Fluss verbarg. Der übermütige Nachwuchs der Burgmannen lieferte sich dort seit Tagen schreiend und schlitternd wüste Schneeballschlachten. Auch heute tobten dort die Kleinen, fest verpackt in bunte wollene Mäntel, die Gesichter verummt von wärmenden Schals, auf dem Eis. Ihre frierenden Mütter oder Kinderfrauen beobachteten sie skeptisch, traten von einem Fuß auf den anderen und rieben sich die rot verfrorenen Hände. Die mutigsten Buben strebten weit hinaus in die seit dieser Nacht zugefrorene Flussmitte, wo sie von zunächst besorgten, zusehends jedoch ärgerlichen Rufen der Frauen wie an einer unsichtbaren Leine geführt zurückgeholt wurden. Manch ein Knabe bezahlte für seine Tollkühnheit mit einer Kopfnuss, die er wie einen Ritterschlag empfing. Anschließend schlurfte er grinsend zu den anderen zurück, um mit seinem Wagemut zu prahlen. Arigund schritt an Heinrichs Seite den breiten Uferpfad entlang und war froh, ihren Retter endlich einmal sprechen zu können. Während der Wochen ihrer Genesung hatte sie Heinrich kaum zu Gesicht bekommen. Angeblich hatten ihn Pflichten gebunden. Heinrich hatte sie nach ihrer Befreiung an den Hof gebracht. Kaum jemand hatte Fragen gestellt. Auf dieser Burg gingen so viele Menschen ein und aus, dass einer mehr oder weniger überhaupt nicht auffiel, vor allem, wenn er unbedeutend erschien. Gesund gepflegt hatte sie eine Kräuterfrau, die selbst kurz vor ihrer Niederkunft stand. Am heutigen Morgen hatte sie sich mit den Worten, der junge »Herr Tassilo« würde ihrer Pflege nicht mehr bedürfen, verabschiedet.

Obwohl sie nie darüber gesprochen hatten, war sich Arigund sicher, dass die Heilkundige wusste, dass »Tassilo dal Monte« in Wirklichkeit eine Frau war, aber sie war tunlichst darüber hinweggegangen. Überhaupt behandelte die Heilerin Arigund ungewöhnlich respektvoll. Was die Vorkommnisse in der Spelunke anging, hielt sie sich allerdings bedeckt. Nur dass Heinrich es gewesen war, der sie aus Vaclavs Händen befreit hatte, verriet sie und dass sie nun keine Angst mehr zu haben brauche, weil der Räuber sein Leben gelassen habe. Eine Welle der Erleichterung hatte Arigund erfasst. Trotzdem hatte sie sich gefragt, warum Heinrich sie nicht ins Haus ihres Onkels gebracht hatte, sondern hierher auf die Burg und warum sie dort nach wie vor als Tassilo, der Spielmann, galt. Als sie jetzt an seiner Seite die Moldau entlangschritt, brannten ihr all diese Fragen auf der Zunge, doch Heinrich gab sich ungewohnt verschlossen. Schweigend setzte er Fuß vor Fuß, bis das gewaltige Bauwerk der Judithabrücke sich vor ihnen erhob. Irgendetwas schien ihn zu bedrücken, deshalb wollte ihn Arigund nicht mit Fragen bedrängen.

»Was für ein Wunder an Baukunst«, brach Arigund mit einem unverfänglichen Thema das Schweigen. »Ich dachte stets, unsere Regensburger Brücke sei nicht zu übertreffen. Doch scheint diese noch gewaltiger.«

Die junge Frau blickte an den Brückenpfeilern hoch und betastete die glatte Oberfläche der Steine. Schließlich versuchte sie, den Brückenpfeiler mit den Armen zu umspannen, was sich jedoch als aussichtsloses Unterfangen erwies. Sie waren zu mächtig.

»Wie klein man sich neben solchen Säulen vorkommt«, stellte sie fest. »Man kann sich kaum

vorstellen, dass sie von Menschenhand errichtet wurden.«

»Arigund, ich bin nicht mit Euch hierhergekommen, um über Baukunst zu sprechen«, begann Heinrich schließlich zögernd. Seine Stimme klang ungewohnt abweisend.

»Weshalb dann?«, fragte die junge Frau unsicher. »Ich merke doch, dass Euch etwas bedrückt, Herr Heinrich. Sprecht mit mir, vielleicht kann ich beitragen, die Last von Eurer Seele zu nehmen.«

Der Ritter betrachtete sie mit merkwürdiger Intensität, dann wandte er den Blick ab und sagte: »Das könnt Ihr wohl, Arigund, oder besser gesagt, Ihr hättet es gekonnt.«

Arigund trafen die Worte wie ein Pfeil. Er schien ihr heute unnahbar, fast als hätte sie seinen Zorn auf sich geladen.

»Sprecht doch zu mir, hoher Herr.«

»Das ›hoher Herr‹ mir gegenüber ist ja wohl kaum angemessen für die Gattin eines Truchsess.«

Arigund erschrak und schluckte schwer. Die Stunde der Wahrheit schien gekommen.

»Herr Heinrich«, ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern, »ich ... Es tut mir leid.«

Der Ritter fuhr herum. Das Blau seiner Augen wirkte plötzlich kalt und unnahbar. »Es tut Euch leid, Arigund von Brennborg? Was tut Euch leid, dass Ihr mich zum Narren gehalten habt? Dass Ihr Euren Gatten verleumdet habt? Und was sonst noch?«

Der Boden schien mit einem Mal zu schwanken. Arigund stützte sich schwer auf den Brückenpfeiler. Ihre Beine schienen nachgeben zu wollen.

»Ihr wisst ...«, hauchte sie.

»Von Euch und Reimar? Ja, das tue ich, nur leider habe ich's nicht von Euch erfahren.«

»Waren es die Lieder?«

In Arigunds Stimme schwang Hoffnung mit. Der Ritter durchbohrte sie weiterhin mit seinen Blicken. Arigund senkte die Augen und flüsterte: »Ich habe stets befürchtet, sie würden mich eines Tages verraten. Ihr seid ein vorzüglicher Kenner höfischen Gesangs. Ja, Ihr habt Recht. Sie stammen aus Reimars Feder.«

»Zu viel der Ehre«, höhnte der Ritter. »Euer Oheim war's, der mir Eure Geschichte erzählte.«

»So wisst Ihr alles?«, hauchte Arigund. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen.

Wütend schlug der Ritter mit der Hand gegen den Brückenpfeiler. Seine Finger prallten nur knapp neben Arigunds Wange auf den Stein. Sie zuckte zusammen. Drohend stand er nun vor ihr. Sein Mund dicht an ihrem Ohr. Seine Worte rochen nach süßem Wein und verderblichem Zorn. »Wollt Ihr nicht endlich aufhören, Euch zu winden? Reimar, müsst Ihr wissen, ist mein Freund und Waffenbruder. Wie konntet Ihr ihn nur so hintergehen.«

Für einen winzigen Moment setzte Arigunds Herzschlag aus. Der Schmerz, der sie bei der Nennung des Namens durchfuhr, war wie ein Schwerthieb. Wütend fuhr sie herum.

»Ich ihn hintergehen?« Es wunderte Arigund fast selbst, wie fest ihre Stimme klang. »War es nicht eher umgekehrt?«

»Lügnerisches Weib! Ich kenne Reimar. Er ist ein ehrenhafter Ritter, der sich niemals etwas zu Schulden kommen lassen würde. Zudem seine Lieder, sagten sie nicht mehr als tausend Worte? Zeugen Sie nicht von den Gefühlen, die er für Euch hegt? Reimars Liebe war rein, Arigund.«

Jedes seiner Worte traf sie wie ein Peitschenhieb. Tränen sammelten sich in ihren Augen. Was war denn mit ihr? Warum fragte denn niemand danach, wie es ihr ergangen war? Zorn und Ohnmacht rangen miteinander, als sie Heinrich entgegenschleuderte: »Wenn er so war, warum hat Euer Freund Reimar mich dann dieser Bestie von Wirtho überlassen? Statt hübsche Strophen zu entwerfen und Liebesschwüre zu leisten, hätte er besser zwei Pferde gesattelt und mich mit sich genommen. Überallhin wäre ich ihm gefolgt. Aber er? Er war weg, als ich seine Hilfe so dringend

benötigte. Im Stich gelassen hat er mich. Nennt man das ritterlich?«

Arigund schluchzte und flüsterte: »Was blieb mir denn anderes übrig, als mit seinem Bruder das Bett zu teilen?«

»Mit seinem Bruder? Ihr habt Euren Gatten mit dessen eigenem Bruder betrogen?«

Angewidert wandte sich Heinrich von ihr ab.

Plötzlich verstand Arigund: Heinrich war der Meinung, Reimar wäre ihr Ehemann.

Irrsinnigerweise musste sie plötzlich lachen. Es klang viel zu schrill und fast hexenhaft.

»Wenn's nur so gewesen wäre, wie Ihr glaubt«, keuchte sie dazwischen. »Was hätte ich dafür gegeben!«

Dann brachen die Tränen ungehindert aus ihr heraus. Arigund schlug die Hände vors Gesicht und sackte in den Schnee. Heinrich tat nichts, sie zu trösten, sondern stand nur kopfschüttelnd vor ihr.

»Ich glaube, ich verstehe gar nichts mehr«, meinte er schließlich.

Arigund versuchte, sich zu beruhigen, doch sie zitterte, als habe sie immer noch Fieber, und genau so fühlte sie sich auch.

»Das will ich gern glauben. So hört meine Geschichte.«

Arigund trocknete die letzten Tränen mit dem Ärmel und begann. »Als Mädchen schickte mich mein Vater nach Brennborg zur Erziehung, und das Schicksal wollte es so, dass Reimar und ich uns in Liebe fanden. Doch unsere Väter hatten andere Pläne. So wurde nicht Reimar, sondern sein Bruder Wirtho mein Gatte, der mich aus tiefstem Herzen verabscheut. Nur dem alten Truchsess ist es zu verdanken, dass Wirtho mich nicht schon in der Hochzeitsnacht totschrug.«

»Woher stammt Eures Gatten Zorn? Wusste er von Euch und Reimar?«

»Wirtho liebte eine andere, die unerreichbar für ihn blieb. Mir gab er die Schuld für sein Unglück, und so ertrug er unsere Ehe nur im Suff. Nicht einmal sein Kind unter meinem Herzen stimmte ihn milder, obwohl ich das glaubte. Er täuschte mich gut, jedenfalls für eine gewisse Zeit. Selbst seinem Vater gegenüber gelang es ihm lange, seinen dunklen Charakter zu verheimlichen. Erst kurz vor seinem Tode erkannte der alte Truchsess die Gefahr für Brennborg, und er verfasste ein Testament, in dem er Reimar zu seinem Nachfolger bestimmte.«

Heinrich runzelte die Stirn. »Was wollt Ihr damit sagen, Arigund? Was meint ihr mit ›dunklem Charakter?«

Arigund senkte den Blick. Nur mühsam kamen die Worte aus ihrem Mund, und stockend erzählte sie von den Vorfällen auf Brennborg bis hin zu ihrer Entführung durch Vaclav. Nachdem sie geendet hatte, ergriff der Ritter betroffen ihre Hand. Dann sagte er: »Verzeiht, meine Dame, dass ich schlecht von Euch dachte. Vorschnell ließ ich mich durch Gerede blenden. Ich hätte es eigentlich besser wissen müssen, hatte ich doch das Joch vor Augen, das Ihr klaglos getragen habt. Zudem erinnere ich mich an Reimars Kummer, wenn er von seiner Liebe sang. Wie lagen ihm die Damen oft zu Füßen und boten ihm Trost, aber er wies sie nur ab mit den Worten, er sei seiner Minneherrin verpflichtet und nur sie könne das Band lösen, mit dem das Schicksal sie aneinanderknüpfte. Wisst ihr denn, was mit Herrn Reimar geschehen ist?«

Traurig schüttelte Arigund den Kopf. »Das Einzige, was ich weiß, ist, dass er mit dem Tode rang, als ich die Burg verlassen habe. Seither bin ich im Ungewissen.«

»Wir müssen versuchen, mehr über sein Schicksal zu erfahren. Ich fürchte, falls er noch lebt, schwebt er in großer Gefahr. Wisst Ihr, ob das Testament noch irgendwo vorhanden ist?«

»Nein, aber falls Wirtho es gefunden hat, hat er es gewiss verbrannt.«

»Und gab es außer Euch noch andere Zeugen dieses letzten Willens?«

»Nur des alten Truchsess Weib.«

»Ihr Zeugnis wird dem Fürstbischof so wenig genügen wie Eures, Arigund, vor allem, da Wirtho inzwischen in Amt und Würden ist. Sei es, wie es sei, in jedem Fall müssen wir einen Späher aussenden und herausfinden, was mit meinem Freund und Sangesbruder geschehen ist. Und dann muss für Gerechtigkeit gesorgt werden.«

Heinrich setzte ein entschlossenes Gesicht auf. Für ihn stand fest, dass sich ein Weg finden würde, alles zum Guten zu wenden. Arigund hatte da Zweifel. Sie wusste, wozu Wirtho fähig war.

»Wie soll das gehen?«, wandte sie ein. »Es ist Winter. Man kann keinen Boten nach Brennborg schicken, und selbst wenn, so wird er keine Auskunft bekommen, sondern im Kerkerloch landen.«

Heinrich legte fürsorglich den Arm um Arigund. Sie konnte sich gerade noch beherrschen, ihren Kopf nicht erleichtert an ihn zu schmiegen.

»Seid unbesorgt«, versprach der Ritter. »Es wird nicht ewig Schnee liegen, und mein Name ist nicht ohne Bedeutung in Bayern. Doch eines müssen wir noch klären. Derzeit habe ich Euer Inkognito nicht gelüftet. Für alle hier seid Ihr Tassilo, der Spielmann. Soll das so bleiben, oder wollt Ihr Euch Eurem Oheim anvertrauen und Euch unter seinen Schutz stellen?«

Einen Augenblick dachte Arigund nach. Dann schüttelte sie den Kopf.

»Besser nicht. Ich muss vorsichtig sein. Wenn Wirtho erfährt, dass sein Plan nicht aufgegangen ist, bin ich meines Lebens nicht mehr sicher. Vorerst sollte ich Tassilo dal Monte, der Spielmann, bleiben.«

»Dann fangen wir gleich heute damit an, Euch als solchen bei Hofe einzuführen. Der König veranstaltet ein Fest zu Ehren seiner Tochter Kunigunde und möchte, dass ich singe. Mögt Ihr mich auf der Laute begleiten?«

»Von Herzen gern. Ich sehne mich danach, wieder ein Instrument in die Hand zu bekommen.«

»Dann sollten wir zurückgehen und uns einstimmen, Tassilo.«

Beschwingt gingen sie auf demselben Weg zurück, den sie gekommen waren.

Arigund staunte, als sie all den Prunk am Hofe Ottokars sah. Sie kannte – weiß der Himmel – Luxus, doch die Pracht, mit der sich die Przemysliden umgaben, ließ sich mit nichts vergleichen, schon gar nicht mit dem kargen Leben auf Burg Brennborg. König Ottokar selbst war ein stattlicher Mann, der nach der neuen Mode gekleidet war und dessen Lippen und Kinn ein gepflegter Bart zierte. Erhaben schritt er durch den Raum, an seiner Seite eine junge Frau mit madonnenhaften Zügen, kaum älter als Arigund.

»Das ist die Königin, Kunigunde von Ungarn«, erklärte Heinrich, während er den Nacken beugte, »Tochter von König Béla, dem Arpaden, die Mutter der kleinen Kunigunde, die heute Geburtstag hat.«

Aus dem Augenwinkel beobachtete sie, wie das Paar einige wenige Günstlinge begrüßte. Des Herrschers Worte fielen ebenso sparsam aus wie sein Lächeln. Als Ottokar auf sie zuhielt, zitterten Arigunds Knie. Es war eine Sache, sich vorzunehmen, einen König an der Nase herumzuführen, eine ganz andere war es, das auch wirklich zu tun. Ottokar blieb stehen und musterte die Sänger. Dann wandte er sich an Heinrich: »Nun, Herr von Meißen, ich hoffe, Ihr werdet heute Nacht Eurem Beinamen ›Frauenlob‹ Ehre machen. Meine Gattin und ich sind begierig auf das neue Stück, das Ihr uns angekündigt habt.«

»Habt Dank für die Güte Eurer Aufmerksamkeit, hoher Herr«, antwortete der Minnesänger, »und seid versichert, mein Spielmann und ich werden die Damen aufs Angenehmste unterhalten.«

»Bestens, bestens.«

Arigund hörte, wie sich die Schritte des Königs entfernten. Sie atmete auf und wagte, den Kopf wieder ein wenig zu heben. Dabei blickte sie in die haselnussbraunen Augen eines Mädchens von etwa fünf Jahren. Es drückte eine fein gearbeitete Puppe an sich. Neugierig blinzelte es Arigund an.

»Bist du der Spielmann?«, fragte es mit zartem Kinderstimmchen.

»So ist es, hohes Fräulein«, bestätigte Heinrich anstelle Arigunds.

»Dann wirst du also mit mir spielen?«, fragte das Mädchen weiter. »Es ist nämlich immer so schrecklich langweilig auf den Banketten meines Vaters. Immer wird nur über Politik geredet.«

»Kunigunde!«, erhob sich Ottokars Stimme. Das Kind zuckte zusammen und sah sich hektisch um.

»Wenn Ihr es wünscht, so stehe ich Euch gerne zur Verfügung, sowie Euer Vater mich entläßt, Herrin«, flüsterte Arigund und blinzelte dem Mädchen verschwörerisch zu. Sie konnte das Kind so gut verstehen. Ihr war es auf den Festen ihres Vaters ähnlich ergangen. Ein Lächeln ließ das Gesicht des Kindes erstrahlen, bevor es mit seinen kurzen Beinchen zu seinem Vater rannte, der bereits das Wort an einen arrogant aussehenden Mann gerichtet hatte.

»Görz von Tirol, ein Freund des Rudolf von Habsburg«, erklärte Heinrich erneut. »Ein übler Geselle, vor dem man sich in Acht nehmen muss.«

»Vor dem Grafen oder vor Rudolf?«, fragte Arigund. Der Kloß steckte ihr immer noch im Hals.

»Vor beiden würde ich sagen«, warf Heinrich ihr über die Schulter hinweg zu. »Kommt, ich möchte Euch einigen wichtigen Männern vorstellen, aber versucht Euch zurückzuhalten, Tassilo.«

»Ich bin stets darauf bedacht, mich bei Männern zurückzuhalten«, konterte die junge Frau.

»Man hat mir beigebracht in diesen Fällen zu lächeln und zu schweigen.«

»Das ist nicht das Schlechteste.«

Heinrich schlängelte sich durch die Menschenmenge, in der sich wieder kleine Grüppchen

gebildet hatten, die meisten von ihnen in angeregte Gespräche vertieft. Der Ritter strebte einem gedrunghenen Höfling zu, dessen Züge von einem mongolischen Einschlag zeugten. Der Mann unterbrach sein Gespräch und kam dem Minnesänger entgegen.

»Mein lieber Heinrich, welche Freude Euch zu sehen«, begann er mit hartem Akzent sprechend. »Man sagte mir, Ihr werdet heute ein neues Werk zu Ehren unserer lieblichen Prinzessin Kunigunde vortragen.«

»Herzog Boleslaw, es freut mich, Euch bei so guter Gesundheit anzutreffen. Wie ich hörte, litt Eure ganze Familie unter Katarrh?«

»In der Tat, und es ist erstaunlich, wie so etwas einen tapferen Mann aus der Bahn werfen kann. Obwohl ich schon seit ein paar Tagen wieder auf den Beinen bin, möchte ich derzeit lieber mit keinem österreichischen Bären die Waffen kreuzen müssen.« Er zwinkerte anzüglich zu dem Gefolgsmann des Habsburgers hinüber. Ottokars Haltung schien ziemlich angespannt, nachdem er seine Unterhaltung beendet hatte.

Heinrich lächelte wissend und meinte: »Tja, seit unser König Kärnten und Krain geerbt hat, ist das Klima zwischen Prag und Brugg so frostig wie unser diesjähriger Winter.«

»Ihr seid ein guter Beobachter, Heinrich«, lobte der Herzog.

»Zu viel des Lobes. Das pfeifen die Spatzen von den Dächern.«

»Und was erzählen sie noch so, diese allwissenden Vögelchen?«

»Dies und das, doch lasst uns lieber angenehmeren Themen zuwenden. Ich vermisse Eure Gattin, Herr Herzog.«

Boleslaw sah sich suchend um, schien sie aber ebenfalls nicht zu entdecken. »Seid unbesorgt, sie wird sich Euren Vortrag keinesfalls entgehen lassen. Jetzt entschuldigt mich. Unser König wünscht mich noch vor dem Mahl zu sprechen.«

Heinrich verbeugte sich elegant, und Arigund wäre beinahe in einen Knicks versunken, hätte ihr der Ritter nicht einen Stoß mit dem Ellbogen versetzt.

»Der Herzog ist ein Günstling des Königs«, raunte Heinrich ihr zu. »Wir sollten sehen, dass wir seine Frau ausfindig machen und angemessen begrüßen.«

»Woher wisst Ihr das alles?«, flüsterte Arigund.

»Mein lieber Tassilo, ich lebe davon, informiert zu sein. Um sich bei Hofe halten zu können, genügt es nicht, sein feines Stimmchen zu pflegen, man muss vor allem die richtigen Leute kennen.«

»Woher weiß ich, wer die ›richtigen‹ sind?«

»Augen und Ohren aufspannen«, riet Heinrich.

»Der Herzog?«

»Er gehört zu den wenigen, die sich unter Ottokars Wohlwollen sonnen können. Der König ist ein misstrauischer Mensch, und er verfolgt ehrgeizige Ziele.«

»Und die Königin?«

»Kunigunde ist eine Figur in seinem Spiel. Bis vor wenigen Jahren war Ottokar mit Margarete von Babenberg verheiratet, die ihm jedoch keine Kinder schenkte. Also jagte er sie aus dem Schloss. Was blieb ihm anderes übrig? Man munkelte bereits, es läge an seiner Manneskraft und nicht an ihrem Schoß. Kunigunde kam ihm nach der Schlacht bei Kressenbrunn gerade recht. Zudem ist sie jung und fruchtbar: Drei Kinder gebar sie ihm bereits, das erste ein Sohn. Leider verstarb er. Heinrich ließ der Kinderfrau dafür den Kopf abschlagen.«

»Hatte sie ihre Pflichten vernachlässigt?«

»Nein, sie trug keine Schuld an dem Unglück. Der Junge kränkelte vom ersten Tag an. Doch

Väter sind eigenartig, wenn es um ihre Söhne geht.«

Heinrich spähte noch immer umher, konnte aber die Gesuchte nirgends entdecken, zudem strebten nun alle dem Speisesaal entgegen.

»Mäßigt Euch beim Essen«, riet Heinrich. »Mit vollem Bauch musiziert sich schlecht.«

Arigund nickte. »Und die anderen beiden Kinder?«, hakte sie nach.

»Beides Mädchen. Kunigunde habt Ihr ja gerade kennengelernt, ein allerliebstes Kind, intelligent und aufgeweckt. Agnes wurde kurz vor unserer Ankunft geboren. Sie scheint gesund und munter zu sein. Jedenfalls hört man ihr Protestgeschrei durch die ganze Burg. Es heißt, die Milch der Amme reiche nicht und man suche nach einer neuen.«

»Es können auch ganz einfach Blähungen sein, die das Kind quälen. Die alte Resl gab den Kindern in diesem Fall Tee aus Fenchelsamen.«

»Wenn Ihr es schafft, das Kind ruhigzustellen, klettert Ihr auf der Gunstleiter der Königin schneller nach oben, als Ihr Euch verbeugen könnt«, flüsterte Heinrich Arigund vertraulich ins Ohr. »Man sagt, sie verbrächte jede Nacht an der Wiege des Kindes, sehr zum Leidwesen des Königs. Der will natürlich, so schnell es geht, den nächsten Versuch in Sachen Thronfolger unternehmen. Oh, ich entdecke gerade einen alten Freund, Friedrich von Sonnenburg. Ich hatte gehört, dass er gestern eingetroffen ist. Ein ausgezeichnete Sänger. Lass uns hinübergehen.«

Heinrich wirkte ungewöhnlich aufgeregt. Er breitete die Arme weit aus und schritt auf einen lebhaften jungen Mann mit strohblonden Haaren zu, der in so schreienden Farben gekleidet war, dass Arigund bei seinem Anblick die Augen schmerzen wollten. Entweder besaß dieser Ritter überhaupt keinen Geschmack oder einen besonders extravaganten. Auch sein Benehmen entsprach keineswegs dem eines Ritters. Er gackerte wie ein Huhn und spreizte die Finger wie die Damen. Zu allem Überfluss gab er ulkige Kreischlaute von sich, als er Heinrich entdeckte. Mit trippelnden Schritten kam er dem Sänger entgegen und fiel ihm in die Arme.

»Wen sehen meine müden Augen?«, plapperte er. »Heinrich, welch Balsam für meine Seele.«

Friedrich tätschelte Heinrichs Rücken, als handelte es sich um eine Harfe. Dann entdeckte Friedrich Arigund und staunte.

»Wen hast du uns denn da mitgebracht, mein lieber Freund?« Friedrich trat einen Schritt vor und musterte »Tassilo« wohlwollend vom Scheitel bis zur Sohle.

»Tassilo dal Monte aus Venedig, mein Spielmann«, stellte Heinrich vor. »Er schlägt die Laute besser als ich.«

Friedrich verbeugte sich viel zu ehrfürchtig und wedelte dabei affektiert mit den Armen. Alles an ihm erinnerte eher an eine Frau. Ob auch er ein Versteckspiel trieb?

»Tassilo, hm, der Name zergeht ja geradezu auf der Zunge, und was für ein angenehmer Anblick! Hat er denn auch eine Stimme, der Herr Tassilo?«

»Und ob er die hat, eine Stimme wie ein Seraphim.«

Friedrich hob tadelnd den Finger. »Gib Acht, Heinrich, denn dieser Venezianische Engel wird die Blicke der Damenwelt von dir ablenken. Sie werden ihn vergöttern und mit Reichtümern überschütten. Sieh dir nur diese Augen an und dieses fein geschnittene Profil. Zudem entdecke ich keinen Bartwuchs.«

Bevor Arigund es verhindern konnte, war Friedrich ihr bereits über die Wange gestrichen. »In der Tat, nicht ein einziger Stoppel. Wie sehr ich dich um diese Haut beneide, Tassilo!«

»Da gibt es nichts zu beneiden«, entgegnete Arigund mit fester Stimme. »Ganz im Gegenteil. Seid gewiss, Herr, ich würde gerne Euren Bartwuchs in Kauf nehmen, bekäme ich dafür Eure Männlichkeit.«

Friedrich stutzte, dann machte sich Bedauern auf seinem Gesicht breit. »Oh, Ihr seid ein Kastrat. Ich hörte davon, dass es jenseits der Alpen angeblich üblich sei, Knaben daran zu hindern, zum Manne zu reifen, damit sie ihre hellen Stimmen behalten, doch bin ich noch nie so jemandem begegnet. Dann ist es also wahr? Was für eine Verschwendung.«

Leutselig legte er seinen Arm um Arigund. Er brachte seine Lippen dicht an ihr Ohr und ließ seine Hand tiefer gleiten, bis sie leicht auf Arigunds Gesäß lag. Seine Stimme wisperte lockend: »Wenn Ihr Euch dennoch einmal nach Liebe sehnt, wunderschöner Troubar, dann lasst es mich wissen.«

Arigund schüttelte seinen Arm ab und starrte ihn lediglich abweisend an. Unruhig begann Friedrich an seiner Kleidung herumzuzupfen.

»Nun, das macht Euch für die Damenwelt wohl nur noch interessanter«, meinte er nun wieder laut. »Richtige Männer haben sie ja genug.«

»Friedrich, Ihr müsst bei Tische neben mir sitzen und berichten, wie es Euch ergangen ist, seit wir uns in Kelheim getrennt haben«, unterbrach Heinrich das Gespräch. Arigund atmete erleichtert auf. Sie wusste gar nicht, dass Männer derart direkt über solche Sachen sprachen. Zum ersten Mal war sie froh über ihre dunklere Hautfarbe. Es war wohl niemandem aufgefallen, dass ihr die Schamröte in den Kopf gestiegen war. Heinrich kehrte noch einmal zu ihr zurück und nickte zustimmend. »Gut gemacht, Tassilo. Friedrich ist ein herzensguter Mensch, aber ein ausgesprochenes Klatschmaul. Ich denke, wir haben nun dafür gesorgt, dass bald der gesamte Hof dein Schicksal kennt. So etwas wie im Gasthaus wird uns also nicht noch einmal passieren. Wir sehen uns nach dem Mahl. Deine Tischdame heißt Agnes und ist die Tochter des Kämmerers. Pass gut auf dich auf, Tassilo, und denk daran: schweigen und zuhören. Davon leben wir.«

»Und vom Lauteschlagen«, ergänzte Arigund lachend. Der Abend verging in gähnender Langeweile. Arigund hielt sich an Heinrichs Rat und erfuhr bald von dem jungen Mädchen, dass man im Lande gar nicht so glücklich über den König war. Er herrschte mit harter Hand und raffte an sich, was er bekommen konnte. Nur unter großen Opfern hatten die böhmischen Adeligen dem Herrscher zumindest ein unabhängiges Landgericht abgerungen. Endlich wähten sich die Landesherren vor den zunehmenden Beschlagnahmungen ihrer Güter durch den König sicher. Zudem warb der König unaufhörlich deutsche Bauern aus dem Elbgebiet an. Er lockte sie mit dem Versprechen, sie könnten hier als Freie nach deutschem Recht leben. Der Adel klagte über die Unruhen, die dadurch unter ihren Hörigen entstanden waren. Arigund musste sofort an Annelies und Matthias denken. Freiheit! Hatte nicht auch ihre Zofe danach gestrebt? Mehr denn je sehnte sich Arigund nach einer vertrauten Seele.

Schließlich verabschiedete sie sich höflich von Agnes, die ihr mit sehnsüchtigen Blicken nachsah, und ging in den Raum, in dem man die Musikinstrumente aufbewahrte. Als sie an Heinrichs Seite in den Saal zurückkehrte, durchströmte sie die gewohnte Erregung. Sie liebte es, mit ihrer Musik die Menschen zu verzaubern. Viel zu schnell war Heinrichs Lied verklungen. Sie bekamen einen Menge Beifall. Ottokar nickte ihnen anerkennend zu. Gerade wollten sie sich von der Bühne zurückziehen, als Friedrich nach vorne trat und sich tief vor dem Herrscher verbeugte. Der runzelte die Stirn und fragte barsch nach seinem Begehren.

»Durch Zufall hörte ich, dass wir einen ganz außergewöhnlichen Sänger unter uns haben, hoher Herr«, begann er und fixierte Arigund.

»Ihr meint wohl gar Euch selbst, Herr von Sonnenburg?«

Noch einmal verbeugte sich der Sänger. »Es ehrt mich, dass Ihr ihn in mir vermutet. Leider ist meine Kunst bescheiden gegenüber der seinen.«

»Von wem spricht Ihr?«, wollte der König wissen.

»Von einem Troubar aus Venezien.«

Arigund trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Sie sah zu Heinrich, dem die Zornesröte ins Gesicht stieg.

»Diesmal überzieht er es mal wieder«, raunte er Arigund zu. Gemeinsam hofften sie, der König würde abwinken, und offenbar wollte er es auch, doch da zupfte ihn seine Gattin sanft am Ärmel und flüsterte ihm etwas zu. Der König rollte mit den Augen und sagte: »So mag er vortreten und uns seine Kunst demonstrieren, der Troubar.«

Friedrich machte eine ausladende Handbewegung zu Arigund.

Ottokar sah Heinrich an, doch dann verstand er: »Ist gar Euer Spielmann gemeint, Herr Heinrich?«

Arigund machte hastig einen Schritt nach vorne. Verbeugte sich tief vor dem Herrscher und meinte mit leiser Stimme: »Verzeiht dem Herrn Friedrich, hoher Herr, aber meine Kunst ist zu bescheiden, um Eure Hallen zum Leuchten zu bringen.«

Ottokar strich sich über seinen Spitzbart und musterte Arigund kurz. Mit gewohnt gebieterischer Stimme wischte er ihren Einwand beiseite: »Das zu beurteilen ist meine Sache. Zeigt Eure Kunst, Herr ...?«

»Tassilo, Tassilo dal Monte.«

»Nun denn, beginnt, Tassilo dal Monte, auf dass wir auf Euer Wohl und Eure Stimme trinken können.«

Erschrocken blickte Arigund zu Heinrich, doch der reichte ihr lediglich die Laute und zog sich stumm zurück. Es war an ihr, den König zu überzeugen. Nachdenklich strich die junge Frau über die Saiten. Welches Lied würde angemessen sein für einen König? Und dann kam es ihr wie von selbst über die Lippen:

Ich steh auf der Burgen Zinnen

Und sehne mich so sehr.

Wie könnt ich den Mauern entrinnen,

Damit ich bei dir wär.

Wenn ich ein Vöglein wär,

Erhöb ich mich auf Schwingen.

Ich flög nicht weit – nur an dein Herz,

und würde beglückt dort singen.

Arigund sah das überraschte Gesicht des Herrschers. Er räusperte sich: »Ihr habt es gewagt, vor Eurem König die Unwahrheit zu sagen!«, donnerte seine Stimme durch den Saal.

Arigund sackte in sich zusammen. So leicht war es, ihr Spiel zu durchschauen? Gewiss erwartete sie nun eine harte Strafe. Ottokar erhob sich und kam auf sie zu. Sie wagte nicht, sich zu bewegen, lag vor dem Herrscher auf den Knien und beugte den Nacken. Die Dielenbretter knarrten laut unter seinen schweren Schritten. Im Saal war es totenstill.

»Eure Stimme, höchst ungewöhnlich, fast wie bei einem Knaben. Ich fordere Euch auf, Tassilo, ein weiteres Stück zum Besten zu geben, und seht mir dabei in die Augen.«

Arigund kämpfte mit der Fassung. Bloß nicht in Tränen ausbrechen. Diese Blöße wollte sie sich

auf keinen Fall geben. Wenn schon, dann mit fliegenden Fahnen untergehen! Fast trotzig hob sie die Augen und sah Ottokar an. Vielleicht konnte ihn ein kirchliches Lied milde stimmen. Wie gut, dass sie so oft mit dem Prior gesungen hatte. Sie wählte erneut ein kurzes Stück, diesmal in lateinischer Sprache, und sie sang es – wie der König es wünschte – auf Augenhöhe mit ihm, dem mächtigsten Herrscher des Abendlandes. Der ließ während des gesamten Liedes den Blick nicht von ihr. Kaum hatte sie geendet, schritt er erneut kopfschüttelnd um sie herum und musterte sie. Arigund senkte wieder den Blick. Ottokar kam ihr so nahe, dass sie glaubte seinen Atem im Nacken zu fühlen. Seine Worte brachten ihre braunen Locken zum Vibrieren: »Und Ihr, Heinrich von Meißen, habt Euch zumindest der Mitwisserschaft schuldig gemacht, denn Ihr habt geschwiegen. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.«

Plötzlich stand Heinrich allein. Alle, die ihn eben noch umringt hatten, waren zurückgewichen. Er sank auf die Knie und stammelte: »Verzeiht, hoher Herr, ich ...«

Mit einer einfachen Handbewegung brachte der König ihn zum Schweigen. Er baute sich vor Arigund auf und fasste mit der Spitze seiner Hand an ihr Kinn, sodass sie ihn ansehen musste. Stumm betrachtete er den vermeintlichen Sänger.

»Ich bleibe dabei, Ihr habt gelogen, als Ihr behauptetet, Eure Kunst wäre nicht ausreichend für die Ohren eines Königs«, meinte er schließlich. Er ließ von Arigund ab und ging zurück zu seinem Platz, wo er die Hand seiner Gattin nahm.

»Nun«, fuhr er fort, »ich glaube auch im Namen der Königin zu sprechen, wenn ich behaupte, sie ist ein Geschenk, Eure Stimme, ein Gottesgeschenk. In seiner unendlichen Gnade hat Euch der Herr hierher geschickt, damit wir uns an seinen Wundern erfreuen. Seid willkommen an meinem Hof, Tassilo dal Monte, und bleibt, solange es Euch beliebt.«

Verblüfft sah Arigund zu Heinrich, doch da brandete schon lauter Beifall auf. Die nächsten Stunden erlebte Arigund mit größtem Unbehagen. Tausend unbekannte Gesichter tanzten um sie herum und stellten Fragen, die unverfänglich zu beantworten ihre größte Konzentration erforderte. Zweitausend Hände fassten sie an und mussten in ungefährlichen Grenzen gehalten werden. Arigund hielt sich an Heinrichs Rat: Sie schwieg und lächelte, was man ihr großzügig verzieh in der Annahme, es zeugte von Bescheidenheit. Einige wenige versuchten es mit gebrochenem Italienisch oder Latein, worauf die junge Frau höflich, aber kurz in derselben Sprache antwortete. Und ganz als wollte sich Friedrichs Prophezeiung bewahrheiten, warfen ihr die Damen verzückte Blicke zu, und so manch eine schickte ein Ringlein oder ein anderes kleines Schmuckstück. Trotzdem war Arigund dankbar, als Herzog Boleslaw sie zum König bat. Sie verabschiedete sich mit einer kurzen Verbeugung und folgte. Der Herrscher stand im Kreise seiner Familie und schien tatsächlich einmal nicht mit Politik beschäftigt zu sein. Er winkte sie heran.

»Herr dal Monte«, richtete er das Wort an sie, »meine Tochter wünscht, dass Ihr sie in ihre Kemenate begleitet und ihr als persönliches Geburtstagsgeschenk ein Schlaflied vortragt.«

Arigunds Blick ging hinab zu dem kleinen Mädchen mit den großen Augen. Sie schmunzelte. Es galt also den Spielmann zu mimen und die Kleine zu unterhalten.

»Es wird mir eine Ehre und ein großes Vergnügen sein, hoher Herr.«

»Nun denn, Kunigunde, dann bist du entlassen.«

Die Kleine knickte formvollendet und sagte: »Ich wünsche Euch eine gute Nacht, hoher Herr.«

Verwundert bemerkte Arigund die formelle Anrede des Kindes. Bei aller Ehrerbietung wäre sie selbst niemals auf den Gedanken gekommen, ihren Vater anders anzusprechen als mit »Vater«. Offensichtlich herrschten hier strenge Sitten.

Ein eigener kleiner Hofstaat folgte ihnen durch ein Labyrinth von Gängen bis zu einem Raum,

der, bewacht von zwei Leibgardisten und gesichert mit einem schweren Riegel, am anderen Ende der Burg lag. Die Tür öffnete sich zu einem großen, freundlich eingerichteten Zimmer. In der Ecke stand eine Kommode mit wertvoller Einlegearbeit, vor dem Fenster eine große Truhe, davor die obligatorische Presse für die Schmuckärmel. Kunigundes Bett entsprach von der Größe her eher dem einer Erwachsenen. Die Decken schienen angewärmt und aufgeschüttelt. Ein frisches Feuer prasselte im Kamin und verbreitete wohlige Wärme.

Kunigunde verabschiedete befehlsgewohnt die Domestiken und Spielkameradinnen, sodass sich schließlich nur noch die Amme und Arigund im Raum befanden. Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ sich das Kind ins Bett fallen. Dienstbeflissen erlöste die Amme das Mädchen von den quälenden Schuhen, die ganz offensichtlich viel zu eng waren.

»Sing für mich!«, befahl Kunigunde.

Arigund trat näher und fragte: »Wünscht Ihr ein besonderes Lied, Kunigunde?«

Die Kleine winkte ab. »Irgendeines. Es ist nur, damit die da draußen meinem Vater berichten können. Ich will, dass wir spielen, so wie du's versprochen hast.«

Lächelnd tat Arigund ihr den Gefallen. Sie hatte kaum geendet, als die Kleine schon aufgeregt aufsprang, ihre Kiste öffnete und eine wunderschön gekleidete Puppe herausnahm, deren Gesicht aus einem seltenen weißen Material bestand, das Arigund noch nie zuvor gesehen hatte.

»Das ist Rosalie!«, erklärte das Mädchen. »Mein Vater hat sie mir zum letzten Geburtstag geschenkt. Er sagte, sie stamme aus einem Land weit im Osten. Sieht sie nicht aus, als wäre sie lebendig?«

»In der Tat«, bestätigte Arigund, »und wie wunderschön sie gekleidet ist. Ihr seid zu beneiden. Wollen wir mit ihr spielen?«

Das Kind nickte eifrig und kramte weiter. »Lass uns Prinzessin und Bettlerin spielen.«

Eine weitere Puppe landete auf dem Boden. Diese war nicht weniger schön gearbeitet, doch besaß sie lediglich einen geschnitzten Holzkopf. Kunigunde drückte der Sängerin das Spielzeug in die Hand. »Du bist die Bettlerin«, legte sie fest.

Nichts leichter als das!, dachte sich Arigund, die Rolle kenn ich gut. Laut sagte sie: »Dann brauch ich aber noch einen anderen Aufzug, denn so ist eine Bettlerin nicht gekleidet. Sie braucht ein Hemd aus grobem Leinen und Holzschuhe.«

»In der Tat: Du hast Recht! Gleich morgen werde ich es machen lassen. Glaubst du, wir können trotzdem schon einmal anfangen zu spielen?«

Arigund machte ein nachdenkliches Gesicht. Dann nickte sie ernst. »Wir können ja spielen, dass die Bettlerin von einer edelmütigen Frau diese schönen Kleider geschenkt bekommen hat ...«

»... weil die ihr Leben Gott widmen möchte«, ergänzte Kunigunde, »und da braucht sie keine schönen Kleider, denn der Herr Jesus sieht nur unsere Herzen.«

»Sie hat eine Bettlerin am Wegesrand bemerkt, und da wollte sie ein gutes Werk tun«, ergänzte Arigund.

Die restliche Zeit sprachen die Puppen. Sie lachten, weinten und lagen sich in den Armen, bis Kunigunde auf dem Fußboden eingeschlafen war. Vorsichtig und unter den strengen Augen einer ansonsten stummen Amme hob Arigund das Mädchen auf und legte es in sein Bett. Dann wandte sie sich um und verließ den Raum.

Der Winter verging mit Puppenspiel und Gesang. Heinrich und Arigund sonnten sich in der Gunst des Herrschers und seiner Tochter. Es war eine merkwürdige Freundschaft, die die Sängerin und das Kind verband. Kunigunde sprach nie über ihren Vater oder das Leben am Hof, doch durch die Puppen erfuhr Arigund, wie unglücklich das Mädchen war, wie wenig es sich von einem Vater geachtet fühlte, der sich nach einem Sohn sehnte, und wie wenig auch von ihrer Mutter, die ihren Lebenszweck darin sah, dem König einen solchen Prinzen zu gebären. Im März bereits stand fest, dass die Königin erneut schwanger war. Seither musste sich der gesamte Hof täglich zum Bittgebet für einen Buben versammeln. Sollte dieses Kind der ersehnte Erbe sein – sogar der Name stand schon fest, der Thronfolger sollte »Wenzel« wie sein Großvater heißen –, dann wollte man die kleine Kunigunde mit dem annähernd gleichaltrigen Sohn des Herzogs verloben. Das Kind wirkte angesichts solcher Ankündigung verzweifelt, sein Spiel war voller Ängste. Immer häufiger äußerte die Prinzessinnenpuppe den Wunsch, den Schleier zu nehmen, um den Intrigen am Hof zu entgehen. Fast täglich lag sie weinend in den Armen der Bettelpuppe. Arigund beobachtete besorgt, wie Kunigunde immer stiller wurde und sich zusehends zurückzog.

Der König indes schien die Verzweiflung seiner Tochter nicht zu bemerken, oder sie kümmerte ihn nicht. Auch mit Heinrich konnte Arigund nicht darüber sprechen. Der war mit seinen eigenen Geschäften und Gedanken beschäftigt. Der König wünschte anlässlich der Geburt seines Sohnes – er war überzeugt davon, dieses Kind würde männlichen Geschlechts sein – ein rauschendes Fest. Das sollte jedoch nicht in Prag, sondern in Wien stattfinden, wohin den König die politische Entwicklung trieb. Wenn man den Worten des Herzogs Glauben schenkte – und man war in der Regel gut beraten, dies zu tun –, so lag Ottokar daran, ein Zeichen zu setzen. Die Adeligen im von Herzog Ulrich geerbten Kärnten und Krain murrten unverhohlen gegen des Königs Verwaltungspolitik, und einige verweigerten ihm bereits offen den Gehorsam.

So herrschte seit dem zeitigen Frühjahr Aufbruchsstimmung. Jedermann erwartete den Eisbruch auf der Moldau, doch der ließ auf sich warten. Erst Mitte April lockerte der Winter seinen Griff. Nicht nur Heinrich bekam die Gelegenheit, Boten mit Briefen auszusenden, um Einladungen in alle Welt zu schicken, die sich dem prächtigen Fest anschließen sollten. Der Herrscher legte den Abreisetermin für Ende Mai fest und ließ den Herold die Liste mit den Männern und ihren Familien verlesen, die ihn nach Wien begleiten sollten. Die meisten davon waren keine Höflinge, sondern kampferprobte und zuverlässige Ritter, die dem König treu ergeben waren. Spätestens jetzt wurde klar, dass der König nicht die Absicht hegte, Höflichkeitsbesuche zu machen. Von den Sängern waren lediglich Heinrich und »Tassilo« aufgefordert, sich dem Zug anzuschließen. Die Nachricht versetzte Heinrich in Hochstimmung, Arigund jedoch in Unruhe.

»Ich verstehe nicht, warum Ihr Euch nicht freut?«, haderte der Ritter mit ihr. »Es ist eine große Ehre und sichert unser Einkommen übers Jahr.«

»Ich halte es für gefährlich, dem König dauerhaft so nahe zu sein«, konterte Arigund. »Seine Gunst ist schwer zu erlangen und rasch zu verlieren.«

»Gibt's einen Regenten, bei dem das anders ist?«, spielte Heinrich den Einwand herunter.

»Da kann ich nicht mitreden.«

»Ach, Tassilo, kommt schon.«

Heinrich kitzelte sie mit einer Feder an der Stirn und setzte sein unglaubliches Lächeln auf.

Arigund entzog sich dem verlockenden Blau seiner Augen. »Ihr werdet Wien lieben. Ich kenne keine schönere Stadt.«

»Habt Ihr dieses Loblied nicht auch über Prag gesungen?«

»Und habe ich etwas Falsches versprochen? Prag hat uns Glück gebracht.«

»Und das sollte man nicht versuchen, denn es ist trügerisch.«

»Benehmt Euch nicht wie ein zahnloses Weib! Wo ist die Abenteuerlust geblieben, die ich so sehr an Euch schätze?«

Heinrich zwinkerte ihr verschmitzt zu. »Überhaupt haben wir sowieso nicht viel zu bestimmen. Im Grunde heißt es: Mit dem König nach Wien, oder wir müssen uns trollen und woanders ein warmes Plätzchen suchen.«

»Ich wäre für das andere warme Plätzchen«, maulte Arigund.

Heinrich stutzte und musterte sie intensiv. Arigund wich seinem Blick aus. »Was ist los?«, fragte er besorgt.

Arigund schüttelte den Kopf. Er würde es sowieso nicht verstehen, denn er war ein freier Mann. Ihr aber klangen Vaclavs Worte noch allzu gut in ihren Ohren: »Wenn man sich verbergen möchte, sollte man nicht so viel Aufhebens um die eigene Person machen.« Die Folgen ihres Fehlers waren ihr Mahnung genug.

»Habt Ihr eigentlich schon Nachricht aus Regensburg?«, meinte sie an Heinrich gewandt.

Der Ritter wurde ernst. »Ist es das, was Euch Sorgen bereitet, dass wir den Boten verpassen könnten? Ich habe einen äußerst zuverlässigen Mann ausgewählt und erwarte ihn jeden Tag. Doch selbst wenn er erst nach unserer Abreise eintrifft, wird er uns folgen. Er hat den Auftrag, nur mir persönlich Bericht zu erstatten. Ihr braucht Euch also keine Gedanken zu machen.«

»Was, wenn er abgefangen wurde? Was, wenn Wirtho erfährt, dass Arigund noch lebt?«

»Dann gäbe es ein Grund mehr, nach Wien zu gehen.«

»Hat das Schicksal ein solches Leben für mich auserkoren, Heinrich? Werde ich niemals mehr ein Zuhause haben, einen Ort, von dem man mich nicht wieder vertreibt, einen Platz, an dem ich mich sicher fühlen kann?«

Arigund kämpfte mit den Tränen. Der Ritter sah sie mitleidig an. In den letzten Wochen hatte er beinahe vergessen, dass »Tassilo« nur ihre Maske war. In Wirklichkeit aber war er, Heinrich, der Wandervogel. Sie dagegen sehnte sich nach einem gemütlichen Nest, so wie die meisten Frauen.

Der Bote traf nicht ein. Den beiden Sängern blieb daher nichts anderes übrig, als auszurichten, man möge Schreiben und Boten nach Wien weiterschicken. Arigund war sich nicht sicher, ob man diesem Wunsch entsprechen würde, denn der Hof war in großer Unruhe. Die Königin litt unter dieser Schwangerschaft wie unter keiner zuvor. Sie bekam immer wieder vorzeitige Wehen, sodass die Amme mahnte, die hohe Herrin würde die Sicherheit des Kindes gefährden, wenn sie jetzt eine Reise anträte. Widerwillig gab der König nach und gestattete seiner Gattin, in Prag zu bleiben. An ihrer Stelle sollte ihn Kunigunde begleiten. Nach der hoffentlich glücklichen Geburt des Kindes würden Tauben geschickt werden, damit die Nachricht rasch bei Hofe einträfe und gebührend gefeiert werden konnte.

Endlich stand der Tag des Aufbruchs fest, und es hätte kein schönerer sein können. Die Maisonne strahlte mit aller Kraft. Hunderte von Schwalben hatten sich auf den Burgzinnen versammelt und kommentierten schnalzend und zwitschernd das bunte Treiben auf dem Burghof.

Der König hatte allen Männern neue Gewänder und allen Pferden neue Schabracken mit dem Königswappen schneiden lassen. Arigund und Heinrich steckten mitten im Gewimmel. Den beiden Sängern war ein Wams aus weichem Hirschleder überreicht worden und zwei Mäntel, die ebenfalls mit dem Zeichen des Königs versehen waren. Damit gehörten sie offiziell zu seinem Gefolge. Als Arigund ihr Maultier frisch beschlagen und reisefertig machen ließ, schlug der königliche Stallmeister die Hände über dem Kopf zusammen. Hoch aufgerichtet platzierte er sich zwischen Arigund und Marron und meinte, nach Ansicht des Königs würden nur Pfaffen und Frauen Söhne eines Esels besteigen. Männer seines Gefolges ritten gefälligst auf Pferden. Daraufhin ließ er für Arigund einen kleinen Fuchs mit breiter Blesse und heller Mähne vorführen und machte zweifellos klar, dass »Tassilo« dieses Pferd würde besteigen müssen. Nach langem Hin und Her wurde das Maultier aber zumindest mit dem Gepäck der Sänger beladen und hinten an einem der Wagen angebunden. Laut gab Marron kund, was er davon hielt. Wenigstens entpuppte sich der Fuchs als ein ruhiges und bequemes Tier. Arigund war dankbar dafür, auch wenn die anderen Ritter den Fuchs als »Schlafmütze« bezeichneten. Sie ertrug den Spott gelassen. Mittlerweile war sie es gewohnt, dass man sich hinter ihrem Rücken über sie lustig machte, weil sich »Tassilos« Interesse an Pferden auf die Frage beschränkte, welches denn das friedlichste Tier wäre und sein Verlangen nach Frauen über minnigliche Tugenden kaum hinausging. Der Waffenmeister hatte längst den Gedanken aufgegeben, »Tassilo« könnte noch ein brauchbarer Kämpfer werden. Es scheiterte schon daran, dass normale Schwerter für den leicht gebauten Sänger viel zu schwer waren, sodass er nach wenigen Hieben erschöpft ins Gras sank. Seine Waffe war ein schmales, nadelspitzes Messer, das er allerdings einzusetzen verstand. Mittlerweile gelang es »Tassilo« sogar, zielgenau damit zu werfen.

Bei den Damen dagegen erfreute sich der Troubadour großer Beliebtheit. Sie schätzten seinen Charme und seinen guten Geschmack. »Tassilo« entging es niemals, wenn eine von ihnen ein neues Kleid trug, und er lobte sie, wenn ein Tuch besonders gut zu ihrer Augenfarbe passte. Die Damen warfen ihren Gatten anschließend tadelnde Blicke zu, da diesen die neue Garderobe selbstverständlich entgangen war. »Tassilo« nahm sich immer Zeit und war sich auch nicht zu schade, mit ihnen die Frage zu diskutieren, ob ein Ausschnitt zu gewagt oder gerade noch schicklich wäre. Er ging mit ihnen zum Tuchhändler und feilschte für sie um den Preis. Erlaubte es das Vertrauensverhältnis, zupfte »Tassilo« zuweilen sogar hier eine Haarsträhne zurecht oder

rückte dort ein Tuch gerade. Die Männer lachten nur noch mehr, je mehr die Damen ihn lobten, konnten sie ja sicher sein, dass von dem »armen Wicht« keinerlei Gefahr für die Tugend ihrer Gattinnen ausging. Die zeigten ihre Dankbarkeit für die Aufmerksamkeit des Sängers durch Geschenke und Freundlichkeiten. Keine von ihnen verlangte mehr als einen artigen Kuss auf die Fingerspitzen, doch eine jede bedauerte sein Schicksal hinter vorgehaltener Hand und seufzte ob des »herben Verlustes«. Wäre er doch ansonsten der Traum einer jeden Jungfrau. Da die meisten Damen in Prag blieben, flossen zum Abschied reichlich Tränen und zahlreiche Erinnerungsgeschenke wechselten in »Tassilos« Besitz. So verließen die beiden Sänger Prag als wohlhabende Männer, und Marron hatte eine Menge zu schleppen, was er in gewohnter Manier mit Zähnen und Hufen zu kommentieren wusste.

»Ich fürchte, er wird niemals wieder gutes Benehmen lernen«, seufzte Arigund. »Komisch, dass er nicht tritt oder beißt, wenn ich ihn reite.«

»Entweder ist er sich als Packtier zu schade, oder du stehst hoch in seiner Gunst«, meinte Heinrich gut gelaunt, als sie endlich die Zügel ihrer Pferde in den Händen hielten.

»Das Tier hat eben einen sicheren Instinkt, was Menschen angeht«, spottete Arigund und beobachtete, wie Marron nach dem Kutscher schnappte, der es am Wagen festmachen wollte.

»Wo kämen wir hin, wenn wir uns auf die Narretei eines Esels verließen«, schimpfte Heinrich, dem das Maultier nach wie vor ablehnend gegenüberstand.

»Wir würden uns kaum verschlechtern, leben wir doch in einer Welt, in der genug männliche Esel das Sagen haben«, scherzte Arigund.

»Schwingt nur weiter solch aufrührerische Reden, Tassilo, und seht zu, wie weit Ihr kommt. Doch schaut, da ist Jakob!«

Der Junge war im Winter ein ganz schönes Stück gewachsen. Schlaksig stand er vor ihnen und machte ein bedrücktes Gesicht.

»Ich wünschte, ich könnte mit Euch ziehen«, lamentierte er. »Prag wird mir langsam langweilig.«

»So, wie du aussiehst, liegt es weniger an Prag als an einer gewissen Aleandra«, meinte Arigund und hatte sogar ein wenig Mitleid mit dem Knaben.

»Ihr Vater meint, wir wären viel zu jung, um uns aneinander zu binden.«

»Verlieben kann man sich in jedem Alter.«

Arigund spähte zu Heinrich herüber, doch der schien gar nicht zugehört zu haben. Herzlich drückte sie Jakobs Hand.

»Leb wohl, mein Freund. Wir werden uns gewiss eines Tages wiedersehen.«

»Das will ich doch schwer hoffen«, krächzte Jakob mit belegter Stimme. »Und passt mir bloß auf den Herrn Heinrich auf! Der stolpert von einem Abenteuer ins nächste und glaubt auch noch, dass sich das für einen Ritter so gehört.«

Jakob grinste, und Heinrich deutete eine Kopfnuss an.

»Du und dein freches Mundwerk.« Drohend hob der Ritter den Zeigefinger. Dann stieg er auf.

»Halt die Ohren steif, sei tapfer und ehrenhaft, dann klappt's auch mit der Minne«, raunte er dem Kaufmannssohn zu. Arigund folgte Heinrichs Beispiel und erklomm ihren Fuchs.

»Ich werde euch vermissen!«, rief Jakob. Dann rannte er davon.

Ottokars Gefolge hatte sich mittlerweile formiert. Geordnet ritten die Männer durch die breite Gasse, die Burgleute und Volk bildeten. Der Zug glich mit seinen bis an die Zähne bewaffneten und finster dreinblickenden Rittern einem Kriegsheer. Die glänzenden Waffen klirrten am Schwertgurt, und die Hufe der frisch beschlagenen Pferde sprühten Funken auf dem gepflasterten

Burghof. Achtlos zerstampften sie die von den Kindern geworfenen Blumen.

»Jedenfalls müssen wir diesmal kaum befürchten, von Räubern angegriffen zu werden«, merkte Heinrich an.

Arigund durchlief ein Schauer, als der Sänger die Bemerkung machte.

»Hoffen wir mal«, flüsterte sie leise. »Es gibt viele Arten von Räubern. So manch einer besitzt ein Wappen.«

»Ich wollte dich nicht beunruhigen«, entschuldigte sich Heinrich.

MAI 1271

Wirtho von Brennborg musterte den jungen Ritter mit düsterem Blick. Der Kerl war seinen Männern auf der Straße nach Regensburg aufgefallen, weil er sich allzu genau nach dem Verbleib Reimar von Brennborgs erkundigt hatte. So hatte der Truchsess ihn aufgreifen und zur Burg bringen lassen. Nun drehte Wirtho die beiden versiegelten Schreiben in den Händen, unschlüssig das königliche Siegel betrachtend. Der eine Brief war an seinen Bruder gerichtet. Der andere an seinen Schwiegervater Antonio DeCapella. Allein in der Kombination witterte Wirtho Verrat.

»Wer hat dich mit diesen Botschaften beauftragt?«, herrschte Wirtho den Mann an.

»Sie tragen das Siegel meines Herren, Przemysl Ottokars II., König von Böhmen, eines Mannes, dessen Feindschaft man sich besser nicht zuzieht.«

Wirtho wischte den Einwand zur Seite.

»Pah! Schon mein Vater hat sein Schwert gegen den böhmischen Invasoren erhoben und ihn in seine zugigen Ländereien zurückverwiesen.«

»Wer Euch diese Geschichte erzählte, Truchsess«, antwortete der Ritter selbstbewusst, »vergaß wohl zu erwähnen, dass seither Ungarn unser ist. Doch lassen wir die Vergangenheit ruhen, gebt mir die Briefe zurück, und die Sache ist vergessen!« Wirtho biss sich auf die Lippen.

»Ihr seid ein mutiger Mann, Herr Ritter«, zischte er. »Der Letzte, der es wagte, mir so zu kommen, zielt die Zinnen meiner Burg, und die Krähen streiten sich um seine Eingeweide. Ich frage Euch noch einmal: Wer hat Euch diese Briefe übergeben? Der König war's kaum selbst.«

»Sein Gefolgsmann Heinrich von Meißen vertraute mir die Schreiben an. Er trug mir auf, die Briefe den Empfängern persönlich zu übergeben. Ich nehme an, Euer Bruder befindet sich auf der Burg?«

Wirthos Kopf färbte sich rot. Seine Hand zitterte, als er nach dem Humpen mit Bier an seiner Seite griff. Er tat einen tiefen, schlürfenden Schluck und trank mit schmatzendem Geräusch.

»Ihr liegt richtig«, antwortete er scheinbar wieder ruhig.

»Könntet Ihr mir mitteilen, wo ich ihn finde?«

»Gewiss kann ich das. Noch viel mehr. Ich werde Euch zu ihm bringen lassen.«

Wirtho gab den beiden Männern einen Wink. Sie traten vor, packten den Boten an den Armen und versuchten ihn hinauszuzerren, der aber widersetzte sich und schlug seinen Widersachern die Ellbogen in die Magengrube, sodass sie ihn stöhnend losließen. Der junge Mann streckte die Rechte aus und forderte: »Den Brief!«

Raues Lachen schlug ihm entgegen, als die Wache von hinten über ihn herfiel, ihn überwältigte und zum Bergfried zerrte. Sie schnürten ihm die Arme fest an den Körper und warfen ihn anschließend kopfüber ins Loch. Wirtho riss den Brief auf und versuchte die winzigen Buchstaben zu entziffern und zu Worten zu verbinden, doch irgendwie verschwamm ihm die Tinte vor den Augen. In letzter Zeit plagten ihn oft Kopfschmerzen, doch die Schwäche seiner Sehkraft war neu. Zornig knüllte er das Pergament zusammen und ließ den Burgkaplan rufen. Erneut griff er nach dem Humpen, fand ihn jedoch leer. Ein Domestik eilte herbei und goss eilig nach. Wirtho riss das Gefäß aus seinen Händen und führte es erneut zum Mund. Die bittere Flüssigkeit rann beruhigend

seine Kehle hinunter. Der junge Truchsess hatte sich gerade den Mund mit dem Handrücken abgewischt, als der Kaplan eintraf.

War Pater Anselm schon früher dürr und von blasser Hautfarbe gewesen, so war er jetzt nur noch ein flatternder Schatten. Seine Nase ragte wie der Schnabel des Habichts aus seinem gelblichen, von tiefen Furchen durchzogenen Gesicht.

»Lest vor, Pater«, blaffte ihn Wirtho an, ohne ihn auch nur anzusehen.

Mit fahrigem Fingern griff der Kaplan nach dem Pergament, strich es glatt und flog mit den Augen darüber.

»Du sollst es nicht prüfen und mir vortragen, was deinem dummen Geist entspringt, sondern lesen, was dasteht, Wort für Wort!«, donnerte Wirtho.

»Es ..., es ist eine Einladung des Königs von Böhmen an Euren Bruder, Herr«, begann der Kaplan trotzig. »Der König veranstaltet ein großes Fest zur Geburt seines Sohnes Ende September, und er lädt dazu die besten Sänger des Christenlandes ein.«

Nachdenklich strich sich Wirtho über das Kinn. Daran war zunächst einmal nichts Verdächtiges. Tirilieren konnte sein Brüderchen seit eh und je gut, wenn es auch das Einzige war, wozu man ihn gebrauchen konnte. Wirtho warf dem Kaplan das andere Schreiben vor die Füße.

»Öffnen und vorlesen.«

Der Kaplan schaute unsicher auf das Siegel. Dann jedoch gehorchte er.

»Auch dies ist eine Einladung zum Fest, nur dass Ottokar den Herrn DeCapella natürlich nicht als Sänger, sondern als angesehenen Bürger Prags einlädt.«

Bürger Prags? Wohnte DeCapella nicht mehr in Regensburg? Konnte man ihn vielleicht vor dem Bischof des Verrats bezichtigen? Es wäre eine hervorragende Gelegenheit, die Schulden loszuwerden, die der Kaufmann immer vehementer einforderte, seit seine heißgeliebte Tochter verschwunden war.

»Der alte Fuchs tanzt auf zwei Hochzeiten«, grunzte Wirtho.

»Wenn Ihr verzeiht, Truchsess, der Fernhandelskaufmann unterhält seit jeher eine Niederlassung in Prag, geführt von seinem Bruder Sergio«, erklärte Bruder Anselm.

»Und warum wird dann der nicht eingeladen?«

»Vermutlich, weil der Anlass zu wichtig ist. Immerhin geht es um die Geburt eines Thronfolgers. Da wird sich Ottokar nicht mit der zweiten Garde begnügen wollen.«

Wirtho winkte ab. »Irgendetwas ist faul an der Geschichte. Warum meinen Bruder und nicht mich, aber dagegen den Handelsherren und nicht den Bruder?«

»Verzeiht noch einmal, aber ist es nicht so, dass Ottokar mit dem Bayernherzog im Streit liegt, und ist Euer Vater nicht etwa an seiner Seite gegen den Przemysliden in den Krieg geritten?«

»Verwirr mir nicht den Kopf mit deinem neunmalklugen Geschwätz! Troll dich in die Kirche, und geh beten! Ich muss nachdenken.«

Heinrich hatte seinen Boten mit Bedacht ausgewählt. Ritter Ulrich stammte aus Mähren und war bekannt dafür, sich auch aus scheinbar ausweglosen Situationen befreien zu können. Vorerst war es ihm zumindest gelungen, sich im Fallen zu drehen, sodass er nicht auf dem Kopf landete, wobei er sich sicher das Genick gebrochen hätte. Glücklicherweise kam er mit der gut gepolsterten Schulter auf, über die er sich vorzüglich abrollen konnte. Trotzdem rührte sich Ulrich nicht, bis sich der Deckel des Angstloches wieder geschlossen hatte. Erst dann richtete er sich auf.

Seine Augen brauchten eine Weile, bis sie sich in dem nach Urin und Rattenkot stinkenden Loch orientieren konnten. Zu seinem Erstaunen bemerkte er, dass er nicht allein war. Im fahlen Licht der einzigen, schmalen Öffnung, die Frischluft einließ und hoch oben angebracht war, stand ein ausgezehrter Mann mit ungepflegtem Bart und Haar. Er hielt einen Stein in der Hand und war bereit zuzuschlagen.

»Seid Ihr Reimar von Brennborg?«, fragte Ulrich leise.

»So ist es«, antwortete dieser überrascht.

»Dann seid hiermit offiziell von König Ottokar II. nach Wien eingeladen. Er wird im September ein großes Fest zur Geburt seines Sohnes Wenzel veranstalten. Und erwartet Euch als Sänger.«

Der andere brach in ein irres Gelächter aus. Ulrich blieb ruhig stehen und wartete.

»Im September?«, krächzte Reimar schließlich.

»Richtig«, bestätigte Ulrich.

»Dann ist ja noch Zeit zu packen.«

Ulrich lachte. »So ist es, zu fliehen und zu packen«, bestätigte er.

Reimar begann erneut zu lachen, doch diesmal klang es eher wie Schluchzen.

Die Hiebe klatschten laut. Pater Anselm stöhnte, als die Knoten und Schnüre tief in seine Haut schnitten. Sein Rücken war mittlerweile von Narben übersät, weshalb die neuen Verletzungen immer länger brauchten, um zu heilen. Unzählige Male hatte er sich gegeißelt, seit er damals der Versuchung nachgegeben und all das Unglück über die Burg gebracht hatte. Vielleicht würde er auf diese Weise wenigstens nicht direkt in die Hölle fahren; im Fegefeuer befand er sich bereits. Der Herr hatte ihn durch den gefallenen Engel prüfen lassen und für zu leicht befunden. Er, der einfache Pater, war Satan auf den Leim gegangen. Seither zürnte Gott seinem Diener und den Menschen auf Burg Brennberg. Pater Anselm hatte Arigund nicht beschützen können. Wirtho hatte sich zur Bestie entwickelt und sich wie Kain an seinem Bruder vergriffen. Der junge Truchsess hatte sich in einen Dämon verwandelt, der sich an Unschuldigen vergriff, ohne nach Recht oder Ansehen zu fragen. Die Hörigen suchten ihr Heil in der Flucht, die aber nur wenigen gelang. Wen die Häscher zu packen bekamen, dem drohten unmenschliche Strafen. Immer wieder verschwanden Jungfrauen, deren unglückliche Seelen des Nachts seufzend und wimmernd durch die Gänge der Burg spukten.

Pater Anselm fühlte sich schuldig an all dem Unglück, und so strafte er sich selbst, damit Gott es nicht mehr tat und irgendwann Erbarmen haben würde. Wieder und wieder schlug der Kaplan zu, bis ihm vor Schmerz die Luft wegblieb. Weinend sank er auf dem gestampften Lehm Boden der von Verfall bedrohten Kirche in sich zusammen. Das Gotteshaus wurde nur noch von alten Weibern aufgesucht, und selbst die sahen sich ängstlich um, bevor sie die Pforte durchschritten. Nachdem sich sein Atem wieder beruhigt und der Schmerz in seinem geschundenen Leib nachgelassen hatte, flogen Pater Anselms Gedanken zurück zu den beiden Briefen. Konnten sie das Zeichen sein, auf das er so lange gewartet hatte? Wenn ja, was erwartete Gott von seinem Diener? Es dämmerte bereits, als Pater Anselm eine Antwort gefunden zu haben glaubte. Mühsam zog er sich seine verschlissene Kutte über, schleppte sich zum Pferdestall, erklohm seinen alten Klepper und verließ die Burg, ohne dass jemand davon Kenntnis nahm. Um den Priester scherte sich hier schon lange niemand mehr.

Arigund staunte. Wien war in der Tat noch prächtiger als Prag. Die Stadt quoll über vor Menschen. Wo immer noch ein Spalt, eine Ecke oder auch nur der Vorsprung eines Hauses ungenutzt gewesen war, hatte man Bretterbuden errichtet, in denen sich alles vom Vieh bis zum Weinfass stapelte. Die Straßen staubten nach der langen Zeit ohne Regen, und die Schweine späten vergeblich nach letzten Möglichkeiten aus, sich zu suhlen. Heute war Markttag und das Gedränge noch schlimmer als sonst. Arigund war das gerade recht. Als Stadtkind wusste sie, je mehr Menschen sich auf einem Platz ballten, umso weniger scherte man sich umeinander. Seit sie Wien erreicht hatten, kam ihre alte Unternehmungslust wieder zum Vorschein. Sie genoss das Privileg, als Mann des königlichen Gefolges die Stadt unbelästigt durchstreifen zu können. Zwar trug sie kein Schwert und war zu Fuß unterwegs, doch auch so machte man ihr bereitwillig Platz, trug sie doch für alle sichtbar das Wappen des Königs am Mantel. Nachdem der Böhme von den Wienern zunächst misstrauisch beäugt worden war, wurde er mittlerweile allseits gelobt. Die Stiftung einer Figur für Friedrichs Grabmal im Zisterzienserstift hatte sich als kluger Schachzug entpuppt und Ottokar viele Sympathien eingebracht. Die Ankündigung des Dombaus lockte nun Handwerker aus aller Herren Länder und sogar Baumeister aus den angesehenen Dombauhütten in Magdeburg und Meißen nach Wien. Die Kaufleute waren zufrieden. Ihr ohnehin schon florierender Handel erlebte eine Hochblüte.

Arigund schlenderte zu einem Stand mit wunderbaren Gürteln aus geflochtenem Leder, einer neuen Mode aus Italien. Einen solchen zu erstehen war sie ausgezogen. Nur die Ware im Blick, prallte sie mit einem Mann zusammen, der stürmisch hinter einem anderen Stand herausschoss. Ihre Körper prallten gegeneinander. Der Mann, teuer gekleidet und offensichtlich im Kaufmannsstand, trat einen Schritt zurück und bedachte Arigund mit irritiertem Blick. Auch sie musterte ihr Gegenüber und erbleichte.

»Vergebung, hoher Herr«, begann der Mann und verbeugte sich, als er das Wappen des Königs entdeckte. »Ich war unachtsam.«

Arigund schluckte und versuchte ihre Stimme tief zu halten.

»Es ist nichts geschehen«, gab sie Bescheid und wollte sich an ihm vorbeidrängen.

»Verzeiht noch einmal, aber kennen wir uns nicht?«, hielt der Mann sie auf.

»Ich wüsste nicht, woher. Ihr seid ...?« Arigund versuchte ihr Gesicht abgewandt zu halten.

»Johannes Ittlinger, Agent im angesehenen Haus des Fernhandelskaufmanns Antonio DeCapella.«

»So haben sich unsere Wege wohl bei einer Reise gekreuzt. Ich bin Sänger und komme viel herum.«

»Werdet Ihr zum Gelingen des Fests beitragen? Ihr steht in königlichen Diensten, wie ich sehe.«

»Richtig.«

»Ich habe Euren Namen nicht verstanden?«

»Weil ich ihn nicht genannt habe, und jetzt verzeiht. Ich bin in Eile.«

Mit klopfendem Herzen hastete Arigund davon. Das war gerade noch einmal gut gegangen. Ausgerechnet dem Ittlinger musste sie hier über den Weg laufen, der sie als Kind mehr als einmal auf seinen Knien geschaukelt hatte. Sie stieß einen Fluch aus, der einem Pferdeknecht alle Ehre gemacht hätte. Zum Glück hatte der Agent sie nicht erkannt. Hoffentlich erinnerte er sich nicht

später noch. Voller Panik rannte sie zurück zur Burg, verkroch sich in ihrem Zimmer und wünschte sich, sie könnte sich in eine Maus verwandeln. Als sie nach zwei Tagen das Zimmer immer noch nicht verlassen hatte, klopfte es energisch an ihrer Tür. Sie schwang auf, und die kleine Kunigunde trat ein.

»Ich hab gehört, dir ist nicht wohl«, zwitscherte das Kind, »und wollte mich persönlich nach deinem Befinden erkundigen.«

Ihren ganzen Willen zusammennehmend, richtete Arigund sich auf, doch Kunigunde zeigte ihr an, sie solle liegen bleiben.

»Du bist wirklich sehr, sehr blass. Ich werde dafür sorgen, dass dir Kräutertee gekocht wird.«

»Das ist wirklich gütig von Euch, Kunigunde.«

»Reiner Eigennutz«, scherzte das Mädchen, »ich vermisste unser Puppenspiel.«

»Ich auch, sehr sogar.«

Kunigunde winkte einem Domestiken. »Das habe ich mir schon gedacht, deshalb habe ich dir etwas mitgebracht.«

Sie legte Arigunds Puppe, die mittlerweile mit ärmlichen Kleidern angetan war, auf das Laken. »Die ist geschenkt«, erklärte die Königstochter, »aber unter der Bedingung, dass sie mich weiter zum Spielen besucht.«

Arigund lächelte ein wenig und bedankte sich. Dieses Mädchen war eine Wonne. Hoffentlich blieb ihm ein Schicksal wie ihres erspart. In der Tür wandte sich Kunigunde noch einmal um.

»Beinahe hätte ich es vergessen: Der König lässt durch mich ausrichten, er hoffe doch sehr, dass dein Leiden bis zum großen Fest im nächsten Monat kuriert ist. Er rechnet mit einem deiner wundervollen Lieder.«

»Ich verstehe«, antwortete Arigund leise. »Richte dem König aus, ich befände mich bereits wieder auf dem Weg der Besserung.«

Kunigunde nickte. Sie hatte keine andere Antwort erwartet.

Wirtho von Brennborg prüfte noch einmal die Vollständigkeit des Gepäcks. Es würde ein langer Ritt werden bis nach Wien, obwohl sie der Einfachheit halber den größten Teil der Strecke per Schiff auf der Donau zurücklegen würden. Er hatte sich dazu entschlossen, mit großem Gefolge zu reisen. Schließlich musste sich ein Truchsess des Bischofs nicht zurückhalten, sondern konnte durchaus standesgemäß auftreten. Fast alle Burgmannen hatten ihr Bündel schnüren müssen und warteten jetzt auf das Signal zum Abritt. In vielen Augen blitzte die Abenteuerlust. Eine so lange Reise hatte von den Jüngeren noch keiner gemacht.

Wirtho setzte sich an die Spitze und ritt los. Seine Untertanen säumten stumm die Straße oder lugten verstohlen hinter Fensterlöchern vor. Im Gepäck hatte der Truchsess das an seinen Bruder gerichtete Einladungsschreiben. Ohne Zweifel würde es ihm Zutritt zum Fest verschaffen. Der Gedanke an Wien hatte Wirtho nicht mehr losgelassen. Entsetzliche Unruhe plagte ihn, seit er den Boten abgefangen hatte. Täglich ließ er prüfen, ob Ulrich sich noch im Turm befand. Was ihm dabei entging, war die Tatsache, dass es stets der Kaplan war, der nach den Gefangenen sah. Er hatte sich freiwillig angeboten, ins Verlies zu steigen, und der Türmer hatte dankend angenommen. Der korpulente Soldat legte keinerlei Wert darauf, sich durch das enge Loch zu quetschen und den Gefangenen gegenüberzutreten. Zum Ausgleich für Pater Anselms Opferbereitschaft übersah der Türmer großzügig die Tatsache, dass der Körperumfang des Priesters jedes Mal rapide geringer war, wenn er wieder hochgezogen wurde. Dem Wächter genügte es zu hören, dass Pater Anselm gemeinsam mit den beiden Gefangenen laut ein Gebet sprach. Das berichtete er seinem Herrn. Mehr nicht. Trotzdem war er heilfroh, dass er Wirtho in der nächsten Zeit nicht mehr unter die Augen würde treten müssen. Sein Herr war schon immer schwierig gewesen, doch in letzter Zeit steigerte sich der Zorn des jungen Truchsess häufig in regelrechte Raserei, die nicht selten Blut kostete. Auch äußerlich hatte sich Wirtho verändert. Sein ehemals rundes Gesicht wirkte eingefallen. Ringe säumten seine wilden Augen. Unter den Bauern hieß es, der Truchsess sei besessen. Sie flüchteten in ihre Häuser, sobald sie sein Kommen ahnten. Ein Aufatmen ging durch ihre Reihen, als bekannt wurde, dass der Burgherr für einige Wochen verreisen würde.

Der Türmer verfolgte den Abritt der Männer von seinem Fenster aus. Unter Todesandrohung hatte man ihm eingeschärft, dass sich die Gefangenen noch an Ort und Stelle zu befinden hätten, wenn der Truchsess zurückkäme. Natürlich hatte der Mann geschworen, dass es genau so sein würde. Misstrauischer als sonst beäugte er Pater Anselm, der an diesem Abend hinkend zum täglichen Besuch kam.

»Heute wirst du selbst hinabsteigen müssen, mein Sohn«, gab ihm der Priester Bescheid. »Ich habe ein böses Furunkel an dem Ort, den der Herr fürs Sitzen vorgesehen hat. Willst du mal sehen?«

Pater Anselm machte Anstalten seine Kutte zu lupfen. Der Türmer wehrte heftig ab. Schon so ging ein übler Geruch von diesem Klappergestell aus.

»Dann ruf ich jemanden, der mich wieder hochzieht«, meinte der Türmer.

»Wirst niemanden finden. Die wenigen, die dageblieben sind, trinken auf das Wohl unseres Herrn. Aber sei unbesorgt. Ich bin in der Lage, die Kirchenglocken zu läuten, also schaffe ich es auch, dich wieder hochzuholen.«

»Ich bin mir da nicht so sicher.«

»Jetzt sei kein solcher Hasenfuß, mein Sohn. Vertraust du etwa nicht auf Gott?«

»Doch, schon, aber ...«

»Kein aber. Bete ein Vater unser und bring's hinter dich oder soll ich dem Truchsess berichten, du hättest deine Pflicht nicht erfüllt?«

Der Priester schob dem Mann das abgewetzte Holzstück einfach zwischen die Beine. Die letzte Drohung schien ihn überzeugt zu haben, denn ohne weiteren Widerspruch ließ sich der Mann nun nach unten abseilen. Er hatte den Boden noch nicht ganz erreicht, als Hände im Dunkeln nach seinen Beinen griffen und ihn vom Sitzstock zerrten. Der Türmer kreischte: »Nach oben! Um Himmels willen, zieht mich hoch!«

Stattdessen ließ Pater Anselm das Seil weiter nach unten gleiten, der Türmer landete unsanft auf dem Boden. Ein Stein brachte ihn zum Schweigen. Reimar von Brenenberg klammerte sich an den Sitzstock wie an eine Himmelsleiter. Pater Anselm gab sein Bestes, hätte jedoch beinahe vor Aufregung das Drehrad losgelassen, bevor Reimar festen Boden unter den Füßen hatte. Zum ersten Mal seit fast einem Jahr standen sich die beiden Männer bei Licht gegenüber, und ein jeder erschrak über das Aussehen des anderen. Der junge Ritter war um Jahre gealtert. Sein Haupthaar war beinahe grau geworden.

»Gott dem Herrn sei Dank!«, hauchte Reimar. »Nun rasch wieder hinunter mit dem Sitzstock. Wir müssen den tapferen Herrn Ulrich heraufholen.« Der Mährener war trotz des mehrwöchigen Aufenthalts immer noch ein schwerer Brocken. Nur gemeinsam gelang es den beiden Männern, den Ritter ans schwindende Tageslicht zu holen.

»Gut gemacht, Pater. Mein König wird es Euch danken. Ihr kommt natürlich mit uns.«

Mit energischen Schritten trat Ulrich zum Ausgang.

»Wartet«, hielt Reimar ihn zurück. »Was ist mit den verbliebenen Männern meines Bruders? Sie könnten uns entdecken und die Flucht vereiteln.«

»Seid unbesorgt, Herr«, beruhigte ihn der Kaplan. »Ich habe zur Feier des Tages ein Fässchen Messwein spendiert. Wenn mich nicht alles täuscht, ist das mittlerweile leer. Zudem habe ich Euch Kleidung mitgebracht. Sie gehörte Bauern, die kürzlich verstorben sind.«

»Teufel, habt Ihr sie etwa nackt begraben?«, fragte Ulrich.

»Wo denkt Ihr hin. Ich habe gesagt, sie wäre für Herrn Reimar in seinem Gefängnis.«

Der junge Ritter sah den Geistlichen erstaunt an.

»Ihr seid noch immer sehr beliebt beim Volk, Herr«, erklärte Pater Anselm.

»Umso besser«, stellte Ulrich fest und warf sich die Kleidungsstücke über. »Haben wir Pferde?«

»Zwei junge Stuten, kaum geritten. Ihr müsst sehen, wie ihr damit klarkommt«, gab der Pater Bescheid.

»Und Ihr, Pater?«, fragte Reimar.

»Einen Esel, der beim Müller ausgedient hat. Aber dafür war sich ja auch unser Herr Jesus nicht zu schade.«

»Nun, dann hoffen wir, dass uns das Langohr nicht allzu sehr aufhält«, meinte Herr Ulrich.

»Und jetzt lasst uns keine weitere Zeit vergeuden. Ich war lange genug an diesem Ort. Nur eine Frage noch – weiß DeCapella Bescheid?«

»Ich habe ihm Eure Botschaft selbst überbracht. Ich denke, wir werden ihn an der vereinbarten Stelle treffen.«

Heinrich schlug unzufrieden die Laute, während Arigund am Fenster stand und den nicht enden wollenden Strom von Menschen beobachtete, die durch das Widmertor in die Hauptstadt drängten.

Unvermittelt unterbrach Heinrich sein Lied. Arigund drehte sich zu ihm um und sah ihn mit gerunzelter Stirn auf das Instrument starren.

»Was ist?«, fragte sie besorgt. »Das klang sehr hübsch. Warum spielt Ihr nicht weiter?«

»Hübsch? Findet Ihr das hübsch? Ich hasse es. Diese Heldenballaden sind einfach nicht mein Metier.

Ich möchte die Schönheit der Frauen besingen und nicht die Tapferkeit eines Alexanders, und sei er

auch noch so groß.«

»Nun, mein Ritter. Wie heißt es so schön: Wes Brot ich ess, des Lied ich sing. Unser Mäzen und

Herr liebt es nun einmal, sich mit dem Makedonier zu vergleichen. Rückt ihn ins Licht, bescheint seine

Sonne auch den König.«

»Wie recht Ihr habt, Tassilo«, seufzte Heinrich, »aber warum dürft Ihr andauernd Liebeslieder singen?«

»Ich fürchte, weil meine Stimme und Statur nicht recht zu Kriegshelden passt«, meinte Arigund leichthin. »Dafür benötigt man schon einen stattlichen Ritter. Ihr müsst der Welt die Heldentaten Ottokars verkünden, bei mir genügt es, wenn ich die Träume der Damen in Worte fasse.«

»Wenn sie nur wenigstens zuhören würden, diese Herren«, schäumte Heinrich zornig. »Gestern platzte dieser Konrad vom Limbeck mitten in einen Vortrag hinein, wackelte auf seinen kurzen Beinen bis zum König und brüllte mit der Stimme eines wild gewordenen Stieres, dass man mit diesem minderwertigen Material keine Mauer errichten könne. Wer soll sich da noch auf einen Reim besinnen können?«

Arigund trat zu dem Sänger und strich ihm übers Blondhaar wie einem Kind. »Armer Heinrich, aber der Limbecker ist ein wichtiger Mann. Er hat Ottokar schon zahlreiche Kastelle und Städte errichtet. Zudem muss man zugeben, dass die Burg enorme Fortschritte macht, seit er die Bauleitung übernommen hat. Die Mauer ist fast fertig, und die beiden neuen Türme nehmen auch schon Formen an. Ganz ehrlich, wenn ich eine Wehranlage errichten lassen wollte, würde ich ebenfalls den Limbeck beauftragen.«

»Wer weiß, vielleicht bekommt Ihr irgendwann Eure Burg zurück«, flüsterte Heinrich. »Ich jedenfalls werde alles tun, Euch zu Eurem Recht zu verhelfen.«

»Solange Wirtho dort regiert, gibt es für mich in Brennborg keine Zukunft.«

»Der Kerl wird eines Tages über seine eigene Arroganz stolpern, und dann wird er ganz tief fallen, das spüre ich. Seine Tyrannei ist mittlerweile selbst dem bayrischen Herzog zu Ohren gekommen.«

»Es gab ganz andere Tyrannen, und niemand wagte es, an ihrem Thron zu rütteln. Zudem bin ich nicht begierig, nach Brennborg zurückzukehren. Was wäre ich dort anderes als eine Ehebrecherin?«

»Und wenn Euer Ruf wiederhergestellt wäre? Wenn Ihr in Ehren zurückkehren könntet?«

»Das Leben, das ich jetzt führe, ist mir lieb und teuer geworden«, wiegelte Arigund ab.

»Und Reimar? Wie steht es mit Eurer Liebe zu ihm?«

Arigund sah Heinrich verwundert an. Woher kamen plötzlich all diese Gedanken? Sie ging zurück zum Fenster. Heinrich erhob sich und folgte ihr. So dicht bei ihr stehend, dass sie seinen Atem im Nacken spürte, blickte er auf die Menschen hinab, die wie in einem Bienenstock emsig hierhin und dorthin schwirrten. Die Burg platzte aus allen Nähten. Täglich trafen neue Besucher ein, die der Einladung des Königs nach Wien gefolgt waren und untergebracht werden mussten.

»Was nützt es, sich nach etwas zu verzehren, das nie wird sein können?«, antwortete Arigund nachdenklich. »Das Schicksal hat unsere Lebensfäden getrennt. Reimar muss seinen Weg gehen und ich den meinen.«

»Einmal angenommen, das Schicksal hätte Euch Reimar für immer entrissen, könntet Ihr Euch vorstellen, einen anderen ebenso zu lieben?« In Heinrichs Stimme schwang ein hoffender Unterton mit.

»Wenn ich mir seiner Zuneigung und seiner Rechtschaffenheit gewiss sein könnte«, antwortete Arigund ausweichend.

»Seid versichert, er würde Euch sein Herz und sein Schwert zu Füßen legen.«

Arigund lehnte ihren Kopf an seine Schultern. Seine Arme schlangen sich um ihren Brustkorb. Sanft und doch stark hielt er sie umfassen. Einen winzigen Augenblick gestattete sie sich das Gefühl, so gehalten zu werden, dann sagte sie: »Ich bin nicht frei, Heinrich.«

»Ihr werdet frei sein, Arigund. Eines Tages soll Euch Gerechtigkeit widerfahren, und dann werde ich da sein, sie für Euch zu erstreiten. Das verspreche ich bei meiner Ehre als Ritter.«

Schon lange hatte er sie nicht mehr bei ihrem richtigen Namen genannt. Er klang fremd, fast wie aus einem anderen Leben.

Arigund sah Heinrich besorgt an. »Ihr wisst nicht, was Ihr da sagt, Herr Heinrich. Was läge mir ferner, als ein solches Versprechen einzufordern. Es könnte Euch den Tod bringen.«

Er betrachtete sie liebevoll. Ruhig versenkte er seinen Blick in ihre Augen.

»Ich würde alles für Euch tun, Arigund«, hauchte er. »Ich will Euch glücklich sehen.«

Zärtlich strich er eine Haarsträhne zur Seite, die sich in ihr Gesicht verirrt hatte. Seine Hand umschloss ihren Nacken und zog ihre Lippen dichter an die seinen. Wagemutig suchten sie einander zu berühren, doch dann zuckte der Ritter plötzlich zurück. Fast grob stieß er Arigund von sich und wandte sich ab. Verwirrt sah ihn das Mädchen an.

»Ihr habt Recht, Arigund, noch ist es nicht an der Zeit«, sagte er mit rauer Stimme, »noch binden Euch Ehre und Tugend an Euren Gatten, auch wenn er ein Ungeheuer ist, und vielleicht ist auch Reimar noch am Leben. Ganz sicher ist er Euch dann noch immer in tiefer Liebe zugetan.«

Du bist ein Träumer, Heinrich, dachte Arigund und legte ihre Hand auf seine Schulter.

Behutsam streichelte er über ihre schmalen Finger. Dann küsste er zart die Fingerspitzen. Eine minnigliche Geste. Sie ließ es eine Weile lang geschehen, entzog ihm dann aber ihre Hand. Sein Verhalten gab ihr Rätsel auf, und so beschloss sie, die Dinge wieder nüchtern zu betrachten.

»Das mag sein, aber bis es so weit ist, werden wir beide vermutlich noch so manches Lied dichten«, meinte sie mit falschem Lachen. Sie machte sich von ihm los und ergriff die Laute. Heinrich sah sie nachdenklich an. »Wie weit seid Ihr eigentlich mit der Ballade für den großen Tag?«, erkundigte sich der Sänger, obwohl beiden klar war, dass ihnen das eigentlich egal war.

»Sie ist fertig«, antwortete Arigund. Ihre Finger strichen sanft über die Saiten des Instruments.

»Kennt Ottokar sie schon?«

»Natürlich nicht. Es soll eine Überraschung sein. Ich habe es Kunigunde, seiner Tochter,

gewidmet.«

»Was für eine glänzende Idee! Nun, ich denke, Ihr werdet bald Gelegenheit bekommen, es vorzutragen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der kleine Wenzel noch lange auf sich warten lässt.«

»Wenn es denn ein Sohn wird.«

»Das wollen wir schwer hoffen. Es würde ein Fest geben, von dem man noch lange sprechen wird. Die Tore aller europäischen Höfe würden sich für uns öffnen, schon allein deshalb, weil wir davon berichten könnten.«

»Werden wir Wien verlassen, sobald alles vorbei ist?«, wollte Arigund wissen.

»Ich denke schon. Ihr fühlt Euch hier ja sowieso nicht wohl. Zumindest geht Ihr kaum aus der Burg.«

»Und wohin?«, fragte Arigund schwach. Der Gedanke an eine weitere Reise ließ sie erbeben. Wieder Gefahren, wieder endlose Strapazen.

»In Frankreich sollen die Winter milder sein. Zudem gerät die Ile de France zusehends in Mode.«

»Ihr wollt also an den Hof Ludwigs IX.?«

»Das wäre zumindest weit weg von Brennberg.«

»In der Tat, das wäre es«, bestätigte Arigund.

»Ihr würdet also mit mir kommen?«

Hoffnung schwang in Heinrichs Stimme. Erwartungsvoll sah er Arigund an. Die nickte.

»Ja, ich denke schon.«

SEPTEMBER 1271

Heinrich sollte mit seiner Prophezeiung Recht behalten. Schon am nächsten Tag flatterte die lang ersehnte Taube in den königlichen Schlag. Das Pergament in der kleinen Plombe an ihrem Fuß enthielt nur wenige Worte: »Gott segne Wenzel II.«

Der Überbringer der Nachricht wurde vom König reich belohnt, und kurze Zeit danach brachen Hof und Volk in Jubelrufe aus. Es war, als würde binnen weniger Stunden eine Welle der Euphorie ganz Wien erfassen. Der König ließ die Stadt schmücken. Schon zur Mittagszeit garte der erste Ochse am Spieß, und am Abend waren alle so betrunken, dass Bischof Bruno zur Mäßigung riet, da die Stadtordnung in höchstem Maße gefährdet schien. Doch dieses eine Mal fand die Stimme des Ratgebers beim König kein Gehör.

»Lasst die Leute ihren Spaß haben!«, rief er dem Bischof stattdessen vergnügt zu. »Sie trinken auf ihren zukünftigen König.«

Seufzend nahm der feiste Geistliche neben Wernhardt von Zelkingen Platz, der erst vor wenigen Wochen sein Amt als Professor für Kirchenrecht in Bologna niedergelegt hatte, um in Kürze die Bischofsweihe in Seckau zu empfangen. Man munkelte, er habe dies lediglich dem Einfluss Ottokars zu verdanken, der große Stücke auf ihn hielt.

»Wir sollten ihm seine Großzügigkeit heute nicht verdenken«, mahnte Wernhardt. »So lange hat unser Herrscher auf einen Thronfolger warten müssen. Doch seht, dort drüben kommt dieser junge Mann, von dem man sagt, er habe die Stimme eines Engels. Ich bin schon gespannt auf seinen Vortrag.«

Bischof Bruno nickte und lehnte sich zurück: »Ihr habt recht, Herr Wernhardt, doch ich bin in Sorge. Allerlei Gesindel treibt sich in Wien herum, und das könnte die Festtagslaune ausnutzen, um Unheil zu stiften.«

»Wir können es auch nach dem Fest ergreifen und verurteilen. Doch still nun, der Sänger beginnt, und ich habe gehört, er trüge eine Ballade auf die Tochter des Königs vor.«

Die beiden Kirchenmänner lehnten sich vor, um einen Blick auf den Sänger zu erhaschen, vor dem sich eine dichte Mensentraube drängte. Die Gespräche im Saal verstummten. Der Troubadour zog seine Hörer schon nach den ersten Strophen in seinen Bann.

»Wahrhaftig, die Stimme eines Engels«, bestätigte Bischof Bruno. Ächzend erhob er sich, um besser sehen zu können.

»Wie winzig er ist!«, flüsterte er erstaunt.

»Und welch große Stimme er hat. Seht nur, unsere Prinzessin ist ganz hingerissen von dem Vortrag. Man sagt übrigens, er habe schon wunderbare Lieder zum Lobpreis des Herrn vorgetragen. Er ist ein gottesfürchtiger junger Mann. Ich selbst konnte beobachten, wie er täglich dem Schöpfer für seine Gabe dankt. Nur wenige Menschen sah ich so andächtig beten wie ihn.«

»Man sollte ihn überreden, sich und seine Stimme ganz Gott zu widmen«, schlug Bischof Bruno vor.

Plötzlich wurde der Vortrag unterbrochen. Tumult entstand. Ein finster dreinblickender Ritter mit schwarzem Bart schlug wild um sich und brüllte: »Betrug!«

Wachknechte eilten herbei, doch der Kerl ließ sich nicht beruhigen. Er wehrte sich immer noch, als ihn die Wache entfernte. Irritiert suchten Bischof Brunos Augen nach dem Sänger, doch der war verschwunden.

König Ottokar war außer sich vor Zorn. Es war ein Sakrileg, den Burgfrieden während eines solchen Festes zu stören, und doch war es geschehen. Zunächst hatte er vorgehabt, den Kerl ohne viel Federlesen an den nächsten Baum knüpfen zu lassen, doch dann trugen ihm die Wachen etwas so Unerhörtes zu, dass der König sogar seine beiden Ratgeber, Bischof Bruno und Wernhardt von Zelkingen, zu der Befragung des Gefangenen bat. Der schien wenig Reue zu zeigen. Aufrecht und mit funkelnden Augen baute er sich vor den drei Männern auf und beugte sein Knie erst, als ihn die Wachen gegen die Beine traten.

»Nennt Euren Namen!«, befahl der König barsch.

»Wirtho von Brennborg, Truchsess des Bischofs von Regensburg«, antwortete der Mann.

»Und Ihr, Truchsess des Bischofs von Regensburg, beschuldigt einen Gefolgsmann des Königs des Betruges. Ihr wisst doch, dass Tassilo dal Monte zu meinen Vasallen zählt.«

Wirtho stieß ein kehliges Lachen aus. »Tassilo dal Monte. Einen hübschen Namen hat sie sich da ausgedacht.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«, mischte sich Bischof Bruno ein.

»Dass das ein Weib ist – mein Weib, um genau zu sein.«

Der König trat erstaunt einen Schritt zurück. Konnte das möglich sein? Er hatte es nie geprüft. Er hatte sich auf das Wort Heinrichs von Meißen verlassen, der sich für »Tassilo« verbürgte.

»Und wie kommt es, dass sich Euer Weib nicht an Eurer Seite befindet?«, wollte Bischof Bruno wissen, der merkte, wie ratlos sein Lehnsherr war.

»Ich erwischte sie beim Ehebruch mit meinem geschätzten Bruder und ließ Milde walten. Sie sollte sich in ein Kloster zurückziehen und um Vergebung für ihre Sünden beten. Sie aber entzog sich ihrer Bestrafung und floh.«

Der Bischof wiegte den Kopf und wechselte dann bedeutsame Blicke mit Wernhardt von Zelkingen. Der ergriff nun das Wort: »Das sind schwere Anschuldigungen. Gibt es denn Beweise?«

»Nun, es wäre einfach zu prüfen: Lasst das Weib herbeibringen und reißt ihm die Kleider vom Leib. Dann werdet Ihr sehen, dass ich die Wahrheit gesprochen habe.«

»In der Tat, das wäre es«, gab der Rechtsgelehrte zu, »doch was, wenn Ihr falschliegt. Wir hätten Tassilo brüskiert. Gerade er ...«

Ottokar schnitt dem Zelkinger das Wort ab.

»Ich werde über Eure Anschuldigungen nachdenken und Euch meinen Entschluss zukommen lassen. Bis dahin werden Euch Räume zugewiesen, die Eurem Stand entsprechen. Bleibt da und wartet, bis ich Euch rufen lasse.«

Wirtho verneigte sich kurz und verließ den Raum.

Die beiden Gottesmänner warteten, bis der König sich wieder an sie wandte.

»Dass so etwas an meinem Hof geschehen sein soll«, knurrte der Herrscher. »Nun, meine Herren Bischöfe, was ist Eure Meinung?«

Bruno sprach als Erster: »Es wäre schon eine Tollkühnheit dieses Sängers, wenn er ein Weibsbild wäre.«

»Viel schlimmer noch«, erklärte Wernhardt von Zelkingen. »Wenn es tatsächlich stimmt, dann hätte sich der Hof der Przemysliden zum Gespött Europas gemacht.«

»Ihr meint also«, fasste der König zusammen, »wir sollten der Wahrheit lieber nicht auf den

Grund gehen.«

Bischof Bruno nickte. »Man könnte die Sache auch anders regeln.«

Wernhardt kratzte sich hinterm Ohr und meinte dann: »Tassilo könnte einfach verschwinden, oder es stößt ihm ein Unglück zu. Es ist viel Gesindel unterwegs in diesen Tagen«, setzte er vielsagend hinzu.

Einen Moment herrschte Stille im Raum. Grübelnd blickte der König zu Boden. Seiner Finger spielten mit einem Medaillon, das das Abbild seiner Tochter enthielt.

»Aber was, wenn Tassilo unschuldig ist?«, wandte er ein. »Schließlich ist dieser Brennberger ein Vasall des Bayernherzogs. Was, wenn er nur Unruhe stiften will? Meine Tochter hängt an diesem Venezianer. Sie wird untröstlich sein.«

»Man müsste herausfinden, ob etwas an der Sache dran sein könnte«, bestätigte Bischof Bruno.

»Und wenn die Prinzessin selbst herausfände, dass sie betrogen wurde?«, fragte Wernhardt.

»Das wäre natürlich etwas anderes, aber wie ...?«

»Lasst mich nur machen, mein König.«

Arigund packte wie eine Rasende ihre Sachen. Wild durcheinander landeten Kleidungsstücke und Wertgegenstände in einem Sack. Immer wieder brachten Schluchzer ihre Schultern zum Beben. In ihrem Kopf wiederholte sich ständig ein Satz: »Er hat mich gefunden!«

Sie war fast fertig, als Heinrich in das Zimmer stürmte.

»Seid Ihr von Sinnen, Tassilo, einfach so aus dem Saal zu rennen?«, fauchte er. Dann fiel sein Blick auf Arigunds gepackte Sachen. »Was soll das bedeuten?«

»Was wohl?«, kreischte Arigund verzweifelt. »Ich muss weg. Sofort. Er ist da. Habt Ihr nicht gesehen, dass er da ist?«

Ein weiterer Heulkampf schüttelte sie. Heinrich ging zu ihr und packte sie an den Schultern. Sie erwiderte seine Umarmung, hielt sich an ihm fest, als sei er ein Stück Treibholz, das sie davor bewahren konnte, in den Tiefen des Meeres zu versinken.

»Ruhig, ganz ruhig«, flüsterte er und küsste ihren Nacken.

»Aber wenn ich jetzt nicht gehe, dann ...«

Er drückte sie fester, schloss sie in seine Arme, trank ihren Geruch und fühlte einmal mehr, wie ihn die Leidenschaft zu übermannen drohte. Doch sie war das Weib eines Adels Herrn, die Geliebte eines Freundes! Er löste sich aus ihrer Umklammerung und hielt lediglich ihre Hand in der seinen.

»Kommt erst einmal zur Besinnung! Welcher Teufel hat Euch denn so einen Schrecken eingejagt?«

»Wirtho. Er hat mich erkannt. Er ist hier.«

»Hm, das ist er in der Tat, aber glaubt mir, jetzt wird sich alles zum Guten wenden.«

»Zum Guten? Seid Ihr toll, Heinrich?«

Arigund zitterte am ganzen Körper. Sie vertraute seinen Worten nicht, aber sie wollte auch zurück in seine starken Arme und seine Hände auf ihrem Körper spüren. Stets war er wie ein Fels im reißenden Fluss gewesen. Nie hatte er versagt, selbst wenn sie bereits aufgegeben hatte. Doch was konnte er in diesem Fall schon tun?

»Ihr kennt Wirtho nicht. Er ist wie ein wütender Jagdhund, der von seiner Beute erst ablässt, wenn sie in ihrem Blute liegt.«

»Wilden Tieren muss man furchtlos gegenüber treten und ihnen direkt in die Augen sehen. Bleibt standhaft, treu und aufrichtig, dann wird die Wahrheit siegen.«

Arigund schüttelte den Kopf. Heinrich mit seinen verrückten Rittersitten. Er kannte den Herren von Brennbach nicht, er hatte nicht gesehen, was sie in jener Höhle gesehen hatte, sonst würde er anders sprechen. So wie Luise wollte Arigund nicht enden. Vielleicht sollte sie sich einfach aus dem Fenster stürzen. In diesem Moment flog die Tür auf. Der Schatten eines gezogenen Schwertes fiel in das Zimmer.

»Hab ich dich erwischt, Hure!«, dröhnte Wirthos Stimme durch den Raum. »Schon wieder liegst du in den Armen eines anderen.«

Heinrich fasste unwillkürlich an seinen Schwertschnur, doch da war nichts. Er hatte seine Waffe abgelegt. Mit zwei Schritten war der Truchsess bei ihnen. Heinrich sah das Schwert niedersausen und konnte Arigund im letzten Moment zur Seite stoßen und sich selbst in Sicherheit bringen. Geschickt rollte er ab.

Wirtho stand wutschnaubend über ihnen. »Ein Sänger, dachte ich es mir doch!«, lallte er mit bierschwerem Atem.

»Was die Weiber nur an Euch Memmen finden, zwitschert wie die Vögel, aber seid nicht in der Lage, ein Schwert zu führen? Nun seht, wohin Euch das bringt.«

Erneut hob der Brennberger seine Waffe.

»Dein Messer!«, zischte Heinrich Arigund zu. »Rasch.«

Die junge Frau reagierte schnell und überließ Heinrich den Dolch. Wirtho allerdings lachte nur darüber.

»Mit dieser Nähnadel willst du mir kommen, Nachtigall?«, höhnte er. Das Holz der Dielen krachte, als der nächste Schlag niederging. Doch auch der ging fehl. Heinrich war flink und stand nun schützend vor Arigund.

»Ihr wagt es, den Burgfrieden zu brechen?«, grollte er Wirtho an.

»Ich hole mir, was mir gehört, Freundchen, und da frag ich nicht lange nach.«

»Wer seid Ihr, solche Reden zu schwingen?«, fragte Heinrich, obwohl er ahnte, wen er vor sich hatte.

»Frag die da ...« Sein Kinn zuckte zu Arigund hin. »Die kann meinen Namen nennen, hat sie mir doch vor Gott die Treue geschworen und übers Jahr das Bett mit mir geteilt. Ist es nicht so, Arigund?«

»Stimmt das?«, ertönte ein Stimmchen von der offen stehenden Tür. Kunigundes dunkle Augen blickten ängstlich zu den Streithähnen und wanderten dann fragend zu Arigund. An ihrer Seite stand Bischof Bruno mit gerunzelter Stirn. Sie senkte den Blick. Doch das Kind ließ nicht locker. »Ist es wahr, dass du gar kein Spielmann bist, sondern das Weib von dem da?«

Arigund schrumpfte zusammen. Sie brachte es einfach nicht übers Herz, Kunigunde zu belügen, aber die Wahrheit wollte auch nicht über ihre Zunge kommen.

»Hast du mich und meinen Vater belogen?«, bohrte die Prinzessin weiter.

Wirtho hatte im Angesicht der Königstochter das Schwert gesenkt. Auch er wartete auf Arigunds Antwort. Die ließ lange auf sich warten, doch als sie endlich ihre Lippen öffnete, klangen ihre Worte klarer und fester, als sie es je für möglich gehalten hätte.

»Es ist nicht so, wie der Truchsess es Euch glauben lassen will, hohe Herrin. In der Tat wurde ich diesem Mann zur Frau gegeben, doch Treue schwor ich ihm nie. Ich wurde nicht einmal nach meinem Willen gefragt. Trotzdem war ich bereit, ihm eine gute Gattin zu sein und trug sogar sein Kind unter meinem Herzen. Doch dieser hier sorgte dafür, dass es nicht leben durfte. Er hat seinen Sohn unter seinen Stiefeln zermalmt.«

»Ein Bastard war's, nicht von meinem Samen, nicht von meinem Blute!«, brüllte Wirtho hasserfüllt.

»Das ist nicht wahr!«, rief Arigund erbost. »Du weißt, dass es nicht stimmt, und wenn der alte Truchsess noch am Leben wäre, würde er's bezeugen.«

»Heuchlerisches Weib! Beschmutzt du nun auch noch den Namen meines Vaters? Bist doch nicht mal unberührt in die Ehe gekommen, weil du schon vor der Hochzeitsnacht mit meinem Bruder herumgehurt hast. Einen Bankert hast du mir mit in die Ehe gebracht. Reimar hat's gestanden, warst ihm eh nie mehr als eine Hure, und unser Burgkaplan hat's beschworen.«

Arigund ballte die Fäuste. Unzählige Male hatte sie sich in schlaflosen Nächten die Antworten zurechtgelegt, und jetzt fehlten ihr die passenden Worte. Wie dieser Kerl die Wahrheit doch verdrehte! Da sprang Heinrich ein und wandte sich an den Bischof: »Ich kenne Reimar von Brennborg und nenne ihn meinen Freund. Er ist ein ehrenhafter Mann. So etwas würde er niemals tun. Zudem hat Herr Wirtho von Brennborg allen Grund, seinen Bruder zu diffamieren, bedachte doch der alte Truchsess den jüngeren Spross mit Titel und Lehen, da er seinen Ältesten

charakterlich für ungeeignet hielt.«

Erneut fasste Wirtho nach dem Schwert, das noch immer in einer Ritze zwischen den Dielenbrettern klemmte. Der Bischof hob seine Hand und rief: »Haltet ein, Truchsess, im Namen des Herrn.«

Verwundert sah sich Wirtho um.

»Ich möchte hören, was das Weib zu sagen hat«, forderte Bruno.

»Reimar von Brennborg verließ die Burg lange vor unserer Eheschließung und kam erst zur Beisetzung seines Vaters zurück. Ich hatte gemeinsam mit Kunigund, der Gattin des alten Truchsess, an dessen Sterbebett ausgeharrt. Ich bin schreibkundig, und weil er dem Kaplan nicht traute, diktierte unser Herr mir sein Testament, in dem er Reimar zu seinem Nachfolger ernannte.«

»Wo ist dieses Schriftstück jetzt?«, unterbrach sie der Bischof.

Arigund zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Frau Kunigund nahm es an sich.«

»Fahre fort, mein Kind«, forderte der Bischof sie auf.

»Reimar war noch nicht einmal richtig angekommen, da kam es zum Kampf zwischen den Brüdern. Wirtho schlug Reimar vor meinen Augen nieder. Damit ich niemandem davon berichten konnte, ersann er einen heimtückischen Plan. Er verbreitete, ich hätte mit Reimar Unzucht getrieben. In Wirklichkeit wollte er mich aus dem Weg haben, wagte es aber nicht, selbst Hand an mich zu legen, da er meinem Vater sehr viel Geld schuldet. Wirtho beschloss, sich nach außen hin großzügig zu zeigen und mir den Weg ins Kloster zu eröffnen, doch ich sollte dort nie ankommen. Vielmehr heuerte er Gesetzlose an, die uns überfallen und ermorden sollten. Damit der Überfall nicht allzu schwierig sein würde, bestand mein Geleitschutz lediglich aus einem einzigen alten Ritter und seinem Knappen. Wirthos Plan ging jedoch nicht auf. Der Ritter war tapfer und starb ehrenvoll. Die Räuber ließen mich am Leben, um von meinem Vater ein Lösegeld zu erpressen, fürchteten aber zu Recht, dass der Truchsess ihnen nachstellen würde. Sie steckten mich in Männerkleidung, und so kam ich nach Prag. Herr Heinrich lernte mich bereits als ›Tassilo‹ kennen.«

Die letzten Sätze richtete Arigund mehr an Heinrich als an Kunigunde. Ihre Augen flehten ihn an, die kleine Lüge bestehen zu lassen, damit nicht auch er ins Verderben gerissen würde.

Kunigundes Augen füllten sich mit Tränen. »So ist es also wahr. Ihr habt uns die ganze Zeit etwas vorgegaukelt. Ich habe Euch vertraut, Tassilo.«

Sie drehte sich zu den beiden Leibgardisten um, die stets an ihrer Seite waren, und sagte: »Ergreift diese Frau, und werft sie in den Turm, und diesen Mann da ...« – sie deutete auf Wirtho – »... den steckt gleich mit dazu, damit sie ihr Ehegezänk austragen können, ohne uns zu belästigen. Lasst sie erst gehen, wenn sie zur Vernunft gekommen sind.«

»Einen Brennberger legt man nicht in Ketten«, grollte Wirtho und packte den Griff seines Schwertes. Mit einem Ruck hielt er es in der Hand und schwang es drohend. Die Ader an seiner Stirn pulsierte. Tiefe Furchen durchzogen sein aufgedunsenes Gesicht, und in den eingefallenen Höhlen blitzten die Augen teuflisch zu Kunigunde, die offensichtlich gar nicht merkte, in welcher Gefahr sie schwebte. Heinrich zögerte keine Sekunde. Den Dolch in der Hand sprang er vor die Königstochter und schirmte sie mit seinem Körper ab.

»Niemand wird diesem Kind etwas zuleide tun, solange auch nur ein Atemzug aus meiner Brust strömt.«

Auch die Wachen zückten die Lanze. Sie drängten in den Raum. Wirtho wich zurück und packte Arigund bei den Haaren. Die schrie vor Schmerz auf. Achtlos zog der Truchsess sie auf die Füße und hielt sie vor sich wie einen lebenden Schutzschild. Die Wachen drängten sich an

Heinrich vorbei und versuchten des Brennbergers habhaft zu werden, ohne Arigund zu verletzen. Die keuchte stöhnend: »Tötet mich und dann ihn! Kein Unrecht soll er mehr anrichten auf dieser Welt.«

Die Wachen ließen sich das nicht zweimal sagen. Ihre blanken Klingen funkelten im Schein der Feuer, die man gerade draußen zu Ehren des Kronprinzen entfachte. Jubelschreie drangen von dort herein. Arigund schloss die Augen. Zum ersten Mal seit Langem schlug ihr Herz gleichmäßig, und ihr Atem ging ruhig.

»Oh nein!«, rief Kunigunde und schluchzte: »Tut ihr nichts. So darf es nicht enden.«

Unschlüssig hielten die Wachen inne und sahen zum Bischof. Der nickte langsam. Heinrich atmete aus und verbeugte sich vor der Königstochter.

»Wie weise Ihr sprecht, hohe Herrin. Wahrlich, Ihr seid die Tochter Eures Vaters.«

»Was schlägt Ihr vor, Heinrich?«, flüsterte das Mädchen, immer noch sehr mitgenommen.

»Ein Gottesurteil«, antwortete Heinrich.

Bischof Bruno nickte, und Kunigundes Wangen bekamen wieder etwas Farbe. »Ein guter Vorschlag. Ich werde meinen Vater darum bitten. Doch wer wird für diese dort kämpfen? Welcher Ritter von Stand wird die Lanze erheben für eine, die unseren König von Gottes Gnaden absichtlich getäuscht hat?«

»Ich werde es tun«, verkündete eine Stimme hinter dem Bischof. Ein sehr magerer Mann, dessen faltenloses Gesicht nicht zu seinen ergrauten Haaren passte, verbeugte sich tief erst vor Kunigunde, dann vor dem Geistlichen.

»Und wer seid Ihr?«, fragte der Bischof verwirrt.

»Mein Name ist Reimar von Brennborg, und ich habe um mehr zu streiten als nur um die Ehre dieser Frau, die sich in der Tat niemals etwas hat zu Schulden kommen lassen.«

»Was? Wie? Du hier?«, stammelte Wirtho. Sein Blick flackerte, und er vergaß, Arigund festzuhalten. Sie nutzte die Gelegenheit und flüchtete. Mit bebendem Blick verharrte sie vor Reimar. Tränen traten in ihre Augen.

»Du lebst?!«, keuchte Arigund schließlich fassungslos. »Aber ich sah dich doch selbst unter seinem Hieb fallen?«

»In der Tat war ich lange dem Tod näher als dem Leben. Unserem guten Pater Anselm ist es zu verdanken, dass mich weder der Schwertarm meines Bruders noch die Gefangenschaft im Turm zugrunde richten konnte.«

Im Sprechen schob Reimar den Burgkaplan nach vorne. Der fiel auf die Knie, aber nicht vor Wirtho, der kein weiteres Wort mehr hervorbrachte, sondern vor Arigund.

»Verzeiht, Herrin, bitte vergebt mir! Ich habe schwer gesündigt, indem ich falsches Zeugnis gegen Euch ablegte, doch Euer Gatte zwang mich. Ich habe seither Buße getan und Gott um Vergebung gebeten. Nun flehe ich Euch um Vergebung an. Ich weiß, dass ich nie wiedergutmachen kann, was ich Euch angetan habe, doch bin ich froh, Euch wohlauf zu sehen.«

Kunigunde schüttelte den Kopf. Sie war furchtbar verwirrt, und so war es erneut der Bischof, der die Initiative ergriff. »Ist das Euer Zeuge, Herr von Brennborg?«

Wirtho antwortete nicht, sondern starrte den Kaplan hasserfüllt an. Der Bischof nahm sein Schweigen als Zustimmung und fuhr fort: »Mir scheint, er hat sich gerade eben gegen Euch gewendet.«

»Das wirst du mir büßen, Priester!«, zischte Wirtho. Der Bischof lächelte.

»Seid unbesorgt, Truchsess des Bischofs von Regensburg, einen solch wankelmütigen Zeugen lasse ich sowieso nicht gelten. Es soll bei dem vorgeschlagenen Gottesurteil bleiben, und wenn der

Herr Reimar glaubt, für diese da in die Schranken reiten zu sollen, so mag er tun, wie ihm beliebt. Doch Ihr, Heinrich von Meißen, seid des königlichen Dankes versichert für Euer mutiges Eintreten zum Schutz des hohen Fräuleins.«

Nun war es an Heinrich, sich zu verneigen. Er richtete sein Wort an Kunigunde. »Hohe Herrin, ich bitte Euch bis zum Tag des Turniers darauf zu verzichten, Frau Arigund in den Turm zu werfen. Sie wird diesen Raum nicht verlassen, bis der Tag des Urteils kommt.«

Froh, der Entscheidung enthoben zu sein, gab sich Kunigunde gnädig: »Die Bitte sei Euch gewährt, Herr Heinrich. Aber über diesen hier«, fuhr sie mit einem Blick auf Wirtho fort, »soll der König entscheiden. Er war bereit, königliches Blut zu vergießen, wenn auch im Zorn.«

Fast fluchtartig entschwand die Prinzessin. Arigund verspürte den Drang, ihr nachzulaufen und sich zu erklären, aber ein Blick auf die Wachen ließ sie in ihrer Bewegung innehalten. Wirtho dagegen verharrte in selbstbewusstem Trotz. Er schaute von Arigund zu Reimar. Dann begann er zu lachen, schrill und unecht. Keiner sagte ein Wort. Wirtho schlug sich vor die Brust und wandte sich an seinen Bruder: »Du willst Hand an mich legen? Das Blut deiner eigenen Sippe vergießen? Wenn das unser Vater wüsste, er würde aus seinem Grabe fahren und dich eigenhändig von den Zinnen der Burg werfen.«

Der jüngere Brennberger schwieg, schluckte jedoch. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Drohend kam Wirtho auf Reimar zu. Er war fast einen Kopf größer und mindestens doppelt so schwer. Arigund schloss die Augen. Da konnte wahrhaft nur der Beistand Gottes helfen. Wirtho lachte erneut, doch diesmal nur kurz.

»Nun gut, kleiner Bruder, du sollst deinen Willen haben. Doch wisse, ich werde keine Gnade walten lassen. Ich werde gegen dich reiten wie gegen jeden anderen Feind. Dein Blut wird den Turnierplatz tränken. Du wirst nicht mehr aufstehen, das verspreche ich dir, und deine Dirne werde ich anschließend am nächsten Baum aufhängen. Dort mag ihr Kadaver den Krähen als Nahrung dienen.«

Böse grinste er Arigund an. Schließlich stürmte der Truchsess hinaus. Der Bischof nickte Heinrich kurz zu und folgte Wirtho.

Lange Zeit sagte keiner ein Wort, dann aber redeten plötzlich alle durcheinander, sodass keiner etwas verstand. Heinrich sorgte schließlich für Ruhe. Er hob beide Hände und brüllte einfach ganz laut: »Ruhe!«

Das half. »Wir haben uns viel zu erzählen, aber wäre es nicht besser, das nacheinander zu tun?«

Zustimmendes Murmeln folgte. Jeder suchte sich ein Plätzchen in der engen Kammer. Dann begann Heinrich erneut: »Reimar, mein Freund und Sangesbruder, ich bin sehr erleichtert, dich lebend zu sehen und gespannt auf Deine Geschichte.«

»In der Tat sank mir bereits der Lebensmut, und ich hätte wohl keinen weiteren Winter in diesem Loch überlebt. Mein Leben und meine Freiheit verdanke ich unserem guten Pater und zuletzt dem tapferen Herrn Ulrich, der gerade dem König Bericht erstattet.«

Dann erzählte Reimar von seiner Ankunft in Brennberg, den Geschehnissen in der Höhle und zuletzt von seiner langen Gefangenschaft im Turm und der Befreiung.«

Als Reimar auf seine Reise nach Wien zu sprechen kam, wurde Arigund ganz aufgeregt: »Ihr sagt, Herr Reimar, Ihr wäret mit meinem Vater gereist, doch ich sehe ihn nicht. Hegt er Groll gegen mich?«

»Ganz im Gegenteil«, beruhigte sie der junge Ritter, »er war in großer Sorge. Nachdem der Überfall bekannt wurde, aber niemand Eure Leiche gesehen hatte, ließ er überall nach Euch suchen, Arigund. Seine Hände bebten, als ihm endlich durch Pater Anselm die Nachricht

überbracht wurde, Ihr wäret in Prag.«

»Aber wer ...?«

Heinrich grinste schuldbewusst: »Verzeiht mir, Arigund. Ich ließ es ausrichten, denn einen Vater darf man nicht im Ungewissen lassen.«

»Aber ich sagte doch, wir sollten das besser nicht tun, und ich habe selbst den Brief gelesen, der an ihn gerichtet war. Da stand nichts davon drin.«

»Sollte auch nicht, denn ich hatte die Befürchtung, Wirthos Späher könnten die Schreiben abfangen, wie es ja schließlich auch geschah. Deshalb bat ich den König um einen verlässlichen Boten, der Geheimnisse auch in schwierigen Lebenslagen bewahren kann. Seine Wahl fiel auf Herrn Ulrich. Dass Euer Gatte die Dreistigkeit besitzt, einen Ritter des böhmischen Königs ins Loch zu werfen, hätte ich ihm allerdings nicht zugetraut.«

»Es war mein Glück«, unterbrach ihn Reimar, »sonst hätte Herr Ulrich mich nie gefunden.«

»Glück oder der Wille des Herrn«, meinte Pater Anselm, »nennt es, wie Ihr wollt. Doch in einem hat Herr Wirtho Recht«, fuhr der Geistliche nun in einem sorgenvolleren Tone fort: »Reimar, wollt Ihr wirklich das Risiko eingehen, Euren Bruder zu erschlagen so wie Kain den Abel?«

Reimar ballte die Fäuste: »Wenn es nicht anders geht?«

»Der Pater spricht weise«, ergriff Heinrich das Wort. »Lasst mich gegen Euren Bruder reiten und für Eure Sache kämpfen.«

Reimar schüttelte den Kopf. »Man wird es als Feigheit auslegen.«

»Nein, man wird es genau so sehen, wie der Kaplan es gesagt hat. Zudem könnte man Euch vorwerfen, es ginge Euch nicht um Eure Ehre und die der Herrin Arigund, sondern um Brennberg und den Titel des Truchsess.«

»Herr Heinrich ist ein kluger Mann«, bestätigte der Pater. »Es gibt keinen Beweis mehr dafür, dass Euer Vater Euch zum Erben ernannt hat. Soviel ich weiß, hat Euer Bruder Eurer Mutter das Dokument geraubt und es dann vernichtet.«

»Wie konnte er Euch eigentlich zu diesem Meineid zwingen, Pater Anselm?«, wollte Heinrich wissen.

Der Geistliche errötete und krächzte: »Lass mich bitte darüber schweigen. Nur so viel: Ich bin ein schwacher Mensch und vom rechten Pfad abgewichen. Doch das muss ich mit meinem Schöpfer ausmachen.«

Arigund sah, wie der Burgkaplan litt. Sie nahm seine Hand und sah ihn fest an: »Was mich angeht, Pater, so sei Euch verziehen.«

»Ich habe diese Großzügigkeit nicht verdient, Frau Arigund. Habt Dank! Ihr habt ein großes Herz.«

Hastig entzog sich der Geistliche ihr wieder.

»Dann ist es also abgemacht«, nahm Heinrich wieder den Gesprächsfaden auf. »Ich werde gegen Wirtho reiten. Bleibt nur noch die Frage, was tun, wenn das Schicksal sich gegen mich entscheidet?«

»Dann werde ich mit Arigund nach Frankreich gehen. Ich habe das bereits mit Herrn DeCapella besprochen. Wir werden dort ein neues Leben anfangen, ein ruhigeres.« Reimars Augen leuchteten, doch dann wurde er unsicher, als Arigund schwieg.

»Natürlich nur, wenn Ihr einwilligt, Arigund?«, ergänzte der junge Mann. »Doch seid meiner wahren Liebe versichert. Mein Herz hat nie aufgehört, für Euch zu schlagen, und so wird es immer bleiben. Ich bitte Euch, Arigund, glaubt nicht, ich habe Euch in Stich gelassen.«

Arigunds Schultern begannen erneut zu beben. Sie war verwirrt. Die Ereignisse überschlugen sich. Totgegläubte waren plötzlich auferstanden, Albträume wahr geworden. Kurz blickte sie zu Heinrich, der den Kopf abgewendet hatte. Er wirkte wie ein gehetztes Tier und doch kampfbereit. Jede Faser an ihm war ein Ritter. Reimar dagegen sah aus wie ein verschrecktes Kind, das krampfhaft versuchte, sein Spielzeug in Sicherheit zu bringen, bevor es ihm ein anderer kaputt machen konnte. Beide waren bereit, ihr Leben für ihres zu geben, doch natürlich hatte Heinrich weit bessere Chancen gegen Wirtho. Arigund schwieg lange, zu lange. Endlich fasste sie einen Entschluss: »Wenn Gott der Herr sich gegen unsere Ehre entscheidet, Reimar, dann müssen wir seinen Willen demütig annehmen.«

»Das kannst du nicht wirklich meinen«, hauchte Reimar, in das vertraute »Du« zurückfallend, und mit fassungslosem Blick. »Du hast gehört, was mein Bruder gesagt hat, und du weißt, es ist sein Ernst.«

»Es wäre Gottes Wille, und ich bin es leid, ständig in Angst leben zu müssen und auf der Flucht zu sein.«

»Und wenn Wirtho ums Leben kommt?«, fragte Reimar unsicher. »Wenn es Freund Heinrich gelingt, den Streit für uns zu gewinnen?«

»Dann werde ich dem Ruf meines Herzens folgen«, antwortete Arigund mit fester Stimme. Reimar lächelte zufrieden und wollte sie in den Arm nehmen, doch Arigund entzog sich ihm. Heinrich beobachtete sie überrascht. In seinen Augen keimte so etwas wie Hoffnung auf. Erneut sprachen alle durcheinander, nur Pater Anselm nickte und verkündete schließlich: »Frau Arigund spricht wie ein wahrer Christenmensch. Lasst uns auf Gott und den Herrn Jesus Christus vertrauen.«

»Und auf Herrn Heinrichs Schwertarm«, ergänzte Reimar.

Kurz danach verabschiedeten sich die Männer unter verschiedenen Vorwänden, bis nur noch Arigund und Reimar im Zimmer blieben. Der junge Ritter knetete unsicher seine Finger. Arigund beobachtete ihn.

»Du hast dich verändert«, stellte sie schließlich fest.

»Ich ..., ich hoffe nicht zum Schlechten?«, bemerkte Reimar vorsichtig.

Nachdenklich sah die junge Frau aus dem Fenster. Sie hörte, wie Reimar näher kam und zaghaft seine Hände auf ihre Schultern legte. Da war nicht dieses Prickeln, das Arigund jedes Mal überkam, wenn Heinrich sich ihr näherte. Reimars Hände fühlten sich auf ihrem Körper richtig an, aber nicht aufregend. Es war vielmehr, als würde sie ein verloren geglaubtes Stück ihrer selbst wieder in ihrer Nähe spüren, als würde sie wieder vollständig werden. Sie lehnte ihre Wange an diese Hände, die nun ebenfalls rau und zerschlissen waren, wie die all der anderen Ritter. Reimar umschlang sie sanft.

»Meine Rose«, flüsterte er. »Wie habe ich mich nach dir gesehnt. Jede Nacht flog mein Herz hinauf zum Mond, in der Hoffnung, das deine treffen zu können, und kehrte voller Trauer wieder zurück.«

Er bedeckte ihren Nacken mit seinen Küssen und drängte sich an sie. Keine Frage, die Zeit ihrer unschuldigen Tändeleien war verstrichen.

»Nun, du wirst auf deinen Minnereisen so manches Weib geherzt haben«, neckte ihn Arigund und entzog sich ihm sanft.

»Das will ich nicht bestreiten, doch gab es stets für mich nur eine Minneherrin, Arigund von Regensburg. Mit deinem Zeichen zog ich in den Tjost. Dir galten meine Lieder.«

»Und doch hast du mich zurückgelassen, damals auf Brennberg«, merkte sie bitter an.

»Was hätte ich denn tun sollen, mein Herz? Unsere Väter hatten die Sache beschlossen. Da mussten wir uns doch beugen.«

»Ach ja, ich vergaß!«, erwiderte Arigund mit spöttischem Unterton. »Regeln müssen ja eingehalten werden auf Burg Brennborg.«

Reimar sah sie verständnislos an.

»Zwei Pferde satteln und mich entführen, damit wir gemeinsam unser Glück finden«, half sie ihm schließlich auf die Sprünge.

»Ich bin doch kein Raubritter«, verteidigte sich Reimar empört. »Und überhaupt: Wie hätte das denn gehen sollen?«

»Es hätte schon einen Weg gegeben«, beharrte Arigund.

Bekümmert zog sich Reimar zurück. »So viel Groll in deinem Herzen? Liebst du mich denn gar nicht mehr?«

Dann jedoch hellte sich seine Miene wieder etwas auf. »Der Pater berichtete mir, wie schlimm es dir ergangen ist. Kein Wunder, dass die Wunde schwärt, aber glaube mir, ich wähnte dich sicher, geschützt von unseren Vätern. Und verstehe doch, es hätte mir das Herz gebrochen, dich jeden Tag an der Seite meines Bruders zu sehen, unerreichbar. Dich nicht berühren, nicht küssen, nicht lieben dürfen. Es wäre die schlimmste aller Strafen gewesen. Für uns beide. Oder?«

Mit jedem Satz war er wieder näher auf sie zugekommen, und zuletzt hatte er sie umschlungen und seinen Kummer in ihr Haar hineingehaucht. Haltsuchend lehnte er nun an ihrer Schulter und vergrub sein Gesicht in ihren Haaren.

Arigund schüttelte den Kopf. Nur einmal angenommen, Wirtho würde in dem Ehrenhändel fallen, was sollte aus Burg Brennborg werden, wenn Reimar das Zepter übernahm? Ein Truchsess dem Rang nach, aber im Wesen ein Kind. Arigund schloss die Augen und liebte den Ritter, dem sie einst ihr Herz geschenkt hatte. Ach, es schien keine Zukunft zu geben für das Geschlecht der Brennborg. Was aber würde aus der Burg werden und aus diesen Menschen, die Arigund lieb geworden waren und für die sie sich noch immer verantwortlich fühlte. Die Erinnerungen zogen an ihr vorüber, die Resl in ihrer rauen Herzensgüte und ihre vielen Kinder und Enkel, die Burgmannen mit ihren grimmigen Gesichtern und deren Söhne, die bereits tapfer mit Holzscheren aufeinander einhieben, um im kindlichen Wettstreit den Stärksten auszumachen, die Hörigen, die mit schwieligen Händen die hölzernen Rechen und Dreschschlegel schulterten und darauf vertrauten, dass ihre Herrschaft sie des Winters vor Hunger und Wölfen bewahrte. Einmal mehr wünschte sie sich den alten Truchsess zurück, der scheinbar immer genau wusste, was zu tun war. Die Burg war auch Arigunds Zuhause geworden. Dann durchzuckte die Kaufmannstochter ein wagemutiger Gedanke. Hatte sie nicht auf ihrer Reise als Wandersängerin von einer Burg gehört, die von einer Witwe geführt wurde – ganz alleine, ohne Gatten? Arigund straffte den Rücken. Hatte Frau Kunigund nicht einst die »Krämerstochter« als Schwiegertochter akzeptiert, weil sie wirtschaften konnte? Hatte nicht sogar Annelies gemeint, Arigund wäre durchaus fähig, eine Burg bestens zu verwalten? Brauchte sie wirklich einen Mann für all das? Vorsichtig schob sie Reimar erneut von sich weg und fasste seine Hände.

»Was stellst du dir vor, was geschehen sollte, wenn Heinrich diesen Kampf gewinnt?«, fragte Arigund und fügte still für sich hinzu: »... und Wirtho ins Jenseits schickt.«

Reimars Augen begannen zu leuchten, genau wie damals, als sie Pläne schmiedend im Rosengarten gehockt hatten.

»Wir kehren nach Brennborg zurück und heiraten, so wie wir es schon damals hätten tun sollen.«

Er ist wirklich ein Träumer, fuhr es Arigund durch den Kopf. Ich muss ihn erst einmal vertrösten, bis ich mir über meine eigene Zukunft im Klaren bin.

»So einfach wird das nicht gehen«, sagte sie laut. »Es würde Gerede geben. Zudem müssten wir zumindest das Trauerjahr abwarten.«

»Ja, das stimmt. Und überhaupt würdest du ja die Burg erben. Du bist Wirthos Frau.«

»Wie wäre es, wenn wir vorerst alles so beließen, wie es ist.«

Als sie Reimars enttäuschte Miene sah, ergänzte sie rasch: »Später, wenn sich die Lage etwas beruhigt hat, können wir uns immer noch das Eheversprechen geben, wenn wir mögen.«

»Mir ist alles recht, Hauptsache, ich kann in deiner Nähe sein, Arigund«, meinte er sanft und küsste sie noch einmal auf die Wangen. Erneut begann er an ihrem Haar herumzunesteln – Arigund ließ es geschehen. Sie glaubte nun, die Burg halten zu können, und wie es mit Reimar weiterginge, würde die Zeit erweisen. Vielleicht fanden sie zueinander, vielleicht aber auch nicht. Im letzten Fall würde sie Burg Brennberg alleine verwalten oder sich irgendwann, falls der Fürstbischof es verlangte, einen Gatten nach ihrem Gusto nehmen. Kurz dachte sie darüber nach, ob Heinrich wohl dieser Mann sein könnte, verwarf den Gedanken jedoch rasch. Heinrich war nicht der Mensch, den es lange an einem Orte hielt. Er war ein Wandervogel, dem die Morgenröte am Horizont stets verlockender erschien als das wärmende Feuer vor sich. Dennoch fühlte sie, dass in ihrem Herzen stets eine ungestillte Sehnsucht nach dem Sänger bleiben würde.

Das Fest zu Ehren des jungen Wenzel dauerte eine ganze Woche. Wirtho und seine Mannen durften nicht daran teilnehmen, hatte er doch die Hand gegen die Tochter Ottokars erhoben. Die Brennberger hatte man in dem noch im Bau befindlichen Südturm untergebracht. Es war ihnen nicht erlaubt, diesen Trakt zu verlassen.

Arigund blieb die meisten Stunden des Tages in ihrem Zimmer, das sie nun selbstverständlich nicht mehr mit Heinrich teilte. Die restliche Zeit verbrachte sie betend in der Kapelle, was Bischof Bruno äußerst wohlwollend zur Kenntnis nahm. Doch es war keineswegs die Reue, die sie an diesen Ort trieb, sondern die Ruhe. In ihrem Kopf ging alles durcheinander. Die Ereignisse hatten sie einfach überrollt: Wirtho, der ihr wie eh und je nach dem Leben trachtete. Reimar, der wie selbstverständlich davon ausging, dass ihre Liebe die gleiche geblieben war. Heinrich, die Stütze ihres zweiten Lebens, dessen munter blitzende Augen tief in ihr Herz geblickt und darin Dinge entdeckt hatten, die jedem anderen verborgen geblieben waren. Zuletzt Pater Anselm, der sich an ihre Seite stellte, ansonsten aber tief in seine eigenen Gedanken versunken war. Jede Nacht hörte sie seine Geißel klatschen, und jeden Morgen blickte sie in sein schmerzverzerrtes Gesicht. Er riet ihr, sich von den Rittern fernzuhalten, bis ihr Schicksal entschieden war. Reimar fiel es besonders schwer, das hinzunehmen, aber er sah ein, dass er den ohnehin schon wilden Gerüchten keine neue Nahrung geben durfte.

Ganz anders als erwartet fiel das Wiedersehen mit ihrem Vater aus. Stumm lagen sie sich zunächst in den Armen.

»Dass ich dich wiederhabe«, flüsterte der Herrscher schließlich in Arigunds Ohr. »Ich hatte schon das Schlimmste befürchtet.«

»Es war das Schlimmste, Vater«, antwortete Arigund leise und befreite sich aus der Umklammerung. Sie musterte den Kaufmann. Er kleidete sich nicht mehr ganz so sorgfältig wie früher, schien gealtert zu sein: Falten hatten sich in sein Gesicht und einige graue Haare auf seinen Kopf geschlichen. Zudem hatte er an Umfang gewonnen. Er war nach wie vor ein stattlicher Mann, aber Arigund erschien er fremd, so als stünde eine Unendlichkeit zwischen ihnen. Dabei war es erst zwei Jahre her, seit sie sich das letzte Mal gesehen hatten.

»Es tut mir so leid, mein Kind«, begann DeCapella. »Ich wählte dich auf Brennberg in Sicherheit angesichts der Schuldenlast, die die Truchsesse uns gegenüber zu tragen haben. Hätte ich gewusst, dass Wirtho seine Stellung derart missbraucht, hätte ich früher eingegriffen.«

»Die hohen Herren denken anders als wir«, erklärte Arigund einfach. Sie hatte mit dem Thema abgeschlossen und keine Lust, es noch einmal mit ihrem Vater durchzukauen.

Der nickte und fuhr nachdenklich fort: »Das Gefühl habe ich auch, und doch müssen wir uns mit ihnen arrangieren.«

»Tja, es geht nicht mit ihnen, aber auch nicht ohne sie.«

DeCapella sah sie erstaunt an. »Du bist erwachsen geworden, Arigund.«

Die junge Frau zuckte mit den Schultern. »Es blieb mir nichts anderes übrig.«

Ihr Vater schüttelte bedauernd den Kopf. Dann meinte er: »Doch dein schlaues Köpfchen hast du behalten. Ich bin wirklich stolz auf dich. Es war ein kluger Schachzug, nach Prag zu reisen und dich unter den Schutz Ottokars zu begeben. Doch es wäre noch besser gewesen, das mit deinem Oheim abzusprechen.«

Arigund sah ihn fragend an. Was wollte der Vater ihr sagen? Doch der fuhr schon munter fort.

»Sei unbesorgt: Bischof Bruno hat mir – unter dem Siegel der Verschwiegenheit – berichtet, dass du dich dem König anvertraut hast.«

»Tatsächlich?«, merkte Arigund an. Sie kam aus dem Staunen gar nicht mehr heraus.

»Der König ist ein großzügiger Mann. Zudem konnte er sicher sein, dass unser Haus ihm deine Sicherheit vergolden würde. Trotzdem bin ich ihm dankbar.«

DeCapella hob scherzhaft den Zeigefinger. »Aber es war schon die Grenze des Schicklichen, nicht nur den Troubadour zu mimen, sondern auch noch aufzutreten. Nun, du hattest ja stets diese Neigung, aber den König brachte es in eine unangenehme Lage. Trotzdem ist er dir nicht böse und sicher, dass Gott seine Hand über dich halten wird.«

»Ist er das?«, unterbrach Arigund den Redefluss. Sie musste erst einmal verarbeiten, was sie gerade gehört hatte. So also gedachte Ottokar, sich aus der Affäre zu ziehen. Er behauptete einfach, er wäre eingeweiht gewesen. Ob er selbst auf den Gedanken gekommen war oder seine bischöflichen Berater es ausgeheckt hatten?

»Wirtho ist bei Ottokar in Ungnade gefallen«, erzählte ihr Vater weiter, »und wird mit Konsequenzen rechnen müssen, falls er den Kampf überlebt. Was für ein charakterloser Mensch er doch ist, achtet weder Burgfrieden noch königliche Boten! Keinesfalls kehrst du zu ihm zurück. Ich habe bereits alles veranlasst. Wenn es für dich gut ausgeht, erwartet deine Schwiegermutter dich sehnsüchtig in Eichstätt. Wenn nicht, nun, ich denke, Reimar hat dich bereits eingeweiht. Jedenfalls musst du dir keine Gedanken machen, Kind. Reimar und ich sorgen für deine Sicherheit.«

Kalte Wut keimte in Arigund auf. Glaubte ihr Vater tatsächlich, er könnte immer noch über sie bestimmen? Vollkommen davon überzeugt, sie würde sich erleichtert fügen, tätschelte er wohlwollend ihre Hand und murmelte:

»Was für eine Schande, dass du das Kind verloren hast, Arigund. Stell dir vor, da säße jetzt mein Enkel, der zukünftige Truchsess von Brennborg. Ein schöner Gedanke, nicht wahr?«

Arigund zuckte zusammen. Genug war genug. DeCapella war zwar ihr Vater, und allein darum gebührte ihm Respekt, aber ihr Leben würde sie ab jetzt selbst in die Hand nehmen. Die junge Frau erhob sich.

»Verzeih mir, Vater, ich bin müde und würde gerne ein wenig ruhen«, meinte sie mit unterdrücktem Zorn in der Stimme.

»Oh ja, sicher, mia cara, sicher, wir können ja später weiterreden«, entschuldigte sich DeCapella beinahe. »Übrigens, die besten Wünsche von Katharina. Sie war über deine Rettung sehr erleichtert. Habe ich dir erzählt, dass sie mir endlich einen Sohn geboren hat? Antonio. Er entwickelt sich prächtig.«

Entschlossen öffnete Arigund die Tür für den Kaufmann. »Ich beglückwünsche euch beide und freue mich mit euch«, sagte sie lapidar. Noch einmal umarmte sie der Kaufmann, dann ließ er sie allein. Erleichtert sank Arigund auf ihr Bett. Wie hatte sie erwarten können, dass ihr Vater sich geändert hatte? Alles war genau wie früher, nur sie selbst nicht. Wie teuer war dem Handelshaus DeCapella der »königliche Schutz« wohl gekommen? Zumindest ein üppiges »Kostgeld« hatte der Herrscher zweifellos gefordert. Merkwürdigerweise hatte Arigund überhaupt kein schlechtes Gewissen, dass ihr Vater für sie aufkommen musste. Was beglich er denn mehr als eine Schuld, die er selbst verursacht hatte?

Heinrich übte sich fast jede freie Minute im Tjost, bis ihm vor Erschöpfung Lanze und Schwert aus den Händen fielen. König Ottokar stellte ihm seinen Waffenmeister zur Verfügung, einen alten Veteranen, der an der Seite seines Königs schon so manche Schlacht geschlagen hatte. Knurrig kritisierte er jeden Fehler in der Deckung und jede entgangene Gelegenheit, den Gegner zu besiegen.

»Ihr seid tot!«, rief er dann jedes Mal erbost, so als würde er Heinrichs Versagen persönlich nehmen.

Auch Reimar, der Wirthos Kampfstil ja am besten kannte, stand mit Rat und Tat zur Seite. Anfangs war der Brennberger ein wenig empfindlich gewesen, wenn Heinrich von seinen Erlebnissen mit Arigund berichtete, doch das hatte sich schnell gelegt, nachdem sein Freund versicherte, Arigund habe stets nur von ihrer Liebe zu Reimar gesprochen und Heinrich nicht einmal ein Lächeln geschenkt. Rasch verwandelten sich die kleinen Eifersüchteleien in tiefe Dankbarkeit. Reimar entwarf sogar eine Ballade über Heinrichs Heldentaten im Kampf gegen den Räuber Vaclav. Dennoch wollte sich die alte, unbekümmerte Freundschaft nicht wieder einstellen. Heinrich gab sich einsilbig und zog sich immer mehr zurück. Reimar schob das Ganze auf den anstehenden Kampf, bei dem es schließlich nicht nur um die Ehre, sondern um Tod oder Leben ging.

Heinrich und Arigund gingen sich aus dem Weg, und so konnten sie kein einziges vertrauliches Wort miteinander wechseln, bis ihnen der König endlich die Nachricht zukommen ließ, der Kampf würde zur Mittagsstunde des zwanzigsten Septembers stattfinden.

»Nur noch zwei Tage!«, rief Reimar überrascht. »Ich muss Vorbereitungen treffen ...«

Arigund bedachte ihn mit eisernem Blick. »Denkt an unsere Abmachung, Herr Ritter!«, mahnte sie.

»Gewiss, aber falls Ihr es Euch doch noch anders überlegt, möchte ich zu Diensten sein können.«

Unwirsch hob die junge Frau ihre Hand. »Ich stehe zu meinem Wort.«

Kleinlaut gab Reimar nach, jedoch hatte Arigund das untrügliche Gefühl, er würde trotzdem tun, was er für richtig hielt. Sie wandte sich Heinrich zu: »Noch könnt Ihr zurücktreten, Herr Heinrich. Ihr wisst, niemand würde es Euch verübeln, ich am allerwenigsten.«

Der Ritter schüttelte den Kopf, ohne sie anzusehen: »Ich gab Euch ein Versprechen, edle Arigund von Brennborg. Das Wort eines Heinrich von Meißen gilt.«

»Und ich beschied Euch, dass ich es nicht einfordern würde.« Ein wenig traurig glitt ihr Blick über Heinrichs Schulter hinweg in weite Ferne. »Dennoch bin ich froh über Euren starken Schwertarm, Herr Heinrich, der mich schon aus so mancher üblen Lage befreit hat.«

Der Ritter richtete sich hoch auf. Er gab so eine stattliche Figur ab. Arigund schenkte ihm einen bewundernden Blick.

»Ich vertraue auf Gott«, meinte er mit fester Stimme. »Er wird der gerechten Sache zum Sieg verhelfen.«

Arigund reichte ihm die Hand. Ihre Fingerspitzen berührten sich. Wie gerne hätte sie jetzt seine tröstenden Arme gespürt. Stattdessen wandte sie sich rasch ab und stürmte aus dem Raum. Reimar sah ihr lange nach.

Der Schlaf wollte Arigund in dieser Nacht nicht recht umfassen. Als er sie endlich erreichte, währte er nicht lange. Der vertraute flötende Klang schreckte sie auf. Arigund schlug die Augen auf und lauschte. Den ganzen Sommer hatte die Eule geschwiegen, jetzt war sie wieder da. Zögernd stand Arigund auf und tappte zum Fenster. Das Tier saß nicht weit entfernt auf der neu gezogenen Abschlussmauer. Eine Weile beobachteten sie sich gegenseitig. Was für ein schönes Tier. Das Gefieder war von braun-roter Farbe, nur im Gesicht, dem Schleier, zeigte sich mittig ein silbriger Streifen. Das Tier bewegte sich nobel. Die klugen Augen zwinkerten Arigund wissend zu. Die Eule drehte den Kopf, sah zum Südturm hinüber, dann wieder zu Arigund. Obwohl es eigentlich nicht sein konnte, dass es sich um dasselbe Tier handelte wie damals im Wald des Höllbachtals, kam ihr die Eule vertraut vor. Arigund hatte inzwischen die Bibliothek des Königs bemüht und gelesen, dass schon die alten Griechen die Eulen für ungeheuer weise hielten.

»Guten Abend, Freundin«, flüsterte Arigund. »Da besuchst du mich also wieder einmal.«

Die Eule gab ein freundliches Gurren von sich.

»Und? Wirst du mir heute Nacht Gesellschaft leisten?«

Ein kurzes Schnabelklackern war die Antwort. Es klang, als wäre das Tier tatsächlich auf ein Schwätzchen vorbeigekommen.

»Wir beide wissen, dass morgen der Gevatter seine Hand nach einem Ritter ausstrecken wird, nicht wahr?«, flüsterte Arigund weiter.

Gelangweilt begann die Eule ihr Gefieder zu putzen, als gäbe es weit interessantere Themen als Ehrenhändel und Ritterturniere. Feder für Feder wurde von dem gelblichen Schnabel ergriffen und behutsam geglättet. Arigund wartete, doch die Eule schien die Gefiederpflege für eine äußerst wichtige Angelegenheit zu halten, die ihre ganze Aufmerksamkeit erforderte und keinesfalls unterbrochen werden konnte.

»Du hüllst dich also in Schweigen?«

Das Tier schüttelte sein Gefieder und inspizierte es anschließend eingehend. Dann sah es Arigund an, als erwartete es ein Lob über sein Aussehen.

»Weißt du, ich habe zwar große Angst vor morgen, aber so ein kleiner Tipp, wie es ausgeht, würde mir diesen Gang leichter machen, auch wenn ...« Sie wagte es nicht, den Gedanken auszusprechen, als könnte er allein dadurch zur Prophezeiung werden.

Verzweifelt schlug Arigund die Hände vors Gesicht. Als sie wieder hochsah, war die Eule verschwunden. Die junge Frau beugte sich weit hinaus, doch mehr als eine zurückgelassene Feder auf der Mauer war nirgends zu entdecken. Langsam wankte Arigund zum Bett zurück. Ihre Hände zitterten, als sie nach ihrer Kleidung fasste und sich langsam anzog. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Sie verließ ihr Zimmer. Ohne es wirklich gewollt zu haben, stand sie vor der Burgkapelle. Leicht schwangen die eisenbeschlagenen Holztore auf. Bischof Bruno achtete sorgsam darauf, dass das Haus Gottes in bester Ordnung gehalten wurde. Die Kerzen am Altar brannten, und in den Leuchtern an den Wänden flackerten Fackeln. Ganz vorne kniete ein Mann, den Umhang fest um sich geschlungen. Ihn hätte Arigund an jedem Ort dieser Erde sofort erkannt. Behutsam schlug sie das Kreuzzeichen und schritt nach vorne. Mit einem tiefen Seufzer ließ sie sich neben dem Ritter in der harten Holzbank nieder. Eine Weile knieten sie nebeneinander, jeder in sein Gebet versunken.

»Heinrich«, flüsterte Arigund schließlich leise. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Meine Worte reichen nicht aus, meinen Dank auszudrücken.«

»Dann schweigt einfach.«

Arigund nestelte an einem Tüchlein, das sie um den Hals trug, und reichte es ihm. »Ich bitte Euch, nehmt dies als Zeichen.«

Ihr Vater hatte es mitgebracht. Es war aus feinstem weißen Leinen und in einer Ecke mit dem Löwenkopf bestickt, also stammte es aus dem Besitz ihrer Mutter. Ihre Hand verweilte in seiner: »Für immer und ewig stehe ich in Eurer Schuld. Nehmt es, Heinrich, als Zeichen meiner Verbundenheit und benetzt mit den Tränen meiner Reue. Ich habe Hoffnung geschürt, wo es keine gab und Leid über Euch gebracht.«

»Sag das nicht, Arigund, sag das nicht!« Heinrich ballte die Faust um das Stückchen Stoff.

Heinrich drückte das Tüchlein an sein Herz. Dann küsste er den Saum und atmete den Duft ein, der daran hing.

»Hätte der Herr mir nur einen Tag vergönnt und ich hätte ihn an deiner Seite verbringen dürfen, so wäre es ein erfülltes Leben gewesen. Hätte Gott mir nur ein einziges Lächeln vergönnt und es wäre meines gewesen, so wäre mir auf ewig warm ums Herz. Hätte ich nur eine einzige Strophe Gesangs vernehmen dürfen und du hättest sie gesungen, ich hätte gewusst, wie sich das Paradies anhört. Arigund ...«

Seine Stimme brach. Behutsam drückte sie die Hand, die ihr so viele Tage Halt und Sicherheit gegeben hatte und die in Kürze die Lanze für sie führen sollte. Was verdankte sie diesem Mann nicht alles? Und doch, wieder und wieder hatte sie ihr Herz geprüft: Sein Platz darin war nicht der eines Gatten.

»Wenn ich in meinem Leben jemals einem ehrenhaften Ritter begegnen durfte, Herr Heinrich«, sagte Arigund mit fester Stimme und wieder in das distanzierte »Ihr« wechselnd, »so seid Ihr das. Es bedeutet mir unendlich viel, Euch zum Freund zu haben.«

Heinrich räusperte sich: »Zum Freund, ja.«

Der Ritter schluckte, entzog ihr seine Finger und erhob sich. »Bei meiner Ehre, ich schwöre, bis zu meinem letzten Atemzug wird meine Lanze die Eure sein, Arigund von Brennborg, und meine Ehre die Eure. An jedem Hof Europas werde ich Euer Lob singen, bis mir der Tod die Kehle verschnürt.«

Er verbeugte sich tief vor ihr. Dann entfernten sich seine Schritte. Arigund schloss die Augen. Sie brannten erneut, aber sie besaß kein Tüchlein mehr, ihre Tränen zu trocknen.

Sie betete, bis der Morgen graute, und nickte schließlich ein wenig ein, bis ein sanftes Zupfen an ihrem Gewand und eine wohlvertraute Stimme sie weckten: »Es ist Zeit, sich bereit zu machen, Herrin. Gewährt mir die Gunst, Euch dabei behilflich zu sein.«

Arigund fuhr herum. »Annelies!«, rief sie vollkommen überrascht. Dann lag sie ihrer Zofe in den Armen.

»Wie kommst du hierher? Und wo ist Matthias?«

Die Zofe bedeutete ihrer ehemaligen Herrin, leise zu sein. Seite an Seite verließen sie die Kapelle. Kaum schlossen sich die Kirchenpforten, konnte Arigund nicht mehr an sich halten und bettelte um Antworten.

»Er ist auch hier. Wir bekamen im Frühjahr diesen Brief.«

Annelies fummelte ein Schreiben aus ihrem Mieder, das mit Heinrichs Siegel versehen war.

»Wer brachte es dir und wohin?«, wollte Arigund wissen.

»Ein dürrer, fahriger Kerl, der viel zu gerne lange Finger macht. Er hat uns hierher begleitet, denn der Herr von Meißen versprach ihm reichen Lohn, wenn er uns fände und zu ihm bringen würde. Ich fürchte allerdings, Friedl wird keine Gelegenheit mehr erhalten, seinen Lohn

auszugeben, sondern im Turm enden, weil wir die Sachen, die er mitgehen lässt, gar nicht so schnell ihren Besitzern zurückgeben können, wie er neue anschleppt.«

»Ja, er ist ein schlimmer Langfinger, aber er hat ein gutes Herz. Wo hat er Euch gefunden?«

»Nun, zunächst planten wir, nach Passau zu gehen, doch die Häscher des Herrn von Brennborg verstellten uns den Weg. So wandten wir uns gen Osten.«

»An die Saale, ich weiß, denn ihr habt dort Marron verkauft. Die Wege Gottes sind unergründlich. Das Maultier kam zu Jakob Fugger. Er gab es mir zurück und berichtete von Eurer Begegnung. Doch wie ging es weiter?«

»Wir hörten von König Ottokars Aufruf an Siedler für das ungarische Grenzgebiet. Er bietet jedem Mann und seinem Weib die Freiheit, und so wurde Heinburg unser neues Zuhause. Dank der Großzügigkeit des Herrn DeCapella und Eurer Bereitschaft, mir die Mitgift am Tage meiner Hochzeit auszuhändigen, statt sie zu verwalten, verfügten wir über genug Mittel, uns eine kleine Existenz aufzubauen. Mein Matthias steht inzwischen einem eigenen Fuhrbetrieb vor, und wir besitzen drei gute Gespanne.«

»Du konntest deine Mitgift aus Brennborg retten?«

»Ich verbarg sie in jener Höhle unter dem Geröll.«

»Dem Himmel sei Dank, dass ihr entkommen konntet. Doch verrate mir noch, dein Kind, ist es wohlauf?«

»Die kleine Arigund entwickelt sich prächtig. Sie gebärdet sich zuweilen ein wenig wild, aber das hat sie wohl von ihrem Vater.«

»Wie gerne hätte der alte Truchsess seine Tochter in den Armen gehalten«, bedauerte Arigund. »Er hat dich sehr geschätzt, weißt du.«

Annelies sah die Kaufmannstochter für einen Moment durchdringend an, antwortete jedoch nicht. Seite an Seite erreichten sie Arigunds Zimmer im Turm, und genau wie früher nahm die Tochter des Kaufmanns auf einem Schemel Platz. Annelies begann, sich an ihrem Haar zu schaffen zu machen. Eine Weile wirkte es, als wäre kein Tag vergangen seit damals in Regensburg.

Draußen regte sich langsam das Leben. Viele Edelmänner, die eigentlich nur des Festes und der Politik wegen angereist waren, hatten sich entschlossen zu bleiben, um dem Ehrenhändel beizuwohnen. Er sollte auf einem eigens eingerichteten »Stechplatz« mitten in Wien ausgetragen werden.

»Ich bin froh, dass du gekommen bist, Annelies«, flüsterte Arigund unvermittelt. »Ich habe dich so sehr vermisst. Aber ich freue mich auch, dass du nun dein eigenes Leben hast.«

Die Zofe ergriff die Hände ihrer Herrin. Ihre Stimme klang fest, als sie antwortete: »Und wir werden uns noch viele Male begegnen, Herrin. Seid gewiss.«

»Wirtho hat so manches Turnier bestritten und gewonnen«, merkte Arigund skeptisch an.

»Das war, bevor er sich das Gehirn weggesoffen hat. Schaut ihn Euch doch nur an.«

Arigund senkte den Blick. »Der Alkohol hat ihn stets nur noch gefährlicher gemacht. Zudem ist Herr Heinrich eher ein Schwertkämpfer. Die Lanze liegt ihm nicht.«

»Seid guten Mutes, Herrin Arigund. Herr Heinrich kann getrost gegen Wirtho reiten, es wird ihm nichts geschehen.«

Arigund erschrak.

»Was meinst du damit?«

Annelies' Miene blieb verschlossen. Mit einer Stimme, die Arigund gar nicht kannte, sagte sie: »Auch Matthias und ich haben eine Rechnung offen mit Wirtho von Brennborg.«

Was hatten die beiden vor? Riskierten sie etwa ihr Leben für eine Manipulation des Kampfes?

Das durfte sie nicht zulassen.

»Annelies, um Himmels willen, wenn Wirtho Matthias zu Gesicht bekommt, dann wird er keinen Moment zögern, ihn gefangen nehmen zu lassen.«

Die Zofe lächelte überlegen. »Das kann er nicht, denn Matthias ist nicht länger sein Leibeigener, sondern ein freier Bürger.«

»Was Wirtho nicht davon abhalten wird, ihm den Schädel zu spalten«, gab Arigund zu bedenken.

»Wir werden sehen, Herrin. Doch nun müsst Ihr gehen. Gott beschütze Euch und Euren tapferen Ritter.«

*

Es herrschte ein derart dichtes Gedränge auf dem Markplatz, dass selbst die Leibgarde des Königs Mühe hatte, eine Gasse durch die Menge zu bahnen. Arigund und Reimar durften zwar in seinem Gefolge zum Marktplatz reiten, mussten dann jedoch in einem abgetrennten, von vier Wachknechten gesäumten Bereich gegenüber der königlichen Loge Platz nehmen. Reimars Augen leuchteten. Für ihn war das alles ein aufregendes Abenteuer, so sicher war er sich, dass Heinrich als Sieger aus diesem Kampf hervorgehen würde. Fest nahm er Arigunds Hand und lächelte sie an. Sie jedoch entzog sich ihm und sah hinüber zum König. Ihr Blick fing dabei den der kleinen Kunigunde auf. Einen Augenblick schien das Kind Arigund verwirrt zu mustern, denn heute sah sie ihren ehemaligen »Spielmann« zum ersten Mal in Frauenkleidern, dann jedoch zeichnete sich ein Lächeln auf dem königlichen Antlitz ab. Erleichtert atmete Arigund auf. Kunigunde schien ihr verziehen zu haben und vielleicht würde sie sie eines Tages sogar verstehen.

Heinrichs Herz klopfte wie wild, als er hilflos am Haken eines Seils über dem Pferd hing. Matthias, der rothaarige Bursche mit Händen wie Wagenrädern, ächzte im Takt mit dem Gebälk, während er den Ritter in den hochwandigen Sattel des Braunen gleiten ließ. Heinrich rang nach Luft. Er hasste diese Prozedur, die ihm jedes Mal den Atem verschlug. Seine Brust hob und senkte sich unter dem schweren Kettenhemd, einem Geschenk des Königs, der ihm damit noch einmal unmissverständlich klargemacht hatte, dass der Minnesänger nicht nur für die Ehre Arigunds in die Schranken ritt, sondern auch gegen einen dreisten Barbar, der es gewagt hatte, die Hand gegen ein Mitglied der königlichen Familie zu erheben. Ottokar erwartete Wiedergutmachung. Wirtho von Brennberg musste fallen.

Heinrich tastete nach den Schmuckzügeln seines Pferdes, während die Knappen ihm behilflich waren, die Eisenschuhe in die Steigbügel zu bekommen, und der Rotbart den Seilhaken löste. Dann ging der Bursche zum Ständer für die Lanzen, hob eine heraus, als handelte es sich um ein trockenes Ästchen und fuhr prüfend über die unverhüllte Spitze. Verwundert beobachtete Heinrich, dass der Knecht sie noch einmal mit einem Lappen polierte, den er vorher in eine klare Flüssigkeit getaucht hatte. Rasch ließ der Rotbart den Lappen in seiner Tasche verschwinden und reichte die Waffe dem dafür zuständigen Knappen. Heinrich kam nicht mehr dazu, Fragen zu stellen, denn sein Helm wurde ihm über den Kopf gestülpt und die Halsberge festgezurr. Vom Stechplatz her hörte Heinrich nun vielstimmiges »Hoch«-Geschrei. Der König und seine Familie waren eingetroffen. Energisch fuhr Heinrichs Arm durch die Schlaufen des Schildes. Heute kämpfte er unter seinem Wappen, demjenigen derer von Meißen, und er war entschlossen, seiner Familie und seinem Namen Ehre zu machen. Mit aller gebotenen Sorgfalt ließ er sich vom ältesten und erfahrensten Knappen des königlichen Hofes helfen, die schwere Lanze in die Rechte zu legen. Dann preschte er auf den Platz hinaus.

Es blieb Arigund keine Zeit, weiter ihren Gedanken nachzujagen, denn die Fanfaren kündigten die beiden Ritter an. Wie es der Anstand gebot, ritten sie zunächst mit offenem Visier zur königlichen Loge und entboten ihren Gruß. Arigunds Herz begann schneller zu schlagen. Ihr Ritter war ein wahrhaft prächtiger Anblick auf seinem in eine bunte Schabracke gehüllten Braunen. Wirthos Rappe tänzelte unruhig, wölbte den Hals und stieß das gewohnte Kriegsgewieher aus. Arigund sah zu dem Platz hinüber, an dem Heinrichs Knappe, ein hoch aufgeschossener blonder Jüngling, stand. Von dem Jungen halb verborgen entdeckte sie einen roten Haarschopf. Matthias. Was tat der im Gefolge des Meißeners? Als der Herold die Turnierregeln verlas, wurde Arigund mit einem Male erschreckend bewusst, das dies hier kein böser Traum war, aus dem man wieder erwachen konnte. Wirthos Rappe untermalte die Ankündigung des Herolds, dass so lange gekämpft werde, bis einer der beiden Kontrahenten kampfunfähig sei, mit boshafem Stampfen. Wirtho brachte seinen Hengst mit einer energischen Parade zur Ruhe. Die Zuschauer begannen, Heinrich begeistert zuzujubeln, seinen Gegner, Wirtho von Brennborg, jedoch auszubuh. Schließlich hatte man durchaus davon gehört, dass der Truchsess seine Hand gegen die kleine Prinzessin hatte erheben wollen. Ärgerlich trat Wirtho dem Rappen mit den Sporen in die Seiten, was der mit einem empörten Bocksprung quittierte. Der Herold brachte sich in Sicherheit, und die Zuschauer lachten ein wenig.

Wütend packte Wirtho den Griff seiner Lanze fester. Sein Gesichtsausdruck sprach Bände: Er würde sich nicht mit »Kampfunfähigkeit« zufriedengeben. Für ihn ging es in diesem Kampf um Sein oder Nichtsein. Heinrich wendete mit ausdrucksloser Miene sein Pferd. Arigund sah zu Reimar und flüsterte: »Wir sollten beten.«

Der junge Ritter nickte und antwortete: »Ja, mein Liebes, das sollten wir.«

Wirthos Hengst schien angesichts des Tumultes beinahe durchzudrehen. Er rollte mit den Augen, blähte die Nüstern und gebärdete sich, als sei er gerade erst zugeritten worden. Wild stieg er hoch und versuchte seinen Reiter abzuwerfen. Da griff plötzlich ein rotbärtiger Knecht in die Zügel des Pferdes. Arigund zuckte zusammen. Matthias! Schon wieder. War er nicht gerade eben noch in Heinrichs Gefolge gewesen? Er legte seine Hand über die Nüstern des Tieres, das sich sofort zu beruhigen schien. Arigund war es, als würde der Knecht noch etwas anderes in den Händen halten. Aber im nächsten Augenblick war nichts mehr zu sehen. Vermutlich hatte sie sich getäuscht. Nun schien auch Wirtho zu bemerken, wer da für ihn in die Bresche gesprungen war, doch eingeklemmt in seinen Sattel konnte er kaum mehr tun als einen wütenden Schrei auszustoßen, woraufhin der Rappe sich erneut losriss und sich so mächtig bäumte, dass Arigund glaubte, das Tier würde sich überschlagen. Nur Wirthos Sattelfestigkeit bewahrte ihn davor, abgeworfen zu werden. Allerdings musste ihn das Tier irgendwie am Kopf getroffen haben, denn Arigund sah, wie sich ihr Gatte an die Stirn griff, als litte er Schmerzen. Mit verbissenem Gesichtsausdruck schloss Wirtho sein Visier.

Heinrich wartete bereits. Arigunds Tüchlein wehte am Griff seiner Lanze, die er nun fest gepackt hatte. Die Fanfaren erklangen. Der Herold gab das Zeichen, und die Pferde pflügten mit ihren Hufen durch den mit Binsen und Mulch bedeckten Boden. Arigund schwindelte ein wenig angesichts des Tempos, mit dem die Tiere gegeneinanderstürmten. Die Fassaden der Patrizierhäuser tanzten vor ihren Augen. Die Giebel und Türmchen drehten sich, eine fauchende Böe fegte in die Banner der Kaufleute und ließ sie über den Kontrahenten flattern. Arigund stockte

der Atem. Beide Ritter schienen wild entschlossen, den Kampf schon im ersten Waffengang für sich zu entscheiden. Das Eisen der Rüstungen quietschte, knarrte protestierend unter den mächtigen Sprüngen der Rösser, die mit angelegten Ohren und schäumenden Mäulern einander fast erreicht hatten. Die scharfen Spitzen der Lanzen zielten eine jede auf den Hals des Gegners. Diese Stelle war besonders empfindlich. Ein Treffer konnte tödlich enden. Das Geschrei der Zuschauer steigerte sich zu einem Inferno. Beim nächsten Herzschlag senkte Wirtho seine Waffe, um in altbewährter Manier den Gegner zu täuschen, ihn dazu zu bringen, den Schild zu senken, dann aber die Lanze in letzter Sekunde doch noch hochzureißen und den Widersacher am Kopf zu treffen. Doch Heinrich ließ sich durch die Finte nicht irritieren. Mit einem wütenden Schrei hielt er seinen Schild eisern schützend vor seinen Körper, während seine Lanze in die Hüfte des Brennbergers fuhr, wo sie zwar am glatten Metall der Rüstung abglitt, aber dennoch zersplitterte. Umso erstaunter beobachtete Arigund, dass ihr Gatte die Zügel fahren ließ, sich erneut an den Kopf griff und im Sattel schwankte. Sein herrenloses Pferd führte nun seinen eigenen Kampf, und der galt dem Braunen. Mit gebleckten Zähnen versuchte der Hengst den anderen zu packen, erwischte jedoch nur die Schabracke. Heinrich richtete sein Pferd rückwärts, bis die Schranke das führerlose Pferd hinderte, seines zu attackieren. Der Rappe machte erneut einen Satz nach vorne. Wirtho verlor den Steigbügel, rutschte aus dem Sattel und fiel krachend zu Boden. Heinrich sah sich nach seinem Reitknecht um und schwang sich ebenfalls vom Pferd. Unter dem Jubel der Zuschauer hasteten die Reitknechte eilig in die Bahn, ergriffen die Zügel des Braunen und versuchten den Rappen zu bändigen, der nun seinerseits schwankte, als hätte er bei dem Streit eine Verletzung davongetragen. Endlich

gelang es den Brennberger Helfern, das Pferd zu packen und vom Platz zu führen. Arigund konzentrierte sich wieder auf die beiden Ritter. Ihre Finger krallten sich in das Holz der Absperrung. Heinrich wartete mit gespreizten Beinen, das Schwert mit beiden Händen gefasst, auf seinen Gegner. Das Herz der Zuschauer hatte er längst gewonnen. Kuschhände und Tüchlein flogen ihm zu. Adelsfräulein sandten schmachtende Blicke zu ihrem Helden. Doch Arigund wusste, der Kampf war noch nicht entschieden. Zwei Knappen halfen Wirtho hoch, doch der schien angeschlagen, denn so kannte ihn Arigund gar nicht. Normalerweise hätte der Schwarzbart nun sofort angegriffen und so lange auf seinen Gegner eingedroschen, bis der unter seinen Hieben zusammenbrach. Stattdessen schien Wirtho seine liebe Not zu haben, sich überhaupt auf den Beinen zu halten. Endlich stand er, halb auf das Schwert gestützt. Langsam kam Heinrich auf ihn zu und schien dem Brennberger die Hand reichen zu wollen. Statt einzuschlagen, hob Wirtho unvermittelt das Schwert und stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Arigund hielt sich die Hand vor den Mund. Eine List! Der Brennberger wollte seinen Gegner ungeschützt attackieren! Die Klinge surrte direkt auf Heinrichs Kopf zu. Der machte einen Schritt zur Seite. Die Menge kreischte, buhte und johlte. Doch im nächsten Augenblick brach Wirtho einfach zusammen, ohne dass ihn Heinrichs Schwert auch nur berührt hätte. Reglos blieb der Brennberger liegen. Die Schreie der Menge erstarben. Der Herold eilte herbei und beobachtete, wie Wirthos Helm geöffnet wurde. Von ihrem Platz aus konnte Arigund direkt in das Gesicht des Ritters blicken. Es wirkte seltsam verzerrt. Das rechte Auge starrte leer in den Himmel, Wangen und Mundwinkel hingen auf dieser Seite schlaff herab, und Speichel troff aus dem Mund, der unverständliche Laute von sich gab. Das andere Auge rollte wild von einer Seite zur anderen. Der Dämon, der von ihrem Gatten Besitz ergriffen hatte, schien seinen Körper verlassen zu wollen. Arigund schloss für einen Moment die Augen. Ihr Herz raste derart, dass sie glaubte, es müsste in ihrer Brust zerspringen. Auch Reimar blickte bestürzt auf seinen Bruder.

Der König erhob sich und starrte ungläubig auf den Brennberger hinab: »Berichte, Herold!«, rief er laut.

Der Mann verneigte sich vor seinem Herrscher. Dann ließ er die Posaunen erklingen: »Hört, ihr Edlen und ihr Bürger Wiens. Gott hat mit seinem Finger auf Wirtho von Brennberg gezeigt und seine lügnerischen Reden bestraft. Das Schwert Heinrichs von Meißen war nicht nötig, die Schlechtigkeit dieses Menschen zu offenbaren. Dennoch soll er zum Sieger dieses Zweikampfes ernannt werden.«

Die Menge wollte bereits wieder in Jubelrufe ausbrechen, doch Ottokar brachte sie mit einer Handbewegung zum Schweigen. Mit sichtlich ergriffener Stimme sagte er: »Das war wahrlich ein Gottesurteil!«

Bischof Bruno nickte. Der König winkte zu Reimar und Arigund. Die Wachen geleiteten sie bis vor den Herrscher. Vor seiner Loge knieten sie nebeneinander nieder und senkten ihr Haupt. Ottokar ließ erneut die Posaunen erklingen und verkündete:

»Die Unschuld des Herrn Reimar von Brennberg und der Dame Arigund von Brennberg ist unzweifelhaft bewiesen. Vom heutigen Tag an sei es unter Strafe niemandem mehr erlaubt, Ehrenrühriges über die beiden Edelleute verlauten zu lassen.«

Arigunds Erleichterung ging im Jubel der Menge unter. Blumen wurden ihr zugeworfen. Sie hob den Kopf und sah zu Kunigunde. Das Mädchen strahlte und winkte ihr zu, bis ihre Amme sie fortzog. Heinrich trat an ihre Seite und küsste minniglich ihre Fingerspitzen. Arigund verneigte sich tief vor ihrem Ritter und schenkte ihm das Einzige, was sie ihm geben konnte, ihr Lächeln. Auch er neigte artig sein Haupt. Doch dann ging er zu den Männern zurück. Arigund sah ihm sehnsüchtig nach. Die Zeit des Schulterklopfens und der Abenteuer war für sie vorbei. Heinrich würde nur in ihren Träumen ihr Lager teilen – vielleicht auch sie in seinen? Reimar ergriff zärtlich ihre Hand. Sie fühlte sich eiskalt an. Behutsam führte er sie zu seinem Mund, küsste sie kurz, wollte ihre Finger mit seinem Atem erwärmen. Es fühlte sich gut und richtig an, dennoch entzog sie sich ihm: »Ich muss nach meinem Gatten sehen, wie es Anstand und Sitte von mir verlangen«, sagte sie mit gepresster Stimme.

Überrascht sah Reimar sie an. Ließ sie ihn stehen für dieses Monster? Für einen Moment wollte Reimar sie nicht freigeben, aber dann ließ er sie gewähren.

Wirtho von Brennborg starb am dritten Tag nach dem Turnier ohne seine Sprache wiedererlangt zu haben oder die Fähigkeit, seine rechte Körperseite bewegen zu können. Im Morgengrauen verlor er das Bewusstsein, und kurz danach griff der Tod nach ihm. Seine Gattin wich in dieser Zeit nicht von seinem Lager, und so lobte später jedermann den Edelmut der Herrin von Brennborg. Bischof Bruno gestattete ihr, in des Königs Namen, den Truchsess in dem neu gegründeten Dominikanerkloster der Wiener Neustadt beisetzen zu lassen. Maestoso ging seinem Herrn schon in der Nacht des Ehrenhändels voran. Eine schwere Kolik warf ihn ins Stroh, aus der er sich nicht mehr erholte. Unmittelbar nach der Totenfeier verließ Arigund gemeinsam mit ihrem Schwager, dem zukünftigen Truchsess, Wien, um nach Brennborg zurückzukehren. Gerne hätte sie sich noch von Annelies und Matthias verabschiedet, doch die beiden schienen nach dem Turnier wie vom Erdboden verschluckt. Arigund unterließ alle weiteren Versuche, ihre ehemalige Zofe aufzuspüren. Sie und ihr Gatte mochten ihre Gründe haben, weshalb sie unentdeckt bleiben wollten. Stattdessen sandte die neue und alte Herrin von Brennborg einen Boten nach Eichstätt mit der Bitte, Kunigund von Brennborg von ihrem Gelübde zu entbinden. Ihre Hilfe würde dringend auf der Burg benötigt. Heinrich von Meißen zog seiner Wege, den Verlautbarungen nach wollte er den Winter in Frankreich am Hofe Ludwig IX. verbringen.

ZUM SCHLUSS

Die Geschichte von Arigund DeCapella und Reimar von Brennborg ist gänzlich erfunden. Das Geschlecht der Brennborgs allerdings ist geschichtlich belegt. Die Burg steht im gleichnamigen Örtchen als sehenswürdige Ruine im Landkreis Regensburg und lohnt – genau wie das nahe gelegene Höllbachtal – in jedem Fall einen Besuch. Wer sich um die Mitternachtsstunde bei Vollmond hinwagt, kann vielleicht sogar das Seufzen des Waldkauzes hören, der Arigund so erschreckt hat. Angst braucht man aber keine zu bekommen, denn die »Holle« und die »Heimchen« wurden längst mit dem mittelalterlichen Aberglauben aus dem Tal verbannt. Sehen kann man allerdings noch die riesigen Steine, die sie nach ihren wilden Spielen liegen ließen, und die restaurierte alte Mühle.

Truchsess von Brennborg war in jener Zeit Reimar II. (1236–1271). Sein Sohn Reimar III. wurde angeblich erschlagen. Wer von beiden der Minnesänger war, lässt sich den Quellen nicht eindeutig entnehmen. Auch gab es einen »Wirtho von Brennborg«, der sich in den Geschichtsbüchern »Wirntho« schreibt. Zwecks stärkerer Abgrenzung von der historischen Figur wurde hier eine andere Schreibweise vorgezogen. Über Wirnthos Charakter ist nichts bekannt, aber es bleibt zu hoffen, dass er ein angenehmerer Zeitgenosse war als Arigunds erfundener Ehemann. Der Fantasie entsprungen ist auch Wirthos »große Liebe« Berta von Eckmühl und deren Beziehung zu Gebhard von Ortenburg, der im wirklichen Leben nie um sie warb. Der Graf von Murach starb unverheiratet und kinderlos.

Eine historische Figur ist hingegen Przemyslaw Ottokar II. von Böhmen. Er war ein äußerst umtriebiger Mensch und bekannt für die Gründung unzähliger Städte in Böhmen, Mähren und den ungarischen Grenzgebieten. Er vertraute dabei häufig auf die Erfahrung deutscher Siedler und lockte sie mit großzügigen Versprechungen in sein Hoheitsgebiet. Zudem war er ein freigiebiger Gönner deutscher Dichter und Sänger. Sein Hof galt im 13. Jahrhundert als kulturelles Zentrum in Europa. Historisch belegt sind auch Bischof Bruno und Wernhardt von Zelkingen, seine beiden Ratgeber. Die meisten anderen Personen, die seinen Hof in diesem Buch bevölkern, sind frei erfunden oder lediglich namentlich als seine Günstlinge bekannt. Die Geburt des Thronfolgers Wenzel wurde in der Geschichte etwas nach vorne verlegt, sie erfolgte wohl erst drei Jahre später.

Nicht ganz gesichert ist, ob der Dichter Heinrich von Meissen, genannt »Frauenlob«, jemals als Minnesänger an Ottokars Hof gelangte. Immerhin wäre es möglich. Heinrich kam viel herum. Er dichtete unter anderem für Heinrich von Kärnten, Rudolf von Habsburg, König Wenzel II. von Böhmen und den König von Dänemark.

DANKSAGUNG

Viele Menschen haben zu diesem Buch beigetragen und mich in meinem Bemühen immer wieder bestärkt. Allen voran meine langjährige Freundin Chris, ohne die ich nie den Mut gehabt hätte, das Manuskript überhaupt in Angriff zu nehmen. Sie war mir stets eine kritische Ratgeberin. Meinen Lektorinnen Melanie Blank-Schröder und Judith Mandt danke ich für das entgegengebrachte Vertrauen und meinem Textredakteur Kai Lückemeier für sein unermüdliches Bemühen, dem Manuskript den letzten Schliff zu geben.

Eine ebenfalls große Hilfe waren mir mein gelehrter Freund H. K., weil er mir die Welt des Mittelalters nahebrachte, und seine Frau Micha. Meiner langjährigen Freundin wünsche ich so sehr, dass all ihre Zukunftspläne in Erfüllung gehen mögen. Bedanken möchte ich mich auch bei meinem Freund Friedhelm Watermann für seine Geduld und Sorgfalt bei der Durchsicht des Manuskriptes. Zuletzt bleibt mir noch, mich bei meinem Mann Harald und meinen großartigen Söhnen Julius und Felix zu bedanken, die stets bemüht waren, mir den Rücken freizuhalten. Ich freue mich schon darauf, demnächst gemeinsam mit ihnen die Spielorte meines nächsten Romans, Straubing, Vohburg und München, zu erkunden.

Karolina Halbach wurde 1962 in Neustadt an der Waldnaab geboren und kennt Regensburg schon aus ihren Kindertagen. Schon damals hat sie sich in das »bayrische Venedig« verliebt. Mehrere Jahre war es ihr vergönnt, mit Blick auf Burg Brennberg zu wohnen, was sie zu diesem Roman inspirierte. Viele der beschriebenen Örtlichkeiten, wie etwa das Höllbachtal, Falkenstein und den »Goldenen Steig« kennt sie als begeisterte Freizeitreiterin vom Pferdesattel aus. Die promovierte Naturwissenschaftlerin lebt heute mit ihrer Familie in der Nähe von Passau. Sie liebt die Natur, ihre Familie, zwei Hunde und drei Ponys.